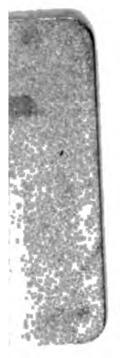

Princeton University Library
32101 065208629




VET TES TAMEN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget





MITTEILUNGEN

DER

SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Mit einer Sprachkarte

Band XIX

Jahrgang 1917

BRESLAU
Kommissionsverlag von M. & H Marcus
1917


Digitized by Google

Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

Besprechungen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Altschlesische Schreiberverse.

Von Dr. Josef Klapper in Breslau.

Ein Bild des deutschen Volkslebens wäre unvollständig, wenn der deutsche Student darin fehlte. In anderen Ländern könnte man hier den Studenten missen; bei uns sind Volkstum und Studententum noch nicht zu trennen. Der Studentenbrauch holt wesentliche Züge aus altdeutschem Handwerksbrauch; das Studentenlied ist zum Volkslied geworden, und der Studentenwitz hat den philiströsen Bürger zum Ziele, und das Volk gibt ihm Recht. So war es in vergangenen Tagen mehr noch als heute. Die Volkskunde wird daher auch in diesem Felde deutscher Kultur Ernte halten dürfen. Und die Wandlungen des Studenten vom krassen Fuchs zum alten Haus, wie sie sich in der Überlieferung deutschen Schrifttums spiegeln, der Ausdruck von Weltanschauung und Seelenstimmung, von Lust und Leid seit den Tagen der Carmina Burana bis zum neuen Kommersbuche werden reichen Stoff auch der Volkskunde bieten. Anschauungen und Stimmungen fanden natürlich in vergangenen Jahrhunderten auch hier einen mehr formelhaften Ausdruck in der Wahl von Wort und Bild, ihr Inhalt war wohl auch enger begrenzt als heute; der Grundton ist damals wie heut der gleiche, es ist der im Studentenherzen wohl stärker als anderswo empfundene Zwiespalt zwischen Ideal und Leben, zwischen dem Hange zum frohen Lebensgenuß und der Erkenntnis, daß der Weg zu ernsten Zielen Entsagung heißt. Zwei Seelen wohnen, ach! in des Scholaren Brust. Und noch ins finstere Philsterium hinein winken die heitren Bilder vergangener Scholarenzeit.

Wenn vor fünfhundert Jahren der junge Kleriker das akademische Studium mit dem Philistertum der heiligen Theologie vertauschte und von nun an hinter den Klostermauern oder auf einsamer Expositur als



Schreiber oder Seelenhirt sein weltentrücktes Amt zu üben hatte, dann blickte er so manches Mal zurück ins Land der jetzt verbotenen Freuden. Übermütige Liedchen, kräftige Sprüchlein voll Lebenslust, wie sie einst im Kreise heiteren Vagantentums erstanden waren, kehrten dann wohl in seinen Sinn zurück, und seine Hand, die eben fromme Zeilen noch mühevoll und sauber auf dem Pergament beendet hat, kann solcher Lockung nicht mehr widerstehn. Im Buche, das jetzt glücklich abgeschlossen ist, blieb auf der letzten Seite noch ein Stückchen freier Raum, und wo nach alter Überlieferung ein Stoßgebetlein seine Stätte finden sollte, entstellt — o Schreck! — ein tolles Verslein, aus Studentenübermut geboren, das fromme Werk. Ein Satirspiel nach der Tragödie. Ein kurz Gebetlein hätte dorthin gehört; was meistens schon mit einem frommen Verse begonnen ward, es sollte auch so enden. Nicht selten finden wir sogar, daß eine gleiche Hand den losesten Scholarenvers mit dem aus herzinnig frommem Sinne entquellenden Gebete vereint.

Diese enge Welt der Schreibersprüche, deren Anfänge ins achte Jahrhundert zurückzuverfolgen sind, soll uns hier beschäftigen. Doch nur soweit uns dies die schlesische Überlieferung ermöglicht. Auch auf diesem Gebiete reichen die Quellen in Schlesien nicht über die letzten 150 Jahre des ausgehenden Mittelalters zurück. Es ist kaum etwas Neues, was durch sie an Stoff erschlossen wird. Anderwärts sind solche Sprüche ja schon in beträchtlicher Zahl gelegentlich bei der Beschreibung von Handschriften mitgeteilt worden; wer eine reiche Auslese von sachkundiger Hand besorgt genießen will, der wende sich an den entsprechenden Abschnitt in Wattenbachs schönem Buche über das Schriftwesen im Mittelalter[1]). Ein Versuch zur erschöpfenden Sammlung ist jedoch bisher, auch nicht einmal auf landschaftlich begrenztem Gebiete gemacht worden. Die vorliegende Sammlung verfolgt dieses Ziel für Schlesien, soweit die Handschriften in Betracht kommen, die auf der Königlichen und Universitätsbibliothek vereinigt sind. Sie wird uns einen, wenn auch notwendig unzulänglichen Einblick ermöglichen in die Stimmungs- und Gedankenwelt unserer alten schlesischen Schreibermönche und damit ein Gegenstück bilden zu der Sammlung altschlesischer Sprichwörter, die uns die Stimmungen und Anschauungen des Bürger- und Bauernstandes spiegelten[2]).

[1]) 3. Auflage, 1896.

[2]) Vgl. in diesen Mitteilungen Bd. XIII (1910) 77 ff.

Gottes Lob soll nach altem Brauche das Werk beschließen, an dem der Mönch oft monatelang geschrieben hat.

Lob dem Ewigherrschenden in der Himmelsburg; Lob dem Allmächtigen; Lob dem wahren Gotte; Dank dir, Gott, der du uns immerdar liebst. Gelobt sei Gott in den kleinsten Dingen wie in den größten. Gebenedeit sei der Dreieinige. Lob sei Christus, da das Buch beendet ist. Ehre dem Dreieinigen, dem Vater, dem Sohne und dem Geiste. Lob und Ehre sei Christus, das Buch hat ein Ende. Lob sei dir, Christus, dafür daß das Werk vollendet ist. Das Ende der Laufbahn ist erreicht, lebt somit wohl, ihr Schreiber! So endet dies Werk im Namen Christi. Der das Alpha und O ist, Christus sei gelobt und gepriesen. Gebenedeit sei Christ, der für uns litt. Der Jungfrau Sohn sei gelobt, so oft jemand in diesem Buche liest. Amen, unser Trost sei der heilige Geist. Gebenedeit sei Gott und seine liebe Mutter. Lob sei dem Sohne Marias in alle Ewigkeit. Gelobt sei Gott mit allen seinen Heiligen. Lob sei Gott und dem heiligen Bartholomäus. Lob sei Gott und dem heiligen Augustin. (Nr. 1—40).

Das einfache Lob Gottes und seiner Heiligen wandelt sich zur Widmung; das vollendete Werk wird den Himmlischen dargebracht, und an die Opfergabe schließt sich die Bitte an den Herrn um Verzeihung der Sünden, um Gnade und Seligkeit, das Gebet zu Maria und den Heiligen um ihre Fürbitte bei Gott und um Hilfe in irdischer Not.

Nimm hin, Künder des göttlichen Wortes, was ich hier schrieb. Nimm an, o Christus, das Buch, das zu deinem Lobe vollendet ist; meines Herzens demütige Stimme singt dir Lob und Ehre; des Lesers heiliges Gebet sei meines Werkes Lohn; solches Gebet, aus ganzem Herzen dargebracht, erschließe uns den Himmel. Nun ist fürwahr ein Ende; gelobt sei Gott, Gnade mir Sünder. O Gott, segne das Leben des Schreibers und des Lesers. Höre, Christus, am Ende des Werkes mein Gebet; Zu dir seufze ich, bei dir zu leben sehne ich mich; um die Seligkeit flehe ich zu dir; laß mich die Sünde beweinen; nimm von mir die Furcht der Welt und ihre Liebe; gib mir ein Leben, das vor Sehnsucht nach dem Himmel glüht; ich grüß dich, Jesu Christ, nimm mich zu deiner Rechten, Schöpfer des Lebens, sprich in meinem Tode das Wort der Schrift zu mir: Kommet, ihr Seligen, Amen. Möchte mit Christus ewig leben, der dieses Buch geschrieben hat. Hilf, Gott, aus Not! Nun hat der Psalter ein Ende, Gott uns zum Himmel sende. Gott errette die Seele des Schreibers und des Lesers. Der Lohn des Schreibers sei der dreieinige Gott. Wer dieses Buch geschrieben, der möge nicht sterben, ohne seine Sünden aufrichtig zu beichten. Der barmherzige Vergelter erbarme sich der Seele des Schreibers Möchte ich rein von Sünden bleiben, darum bitte ich zum Beschluß. Laßt uns Amen sprechen, damit wir vereint mit Christus bleiben. Er gebe uns die Freuden des ewigen Lebens. Bessere, guter Jesus, den Schreiber dieses Buches; Amen, das geschehe, lieber Herr und Gott. Nun ist das Werk beschlossen, nun will ich dir, Christus, einen Lobgesang singen; doch sei mir Sünder gnädig; gib meiner Seele Frieden und erleuchte meinen Geist, daß ich, was in dem



Werk beschrieben ist, richtig erfasse. Anfang, Mitte und Ende lenke du, Maria. Führe, milde Jungfrau, meine Hand, daß ich nichts Eitles schreibe. Amen sagen wir nun alle; o Maria, gütige Mutter, hilf uns. Königin des Himmels, verlaß den Schreiber nicht. Nun reich ich, o Gott, dir dieses wertlose Buch; ich habe es beendet; Lob sei dir, Jungfrau Maria; hilf mir, Himmlische, daß ich die Freuden des lebendigen Gottes schaue. Hilf, Gott, Maria, gib Rat! Maria, Mutter, reine Magd, all unser Not sei dir geklagt. Amen, das walte Gott; und die Mutter sein möge unser aller Schutz und Schirm sein; Amen, das gescheh. Lob sei dir, Christus, der du unser Schöpfer, Erlöser und Heiland bist, Amen; so spreche ich Schreiber Heinrich und setze hinzu: O Maria, Rosenkönigin, empfiehl uns Hilfeflehende dem Herrn. Maria sei gnädig uns, bitt dein liebes Kind für uns. Nun schließt das Buch von des Johann von Luberaze Hand; dies Buch schrieb Johann und segnete es: der allmächtige Gott gebe, daß auch er gesegnet sei; nun sollt ihr beten und eure Bitten ausschütten, daß er zu Gottes Ruhme Gnade finde: zum Herrn des Himmels wollen wir mit gläubigem Sinne rufen, daß der Herr nach Verdienst seine Himmelsgaben schenke; loben wir ihn, weil des Johannes Taten des Lobes wert sind; loben wir ihn im Wettstreit jetzt und in Ewigkeit. Wach, Engel, wach! (Nr. 41—73).

Mancher dieser frommen Wünsche, mit denen der Schreiber von seiner Arbeit Abschied nimmt, ist in ganz allgemeiner Form gehalten, ohne daß Gott oder die Heiligen besonders genannt werden: Amen wollen wir alle sagen. Das Buch ist zu Ende, der Schreiber bleibe von Sünden frei. Des Schreibers Lohn sei die Liebe des heiligen Geistes. Wer dieses schrieb, des Hand sei gesegnet. Wer dieses schrieb, schreibe und lebe noch lange Zeit. Ich hoffe, einst von Sünden frei zu sein. (Nr. 74—80).

Einigemal beschränkt sich der Schlußvers auf die Bitte des Schreibers, der Leser möge seiner im frommen Gebete gedenken: O lieber Freund, bitte du für mich Laurentius, der ich harte Not erlitten habe, als ich dieses Buch schrieb mit eigener Hand. So bitte ich euch, geliebte Brüder, zum Beschluß, daß ihr beim Lesen an mich armen Sünder denkt. Mit frommem Sinne bittet der Schreiber um ein Ave Maria. Betet für mich armen Sünder. Nun zum Beschluß sei Lob und Ehre Christus; und betet ein Vaterunser und ein Ave, so bitt ich, für mich, der das Buch schrieb. (Nr. 81—85).

Bisher bewegen sich die Verse in der bekannten Gedankenwelt mittelalterlichen Mönchtums, ohne daß die Gebetlein besondere volkstümliche Färbung zeigen. Anders steht es in der folgenden Gruppe, in der derber Volks- und Scholarenhumor immer wieder zur Geltung kommt. Teils ist nur auf den Verlauf, die Art der Schreibarbeit hingewiesen, wobei wiederholt scheinbar ernsthaft gebeichtet wird, daß Sonn- und Feiertagsruhe dafür geopfert wurden, teils wird Abschied genommen vom Leser und ihm das Buch gewidmet; aber es wird auch der übermütigen Freude über die Beendigung der mühevollen Arbeit in kräftigen Worten Ausdruck verliehen. Bald spottet

ein Verslein über drohende Schulstrafen und bakelschwingende Lehrer, bald trifft der Spott den ungebildeten Bauern, wobei es zweifelhaft bleibt, ob er auch noch sozusagen unter die Menschen gerechnet wird. Manche dieser scherzhaften Bemerkungen verläuft sich auch mitten in den ernsten Text hinein, wenn nur ein Plätzchen dafür frei geblieben war.

Da habt ihr die Bescherung; tantum de festo. Nun ist das Ziel erreicht, und ich sag euch Lebewohl. Ich habe das Werk beendet, oft hab ich die Festtagsruhe geschändet. Christus mache seiner Mutter zur Ehr den Schreiber selig; die Rechte des Schreibers schütze des Allmächtigen Hand; ich habe das Werk vollendet, oft wurde das Fest geschändet; doch möge meiner sich erbarmen, dessen Name Jesus Christus ist. Höre nun auf, Schreiber, denn deine Hand ist ermüdet. Stelle jetzt die Arbeit ein, sie hat dich lange genug beschäftigt. Dieweil das Buch beendet ist, springt der Schreiber in hohem Freudensprung empor. Paul aus Mainz hat dies Buch beendet, trag es heim. Das Buch schrieb einer, den ich nicht kenne. Ich schrieb das Buch nicht mit dem Fuß, ich schrieb es mit der Hand. Ich habe das Buch ohne Hände geschrieben, das ist kein Scherz, sondern stimmt ganz genau. Mielchen, ich frage dich, liebst du von Herzen mich? Sag es nur, wenn's nicht sollt sein, gibt's ja noch andre Mägdelein. Schluß, sprich Amen, liebes Kind mein, Amen. Hier fehlt nichts im Texte, mir aber fehlt ein hübsches Kind. Schluß, beiß mich nicht, alter Schulhund. Ich lache übers ganze Gesicht, den mächtigen Rohrstock fürcht ich nicht. Laßt es mich am Schlusse sagen: Bauern können Feigen nicht vertragen. (Nr. 86—109).

Auch an ernsten Hinweisen auf die Schwierigkeit der Arbeit fehlt es nicht. Zu hohe Anforderungen von seiten des Lesers werden zurückgewiesen, dabei die Hoffnung ausprochen, daß das Buch gerechten Anforderungen genüge, auch die Bitte um günstige Beurteilung und um gütige Berichtigung der Schreibfehler geäußert. Die Schuld für Fehler der Abschrift wird der schlechten, unleserlichen Vorlage zugeschoben, doch auch die eigene Ungeschicklichkeit bekannt.

Ich habe das Buch beendet, ich schrieb es nach Gebühr. So ist es zu Ende; Gott gebe, daß es geraten sei. Habt mir es nicht für übel. Ein Schuft der, der von einem Schreiber fordert, was nur zwei leisten können. Wenn du, lieber Leser, alles, was ich schrieb, lobtest, wär es um deine Urteilsgabe nicht gut bestellt; doch wenn du alles tadeln wolltest, so sagte ich: du gönnst mirs nicht. Was der Schreiber verfehlte, mögest du, Leser, bessern. Hätte ich ein besseres Exemplar benutzen können, dann hätt ich allein manch falsches Wort vermieden. Hätte der Schreiber besser schreiben können, so hätte er es auch getan. Ach, ich hab es nicht richtig abgeschrieben, weil ich es nicht lesen konnte. Hätte ich besser geschrieben, so hätte ich auch meinen Namen hinzugesetzt. Nun ist das Buch beendet, Lob und Ehre sei Christus dafür; ach, ich habe es schlecht vollendet, da ich nicht gut schreiben kann; wer es



schrieb, des Hand möge gesegnet sein; Amen, sage dir fürwahr, du mögest geminnet sein. (Nr. 110—123).

Die letzte Probe leitet schon zu jenen Versen über, in denen in einfacher Angabe oder in gelehrtem Versteckspiel unter halb rätselhaften Andeutungen der Name des Schreibers oder die Entstehungszeit des Buches mitgeteilt werden: Wer das Buch schrieb, trug den Namen Ottelin. Wer mich schrieb, hieß Konrad. Dies Buch schrieb ein Hieronymus, er betet allezeit zu Christus. Wer mich schrieb, hieß Ludwig. Wenn du, Leser, meinen Namen wissen willst, ich heiße Blasius und mit dem Zunamen Buriak. Nachdem ich dies mit meiner Hand in Kürze geschrieben habe, mach ich hier Schluß; wenn du meinen Namen wissen willst, so kannst du dir hier den Vornamen und den Zunamen bilden; Bar ist die erste Silbe, to die zweite, lo die dritte, me kommt zu viert; us ist der Schluß; nun findst du, wie ich heiße; setze dann Buch und endlich wald, so weißt du meinen Zunamen; das Jahr findst du durch Rechnung aus dem Worte Muccucculim (1453); der Tag des Jahres war der vierte vor dem Johannistage. Nach Tausend, nach dreihundert, nach sieben und viermal zehn ist dieses Buch an einem Dienstage beendet worden; wer es schrieb, war Johannes geheißen; wer es schrieb, des Rechte sei gesegnet. Im Jahre Tausend nach der Geburt Christi aus der Jungfrau und dazu vierhundertfünfundsechzig, am zehn und neunten Tage vor den Kalenden des August hab ich zur Ehre Gottes und aus Liebe zur Gottesgebärerin dies Buch beendet; möchte mich der Herr rein von Sünden bewahren heut und gestern und immer und an allen Tagen. (Nr. 124—132).

Manche Angaben gewähren einen Einblick in die persönlichen Verhältnisse der Schreiber; es sind meistens Klagen über die schwierige Lebenslage des Klerikers. „Geschrieben in der Verbannung durch mich Martin Tilo, der ich auf unsicherem Grunde stehe und von einem Tage zum andern mein Dasein friste; hoffen und harren ist wahrlich eine Qual; wenn die Hoffnung zergeht, heißt sie nicht mehr Hoffnung, sondern Pein". — „Wenn es dir wohl geht, so gedenke an einen armen Gesellen", klagt der Breslauer Nikolaus Niederbein 1451 in Lemberg. — „Lob dir, Christus", ruft ein anderer, „denn das Buch ist zu Ende; wer reichlich von dem Seinen spendet, wird von allen gelobt: doch gibt es in der Welt keinen Reichen, der sagen möchte: Ich habe genug". „Ich lasse alles allen, laßt mir meine Träume". — Und ein vierter warnt: „Wenn ich auch jetzt arm bin, soll mich doch niemand verachten; Christus war arm, und doch herrscht er nun über die Welt". (Nr. 133—136).

So nähern wir uns bereits den Sentenzen. Vom Werke, das beendet ist, greift der Schreiber gern auf eine sprichwörtliche Wendung über. Daneben gelten teilweise kurze Versgebetlein, die keinen Hinweis mehr auf das vollendete Werk enthalten, als Beschluß.



Das Ende des Buches ist da, unser aller Ende kommt auch einmal. So ist endlich der Schluß da, doch will ich armer Erdenwurm nicht frohlocken, denn unser aller Ende ist der Tod. Lobe den Beginn, wenn die Sache gut ausging; erst wenn das Ende gut ist, ist das Ganze lobenswert. Amen, das gescheh! Ach Mensch, wenn du wüßtest, was du bist und woher du stammst, dann würdest du dich nie freuen, du würdest allezeit weinen. Hier schließt das Buch von der Hand C. Krapitz; wer die Teile der Logik nicht kennt, strebt vergebens zur Weisheit; die Weisheit erforsche mit Hilfe der Logik, nicht umgekehrt. Schluß des Buches; über jede Pest geht doch ein unaufrichtiger Mensch, der mit blumiger Rede die Pfade seiner Seele schmückt; oft tötete schon durch ihren Biß die Schlange einen gewaltigen Stier; vom zwerghaften Hunde wurde manches Mal ein Eber gestellt. Wenn Gott allen Doppelzüngigen die Sprache rauben wollte, gäbe es an einem Tage mehr als hundert, die wie einst Zacharias verstummen müßten. Bricht einer das Wort, so brich es ihm auch. Es wird kein großer Weiser aus dem, der nur immer spielen möchte. Der süße Name unseres Herrn Jesus Christus und der Name der glorreichen Jungfrau Maria seien gebenedeit; ihr schwarzen Mönche, ihr seid zu allem Guten träge, ihr seid, Gott ist dessen Zeuge, die schlimmste Pest. Nun gehen wir hin und singen Lob und Dank: doch nehmt euch vor den Kellerlöchern in acht, sonst brecht ihr euch den Hals. Nun ist das Buch zu Ende, ich schrieb es ohne Hände; überlege dir alles gut, tu das Gute, meide das Böse. Hüte dich vor den Katzen, die vorn lecken und hinten kratzen. Wer seine Fehler wohl erwägt, nicht nach meinen Fehlern fragt. Heilige Maria, Gottesgebärerin, reine Jungfrau, nimm dich meiner an in diesem Tale der Tränen; denn der Sündenschmutz droht mich zu überwältigen: dich, Gütige, bitte ich, laß mich nicht darin versinken. Vater im Himmel, dein Name sei geheiligt; dein seliges Reich komme in diese Welt; dein Wille geschehe auf Erden wie im Sternenreiche; gib du uns unser tägliches Brot: vergib uns unsre Schuld, wie wir unseren Schuldnern vergeben; laß nicht zu, daß uns Versuchung schade; dein Schutz verteidige uns gegen alles Übel. (Nr. 137—150).

Bunter und volksmäßig derber wird die Sprache der Beschlüsse, wenn der Wunsch nach Entgelt der mühevollen Arbeit zum Ausdrucke kommt. Die Bitte um den handgreiflichen Lohn wird in die verschiedensten Formen gekleidet; die Hoffnung, daß die Schreibarbeit nicht unbewertet bleibe, die ganz allgemein gehaltene Forderung, die das Wesen des erwarteten Entgelts nicht näher bezeichnet, die Klage, daß der Lohn zu gering ausgefallen und nur ein Dankschön gewesen sei, das Bedauern, daß die Bezahlung schon vorweg geleistet und verbraucht sei, die Bitte um Geld zu einem Trunk, um ein Rind oder ein Pferd, um einen Mantel oder einen Becher Bier, der scherzhaft geäußerte Wunsch, daß der Lohn ein hübsches Mägdelein sein möchte, die Zusammenfassung mannigfacher derartiger Wünsche in der Gebetsparodie.

So steht geschrieben: Wer mehr arbeitet, soll auch mehr Lohn empfangen.



Der schönste Trost in der Arbeit ist die Hoffuung auf den Lohn. Nun ist das Werk zu Ende, drum fordere ich den Lohn für die Arbeit. Das Werk ist beendet, den Lohn der Arbeit hab ich schon vertan. Da ist die gute, nützliche Ziege fertig; mir ist mein Lohn gar krank, mir wird nichts gegeben außer: Habe Dank. Hier schließt das Buch von der Hand des Schreibers, sein Lohn ist ein Dreck. Das ist das Ende, und der Schreiber braucht gar dringend Geld. Das Ende ist da, das macht mir große Freude. Ach, Gott, wie sehr geht Geld vor Ehr; Geld geht vor alle Ding'; „Du lügst" rief da der Pfenning. Der mich schrieb, hieß Albert; gebt dem Schreiber ein Rind zum Geschenk oder auch ein Pferd. Höre nun auf, Schreiber, deine Hand ist müde; gebt dem Schreiber ein Rind oder ein Pferd. Wenn du mir Armen einen Mantel schenkst, machst du, daß ich mich reicher fühle als der Papst. Hier soll ein Ende sein, schenk mir zu trinken ein, Amen. „Gieß ein gut Bier", sprach der Lesemeister. Amen, nun laßt uns gehn nach Jubelwitz, holen wir uns die wohlverdienten Hellerlein in Schlaup, versaufen wir sie im Kretscham, in den wir geraten; wer hierher seinen Namen setzte, der will gelobt sein. Das Ende ist wirklich da; ich begehre von Eurer Gnaden das Schlußgeld dafür; denn ich bin ein frommer Knecht, und mich gelüstet nach einem Trunke Wein. Dies schrieb Nikolaus aus Neiße, der gern gutes Bier trinkt, schlechtes aber garnicht mag. Hier hat das ein Ende, Gott uns sende in sein Reich, wo wir bleiben mögen ewiglich; ich habe das geschrieben, mir sind gar wenig Heller übrig blieben, sondern sie sind gegangen um Wein und Bier, jetzt und allezeit gar schier, denn das macht die Menschen schön und zier. — Nach Beendigung des zweiten Bandes setzt der gleiche Schreiber das Verslein: An beiden Teilen hab ich viel geschrieben, mir sind wenig Heller übrig blieben, sie sind gegangen um Bier und Wein; Gott behüte den Schreiber vor ewiger Pein, Amen. Nun hat das Buch ein Ende; Gott geb uns nach diesem Elende die ewige Ruh, da helf uns Maria zu; etcetera, Schreiber, dem ist der Beutel leer, darein möchte er Pfennige haben und dazu ein Mägdelein wohlgetan; der ist Ullrich genannt und geboren zu Bayerland. Ach, Gott, durch deine Güte beschere uns Kappen und Hüte, Hausfrau und wenig Kinder, Mäntel und Röcke, Ziegen und Böcke und dazu Hellerlein, so wollen wir gerne deine Diener sein, Amen. So schließt dies Buch: der Schreiber bleibe von Sünden rein; wer das Buch vernichtet, dem breche der Teufel den Hals; lobe den Schreiber, bis du einen besseren findest; man gebe dem Schreiber für seine Feder ein schönes Mägdelein; das Buch ist vollendet, der Schreiber springt empor peto leto. (Nr. 151—177).

Das mühsam geschaffene Werk wird der Obhut des Benutzers empfohlen; vor Beschädigung wird gewarnt. Der ehrliche Finder wird um Rückgabe gebeten; der Bücherdieb verflucht und mit der ewigen Höllenqual bedroht.

Das Buch ist beendet; wer es findet, der soll es dem Johann von Wartenberg wiedergeben. Wenn jemand dies Buch gestohlen hat oder findet und es nicht dem Bruder Johann Fleischer wiedergibt, der sei verflucht. Das Buch gehört nach St. Maria in Heinrichau; wenn es jemand entwendet, der sei verflucht. Hier endet der zweite Band der Homilien des Marienklosters in Sagan;



wenn es jemand stiehlt oder mutwillig beschädigt, der sei verflucht. Das Los der Himmlischen möge der Schreiber dieses Werkes teilen; den Tod der Schufte möge der Dieb des Buches sterben. Nie soll derjenige Christus erblicken, der dieses Buch entwendet; nun sprechen wir geziemend Amen zum Beschluß. Wer das Buch stiehlt, dem breche der Teufel den Hals. Den Dieb sollen Erebus, Styx, Cocytus wälzen, dem der es wiederbringt werde der Himmel zum Erbe; wenn du den Namen des Besitzers erfahren willst, Si ist die erste, mon die zweite Silbe; zu Hirschberg ist er geboren, Feist ist er zubenannt; ihm möge man um der Ehre Christi willen dieses Buch wiedergeben.

So führen die Buchschlüsse vom Himmel durch die Welt zur Hölle; ästhetisch wertvoller sind die Verse, die ernstes Gebet zum Inhalte haben, volkskundlich bedeutender die ungeschminkten, teilweise derben Scherzverse. Die Stimmung, die bald zu der einen, bald zu der anderen Art der Buchschlüsse greifen läßt, ist mit Ort, Zeit, Alter und Lebenslage des Schreibers verschieden. Auf Grund der geringen und lückenhaften Überlieferung für die Jahrhunderte oder die Ordensgemeinschaften feste Ergebnisse herausfinden zu wollen, wäre verfehlt. Die Mehrzahl der Verse sind formelhaft überliefertes Gut; wenn einzelne Arten zu gewissen Zeiten nicht verwendet worden sind, so müssen sie doch in den Schreibstuben weitergelebt haben, da sie später wieder auftauchen. Die Klostersitte war eben nur zeitweilig gegen ihre Verwendung; die Bekanntschaft mit den verschiedenen Gruppen der Schreibverse können wir in jedem Kloster voraussetzen. Eine Anordnung nach Klöstern oder nach dem Stande des Schreibers an der Hand der zufälligen Überlieferung ist somit überflüssig. Die Gesamtheit dieser Überlieferung bietet also weniger ein Hilfsmittel für die Charakteristik bestimmter Klöster oder Zeiten, als vielmehr ein Bild des Gedankenkreises des Scholarentums im allgemeinen.

Die Form der Verse bietet im Vergleich mit der sonstigen mittelalterlichen Scholarenpoesie kaum etwas Eigenartiges. Überwiegend wird durch Rhythmus oder Reim eine poetische Form angestrebt, sodaß unter sechs Fällen immer nur ein Prosaschluß vorkommt. In diesen prosaischen Schlußbemerkungen handelt es sich dann um formelhafte Wendungen aus kirchlichen Gebeten (Nr. 27. 35. 36. 49. 55. 97, zweiter Teil) oder um Wendungen, die der Predigt entlehnt sind (Nr. 82. 86. 87. 151); an einigen Stellen werden Angaben persönlichen Inhalts in Prosa gemacht (Nr. 81. 111. 134), diese meist in leicht scherzhafter Art (Nr. 94. 102. 104. 105. 159. 168. 171); zweimal sind die Prosaschlüsse Entlehnungen aus Versen



(Nr. 96. 97, erste Hälfte), zwei enthalten Sentenzen (Nr. 113. 152), und der Rest sind Besitzervermerke mit der Bitte um Rückgabe oder der Strafandrohung für Bücherdiebe (Nr. 178 bis 181). Nur sechs von den Prosaschlüssen sind deutsch, darunter zwei auch nur teilweise, die übrigen sind lateinisch.

Die Form der lateinischen Sprüche in poetischer Gestalt bietet keine Überraschungen. In zwei Fällen liegt rhythmische Prosa vor, die reimlos bleibt (Nr. 74. 137), in elf weiteren Fällen bindet der Reim zwei Gedankenhälften, ohne daß ein Rhythmus beabsichtigt erscheint (Nr. 4. 10. 28, Vers 2. 40. 64, Vers 2. 115. 116. 116a. 117. 118. 121). Zwei Zeilen rhythmischer Prosa sind durch Paarreim gebunden in Nr. 85; zwei dreisilbige Satzhälften durch weiblichen Endreim in Nr. 43; zwei siebensilbige Hälften durch Reim in der zweiten Silbe eines Trochäus in Nr. 26. Einige Sprüche bilden antike Hexameter nach (Nr. 114. 129); ein Vierzeiler bringt antike Distichen (Nr. 142). Aber weitaus die Mehrzahl, 126 Fälle, weist die mittelalterliche Form des Hexameters mit Reimbindung der Zäsur und der Endsilbe auf; Freiheiten im Bau sind hier zahlreich, doch bleibt in der fünften Silbe immer der Daktylus gewahrt, wenn auch mit Verstößen gegen die antike Quantität. Einigemal (Nr. 8. 11. 18. 33. 37. 52) zerstören Einschiebungen, in anderen Fällen die Verkürzung (Nr. 3) oder sonstige Unregelmäßigkeit (Nr. 155) die ursprüngliche Gestalt. Reimkünsteleien bekannter Art treten hinzu. Bald weisen in Hexameterpaaren die Zäsursilben andere Endreime auf als die Endsilben (Nr. 54, Zeile 2—3. 42. 66, Zeile 2 bis 3. 149. 182. verderbt in Nr. 34); bald schreitet die Form zum Dreireim (Nr. 30. 32. 101, Zeile 2. 146, Zeile 2); besonders kunstvoll ist die Kongruenz des Reimpaars Nr. 183, in dem der erste Vers durch Dreireim mit dem zweiten gebunden ist; einmal liegt Vierreim vor (Nr. 147). Ein vermutlich aus einem leoninischen Hexameter entstellter leoninischer Pentameter läuft dabei unter (Nr. 62), desgleichen Mischungen antiker und leoninischer Form (Nr. 35. 150. 188). Vagantenrhythmik begegnet in Nr. 80 mit Reimbindung beider Hälften und in Nr. 70, wo rhythmische Prosa mit zwei Rhythmenversen vereint ist, die ihrerseits reimgebunden sind.

Die deutschen Verse sind ganz einfach gebaut. Bis auf ein Stoßgebetlein (Nr. 73) lassen sich alle aus der vierhebigen Verszeile herleiten (Nr. 50. 67. 68. 69. 71. 148. 161. 172. 173. 174. 176).



Dabei finden sich auch Fälle lateinisch-deutscher Sprachmischung in denen die Versform in die Brüche geht (Nr. 106. 108. 109); zweimal dringt die Sprachmischung in den Hexameter (Nr. 158 und verdorben 170); Sprachmischung in rhythmischer Prosa mit Binnenreim zeigt Nr. 169. Sprachlich gehören die deutschen Stücke alle der ostmitteldeutschen Mundart an; nur Nr. 48 zeigt niederdeutschen Einschlag. Die in mittelalterlichen Dichtungen da und dort auftretende Neigung, mit griechischen Brocken zu prunken, begegnet einmal (Nr. 188). Unerklärte Wörter, wohl slavischen Ursprungs finden sich in Nr. 103.

Die Zeit der Überlieferung ergibt sich aus der folgenden Aufstellung.

12. Jahrhundert. Undatiert: Nr. 23.

13. Jahrhundert. 1275: Nr. 48; undatiert: Nr. 123. 137. 147. 162. 165. 180. 184.

14. Jahrhundert. 1. Hälfte. 1347: Nr. 131; undatiert: Nr. 22. 47. 64. 66. 120a. 163. 174. 177.

14. Jahrhundert. 2. Hälfte. 1353: Nr. 135. 1354: Nr. 72; 1356: Nr. 13b; 1372: Nr. 60; 1374: Nr. 78. 124. 125. 154; 1376: Nr. 167a; 1384: Nr. 3. 68. 119. 120. 126; 1385: Nr. 19. 61: 1386: Nr. 81. 96. 159; 1389; Nr. 13c: 1390: Nr. 93. 110; 1392: Nr. 89; 1393: Nr. 13d 13e. undatiert: Nr. 13f. 21. 32. 49. 62. 99. 101. 118. 139. 142. 145. 149. 150. 151: 160. 182. 186. 187.

15. Jahrhundert. Anfang. 1400: Nr. 183; 1401: Nr. 77. 94; 1402: Nr. 28; 1404: Nr. 73. 154a; 1407: Nr. 39. 171; 1408: Nr. 69. 140. 154b; 1409: Nr. 82; 1410: Nr. 154c; 1412; Nr: 20. 103. 166; 1413: Nr. 74; 1414: Nr. 17. 141. 176: 1415: Nr. 45. 54. 55; 1417: Nr. 63. 156; 1419: Nr. 58. 95; 1420: Nr. 106; 1422: Nr. 44. 72? 173?; 1423: Nr. 144; 1424: Nr. 18; 1425: Nr. 5a; 1426: Nr. 12. 14a; 1427: Nr. 50; 1431: Nr. 52; 1434: Nr. 53; 1435: Nr. 8, undatiert: Nr. 6. 10. 13g. 13h. 15. 30. 31. 33. 40. 46. 51. 57. 75. 80. 91. 102. 104. 107. 108. 111. 113. 133. 153. 155. 158. 168. 178. 185.

15. Jahrhundert. Mitte. 1441: Nr. 4. 67; 1446: Nr. 7; 1448: Nr. 97; 1449: Nr. 122. 138; 1450: Nr. 70. 179; 1451; Nr. 9. 116a. 134; 1452: Nr. 16. 86; 1453: Nr. 116; 1454: Nr. 130; 1457: Nr. 164; 1459: Nr. 38. 115: 1460; Nr. 152; undatiert: Nr. 11. 13i. 13k. 13l. 13m. 13n. 14b. 25. 29. 34. 41. 42. 42a. 56. 71. 79. 88. 90. 98. 100. 109. 127. 136. 146. 157. 161. 170. 188.

15. Jahrhundert. Ende. 1461: Nr. 37. 76; 1463: Nr. 128; 1464: Nr. 114. 175; 1465: Nr. 132; 1466: Nr. 65. 112; 1468: Nr. 26; 1469: Nr. 92. 121; 1472: Nr. 1. 83. 87. 143; 1474: Nr. 27. 35. 36; 1476: Nr. 169; 1478; Nr. 105. 117; 1487: Nr. 24; undatiert: Nr. 2. 5b. 43. 148.

16. Jahrhundert. 1534: Nr. 129; 1573: Nr. 84.

17. Jahrhundert. 1616: Nr. 85.



Texte.

Alle Sprüche entstammen, falls nichts anderes in den Anmerkungen gesagt ist, der Kgl. und Universitätsbibliothek zu Breslau. Sie sind nach dem Inhalte und in den einzelnen inhaltlich zusammengehörenden Spruchgruppen möglichst nach der Zeit geordnet. Die Anmerkungen enthalten die erreichbaren Nachweise über die Handschrift, die den Spruch enthält, den frühesten Besitzer, das Kloster, dem die Handschrift gehörte, die Zeit der Abfassung und den Schreiber; in einigen Fällen ist auf verwandte Sprüche und die Literatur darüber hingewiesen. Vorangestellt mögen die folgenden in schlesischen Handschriften allgemein üblichen Schlußformeln sein:

Amen. Deo gratias. Explicit. Explicit expliciunt. Finis. Finis huius libri. Finis huius operis. Et sic est finis. Explicit feliciter. Telos. Finis adest fauste. Et sic est finis, pro quo laudetur deus. Laus deo. Sit laus deo et sic est finis. Laus deo in seclorum secla. Deo sit laus et honor Amen. Laus deo omnipotenti. Et sic est finis, laudetur deus et eius mater. Explicit, pro quo deus gloriosus una cum matre omnibusque sanctis eviter sit benedictus.

Lob Gottes, der Trinität, Christi, des heiligen Geistes, Marias, der Heiligen.

1 Laus in arce poli in ewum regnanti.
2 Lob sey got dem almächtigen.
3 Finito libro sit laus deo vero.
4 Deo gracias, qui nos semper amas.
5 Deo gracias. Et sic est finis. Laudetur deus in ymis.

---

1 Cod. II F 108 Bl. 180ra v. J. 1472; Dominikaner Breslau. — 2 Cod. I D 37 Bl. 144v Ende des 15. Jhdts.; Dominikaner Breslau. — 3 Cod. I F 269 Bl. 158rb v. J. 1384; Elisabethkirche (Breslau?); Schreiber Conradus Schelhorn de ciuitate Esschynwege posito Hassige. — 4 Cod. III F 15 v. J. 1441; in Breslau benützt. — 5 Cod. I Q 144 Bl. 288v v. J. 1425; Aug.-Chorh. Sagan;



6 Et sic est finis. Laudetur deus in imis.
7 Sic adest finis. Laudetur deus in ymis.
8 Et sic est finis. Laudetur deus in summis et in imis.
9 Et sic est finis. Laudetur deus in celis.
10 Finis huius, laudetur deus.
11 Et sic est finis. Sit deus benedictus in trinis.
12 Sit laus Christo finito libro isto. Amen.
Sit gloria trino, patri, filio et spiritu uno.
13 Finito libro sit laus et gloria Christo. Vgl. Nr. 123. 153. 174.
14 Finito isto sit laus et gloria Christo. Vgl. Nr. 12.
15 Carmine finito sit laus et gloria Christo.
16 Finito libro reddetur gloria Christo.
17 Finis adest libro. Sit laus et gloria Christo.
18 Explicit liber iste, sit tibi laus et gloria, Christe.
19 Laus tibi sit, Christe, quoniam liber explicit iste.

Schreiber frater Bernhardus; ferner Cod. II Q 4 Bl. 346v 2. Hälfte 15. Jhdt. Aug.-Chorh. Sagan. — **6** Cod. I F 501 Bl. 289ra Anf. 15. Jhdt.; Corpus-Christi Breslau. — **7** Cod. I F 92 Bl. 257ra v. J. 1446; Corpus-Christi Breslau; Schreiber Andreas Gnechwitz presbiter. — **8** Cod. I F 319 Bl. 313v v. J. 1435; Kollegiatstift Glogau; vgl. zu diesen Sprüchen Wattenbach, Schriftwesen 3. Aufl. (1896) 502: Et sic est finis, laudetur Deus in hymnis. — **9** Cod. IV Q 21 Bl. 42v v. J. 1451; Schreiber Laurencius Conradi. — **10** Cod. I F 716 Bl. 339va Anf. 15. Jhdt. Dominikaner Breslau. — **11** Cod. I F 312a Bl. 87vb 15. Jhdt. — **12** Cod. I F 560 v. J. 1426; Kollegiatstift Glogau; früherer Besitzer Dominus Augustinus Ortlip vicarius. — **13** Cod. I F 142 Bl. 352vb Mitte 14. Jhdt.; Aug.-Chorh. Breslau. Cod. IV Q 179 Bl. 255r v. J. 1356; Zisterzienser Leubus; geschrieben per manus fratris Franczonis Loss. Cod. I F 143 Bl. 249vb v. J. 1389; Kollegiatstift Glogau. Cod. IV Q 180 Bl. 53v und 113v v. J. 1389; Zisterzienser Heinrichau. Cod. I F 276 Bl. 242vb v. J. 1393; Zisterzienser Rauden. Cod. I F 569 Bl. 180vb Ende 14. Jhdt.; Zisterzienser Heinrichau. Cod. I F 307 Bl. 78r Anf. 15. Jhdt.; Zisterzienser Heinrichau. Cod. I F 292 Bl. 109va Anf. 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau. Cod. I F 666 Bl. 281vb 15. Jhdt.; Zisterzienser Rauden; früher Domini Symonis in Brawnaw. Cod. I F 254 Bl. 183vb 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan. Cod. IV Q 102 Bl. 124vb 1. Hälfte 15. Jhdt. Zisterzienser Rauden; Schreiber Andreas Tinczer de Bythum. Cod. I F 202 Bl. 180vb Mitte 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan; früher fr. Thomas. Cod. I F 726 Bl. 572rb 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Thomas Haselbach in studio Wienensi. Cod. IV Q 126 Bl. 282v v. J. 1457; Corpus-Christi Breslau; Schreiber Rinthfleisch. Cod. I F 312b Bl. 83va v. J. 1488. Cod. II Q 16 Bl. 217r 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber fr. Bernhardus. — **14** Cod. I F $^{3,5}_{5}$ v. J. 1426; Matthiasstift Breslau. Cod. I Q 184 Bl. 126v 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau. — **15** Cod. I F 662 Bl. 245vb Anf. 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Mathias de Melitz. — **16** Cod. I F 18 Bl. 328vb v. J. 1452; Dominikaner Schweidnitz. — **17** Cod. IV Q 24 Bl. 135v v. J. 1414; Corpus-Christi Breslau; Schreiber Joh. Gerstmann de Lewenberg n Neiße. — **18** Cod. IV F 81 Bl. 204vb v. J. 1424; Matthiasstift Breslau. — **19** Cod. I F 718 Bl. 217va v. J. 1385; Dominikaner Breslau.

20 Laus tibi, Christe, quoniam liber explicit iste. Vgl. Nr. 135.
21 Laus tibi sit, Christe, quoniam explicit liber iste.
22 Laus tibi sit, Christe, nam finitur liber iste. Amen.
23 Laus tibi sit, Christe, quoniam labor explicit iste.
Finis adest mete. Scriptores ergo valete.
24 Explicit, pro quo completo sit laus et gloria Christo.
25 Explicit hoc opus neutrorum nomine Christi,
Qui dedit alpha et o; sit laus et gloria Christo.
26 Explicit. Sit Christus benedictus, qui pro nobis est passus.
27 Laus filio Marie. Finis huius operis.
28 Laus tibi, Christe, quoniam liber explicit iste.
Virginis filius laudetur, quando in libro Malogranatu legetur.
29 Cusus ab Alberto doctore fante referto
Est codex iste, sit laus perpes tibi, Christe.
30 Amen, solamen sit sanctus spiritus, amen.
31 Amen. Solamen.
Explicit lumen anime.
32 Amen, solamen sit sanctus spiritus, amen.
Qui sua perpendit, mea crimina non reprehendit.
33 Explicit. Benedictus sit deus et pia mater eius.
34 Explicit hic liber totus de philosophia,
pro quo deus sit benedictus materque eius Maria. Amen. Vgl. Nr. 97.
35 Sit benedictus Marie filius in secula seculorum.
36 Sit laus Jesu et Marie virgini. Vgl. Nr. 146.
37 Et sic est finis. Laudetur deus cum omnibus sanctis.

---

20 Cod. I F 270 Bl. 268 **rb** v. J. 1412; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Valentinus de Nyssa. — **21** Cod. I F 179 Bl. 16 **vb** Ende 14. Jhdt.: Aug.-Chorh. Breslau; früher frater Nicolaus Misnensis. — **22** Cod. I Q 128 Bl. 47 **vb** Anf. 14. Jhdt. — **23** Cod. IV F 75 Bl. 206 **ra** 12. Jhdt.; Ecclesie Collegiate B. V. Glogovie Maioris. — **24** Cod. I F 140 Bl. 120 **va** v. J. 1487; Schreiber Paulus de Frawenstat. — **25** Cod. IV Q 80 Bl. 11 r Mitte 15. Jhdt.; es handelt sich um einen Traktat über die verba neutra. — **26** Cod. I F 312 **b** Bl. 167 **va** v. J. 1488. — **27** Cod. I F 99 Bl. 380 **vb** v. J. 1474; Zisterzienser Heinrichau; Schreiber N. K. — **28** Cod. I F 299 Bl. 382 **va** v J. 1402; Liber Malogranatus des Doms zu Neiße; Schreiber Matthias Leuthomisler de Czwicauia — **29** Cod. I F 325 Bl. 258 **vb** 15. Jhdt.: Zisterzienser Rauden; Traktat des Albertus Magnus de missa. — **30** Cod. I F 478 Bl. 233 v Anf. 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau. — **31** Cod. I F 52 Bl. 72 **ra** Anf. 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan; vorher Gregor Pistoris de Lôbin; Lumen animae ist der Titel des Traktats. — **32** Cod. IV F 33 Bl. 172 **ra** 14. Jhdt; Zisterzienser Heinrichau: vgl. Wattenbach, Schriftwesen S. 502, wo zu Amen, solamen sit sanctus spiritus, amen die Literatur verzeichnet ist. — **33** Cod. I F 479 Bl. 282 **va** Anf. 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau. — **34** Cod. IV F 4 Bl. 126 **rb** Mitte 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan. — **35** Cod. I F 99 Bl. 206 **vb** v. J. 1474; Zisterzienser Rauden. — **36** ebenda Bl. 300 **rb**. — **37** Cod. I F 712 Bl. 236 **ra** v. J. 1461; Corpus-Christi Breslau.

38 Sit laus deo et sancto Bartholomeo.
39 Sit laus deo.
Laudetur deus et sanctus Bartholomeus.
40 Sit laus deo et beato Augustino.

Gebet um Gnade zu Gott, um Fürbitte zu Maria und den Heiligen.

41 Suscipe nunc tanta per me scripta, gerofanta.
42 Suscipe completi laudes, o Christe, laboris,
Quas cordis leti vox subdita reddit honoris.
Sit merces operis oracio sancta legentis,
Que iungat superis nos toto robore mentis.
43 Finis adest vere.
Laus deo, salus reo.
44 Vitam scribentis benedic, deus, atque legentis. Vgl. Nr. 90.
45 Ad te suspiro, tecum regnare requiro.
Postulo gaudere, michi da me crimen flere.
Mundi pauorem de me tollas et amorem,
Et michi da vitam zeli feruore politam.
Aue Jesu Christe, sub dextris me tibi siste,
Conditor o vite, michi dic in fine: Venite. Amen.
46 Concludendo libellum presentem
Audi me, Christe, dicentem:
Ad te suspiro, tecum regnare requiro usw. wie vorher.
47 Scriptor, qui scripsit, cum Christo vivere possit.
48 Scriptor, qui scripsit, cum Christo viuere poscit.
49 Amen schriber.
god hilf vt noth.
50 Alhie hod der Saltir eyn ende,
got vns zcu hymmele zende. Vgl. Nr. 172. 174.

---

38 Cod. I F 751 Bl. 216 va v. J. 1459; S. Maria in Rosis Seminarii Nissensis Schreiber fr. Martinus Carnificis. — **39** Cod. I F 98 Bl. 205 r v. J. 1407; Corpus-Christi Breslau. — **40** Cod. I F 190 Bl. 164 vb Anf. 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan; Besitzer Benedictus Nayl alias Birlandius de Stynauia, später Gregor Pistoris de Lobin. — **41** Cod. I Q 322 Bl. 7 r Mitte 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau. — **42** Cod. I F 666 Bl. 214 rb 15. Jhdt.; Zisterzienser Leubus; ebenso Cod. I F 323 Bl. 84 r 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Magister S. rector scole sancte Elyzabeth in Wratislauia; Lesarten cordis] corde; Que] Qui; superis] super hys. — **43** Cod. 4 F 85 Bl. 81 vc 2. Hälfte 15. Jhdt.; Kollegiatstift Glogau; früher Georgius Fabri de Löben. — **44** Cod I F 22 Bl. 151 v v. J. 1422 16. Mai; Aug.-Chorh. Sagan; geschrieben per manus cuiusdam Saxonis Johannes Andree nuncupati. — **45** Cod. I F 604 Bl. 161 rb v. J. 1415; Aug.-Chorh. Sagan. — **46** Cod. I F 530 Bl. 286 rb Anf. 15. Jhdt. — **47** Cod. I F 118 Bl. 85 ra Anf. 14. Jhdt. Literatur Wattenbach S. 503. — **48** Cod. I F 5 Bl. 186 va v. J. 1275; Liber s. Marie de Wladislauis, also Zisterzienser Rauden. — **49** Cod. I F 491 Bl. 218 vb Ende 14. Jhdt.; Kollegiatstift Glogau. — **50** Cod. I F 328 Bl. 288 ra v. J. 1427;

51 Saluet scribentis animam deus atque legentis. Vgl. Nr. 90.
52 Cum finis datur, deus in (personis) trinis laudatur.
Ex isto fine, deus, laus tibi in personis trine.
53 Scriptoris munus sit Christus trinus et vnus. Amen.
54 Codicis istius scriptor nunquam moriatur,
Quin peccata prius sua pure confiteatur.
Scriptoris munus sit Christus trinus et unus.
55 Misereatur pius remunerator scriptoris anime.
56 Explicit istud opus, numquam se mittat vopus.
Sim vicio liber. Explicit iste liber.
57 Deo gracias.
Amen dicamus, vt cum Christo maneamus.
58 Cristus perpetue det nobis gaudia vite.
59 Libri scriptorem, Jhesu bone, fac meliorem.
Amen. dass geschech, her got liͤber.
60 Hoc opus est clausum. Jubilosum psallere plausum,
Criste, tibi cupio, sed miserere reo.
Mentis dare pacem velis et succendere facem,
vt noscam scripta,que sunt hoc scemate picta.
61 Principium, medium, finem, Maria, rege meum.
62 Ne scribam vanum, duc, pia virgo, manum.
63 Duc, pia virgo, manum, ne posset scribere vanum.
64 Amen dicant omnia, amen.
O Maria, iuua, mater pia.
65 O regina poli, scriptorem relinquere noli.

Kollegiatstift Glogau; Schreiber Johannes Lesswitz de Legnitz; ähnlich Wattenbach S. 525 Hie hat das puech ein end. Got allen trubsal von vns wend; Das buch hat ein ende. Gott uns sinen heiligen geist sende. — **51** Cod. I F 586 Bl. 90ra Anf. 15. Jhdt.; Corpus-Christi Breslau. — **52** Cod. III F 13 Bl. 308vb v. J. 1431; Dom zu Neiße; vorher Doktor Mathias de Gorka. — **53** Cod. IV F 53 Bl. 269vb v. J. 1422; Aug.-Chorh. Sagan; Cod. I F 592 Bd. II Bl. 259ra v. J. 1434; Aug.-Chorh. Sagan. — **54** Cod. I F 131 Bd. II Bl. 181rb v. J. 1415; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Henricus Gobin. — **55** Cod. I F. 480 Bl. 85ra v. J. 1415; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Nicolaus Hirsberg alias Flőgil. — **56** Cod. IV F I Bl. 274rb Mitte 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau; Sinn des ersten Verses unklar. — **57** Cod. I Q 158 Bl. 50ra Anf. 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau. — **58** Cod. IV Q 54 Bl. 279v v. J. 1419; Aug.-Chorh. Breslau; geschrieben in Krakau von Jodocus de Czeginhals. — **59** Cod. I F 62 Bl. 174va 2. Hälfte 14. Jhdt.; Zisterzienser Rauden; Schreiber magister Johannes de Czlewings. — **60** Cod. I F 135 Bl. 139r v. J. 1372; Zisterzienser Rauden; Schreiber frater Nicolaus Cujus, damals 72 Jahre alt. — **61** Cod. I F 588 Bl. 53ra v. J. 1385; Aug.-Chorh. Breslau; häufig; vgl. Wattenbach S. 492. — **62** Cod. IV F 6 Bl. 68r oben, 14. Jhdt.; Dominikaner Breslau. — **63** Cod. III F 29 Bl. 112va v. J. 1417; geschrieben in Montpellier. — **64** Cod. I F 153 Bl. 164vb Anf. 14. Jhdt; Zisterzienser Heinrichau. — **65** Cod. IV Q 19 Bl. 51r v. J. 1466; Aug.-Chorh. Breslau; geschrieben in Breslau.



66 Explicit ecclesiastica historia.
Hunc tibi dans librum sum, deus, exiguum.
Librum finivi. Tibi sit laus, virgo Maria,
Meque dei vivi fac cernere gaudia, dya.
67 Hilf got, Maria berot.
68 Maria mutir, reyne mayt, alle vnser not sye dyr geclayt.
69 Amen.
Das walde got vnde dy mûtir seyn,
dy mûs allir vnsir fretschilt seyn. Amen, daz gesche.
70 Explicit.
Laus tibi, Christe, qui es creator et redemptor idem et salvator. Amen sprach Heynrich.
O Maria, florum flos, supplices commenda nos.
71 Maria, bis genedic vns.
Maria, bete deyn kynt vor vns.
72 Explicit liber iste per manus Johannis de Luberaze.
Hunc librum scripsit Johannes, cui benedixit.
Omnipotens dominus prestet, quod sit benedictus.
Nunc orare decet et nostras fundere preces,
Quod in honore dei gracia fiet ei.
Ad dominum celi ploremus mente fideli;
Premia pro meritis det dominusque suis.
Johannis gesta quia sunt, laudemus, honesta;
Hic laudemus eum certatim nunc et in euum.
73 Wach, engl, wach.

Gebete und fromme Wünsche ohne Nennung Gottes oder der Heiligen.

***74** Amen dicant omnia.
75 Explicit iste liber; sit scriptor crimine liber.
Merces scriptoris sit sancti fervor amoris.

---

66 Cod. I F 127 Bl. 194vb Anf. 14. Jhdt.; Zisterzienser Heinrichau. — **67** Cod. III F 15 Bl. 1^{r} v. J. 1441; in Breslau benutzt, wohl auch da geschrieben. — **68** Cod. I F 625 Bl. 186va v. J. 1384; Aug.-Chorh. Breslau; vorher frater Nicolaus Misnensis; der Text des alten Marienliedes, dem die beiden Verse entnommen sind, ist aus einer schlesischen Handschrift gedruckt in der Zeitschr. f. deutsches Altertum 50 (1908) 201. — **69** Cod. I F 293 Bl. 86^{v} v. J. 1408; Franziskaner Jauer. — **70** Cod. I Q 124 Bl. 166^{v} v. J. 1450; Dominikaner Schweidnitz; Schreiber Maternus Augustinus Pfaffenmolner de Monsterberg. — **71** Cod. IV Q 175 Bl. 259^{v} 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber und Vorbesitzer dominus Conradus de Reichenbach. — **72** Cod. I F 650 Bd. 4 Bl. 198ra v. J. 1354; Aug.-Chorh. Sagan. — **73** Cod. I F. 614 Bl. 115^{v} v. J. 1404; Dominikaner Breslau. — **74** Cod. I F 16 Bl. 328va v. J. 1413; Kollegiatkirche Otmachau; früher dominus Wenceslaus dictus Rothffridek. — **75** Cod. I Q 191 Vorsatzbl. ^{va} Anf. 15. Jhdt.; der erste Vers ist weit verbreitet; vgl. Wattenbach S. 509 Anm. 2.





76 Et sic est finis.
Finitus est liber. Sit scriptor criminis liber.
77 Explicit iste liber; qui scriptor, sit crimine liber. Vgl. Nr. 177.
78 Explicit. Qui scripsit scripta, manus eius sit benedicta.
79 Qui scripsit, scribat et longo tempore uiuat. amen. Vgl. Nr. 123. 131.
80 Sicut spero, mundus ero. Vgl. Nr. 175.

Bitte um das Gebet des Lesers.

81 Bone amice, ora pro Laurencio, qui satis et duris laboribus pressus opus proprijs manibus exarauit.
82 Explicit. Rogo eciam vos, fratres dilectissimi, quatenus deum rogetis pro me peccatore.
83 Scriptor mente pia petit vnum aue maria.
Orate pro misero peccatore.
84 Scriptor mente pia petit vnum aue maria.
Orate deum pro eo.
85 Finito libro sit laus et gloria Christo.
Vnum pater et vnum ave in fine dicite, queso, nomine scribe.

Angaben über die Schreibarbeit, Scholarenscherze.

86 Tantum de festo.
87 Et tantum de festo.
88 Et sic est finis.
Finis adest mete; vobis iam dico: valete.
89 Hoc opus peregi, festum sepissime fregi.
90 Christus scriptorem saluet per matris honorem.
Dexteram scribentis protegat manus omnipotentis.
Hoc opus peregi et festum sepissime fregi,
Sed parcat iste, cui nomen est Jhesu Christi.

76 Cod. IV Q 81 Bl. 492r v. J. 1461; Kollegiatstift Glogau; früher Joh. Thorwartir de Steynavia, campanator in Lobin; Schreiber Jeorgius Naustat de Dresden — **77** Cod. I F 90 Bl. 212 vb v. J. 1401; Zisterzienser Rauden — **78** Cod. IV Q 64 Bl. 64v v. J. 1374; Aug.-Chorh. Breslau; vgl. Wattenbach S. 504 Anm. 6; seit dem 12 Jhdt. üblich. — **79** Cod. I Q 181 Bl. 63v Mitte 15. Jhdt; aus einem Zisterzienserkloster — **80** Cod. I F 486 Bl. 273vb 1. Hälfte 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan — **81** Cod. IV F 76 Bl. 162vb v. J. 1386; Dom zu Neiße; vorher Eccl. colleg. sancti Nicolai Othmuchowiensis; Schreiber frater Laurencius — **82** Cod. I F 37 Bl. 306rb v. J. 1409; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Heinrich Gobin — **83** Cod. IV O 7 Bl. 48r v. J. 1472; Zisterzienser Leubus; Schreiber Johannes Hungari de Bartpha. — **84** Cod. I Q 182 Bl. 150v v. J. 1573; Jungfrauenstift Trebnitz. — **85** Cod. I Q 260 Bl. 183r v. J. 1616; Jungfrauenstift Trebnitz. — **86** Cod. IV F 24 Bl. 374vb v. J. 1452; Corpus-Christi Breslau — **87** Cod. IV O 7 v. J. 1472 vgl. Nr. 83. — **88** Cod. IV Q 66 Bl. 47r Mitte 15. Jhdt.; Kollegiatstift Glogau. — **89** Cod. I F 298 Bl. 210rb v. J. 1393; Corpus-Christi Breslau. — **90** Cod. I F 714 Bl. 191rb 15. Jhdt.: Aug.-Chorh. Sagan. —



91 Scriptor iam cessa, quia manus est tibi fessa. Vgl. Nr. 103. 163.
92 Scriptor opus siste, tenit labor iste satis te.
Est hac in prosa completa sub ordine rosa,
Vnde manum sisto; sit laus et gloria Christo.
93 Libro completo scriptor saltat pede leto. Vgl. Nr. 177.
94 Finitum est hoc opus per manus Pauli de Menicz. Trâg is heym.
95 Explicit Lucianus per manus nescio cuius.
96 Expliciunt concordancie per manus et non per pedes.
97 Et sic est finis. Finitus est liber iste per manus et non per pedes.
Laudetur deus et sua mater Maria in secula seculorum. Amen.
98 Finiui librum, scripsi sine manibus illum.
99 Finiui librum, scripsi sine manibus ipsum.
100 Finiui librum, scripsi sine manibus Jhesum.
101 Finiui librum, scripsi sine manibus ipsum.
Omnia discernas, bona facias, pessima sperpas.
102 Finiui librum, scrispi sine manibus ipsum.
Hoc non sit iocum, verum esse congruum totum.
Ach Mila, te quero, si me diligis corde vero;
Si non, pro vero dic, quod alias michi quero.
103 O scriptor, cessa, quia iam manus est tibi fessa.
Quis bibit Itywo, stabit sibi colauo ciziwo.
Finiui librum, scripsi sine manibus ipsum.
104 Expliciunt. Amen, libes kint meyn, amen. Vgl. Nr. 123.
105 Hic nichil deest, nisi pulcra puella. Vgl. Nr. 174 bis 177.

---

91 Cod. I Q 142 Bl. 187r 1. Hälfte 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau. — **92** Cod. III F 2 Bl. 263rb v. J. 1469; Corpus-Christi Breslau; Schreiber Matthias Gordan; es handelt sich um den medizinischen Traktat Rosa anglicana. — **93** Cod. I Q 112 Bl. 154v v. J. 1390; Aug.-Chorh. Sagan; vgl. Wattenbach S. 500 Anm. 3. — **94** Cod. I Q 36 Bl. 73v v. J. 1401; Dominikaner Breslau. — **95** Cod. IV F 78 Bl. 81ra v. J. 1419; Corpus-Christi Breslau; es ist der Lucianus, lexicum latinum. — **96** Cod. I F 568 Bl. 134vb v. J. 1386; Aug.-Chorh. Sagan. — **97** Cod. II Q 29 Bl. 241r v. J. 1448; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Donatus Jockrim in Frankfordis. — **98** Cod. I F 562 Bl. 203vb Mitte 15. Jhdt.; Kollegiatstift Glogau; vgl. Wattenbach S. 509; nachweisbar seit dem 12. Jhdt.; „das kann wohl nur ein frostiges Spiel der Quantität in manus und manes sein." — **99** Cod. I F 148 Bd. I Bl. 124vb 14. Jhdt.; Zisterzienser Heinrichau. — **100** Cod. I F 562 Bl. 203vb Mitte 15. Jhdt.; Kollegiatstift Glogau. — **101** Cod. I F 189 Bl. 152ra Ende 14. Jhdt.; Kollegiatstift Glogau. — **102** Cod. I F 166 Bl. 191rb Anf. 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau; Schreiber pauper Nicolaus. — **103** Cod. I F 594 Bl. 139r v. J. 1412; Dominikaner Breslau. — **104** Cod. I Q 158 Bl. 133vb Anf. 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau; Schreiber Martinus Hübner de Pretin in Görlitz. — **105** Cod. IV Q 20 Bl. 109v, wo der Text einige Zeilen frei läßt, v. J. 1478; Kollegiatstift Glogau; geschrieben von Paulus Lehener zu Krakau; vgl. Wattenbach S. 503: Et hic nihil deficit nisi una pulcra puella, aus dem Stettiner

106 Explicit, expliciunt,
beys mich nicht, du aldir schulhunt.

107 Jam rident dentes magnam pertecam videntes.

108 Explicit, expliciunt;
dy feygyn zeyn den pawrn vngisundt.

109 Explicit, expliciunt;
den pawern synt die feyen vngesunt.

Beurteilung der geleisteten Arbeit.

110 Finivi librum, scripsi ut decuit ipsum. Vgl. Nr. 23.

111 Explicit. Got gebe, daz is gar seyͤ.

112 Non egre feratis michi.
hot mirs nichet vor vͤbel.

113 Qui vult habere scriptorem valentem pro duobus, nequam. Vgl. Nr. 177.

114 Ad Lectorem.
Qui legis ista, tuum reprehendo, si mea laudes
Omnia, iudicium, si nihil, invidiam.. Vgl. Nr. 32.

115 Laudetur deus in ympnis et canticis.
Quid errauit scriptor, hoc corrige, tu, lector.

116 Si errauerit scriptor, debet corrigere lector.

117 In quo erravit scriptor, tu corrige, lector.

118 Si exemplar habuissem, libenter melius emendassem.

119 Scriptor scripsisset bene melius, si potuisset.

Verzeichnis S. 30 v. J. 1456, geschrieben ab honorabili baccalaurio Paulo Klinkkebyl. Et ipse erat bacc. Rostokkiensis satis sufficiens in scienciis. — **106** Cod. IV Q 36 Bl. 12r v. J. 1420: Aug.-Chorh. Breslau; Schreiber frater Jodocus Bertold de Czeginhals. — **107** Cod. I F 284 Bl. 53vb 1. Hälfte 15. Jhdt.; Corpus-Christi Breslau; vgl. Wattenbach S. 611 und Anm. 3: Qui te finivit, partecas rodere scivit. — **108** Cod. IV Q 28 Bl. 147v Anf. 15. Jhdt. — **109** Cod. IV F 35 Bl. 134v Mitte 15. Jhdt.; vgl. Wattenbach S. 520 aus Cod. germ. Monac. 3697: Explicit, expliciunt. Sprach dy kacz czu dem hunt: Dy fladen sein dir ungesunt. — **110** Cod. I Q 112 Bl. 74v v. J. 1390; Aug.-Chorh. Sagan. — **111** Cod. I F 580 Bl. 50va Anf. 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau. — **112** Cod. IV Q 19 Bl. 38va v. J. 1466; Aug.-Chorh. Breslau; geschrieben von Johannes Snehut in Zittau. — **113** Cod. I F 596 Bl. 150rb Anf. 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau. — **114** Cod. IV Q 123 Vorsatzblatt, v. J. 1664. — **115** Cod. I F 713 Bl. 265vb v. J. 1459; Zisterzienser Kamenz; Schreiber Matthias Hanke. — **116** Cod. I F 772 Bl. 333rb v. J. 1453; Dominikaner Breslau; früher Nicolaus Tempelfeldt de Brega; Schreiber Johannes Rosingart alias Sine cura de Stregouia; im 15. Jhdt. sehr verbreitet; vgl. Wattenbach S. 340; Cod. IV Q 41 Bl. 274v v. J. 1451; Aug.-Chorh. Breslau. — **117** Cod. II F 18 Bl. 118v v. J. 1478; Schreiber frater Benedictus ord. minor. conuentus czerwysten. (Zerbst). — **118** Cod. I F 627 Bl. 117ra Ende 14. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan; Eintrag des Rubrikators; Tadel der sorglosen Vorlage vgl. Wattenbach S. 334 ff. — **119** Cod. I F 625 Bl. 186ra v. J. 1384; Aug-Chorh. Breslau; vorher frater

120 Scriptor scripsisset melius, si potuisset.
121 Et sic est finis huius epistole.
Heu, non recte scripsi, quia legere nesciui.
122 Si melius scripsissem, nomen meum apposuissem.
123 Finito libro sit laus et gloria Cristo.
Qui me scribebat, Hilger nomen habebat.
Heu, male finiui, quia non bene scribere sciui.
Qui scripsit scripta, sua dextera sit benedicta.
Amen dico tibi vere, du moesses gemynnet syn. Vgl. Nr. 104.

Namen- und Zeitangaben.

124 Explicit.
Qui me scribebat, Ottelinnus nomen habebat.
125 Finito libro sit laus et gloria Cristo.
Qui te scribebat, nomen Conradus habebat.
Explicit.
126 Explicit liber.
Qui me scribebat, Conradus nomen habebat.
127 Jeronimus scripsit, Christum semper benedixit. Amen.
128 Qui me scribebat, nomen Lodwicus habebat.
129 Quisquis es, nostrum nescis eloqui nomen,
Blasius uocor cognomineque Buriak.
130 Hisce prefixis manu fininem iungo prolixis
Haud; si tu propria scire volueris nota,
Sensum hinc primi nominis formas et ymi.
Bar fore primani silbam to puto secundani,
Lo tenet tercij, me dic in ordine quarti,

Nicolaus Misnensis; ferner Cod. I F 269 Bl. 125r v. J. 1384; Elisabethkirche (Breslau?); Schreiber Conradus Schelhorn de ciuitate Esschynwege posito (!) Hassige; vgl. Wattenbach S. 507 aus St. Gallen v. J. 1379 (Scherrer S. 260): Ideo male finivi, quia non bene scribere scivi. — **120** Cod. I F 120 Bl. 231rb Anf. 14. Jhdt.; Zisterzienser Rauden; vgl. Wattenbach S. 508 Anm. 2 — **121** Cod. IV Q 53 Bl. 319v v. J. 1469; Kollegiatstift Glogau: Schreiber Paulus de Lobin in Levtschovia — **122** Cod. I F 613 Bl. 107ra v. J. 1449; vgl. Wattenbach S. 506 aus Neumarkt in Steiermark: Et si melius scripsissem Nomen meum non apposuissem — **123** Cod. I F 576 Bd. I Vorsatzblatt; Text des Vorsatzblattes aus dem 13. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan: vgl. Wattenbach S. 504 und Anm. 6: Qui scripsit scripta, manus eius sit benedicta. — **124** Cod. IV Q 64 Bl. 79v v. J. 1374 Aug-Chorh. Breslau; vgl. Wattenbach 502 Anm. 4; häufig ähnliche Wendungen — **125** Cod. IV Q 64 Bl. 274v v. J. 1374; Aug.-Chorh. Breslau — **126** Cod. I F 269 Bl. 73ra v. J. 1384; Elisabethkirche (Breslau?); Schreiber Conradus Schelhorn de ciuitate Esschynwege — **127** Cod. I F 262 Bl. 6ra Mitte 15. Jhdt. — **128** Cod I F 186 Bl. 301vb v. J. 1463 — **129** Cod. I O 126 Innenseite, v. J. 1534; Besitzerverse — **130** Cod. I F 141 Bl. 255v v. J. 1454; Minoriten Breslau; Schreiber Bartholemeus Buchwald; vgl. Wattenbach S. 517 mit Beispielen für diese beliebten Versteckspiele

Us in pede sita, nomen inueneris ita.
Buch inde loces, waldi cognomine voces,
Muccucculim statues, annum in calce requires,
Diem in annis, quarta nat. ante Johannis.

131 Post M post tria CCC post septem post quater XXXX que
In martisque die completus erat liber iste.
Qui me scribebat, Johannes nomen habebat.
Qui scripsit scripta, sua dextera sit benedicta.

132 Anno milleno Christo de virgine nato,
Quadringentesimo sexagesimo quoque quinto,
Kalen augusti decimo sicque iungito nono
Ob dei honorem genitricisque eius amorem
Hunc finiui librum, ut me a crimine purum
Conseruet hodie, cras semper ac omni die. Vgl. Nr. 29. 72. **123. 133.**
171. 174. 178. 179. 188.

Angaben und Klagen über die Lage des Schreibers.

133 Scriptum in exilio per Martinum dictum Tylo,
Qui sto super incerto, vitam cum lumine verto.
In spe pendere non est nisi passio vere.
Si spes frustratur, non spes, sed pena vocatur.

134 Explicit.
Wen dir is wol geet, zo gedencke an eynen armen gesellen.

135 Laus tibi sit, Christe, quoniam liber explicit iste.
Qui sua dat large, laudatur ab omnibus ille.
Non est in mundo diues, qui dicat: habundo.
Omnibus omnia, non mea sompnia.

136 Si modo sum degens, non debet spernere me gens:
Christus pauper erat, qui nunc super omnia regnat.

Allgemeine moralisierende Sentenzen und Versgebete.

137 Finis est, finis uenit.

138 Et sic est finis.
Non gaude, cinis,
Quia mors est super omnia finis.

---

131 Cod. III F 28 Bl. 48va v. J. 1347; kam nach 1572 ins Kollegiatstift Glogau — **132** Cod. I Q 179 Bl. 75v v. J. 1465; Zisterzienser Kamenz. — **133** Cod. I Q 133 Bl. 133r Anf. 15. Jhdt. — **134** Cod. I F 600 Bl. 143va v. J. 1451; Corpus-Christi Breslau; Schreiber frater Nicolaus Nedirbeyn, damals in Lemberg. — **135** Cod. IV Q 155 Bl. 239v v. J. 1353; geschr. von Johannes de Sytewizc per tunc capellanus in Wizzomels. — **136** Cod. I F 648 Bl. 212vb Mitte 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan, Schreiber Sigismundus Gleybicz. — **137** Cod. I F 256 Bl. 119rb 13. Jhdt.; Zisterzienser Heinrichau; Schreiber frater Theodericus in Heinrichowe. — **138** Cod. I F 773 Bl. 128rb v. J. 1449; Corpus-Christi Breslau.

139 Principium lauda, dum sequatur bona caude.
Cum finis bonus est, totum laudabile tunc est. Vgl. Nr. 101.
140 Amen. daz gesche.
Ach, homo, si scires, quid esses vel vnde venires,
Nunquam gauderes, sed omni tempore fleres.
141 Explicit per manus C. Krapicz.
Qui nescit partes, in vanum tendit ad artes.
Artes per partes, non partes stude per artes.
Explicit liber anno domini M⁰ CCC⁰ XIIII⁰.
142 Explicit.
Omne genus pestis superat mens dissona verbis,
Cum sentes animi florida lingua polit.
Sepe necat morsu spaciosum vipera thaurum,
A cane non magno sepe tenetur aper.
143 Scripta anno 1472 per fratrem Johannem Bartpha.
Si deus elingues faceret quoscumque bilingues,
Una quippe die fierent plus quam centum Zacharie.
144 Frangenti fidem fides frangatur eidem.
145 Non bene doctus erit, qui semper luderere querit.
146 Amen.
Dulce nomen domini nostri Jhesu Christi et nomen gloriose virginis Marie sit benedictum in secula seculorum. Amen.
Ve, monachi nigri, vos estis ad omnia pigri.
Vos estis, deus est testis, turpissima pestis.
147 Imus, gaudemus, psallemus, gratificamus.
Et caveas caveas, ne pereas per eas.
148 Hutt dich vor deyn kaczeyn,
dy do vorne leckeyn vnde hyndene kraczen.
149 Sancta Maria, dei genitrix, uirgo quoque pura,
Hac in valle mei lacrimarum sit tibi cura:
Nam cupiunt sordes mei peccati dominari,
Sed pia tu cordes hys nunquam subpeditari.
150 Explicit pater noster.
Alme paterque tuum sit nomen sanctificatum

---

139 Cod. IV Q 193 Bl. 79v Ende 14. Jhdt.; Dominikaner Breslau. — **140** Cod. I F 293 Bl. 94r v. J. 1408; Franziskaner Jauer. — **141** Cod. I Q 100 Bl. 172r v. J. 1414; Dominikaner Breslau. — **142** Cod. I F 82 Bl. 192va Ende 14. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan: Schreiber Nicolaus Tellendorf Prutenus, ambonista in Crosna. — **143** Cod. IV O 7 Bl. 7r v. J. 1472; Zisterzienser Leubus. — **144** Cod. I Q 412 Bl. 38ra v. J. 1423; Dominikaner Breslau; geschrieben in Erfurt. — **145** Cod. I Q 311 Bl. 104va Ende 14. Jhdt.; Dom zu Neiße. — **146** Cod. I F 761 Bl. 367va Mitte 15. Jhdt.; Corpus-Christi Breslau. — **147** Cod. I F 661 Bl. 159va 13. Jhdt.; Zisterzienser Heinrichau. — **148** Cod. IV O 2 Bl. 82v und 121r; 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau; früher Schweidnitz; Schreiber frater Caspar de Forstenberck de conventu Swydnicensi. — **149** Cod. I F 59 Bl. 245vb 14. Jhdt.; Zisterzienser Heinrichau. — **150** Cod. I



Adueniatque tuum regnum per secla beatum.
Velle tuum fiat in terris sicut in astris.
Tu panem nostrum da nobis cotidianum.
Debita dimitte, ut nos debitoribus nostris.
Et non permittas, vt nos temptacio ledat,
Sed tutela malo tua nos defendat ab omni.

Bitte um weltlichen Lohn; Gebetsparodien.

151 Scriptum est enim, quia, qui plus laborat, plus mercedis accipiet.
152 Spes premij solacium est laboris.
153 Finito libro sit laus et gloria Christo.
Finis adest operis, mercedem posco laboris.
154 Finis adest operis, mercedem posco laboris.
155 Finis adest operis, precium vult scriptor habere.
156 Finis adest vere, precium volt scriptor habere.
157 Finis adest operis, mercedem consumpsi laboris.
158 Explicit capra bona et vtilis.
Est precium mir krang, cum nichil dabitur nisi: habe dang.
159 Explicit liber figurarum per manus scriptoris pro merda.
160 Finis adest vere, scriptor nimis indiget ere.
Finis adest certe, letatus sum bene per te.
161 Ach got, wy sere
get gelt vor ere;

F 73 Bl. 142ra 14. Jhdt.; Kollegiatstift Glogau; Besitzer im 15. Jhdt. der Glogauer Kanonikus magister Johannes Buchwelder. — **151** Cod. I O 128 Bl. 57v Ende 14. Jhdt.; Crucigeri in Neiße. — **152** Cod. I F 657 Bl. 216va v. J. 1460; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Laurencius de Newmarkt. — **153** Cod. I F 672 Bl. 149rb Anf. 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan; gehörte 1453 dem frater Symon, der in profesto concepcionis virginis Marie vestitus est. — **154** Cod. IV Q 64 Bl. 266r v. J. 1374; Aug.-Chorh. Breslau; Cod. I F 510 Bl. 165va v. J. 1404; Aug.-Chorh. Sagan; Cod. I F 293 Bl. 314r v. J. 1408; Franziskaner Jauer; Cod. I F 38 Bl. 210rb v. J. 1410; Zisterzienser Heinrichau; Schreiber Petrus de Crelkaw; vgl. Wattenbach S. 512 und Anm. 7. — **155** Cod. IV Q 27 Bl. 163r Anf. 15. Jhdt.; Kollegiatstift Glogau; früher dominus Petrus Nachanze altarista. — **156** Cod. I Q 278 Bl. 247r v. J. 1417; Aug.-Chorh. Breslau; Schreiber frater Georgius in Tyncz; vgl. Wattenbach S. 513 Anm. 2. — **157** Cod. I F 738 Bl. 578vb Mitte 15. Jhdt.; Zisterzienser Rauden. — **158** Cod. IV F 80 Bl. 54vb 1. Hälfte 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Breslau; früher Magister Martinus Storm; vgl. Wattenbach S. 513 aus Hoffmann, Altd. Hss. S. 181 vom Jahre 1472: Finis adest operis, mercedem posco laboris. Est michi precium krang, ubi nichil sequitur nisi habdang; ferner Wattenbach S. 513 aus Hoffmann, Altd. Hss. S. 151 von Eberhard Schulteti de Möchingen 1405: Est michi precium kranck. Quia nichil datur michi nisi habdanck; ebenso Wattenbach S. 514 aus Mones Anz. f. d. Kunde der deutschen Vorzeit II 191: Est merces ibi krank, ubi datur nil nisi hab dank. **159** Cod I F 770 Bl. 163vb v. J. 1386. — **160** Cod. I Q 136 Bl. 142v 14. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan. — **161** Cod. Q 317 Bl. 131v Mitte 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau;



gelt get vor alle ding.
„du lewgest“, sprach der phennyng.

162 Qui me scribebat, nomen Albertus habebat.
Scriptori munus detur bos aut ecus unus.

163 Scriptor, iam cessa. quia manus est tibi fessa.
Scriptori munus detur bos et equus vnus.

164 Scriptori munus sit bos bonus et equus unus. Vgl. Nr. 54.

165 Si mihi das capam, facies de paupere papam. Explicit.

166 Explicit per totum, infunde michi potum. Amen.

167 Explicit hoc totum, infunde, da michi potum.

168 „Gus yn gut Byr“ sprach der lezemeystir.

169 Amen.
Eamus Jubelewicz et recipiamus denarios deseruitos in Slawp et perbibamus eos im kretczem, quo veniemus etcetera.
Qui nomen impendit, laudem querit habere.

170 Finis adest vere, ich begere von ewir gnade finales habere;
dorumme das ich bin frôme knechet vnd gelust mich trinken weyn.

171 Scriptum per Nicolaum de Nyssa, qui liberter bonam cereuisiam bibit, malam autem inuitus potauit.

---

vgl. Mones Anzeiger 1836 Sp. 341 (Wackernagel Altd. Leseb. 1, 1027): Die minne überwindet alle ding. „Du liugest“ sprach der pfenning. — **162** Cod. I F 634 Bl. 166 va 13. Jhdt.; Zisterzienser Heinrichau; vgl. Wattenbach S. 513: Scriptoris munus sit bos aut equus unus; Literatur ebenda Anm. 4. — **163** Cod. I Q 349 Bl. 16 ra Anf. 14. Jhdt.; Dom zu Neiße; vgl. Kremsmünster, Catal. I 19 Cod. I, 15. Jhdt.: Finiui librum, scripsi sine manibus istum. Detur pro penna scriptori bos et asinus. — **164** Cod. I F 275 Bl. 263 ra v. J. 1457; Aug.-Chorh. Sagan; vgl. Kremsmünster, Catal. I 6 Cod. 1, 14. Jhdt.: Scriptori munus dabitur bos aut equus unus. Explicit, expliceat, ludere scriptor eat. — **165** Cod. I Q 273 Bl. 236 rb Ende 13. Jhdt.; Dominikaner Breslau. — **166** Cod. I F 270 Bl. 274 va v. J. 1412; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Valentinus de Nyssa; vgl. die Hinweise auf den Trunk bei Wattenbach S. 502 und Anm. 4: Qui me scribebat, Multum potare solebat (Aus einem Zwettler Zinsbuch des Wiener Archivs). — **167** Cod. I F 180 Bl. 35 vb v. J. 1376; Corpus-Christi Breslau; Schreiber Rynthfleys; vgl. Wattenbach S. 506 aus den Beitr. zur Kunde steiermärk. Geschichtsquellen IV (1867) 129 geschr. vom steiermärk. Mönch Joh. Pechswent von Trofeya in Neuburg: Explicit hic totum. Infunde, da mihi potum! Et si melius scripsissem, Nomen meum non apposuissem. Et sic est finis per totum. Deo gracias; ferner Wattenbach S. 516: Explicit hoc totum, pro Christo da mihi potum; ferner aus Nikolsburg v. J. 1421 (Wattenbach S. 516 Anm. 6): Explicit hoc totum; infunde et da mihi potum. Quis me non laudat, dyabolus oculus sibi claudat. — **168** Cod. I F 722 Bl. 379 rb Anf. 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan; von magister Vincencius Costan 1448 nach Grünberg geschenkt. — **169** Cod. I O 63 Bl. 222 r v. J. 1476; Zisterzienser Leubus; geschrieben von Petrus Reymann de Hirsbergk in Slawp; vgl. Wattenbach S. 516. — **170** Cod. III F 22 Bl. 87 rb Mitte 15. Jhdt.; Corpus-Christi Breslau. — **171** Cod. I F 341

172 Hy hot das eyn ende.
Got vns sende
in seyn reych,
do wir wesen ewicleich.
Ich habe das geschrebin,
mir ist gar wenig hellir obirblebin,
zunder sy seyn gegangen vor weyn vnd byr
Nw vnd alleczeyt vil schyr,
wenne is machet dy menschen schôn vnd czyr.
173 An beyden teylen hab ich vyl gescreben.
Mir ist wenig heller obirbleben.
Se seyn gegangen vmb bir vnd vmb weyn.
Got behüte den schreiber vor der ewygen peyn. Amen.
174 Finito libro sit laus et gloria Christo.
Nu hat das buch ein ende.
Got geb vns nach disem ellende
di ewigen ru;
do helf vns maria czv.
etcetera schriber,
dem ist der beitel ler.
dar ein muz er phennig han,
vnd dar czv ein meidel wolgetan,
der ist vlrich genant
vnd geborn vz beiernlant.
175 Votum
Qui librum scripsit, cum sanctis vivere possit.
Detur pro poena scriptori pulchra puella.
Ad auctorem.
Expetis, ut detur subito tibi pulchra puella,
Carpitur ast scriptis pulchra puella tuis.
Huius iudicio, cum scribis vera, mereris
Pro poena, ut detur nulla puella tibi. Vgl. Nr. 105.
176 Ach got, durch deyner gute
beschere uns kogil vnd hûte

Bl. 383rb v. J. 1407; Missale magnum geschrieben im Breslauer Prämonstratenserkloster zu St. Vinzenz unter Abt Johannes Hartlib; vgl. Wattenbach S. 517. — **172** Cod. I F 684 Bl. 264ra v. J. 1442? Corpus-Christi Breslau; vgl. Wattenbach S. 508 aus dem Breslauer Cod. Rhedig. in q. XXI der Goldenen Schmiede: Ich habe dys büchelyn geschribin, Das lon ist zu dem byer blebin. — **173** Cod. I F 684 Bl. 372rb v. J. 1442? Corpus-Christi Breslau. — **174** Cod. I F 12 Bl. 169rb Mitte 14. Jhdt.; Zisterzienser Heinrichau; vgl. Wattenbach S. 517 aus Anz. für Kunde der deutschen Vorzeit 1880 (XXVI, 306) einer Schweidnitzer Richtsteighandschrift des 15. Jhrts. entnommen: Hy hat das buch eyn ende. Got muz den schriber senden Vz disem elelende in daz ewige rich Czu den iuncvrowen suberlich. — **175** Cod. IV Q 123 Vorsatzblatt, v. J. 1664. — **176** Cod. IV Q 36 Bl. 199r v. J. 1414; Aug.-Chorh. Breslau;

Fil hawsfrawe
vnd wenik kinder,
Mantil vnd ragke,
Czegun vnd bagke
vnd dorczu hellerleyn,
zo wel wir gerne deyn dyner zeyn.

177 Explicit iste liber, scriptor sit crimine liber.
Quis me consumat, demon collum sibi frangat.
Lauda scriptorem, donec videbis meliorem.
Detur pro penna scriptori pulchra puella.
Libro completo scriptor saltat peto (!) leto.

Bitte um Rückgabe gefundener Bücher:
Verfluchung der Bücherdiebe.

178 Et sic est finis.
Quis invenit, Johanno Wardenbrugo reddere debet.

179 Si quis furatus fuerit librum istum aut invenit et non reddiderit fratri Johanni Carnificis, anathema sit.

Schreiber Jodocus Bertold de Czeginhals; vgl. Wattenbach S. 515 aus dem Cod. Pal. germ. 19 bis 23 am Ende des 1. Bds.; der 4. Bd. ist geschrieben von propst Cuonrot von Nierenberg (Wilken S. 314—318): O got durch dine güte Beschere uns kugeln und hüte, Menteln und röcke, Geisze und böcke, Schoffe und rinder, Vil frawen und wenig kinder. Expl. durch den bangk. Smale dienst machent eime das jor langk; diese Verse des 15. Jhrts. sind, als die Bibelhandschrift im Vatikan war, den deutschen Besuchern als Lutherverse vorgewiesen worden; vgl. Herrn Maximilian Missons Reisen aus Holland durch Deutschland in Italien, Leipzig 1701 S. 464, wo sie etwas modernisiert sind: O! Got durch deine güte / Bescher uns kleider und hüte / Auch mäntel und röcke / Felle, kälber und böcke / Ochsen, schafe und rinder / Viele weiber, wenig kinder. Schlechte speis und trank Machen einem das jahr lang; ähnlich Wattenbach S. 515 aus einer Heilsbronner Handschr. der Gesta Romanorum v. J. 1476: Hie hat das puch ein end. Gott uns sein gnad send, darzu ochsen und rinder und ein schon frawe on kinder (Cod. Erl. Un. 139 aus Hocker, Bibl. Heilsbr. 1731 S. 124); vgl. dazu F. Latendorf im Anz. f. Kunde der deutschen Vorzeit, Neue Folge XXV (1878) Sp. 16; ebenda XXVI (1879) Sp. 276 stehen ähnliche Verse, die ein Wolff von Stehau (Stechau) ins Stammbuch des Hans Ludwig von Sperwerseck zu Steinreinach und Schneit, conciliarius provincialis, praeses in Burglengenfeld, pro tempore orator et legatus Principis Palatini, geschrieben hat (Bibl. d. Germ. Mus. Nr. 16280 Bl. 60 v. J. 1596): Her got durch deine güte Bescher Schwartze mentel vnd grüen Hütte, ein Schon weib, vil Rinder, wentzig kinder, einen guten mut, vffen winter Einen Zobeln Hudt. — **177** Cod. I Q 349 Bl. 263 vb Anf. 14. Jhdt.; Dom zu Neiße; vgl. Wattenbach S. 506 Anm. 5: Lauda scriptorem, donec videas meliorem; zu ‚peto' vgl. lat. ‚pedere'. — **178** Cod IV Q 81b Bl. 246r Anf. 15. Jhdt. — **179** Cod. IV Q 22 Vorsatzbl. v. J. 1450; geschrieben in Wien; Dominikaner Breslau.



180 Liber in Heynrichau sancte Marie, quem si quis defraudauerit, anathema sit.

181 Explicit liber omeliarum pars secunda sancte Marie uirginis in Zagano, quem qui fraudauerit uel sponte uiolauerit, anathema sit. Amen. Scriptus est autem anno incarnacionis domini M^{o} CCC^{o} IIII sub abbate Theoderico.

182 Explicit.
Sorte supernorum scriptor libri pociatur,
Morte malignorum raptor libri moriatur.

183 Expliciunt.
Sorte supernorum scriptor operis pocietur,
Morte malignorum raptor libri moriatur.

184 Non uideat Christum, qui librum subtrahat istum.
Amen finale pro fiat dicitur apte. Amen.

185 Explicit.
Qui te furetur, tribus lignis associetur.

186 Qui me furetur, tribus lignis associetur.

187 Qui rapit hunc librum, demon frangat sibi collum. Vgl. Nr. 177.

188 Cleptentem herebus, stix, cochitusque rotabunt,
Ac restitutor vsyon in testa potitur.
Si possessoris nomen tu noscere velis,
Sy tibi sit prima, mon sillaba sitque secunda,
Hirsbergk est natus, sed feyssteque cognominatus.
Ob laudem Christi presens codex detur isti.

---

180 Cod. I F 256 Vorsatzblatt; Handschr. 13. Jhdt.; Eintrag des Anathema von Hand des 15. Jhdts.; Zisterzienser Heinrichau. — **181** Cod. I F. 660 Bd. II Bl. 212 va: Aug.-Chorh. Sagan; vgl. Wattenbach S. 527 ff.; G. A. Crüwell, die Verfluchung der Bücherdiebe im Arch. f. Kulturgesch. 4 (1906) S. 197 ff. — **182** Cod. I F 30 Bl. 162 rb Ende 14. Jhdt.; Zisterzienser Heinrichau; vgl. Wattenbach S. 528 aus Cod. lat. Mon. 14258; Crüwell S. 221. — **183** Cod. I F 667 Bl. 205 va v. J. 1400; Aug.-Chorh. Breslau; Schreiber Magister Johannes Cruczburg. — **184** Cod. I F 256 Bl. 119 rb 13. Jhdt.; Zisterzienser Heinrichau; Schreiber frater Theodericus in Heinrichowe; vgl. Wattenbach S. 528 aus Cod. lat. Monac. 4683 und Cod. Halberst. 102. — **185** Cod. I Q 136 Bl. 27 vb Anf. 15. Jhdt.: Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber frater Nicolaus de Soravia. — **186** Cod. IV F 55 Bl. 178 vb 14. Jhdt.; Dominikaner Breslau; Schreiber frater Georgius; vgl. Wattenbach S. 528 aus einer in Italien geschr. Handschrift vom Jahre 1461: Quis me furatur, in tribus tignis suspendatur. — **187** Cod. I F 491 Bl. 218 vb Ende 14. Jhdt.; Kollegiatstift Glogau. — **188** Cod. I F 32, hinterer Einbanddeckel, um 1450.

Die Wanderung der Erzählung von der Inclusa aus dem Volksbuch der Sieben weisen Meister.

Von Dr. Alfons Hilka in Breslau.

In der gesamten Weltliteratur erfreuten sich die Erzählungen von Frauenlist und Frauentrug besonderer Beliebtheit, sie liegen tief im Volksempfinden begründet, sind auch ganz unabhängig von den mannigfachen Wandlungen innerhalb des Anfangs, des Aufschwungs oder des Niedergangs eines völkischen Gesamtlebens. Nicht die frauenfeindliche Richtung schlechthin seit Evas und Adams Verfehlung gab solchen Tendenzen immer neue Nahrung, wenngleich asketischer Eifer verschiedener Jahrhunderte diese Bewegung in literarischer Form verstärkt haben dürfte, auch die Lust am Fabulieren und am Erfinden mannigfacher Listen und Ränke beim weiblichen Geschlechte dem schuldigen oder schwachen Hausherrn gegenüber, jener ingenia feminarum, die den Triumph sattsam berechnender oder schlagfertiger Berechnungskunst im Augenblick der Gefahr und zur Befreiung aus unwillkommenen Banden bedeuten, tritt hier im vollsten Maße hervor. Fast scheint es, als ob der Orient mit seiner traditionellen Unterdrückung und Einsperrung der Frau oder mit seinem vorwiegend asketisch-frauenfeindlichen Charakter religiöser Werke ein besonders fruchtbares Feld für diesen mächtigen Ableger der Erzählungsliteratur abgegeben hätte, aber das lebensfrohe Altertum wie das mönchisch-christliche Mittelalter und erst recht die Neuzeit mit ihrem Eindringen in das komplizierte Gewebe der weiblichen Seele, wie Roman und Sittendrama bekunden, sind in gleicher Art, wenngleich in mannigfach abgestuften Formen, an dieser ungemein reichen Variation eines uralten Themas beteiligt. Die Tendenz bleibt dieselbe, mag sie auf Erheiterung oder moralische Erbauung und



Abschreckung der Hörer, Leser oder Zuschauer berechnet sein, nur die Formen treten in stets wechselnden Typen auf, die demnach verschiedene Wirkungen auszulösen vermögen. So führt uns eine festgekettete Überlieferung etwa von Salomons Sprüchen an (vgl. Ecclesiasticus 25, 23: Commorari leoni et draconi placebit quam habitare cum muliere nequam) teils nach dem Orient mit Werken wie das Pañcatantra oder die Śukasaptati oder die buddhistischen Ausflüsse des Misogynismus, die noch im Barlaambuche für das Abendland einen mächtigen Nachhall gefunden haben, oder jener große Zweig der Sieben weisen Meister, teils nach dem Abendlande, schon im griechisch-lateinischen Altertum, das durch Namen wie Hesiod, Semonides, Euripides, Lukianos, Catull, Virgil (varium mutabile semper femina), Ovid, Properz, Juvenal, Seneca vertreten ist, aber auch in der Übergangszeit zu den Kirchenvätern Tertullian und Hieronymus, oder im Mittelalter zu der hochbedeutsamen, in Byzanz ausgestalteten Novelle vom Philosophen Sekundus, wo die eigene Mutter zur Beleuchtung des Satzes dient: *πᾶσα γυνὴ πόρνη, ἡ δὲ λαθοῦσα σώφρων*, und dann zu jenen reichhaltigen Kundgebungen innerhalb der mittellateinischen und der vulgären Literaturen[1]), die, sämtlich vom moral-asketischen Geiste durchdrungen, mit Ironie und Satire rückhaltlos weibliche Untreue und Verschlagenheit geißeln oder in Predigtexempeln und Schwänken belehrend und unterhaltend zugleich wirken und teils kirchliche, teils profane Äußerungen wiedergeben, endlich zu der Neuzeit mit ihren vielgestaltigen, bald idealistischen, bald realistisch-psychologischen, bereits arg verfeinerten und förmlichen Studien des Frauenlebens samt dem Problem der Ehe, also des Ehebruchs überhaupt.

Fast keine der mittelalterlichen Rahmenzählungen, der Predigten, Schwänke und Fabeln wie Legenden und Novellen hat sich solch nachhaltigen Einflüssen entziehen können, für den Freund der Volks- und Literaturkunde ist hier ein schier unerschöpfliches Feld gegeben, auf dem er mit Lust und Laune den inneren und äußeren Zusammenhängen von Themen und Motiven und vor allem der Frage nach dem Ursprunge solcher Stoffe und deren Wanderungen nach-

[1]) Vgl. jetzt August Wulff, Die frauenfeindlichen Dichtungen in den romanischen Literaturen des Mittelalters bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. Halle 1914 und meine Besprechung dieses Buches im Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie 1916, Sp. 246 ff.

spüren darf. Soll aber die literargeschichtliche Betrachtung seitens des Folkloristen oder des anspruchslosen Philologen zu gegründeten Ergebnissen führen, so bleibt nur das Mittel übrig, unbeirrt vom Methodenstreit und unabhängig von Theorien über die Herkunft literarischer Stoffe, zu denen eine Verallgemeinerung nur allzuschnell verführt, jeden einzelnen Fall für sich zu prüfen[1]), das Ergebnis zn buchen, mag es auch negativ ausfallen, und durch ein vorsichtiges Verfahren die Grundlage für eine Forschung zu legen, die, höchst anziehend wegen ihrer Eigenart, mit einer Menge von Schwierigkeiten für einen jeden verknüpft ist, der sich nun einmal auf diesen oft schwankenden Boden dei vergleichenden Literaturbetrachtung zu begeben den Drang verspürt hat. Das Auftauchen einer bisher unbekannten Variante zu der unter dem Namen zwei Träume[2]) oder Die Entführung[3]) oder Inclusa[4]) weitverbreiteten Erzählung mag uns Gelegenheit geben, den Verzweigungen dieses Stoffes, der durch den Miles gloriosus des Plautus, durch die Sieben weisen Meister und durch Platens Lustspiel „Der Turm mit sieben Pforten" am meisten bekannt geworden ist, nach der gründlichen Untersuchung durch Ed. Zarncke[5]) erneut nachzugehen und die Ursprungsfrage unter Benutzung unseres neuen Zeugen zu vertiefen. Es ist das Thema „von dem Ehemanne, der vermittelst einer geheimen Tür oder eines Loches oder eines unterirdischen Ganges, die sein Haus mit dem Nachbarhaus verbinden, um seine Frau betrogen wird[6])". Auf eine Einleitung, die den Grund zum Verlieben aus der Ferne

---

[1]) Versuche nach dieser Richtung hin bedeuten in jüngster Zeit mein Aufsatz: Die Wanderung einer Tiernovelle = Mitteilungen XVII (1915), S. 58 ff. und für den Stoff der Placidaslegende die Artikel von W. Bousset, Die Geschichte eines Wiedererkennungsmärchens = Nachr. der Göttinger Ges. d. Wiss. phil.-hist. Klasse 1916, S. 469—551 nebst W. Meyer, Die älteste lat. Fassung der Placidas-Eustasius-Legende = ebda 1916, S. 745—800. Zuletzt A. Hilka u. W. Meyer, Über die neu-aramäische Placidas-Wandergeschichte = ebda 1917, S. 80—95.

[2]) Dunlop-Liebrecht, Gesch. der Prosadichtungen. Berlin 1851, S. 199.

[3]) H. Ad. Keller, Li Romans des Sept Sages. Tübingen 1836, S. CCXXVII. Dyocletianus Leben. Quedlinburg 1841, S. 61.

[4]) K. Goedeke = Orient u. Occident III (1864), S. 422. K. Campbell, The Seven Sages of Rome. Boston 1907, S. CIX.

[5]) Parallelen zur Entführungsgeschichte im Miles gloriosus = Rhein. Museum, N. F. XXXIX (1884), S. 1—26.

[6]) R. Köhler, Kleinere Schriften zur Märchenforschung. Weimar 1898, Bd. I, S. 483.

enthält, folgt die Schilderung von der täuschenden List in drei Teilen: a) der unterirdische Gang oder ein Wanddurchbruch, b) die Täuschungsobjekte, um beim Ehemanne allmählich die Überzeugung von einer Doppelgängerin reifen zu lassen, c) die Trauungszene.

Die meisten Abarten schuf im Abendlande die Form der Inclusa im okzidentalischen Zweige der Sieben weisen Meister, nach Loiseleurs Urteil[1]) die beste ihrer Art unter allen Geschichten dieser Sammlung. In der altfranz. metrischen Version (**K** + **Ch**)[2]) lautet sie kurz folgendermaßen:

I. Ein Ritter des Königreiches Monbergier träumt von einer wunderschönen Dame und beschließt, ihre Liebe zu erringen. Auf Grund eines Traumes schenkt auch eine Dame dem Ritter aus der Ferne ihre Neigung. Das Träumen war so lebhaft und so deutlich, daß jeder sofort den anderen, wollte er ihn auffinden, zu erkennen hoffte. Nach dreiwöchentlicher Irrfahrt gelangt endlich unser Ritter, stattlich ausgerüstet, nach Ungarn an ein hohes Schloß am Meer. Es ist wohl ummauert, von der Außenwelt ganz abgeschlossen wie die Gemahlin des Besitzers, der sie hinter zehn versperrten Toren, deren Schlüssel er stets bei sich trägt, voll Eifersucht hütet. Der Ritter erschaut zufällig die Frau hoch oben an einem Fenster, und beide erkennen alsbald in einander den ersehnten Gegenstand ihres Traumes. Sie darf ihm voller Angst vor dem bösen Gemahl kaum ein Wort zurufen, und begnügt sich mit dem Refrain eines Liebeslieds (un son d'amors). Nun bietet der Ritter, der sich für einen durch Kriegswirren verbannten Krieger ausgibt, dem Schloßherrn seine Dienste an, unterwirft in kürzester Frist all dessen Gegner und weiß sein Vertrauen zu erringen, so daß er bei ihm Seneschall wird. Aber es ist Zeit, daß er den Zugang zur Geliebten sich durch List erschleicht. Sie selbst hat ihm gelegentlich einen hohlen Binsenhalm vom Fenster herabgeworfen, um ihn zur Tat aufzufordern.

IIa). Er erbittet vom Burgherrn die Gnade, neben dem Turme ein Haus für sich aufbauen zu dürfen, und bei dieser Gelegenheit legt ihm ein erfahrener Maurermeister einen unterirdischen Gang bis

[1]) Loiseleur Deslongchamps, Essai sur les fables indiennes. Paris 1838, S. 158.

[2]) A. Keller, Li Romans des Sept Sages, v. 4218 ff. (**K**). H. A. Smith = Romanic Review III (1912), v. 1447 ff. (**Ch**). Eine moderne Nacherzählung in franz. Prosa unter dem Titel „Le chevalier à la trappe" bot Legrand d'Aussy, Fabliaux et contes (3me éd.). Paris 1829, S. 156 ff.



zur Kemenate der Geliebten an. Eine Falltür erschließt den Zugang hierzu. Aber um ganz sicher zu gehen, tötet er den Meister. Jetzt gelangt er leicht ans Ziel seiner Wünsche. b) Beim Abschiede gibt ihm die Dame einen goldenen Ring mit. Bei der nächsten Zusammenkunft mit dem Ehemann erkennt dieser am Finger des Gefährten sein Eigentum wieder, wagt aber nicht darnach zu fragen, sondern eilt nach dem Turm, wohin inzwischen der Fremde mittels des Ganges und der Falltür ihm vorausgeeilt ist, um den Ring der Dame einzuhändigen. Jener läßt sich durch den Anblick des Ringes täuschen und denkt, daß es gar leicht zwei ähnliche Ringe auf der Welt geben könne. c) Am folgenden Morgen schlägt unser Ritter die Einladung zur Jagd mit dem Hinweis auf die Ankunft seiner Braut (amie) aus, mit der er nunmehr so bald wie möglich heimzukehren gedenke. Er lädt ihn zum Mahl unter dreien ein, und der Schloßherr schafft selbst reichlich Wildpret herzu. Doch wie erstaunt er, neben dem Seneschall die angebliche Braut, die seiner Frau aufs Haar gleicht, zu sehen! Verstört und schweigsam bleibt er und kostet auch trotz der Zureden der Dame nichts von den aufgetragenen Speisen. So fest vertraut er auf seinen Turm mit dem Schatze darin, daß er nicht den Mut hat, den Ritter zur Rede zu stellen. Sobald es nur der Anstand zuläßt, stürzt er nach dem Turm, fieberhaft schließt er sämtliche Pforten auf, doch in der erleuchteten Kemenate sieht er seine Frau, die die Ahnungslose trefflich zu spielen weiß. Sein Mißtrauen ist ganz geschwunden, er redet sich sogar ein, daß ganz leicht auch zwei weibliche Wesen völlig einander gleichen können. Inzwischen hat der Ritter ein Schiff am Strande gemietet und alles zur Abreise vorbereitet, es weht ein günstiger Wind. Er bringt vor dem Schloßherrn sein Anliegen vor, dieser möchte persönlich ihm als Trauzeuge in der Kirche dienen. Gern übernimmt jener diesen letzten Freundschaftsdienst, begleitet sogar nach der feierlichen Trauung das Paar bis ans Schiff und ist seiner Frau beim Einsteigen behilflich. Mit geschwellten Segeln entführt das Schiff das Paar in die Ferne, aber der Burgherr, der nach seinem Turme eilt, erkennt zu spät, daß er der Angeführte ist. Seine Trauer und seine Reue ist nutzlos. — Die Hs. Chartres (**Ch**) ist fast gleichlautend, spricht aber von zwanzig Pforten und schmückt die Beschreibung des Baues der Ritterherberge aus. Hingegen kürzt die aus dem gereimten Original hervorgegangene Prosaversion **D**[1]) vieles ab, gibt überhaupt

[1]) G. Paris, Deux rédactions du Roman des Sept Sages. Paris 1876, S. 44 ff.



nur den allgemeinen Gang der Erzählung wieder. So fehlt die Angabe über die Herkunft des Ritters, der hier seinen Freunden eine Pilgerfahrt vorlügt. Ungarn ist nicht erwähnt, ebensowenig der Liebessang und die Liebesbotschaft der Dame. Nur drei Pforten verschließen den Turm. Das wichtige Ringmotiv ist ausgelassen. Die Frau weist selbst auf die Ähnlichkeit von Personen hin und schließlich entläßt der Ehemann das Paar mit reichen Geschenken.

Lückenlos ist die Überlieferung im altfr. Prosatext **A**[1]), desgleichen in der daraus geflossenen italien. Prosa[2]), wo aber als die Heimat des Ritters Paris genannt wird, von zwanzig Toren die Rede ist und die Dame selbst die Ähnlichkeit von zwei Ringen betont. Die in der lat. Übersetzung der hebräischen Version (Mischle Sendabar) angefügte Erzählung[3]) bringt mehrere eigene Züge: der Hauptheld ist ein miles gallicus, der nach Spanien kommt zum Turm mit zwanzig Schlössern, und die Dame wirft ihm bei der ersten Begegnung ihren Handschuh herab. Der geheime Zugang zum Turm wird mit einem versiegelten Steine verschlossen, es fehlt die Tötung des hilfsbereiten Maurers, die Dame selbst weist nach dem gemeinsamen Mahle in der Herberge des Ritters darauf hin, daß schöne Frauen stets einander gleichen. — In der mittelenglischen Hs. D[4]) fehlt die Ermordung des Maurers, auch die Trauungsszene; der Schloßherr stürzt sich zuletzt vor Gram von den Zinnen seiner Burg herab, wobei er sich den Hals bricht. — Über etwaige Änderungen von **M** = Male Marrastre vermag ich nichts zu sagen, da diese Fassung noch inediert ist.

Besser bin ich infolge der Auffindung weiterer Hss. über **J** = Versio italica[5]) unterrichtet. Der Eifersüchtige ist hier ein weiser Richter, der seine Frau in einem fensterlosen Turme mit sieben Pforten verwahrt hält und ihr nur an vier Festtagen im Jahre das Ausgehen gestattet. Gerade bei einer solchen Gelegenheit sieht sie

---

[1]) B. Plomp, De middelnederlandsche bewerking van het gedicht van den VII Vroeden van binnen Rome. Utrecht 1899. S. 37 ff., Loiseleur a. a. O. S. 89 ff.

[2]) H. Varnhagen, Eine italien. Prosaversion der Sieben Weisen. Berlin 1881, S. 36 ff.

[3]) Meine Ausgabe im 4. Hefte der Sammlung mittellat. Texte. Heidelberg 1912, S. XIX nebst Text S. 30.

[4]) Campbell a. a. O. S. CX.

[5]) A. Mussafia = Sitzungsberichte der Wiener Akad. d. Wiss., phil.-hist. Klasse, LVII (1868), S. 92 ff.

ein Jüngling, den das Gerücht von ihrer seltenen Schönheit zur Reise übers Meer dahin gelockt hat. Die Dame aber wird von Liebe entzündet, weil er ihr überall nachgeht. Der Fremde kauft ein benachbartes Haus und wird durch seinen großen Aufwand mit dem Ritter bekannt, der ihn öfters zu Tisch einladet. Darauf legt er ganz allein (der Maurer fehlt) den unterirdischen Gang an, der unter dem Bett der Dame mündet; Teppiche verdecken den Rest, so daß der Ehemann nichts merkt. Die Frau selbst, die sich wie ein Vogel im Käfig eingeschlossen wähnt, gibt dem Liebhaber die Täuschungslisten an; zunächst tritt er vor den Mann in dessen Kleidern auf, sodann gibt sie ihm ein Hündchen mit, das die gleiche täuschende Wirkung ausübt, und viele Zimmergegenstände. Endlich rät sie ihm zur Trauungskomödie, bei der viele Anwesende infolge des Schweigens des Gatten den Trug ruhig gelten lassen. Das Ganze erscheint also bereits stark ausgeschmückt, wie die Vermehrung der Zahl der Täuschungsobjekte (ursprünglich nur der Ring) beweist. Die nämliche Fassung bietet Il Libro dei Sette Savi di Roma[1]), die Storia d'una crudele matrigna[2]) und der wichtigste Vertreter des Erasto-Kreises, nämlich L'Amabile di Continentia[3]). In letzterer Prosa ist die Erzählung stark gedehnt und mit allerlei Zusätzen versehen worden, um die Spannung des Lesers zu erhöhen, aber der Hauptcharakter dieses italienischen Zweiges der Sieben Weisen bleibt gewahrt. Am Schlusse wird vom geprellten Ehemanne, der zum römischen Hochadel gehört, berichtet, daß er vor Verzweiflung ob der ihm angetanen Schmach sich vom Turm herabstürzte und so einen elenden Tod fand. Der Erasto selbst, von dem mir keiner der alten Drucke zur Verfügung steht, muß nach der Analyse in der Bibliothèque universelle des romans (Paris 1775, S. 29 ff.) eine Kontamination des italienischen mit dem französischen Zweige der Sieben Weisen enthalten. Denn das Ausgehen an Festtagen und das Hündchen erinnert an J, dagegen der Maurer, der Ring und das Mahl, das übrigens an Bord der Fregatte verlegt wird, stammt aus den franz. Versionen. Der Gatte, ein griechischer

[1]) ed. A. Cappelli = Scelta di curiosità letterarie 64. Bologna 1865, S. 29 ff.

[2]) ed. G. Romagnoli = Scelta di curiosità letterarie 14. Bologna 1862, S. 37 ff.

[3]) ed. A. Cesari = Collezione di opere inedite o rare 37. Bologna 1896, S. 63 ff.



Prinz und Gouverneur von Morea, läßt in seiner Wut das flüchtige Paar verfolgen, was erfolglos bleibt, und stirbt aus Gram einige Tage später. Das italien. Gedicht in ottava rima = Storia di Stefano, figliuolo d'un imperatore di Roma[1]) gehört zur selben Gruppe. Der Eifersüchtige ist aber nur un castelano, der Turm hat wie in der italienischen Prosa nur Oberlicht vom Dache aus. Der Jüngling scheint aus derselben Stadt zu stammen, da von seiner Reise nichts gesagt wird.

G. Paris[2]) hat den Beweis geliefert, daß die lateinische Historia septem Sapientum Romae, die die größte Verbreitung erhielt, nebst ihren germanischen und slavischen Ausflüssen lediglich auf einen altfranzösischen Text, etwa auf die Redaktion **A** zurückgeht und höchstens gegen 1330 entstanden sein mag. In der bisher ältesten Innsbrucker Hs. weist unsere Geschichte folgende Eigentümlichkeiten auf: Nach dem Doppeltraum und der Reise des Ritters in ein fernes Land, das nicht nachher angegeben wird, stimmt dieser am Fuße des Turmes ein Liebeslied (canticum amoris) an, die Dame teilt ihm durch einen herabgeworfenen Brief ihre heftige Neigung mit. Der König, der von seinen Heldentaten hört, fordert ihn zum Verbleiben in seiner Nähe auf. Als der Ritter endlich durch den geheimen Gang zu seiner Dame im Turm (Zahl der Verschlüsse fehlt) gelangt ist, sträubt sich diese gegen den unsittlichen Verkehr, was uns nach ihrem Brief durchaus verwundern muß. Erst die Androhung des Todes durchs Schwert zwingt sie, ihm zu Willen zu sein (offenbar verfolgt der Redaktor hier seine bei ihm übliche moralisierende Tendenz) und geht so drei Übeln aus dem Wege, nämlich, daß sie in üblen Ruf gerät, ihrem Manne Schmach zufügt und die Tötung des Liebhabers nach dessen Entdeckung herbeiführt. So meint sie schließlich: „Diese Torheit will ich nicht begehen, den Fremden abzuweisen." Die Entdeckung des Ringes am Finger des Ritters erfolgt bei Gelegenheit einer Jagd, als dieser an einer Quelle eingeschlafen ist. Beim Erwachen schützt er Krankheit vor, worauf beide nach Hause sprengen. Rückgabe des Ringes, Bedrohung der Königin mit dem Tode, falls sie nicht sofort den Ring vorweise. Dann nimmt sie ihn aus einer Truhe hervor. Sie meint, daß zwei Ringe oft einander ähnlich seien.

---

[1]) hgb. P. Rajna = Scelta di curiosità letterarie 176. Bologna 1880, S. 106 ff.

[2]) a. a. O. S. XXVIII ff.



Daran schließt sich die Täuschung beim Mahle, dadurch verstärkt, daß die Königin ihre Sangeskunst zum besten gibt und man den Gatten am Fortgehen hindern will, als er eilige Geschäfte auf seiner Burg vorgibt. Wiederum wird er enttäuscht und seine Frau hält ihm vor, die Vernunft müsse ihm sagen, daß Ähnlichkeit zwischen Menschen oft bestehe, wie dies auch beim Ringe der Fall gewesen sei. Wiederholt heißt es vom Könige, daß der feste Turm ihn hinters Licht führte, sodaß er seinen Augen nicht glauben mochte. Bei der Trauung in der Kirche ist seine Bereitwilligkeit so groß, daß er der Braut wegen der Ähnlichkeit mit seiner Frau sein besonderes Wohlwollen zusichert, ja bei der Abfahrt am Strande ihr noch ausdrücklich Treue und Gehorsam gegen den neuen Gatten einschärft und beiden seinen Segen erteilt. — Mit dieser Darstellung deckt sich jene in der französischen Übersetzung im Genfer Druck, welche G. Paris[1]) zum Abdruck gebracht hat. Das Sträuben der Dame ist jedoch gemildert: elle fit ce qu'il demandoit après aucunes deffenses gracieuses. — Auf die deutsche Prosa geht der Ludus septem sapientum zurück, von dem mir ein Druck Frankfurt (gegen 1560) zur Verfügung steht, aus der Bibliothek des St. Vinzenz Stiftes zu Breslau in die Kgl. und Univ. Bibliothek übergegangen. Unsere Geschichte hat hier[2]) einige Ausschmückungen erhalten: Der getäuschte Ehemann ist Menelaus, König von Sparta, der seine Gemahlin Helena so sehr liebte, daß er sie in einem festen Turm eingeschlossen hielt und die Schlüssel dazu stets bei sich trug. Der Liebhaber ist natürlich Paris Alexander in Phrygien, des Königs Priamus Sohn. Im Traume sieht und umarmt er Helena, nach deren Besitz er dann unablässig trachtet. In Sparta wirft ihm Helena einen Brief (schedula) vom Turmfenster herab und erklärt ihm ihre Liebe. Wie in der Historia läßt sich Helena bei der ersten Zusammenkunft zunächst mit dem Tode bedrohen. Auch im übrigen folgt dieser Text mit nur geringfügigen ausschmückenden Zusätzen (Trauung im Minervatempel) der Historia, und am Schluß heißt es, daß Menelaus den Rest seines Lebens in größter Trauer zubrachte (in luctu et squalore quod reliquum erat vitae miser exegit).

Dies sind der Hauptsache nach die wesentlichsten Formen unserer Geschichte im Volksbuche der Sieben weisen Meister. Die Fassung des altfranzösischen Dolopathos versparen wir uns absichtlich für später zwecks

[1]) a. a O. S. 139 ff. [2]) Als septimum reginae exemplum.



besonderer Gegenüberstellung zu der von uns neuaufgefundenen Version. Wir haben es also mit einer in sich durchaus abgerundeten und wohl motivierten Erzählung zu tun, in der die Steigerung der glücklich durchgeführten List bemerkenswert ist. Wenn daher eine Stelle aus der provenzalischen Dichtung Flamenca[1]) hierher gestellt worden ist, die nur das Motiv des unterirdischen Ganges verwendet (übrigens nur für die Zwecke des Eifersüchtigen), so trägt dies zur Entwicklungsgeschichte unseres Stoffes ebensowenig bei, wie das Vorkommen des Schlußteils in einer lat. Cambridger Hs.[2]) zum Zwecke der Kontamination mit einem anderen Stoffe, da hier der Doppeltraum sowie die Täuschungsobjekte fortgefallen sind. Beachtung verdient aber, daß für das Antrauen durch einen Freund des Bräutigams von einem „sarrazenischen" Gesetz die Rede ist. Diese Kürzung lautet: Die Gattin aber sinnt nach dieser Versöhnung auf neue Mittel, den Mann zu betrügen. Auf ihren Rat kauft der Liebhaber einem armen Nachbarn sein Haus ab und verkehrt dann fortwährend mit ihr mittels eines unterirdischen Ganges. Hiermit nicht zufrieden, will sie eine förmliche Heirat mit dem Freunde zustande bringen. Sie spricht zu ihm folgendermaßen: „Mein Gatte ist dein Waffenfreund. Sage ihm, daß aus deinem Vaterlande eine gekommen ist, die du heiraten möchtest; aber da es Sitte deines Landes und sarrazenisches Gesetz ist, daß man seine Braut nur aus der Hand eines Mannes empfangen darf, so bittest du ihn, dir diesen Dienst zu erweisen, da du keinen näheren Freund hier hast. Wenn er mich dann sieht, kann er wohl Verdacht schöpfen und in der fremden Frau seine Frau erkennen. Begibt er sich deshalb nach Hause, um sich von meiner Anwesenheit zu überzeugen, so eile ich voraus und begegne ihm im Schlafzimmer. Seines Irrtums gewiß kehrt er dann zu dir zurück, und ich eile wieder voraus und werde von ihm dir übergeben in Gegenwart aller derer, die sich eingefunden haben." Dieses geschieht auch. Daß das Paar davonreist und der Mann nur das Nachsehen hat, ist nicht ausdrücklich gesagt, aber es versteht sich von selbst. — Ganz verflacht und nichts weiter als eine freie Bearbeitung der Inclusa ist

---

[1]) v. 1304—1317 der Ausgabe (2. Aufl.) von P. Meyer, Paris 1901.

[2]) Anhang zur Ausgabe der Disciplina clericalis von A. Hilka und W. Söderhjelm. Helsingfors 1911, S. 70. Vgl. dazu die Bemerkungen beider Vf.: Vergleichendes zu den mittelalterlichen Frauengeschichten = Neuphilol. Mitteilungen (Helsingfors) 1913, S 4 ff.

die Erzählung in Marques de Rome[1]), einer Fortsetzung zu den Sieben Weisen, wo an die Stelle des Doppeltraumes das Verlieben infolge der bloßen Anpreisung der Tüchtigkeit des Helden (Zoroas, eines Sohnes des Seneschals des Perserkönigs Darius) getreten ist. Die eingesperrte Prinzessin entbietet ihm, als sie den schlafenden Ritter am Fuße des Turmes erblickt hat, durch einen Brief ihre Liebe. Somit hat sich nur der Anfang unseres Motivs erhalten, da sofort weitere Berührungen mit dem Inclusastoff (die heimlichen Zusammenkünfte erfolgen mittels eines heraufgewundenen Korbes (corbeille), was durch diensteifrige damoiseles geschieht) ausgeschaltet sind. „Die einzelnen Abweichungen unserer Novelle von der Darstellung der Inclusa sind lediglich Erfindungen und Schöpfungen der Phantasie unseres unbekannten Verfassers" (J. Alton). — Ganz überflüssig war der häufige Hinweis bei Keller u. a. auf eine metrische Variante bei Imbert, womit wohl nur sein conte „Les amants corsaires ou l'heureux stratagème"[2]) gemeint sein kann; denn hier werden uns zwei eifersüchtige Greise vorgeführt, die ihre jungen französischen Frauen hinter dreifachem Verschlusse halten, bis sie ihnen durch die als Korsaren verkleideten Liebhaber endgültig auf einer Spazierfahrt zur See entführt werden. — Zum bloßen Streich in Fabelform ist bereits im Mittelalter unsere Geschichte, wozu sich nur der Schlußteil in entstellter Form eignen konnte, herabgesunken, wozu Liebrecht[3]) allerlei Parallelen, darunter aus Laßbergs Liedersaal, beigebracht hat, im Schwank „Des trois femmes qui trouverent un anneau"[4]). Drei Frauen kommen überein, daß der Ring derjenigen gehören soll, die ihrem Manne den besten Streich spielen würde. Die dritte greift zur List der täuschenden Ähnlichkeit: Sie schlägt ihrem Liebhaber vor, sie zu heiraten, und zwar solle dies mit Bewilligung ihres Mannes geschehen. Ein gewisser Eustache wird durch Geld für ihre Zwecke gewonnen, sodaß er seine Nichte zu verheiraten vorgibt. Ihr Mann gibt dann seine eigene Frau vor dem Geistlichen fort, da diese sich rasch verkleidet und die Rolle der angeblichen Braut übernommen hat. Es bleibt bei diesem Tausch,

[1]) J. Alton, Le roman de Marques de Rome. Tübingen 1889, S. 123 u. 173.

[2]) B. Imbert, Historiettes ou nouvelles en vers (2de éd.). Amsterdam 1774, S. 167 ff.

[3]) Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 127 ff.

[4]) A. de Montaiglon, Recueil général et complet des fabliaux. t. I. Paris 1872, S. 175 ff.

weil der Gatte damit durch seine feierliche Erklärung einverstanden gewesen ist, und die Frau triumphiert: „Je di que ce n'est pas prester (dies ist kein bloßes Verborgen)."

In der italienischen Novellistik fand der Stoff weitere Ausgestaltung. Bei Sercambi[1]) ist der Eifersüchtige der Sultan von Babylonien, der seine Lavina im Turm versteckt hält. Ein vornehmer junger Genuese hat von ihrer Schönheit und ihrem elenden Dasein gehört und, als Kaufmann auftretend, erwirbt er das uneingeschränkte Vertrauen des Sultans; er mietet einen an den Turm anstoßenden Palast und gelangt durch den von einem Baumeister bewerkstelligten Wanddurchbruch zur Geliebten. Doch das Mittelstück der Täuschungsgegenstände ist stark abgeändert. Die Schlußszene spielt sich zunächst an Bord des Schiffes ab; der Sultan verlobt ihm seine Frau, die inzwischen gut Italienisch gelernt hat, so daß jener über sein anfängliches Stutzen leicht hinwegkommt und schließlich beim Anstecken des Ringes durch den Bräutigam seiner Frau den Finger hält[2]). Dann findet das Mahl im Palaste des Antoniotto statt. Vorher aber hat er sich im Turme rasch davon überzeugt, daß Lavina in ihrem Käfig steckt, und auch ihr Festkleid, das sie bei der Feier getragen hat, wird ihm von ihr aus der Truhe vorgewiesen. Nach dem Essen führt das Paar dem Gaste einen tadellosen türkischen Tanz vor, was ihn zur raschen Heimkehr mit dem üblichen Erfolge veranlaßt. Das Feiern der Hochzeit wird noch mehrere Tage fortgesetzt, und nachdem des Nachts sämtliche Kostbarkeiten aus dem Turm in die Schiffe verschleppt worden sind, fährt das neue Paar, vom Sultan an den Meeresstrand begleitet (Lavina muß den im letzten Augenblicke der Abreise mißtrauisch Gewordenen nochmals enttäuschen) mit falscher Reisezielangabe davon. Die Verfolgung durch die gesamte Flotte

---

[1]) ed. A. d'Ancona, Novelle di Giov. Sercambi. Bologna 1871 = Scelta di curiosità letterarie 119, S. 96 (nov. XIII. De furto unius mulieris) — Nur eine entfernte Ähnlichkeit mit Inclusa hat die zweite Novelle des vierten Tages bei Straparola ed. Gius. Rua. Bologna 1898, S. 206 ff. (Verkehr des Paares mittels einer Kiste, in der sich der Liebhaber im Zimmer der Filenia versteckt hält. Der Schauplatz ist Athen. Am Schluß steht der falsche, aus der Tristansage bekannte Reinigungseid). Noch weniger gilt dies für die vierte Novelle desselben Tages. — Die Fassungen bei Sansovino, Cento novelle antiche X 8 und Masuccio, Novellino nr. 38 und 40 sind mir leider augenblicklich unerreichbar.

[2]) Vgl. zu diesem eigentümlichen Brauch R. Köhler, Kleinere Schriften II S. 586.



des Sultans schlägt fehl, da dessen Abgesandte in Neapel keine Spur der Flüchtigen finden, und der trübsinnig gewordene Sultan segnet bald darauf das Zeitliche. — Bei Sercambi nimmt demnach der häufige Ortswechsel zwecks Enttäuschung des Eifersüchtigen die Stelle der Täuschungsobjekte ein, an die das Hochzeitskleid nur noch ganz entfernt erinnert. Immerhin bleibt der Gesamteindruck der Überlieferung noch gewahrt.

Mit Malespini gelangen wir wiederum zu einer schwankhaften Ausgestaltung, die sich weit von der Urform entfernt. Die 53. Novelle „Der kürzere Weg zwischen zwei Häusern" lautet nach E. Misteli[1]): „Ein reicher Schatzmeister ist der Nachbar eines Mannes, dessen schöne Frau es jenem angetan hat, und um deren willen er mit dem Manne enge Freundschaft schließt. Die Abwesenheit des letztern soll den Schatzmeister zum gewünschten Ziele führen. Aber unerwartet kommt schon in der Nacht der Mann zurück und wird nur ungern bei seinem Freund, dem Schatzmeister, vorgelassen, wo er eine Weibsperson zu sehen vermeint, welche mit seiner Frau die größte Ähnlichkeit hat. Da die beiden Häuser miteinander in Verbindung stehen, so wünscht er den Verbindungsgang zu benutzen, um nach Hause zu kommen, wird aber genötigt, einen Umweg zu machen. Unterdessen kehrt aber die Frau über diesen Gang heim und empfängt den Mann mit einer zündenden Anrede wegen seines so späten Erscheinens, das sich nur durch die Annahme erklären lasse, daß er andern Weibern nachgezogen sei. Der Mann muß um Verzeihung bitten und bleibt auch in Zukunft getäuscht." — Diese Version geht auf die erste Novelle von La Sale's Cent nouvelles nouvelles[2]) zurück, wozu noch weitere Parallelen in der Fabel- und Novellenliteratur beigebracht werden können. Wir lassen jedoch diese Ableger unseres Stoffes füglich bei Seite, da sie bei ihrer Verflachung der Hauptform unser Problem kaum zu fördern geeignet sind.

Ganz künstlerisch und frei hat das Inclusa-Motiv Bojardo in seinem Epos Orlando Innamorato für die Leodilla-Episode (I, canto XXI—XXIII verwertet, wie C. Searles[3]) gezeigt hat. Leodilla mußte den alten Folderico heiraten, der sie im Wettlauf (Atalanta-Motiv)

[1]) Emil Misteli, Celio Malespini und seine Novellen. 2. Aufl. Aarau 1905, S. 60.

[2]) Hg. Th. Wright, Paris 1857, I S. 1 ff. nebst Anm. II S. 252.

[3]) Modern Language Notes XVII (1902), S. 165 ff. 203 ff.



überlistet hat, indem er drei verlockende Äpfel vor ihr zu Boden warf. Der eifersüchtige Alte hütet seinen so erworbenen Schatz in einem Schloß mit sieben Mauern und ebensoviel Türmen und Toren, was auf die Versio Italica zurückgeht. Der unterirdische Gang, den sein junger Nebenbuhler Ordauro ohne Hülfe eines Baumeisters anlegt zu seinem zwei Meilen weit davon entfernten Palaste, die die Dame bei ihrer fabelhaften Schnelligkeit später spielend zurückzulegen weiß, die List des Gastmahls, aber ohne die Täuschungsobjekte (Ring, Kleider), die Entführung vor den Augen des die Liebenden auf ihrer Reise sechs Meilen weit begleitenden Eifersüchtigen, nachdem Ordauro seinen Aufbruch damit begründet hat, daß ihm das Klima dieses Landes nicht zusage, dies alles gibt im ganzen den Rahmen unserer Erzählung gut wieder. Hingegen hat der Dichter ein neues Element eingefügt, das berechnet war, jene Täuschungsgegenstände überflüssig zu machen: der Jüngling sucht nämlich von vornherein alle Verdachtsmomente mit dem Hinweis darauf zu entkräften, daß des Alten Frau eine ihr überaus täuschend ähnliche Zwillingsschwestern habe, die nicht einmal ihre Eltern von jener hätten unterscheiden können. Über die hierdurch geschaffene Unwahrscheinlichkeit, da doch Leodilla nie von einer solchen Schwester hat etwas verlauten lassen, geht freilich unser Epiker leicht hinweg, es ist klar, daß er diesen Zug der plautinischen Komödie entlehnt hat, auf die wir noch zurückzukommen haben. Dies paßt auch zu einem sonstigen Verfahren, größere Mannigfaltigkeit des Erzählten durch Kombination verschiedener Stoffe zu erzielen, zumal er auch die Antike gern umformt.

Wenn wir nun einen Blick auf das Vorkommen unseres Themas in der abendländischen Märchenliteratur werfen, so ergibt sich bald, daß bei der mündlichen Verbreitung eigentümliche Formen entstehen, die im schmückenden Beiwerk, in Kürzungen und Zusätzen am meisten hervortreten. Im griechischen Märchen[1] „Die Goldschmiedin und der treue Fischersohn“ bringt das Mittelstück die Entführungsgeschichte, die nicht lokalisiert ist. Ein reisender Prinz verliebt sich auf das bloße Gerücht hin in eine Goldschmiedsfrau, die mit der goldenen Krone auf dem Kopfe am Fenster sitze und mit dem goldenen Apfel spiele. Sein Freund, der Fischersohn, mietet

[1] I. G. v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen. Leipzig 1864 I S. 201 ff.



für ihn ein Haus in der Nähe der Behausung des Eifersüchtigen und gräbt eine Höhle zu ihr. Der Turm hat sieben Stockwerke, sie sind mit sieben Schlössern verschlossen und die sieben Schlüssel führt der Goldschmied stets bei sich. Um diesen zu täuschen, entleiht der Prinz Goldapfel wie Goldkrone, nach deren Muster er beim Goldschmied Bestellungen macht. Dann muß der Mann bei der angeblichen Hochzeit den Brautführer machen. Durch die Höhle wird die Frau an den Strand auf das Schiff gebracht. Ein letztes Mal eilt der Eifersüchtige zurück; da sitzt sie aber noch mit der goldenen Krone auf dem Kopf im Sessel und spielt mit dem goldenen Apfel. Noch zweimal macht er diese Probe, hierauf hält er nach griechischer Sitte während der Trauung die Brautkronen, die er beide selbst verfertigt hat, über seine Frau und den Prinzen. Heimgekehrt findet er das Nest leer, verwünscht seine Augen und reißt sich beide aus dem Kopfe. (Die Fortsetzung geht in einen anderen Märchenstoff über). Manches erinnert hier an Sercambi. — Der erste Teil eines albanischen Märchens[1]) „Der Pope und seine Frau" bringt statt des unterirdischen Ganges eine Tür zwischen den Nachbarhäusern und nur die Trauungszene. Der Schluß ist schwankartig, da der Pope betrunken und von den Flüchtigen als Räuber ausgestattet wird. Er tröstet sich nach dem Erwachen in der Gesellschaft von fünf vorbeikommenden Räubern. — Mehr scherzhaft wie roh ist die listige Entführung der Frau eines (buckligen) Schneiders dargestellt, aber in den Einzelheiten stark verwischt, in einem römischen Volksmärchen[2]), in einer Novelle des Batacchi[3]) und in sizilianischer[4]) Tradition, die zusammen eine Gruppe bilden, wobei mit dem Namen der Entführten Grazia für die zweideutige Eheeinwilligung (mi date la vostra buona grazia?) witzig gespielt wird. Ein Loch in der Wand beider Häuser vermittelt den Verkehr, eine Puppe die endgültige Täuschung. Im übrigen sind wir hier weit von der vollkommenen literarischen Form unseres Stoffes ent-

---

[1]) G. Meyer und R. Köhler, Albanische Märchen = Archiv f. Literaturgesch. XII (1884), S. 134 ff.

[2]) R. H. Busk, The Folklore of Rome. London 1874, S. 399 ff. Inhalt bei E. Zarncke a. a. O. S. 4 und bei W. A. Clouston, Popular tales and fictions, vol. II. Edinburgh 1887, S. 218 ff.

[3]) Novelle galanti (1800), nr. 2 „Re Barbadicane e Grazia".

[4]) Gius. Pitrè, Fiabe, novelle e racconti popolari siciliani, vol. III. Palermo 1875, S. 308 ff., nr. 116 „Lu Custureri".

fernt. Dasselbe wird wohl für ein schottisches Märchen[1]) gelten, das mir widriger Umstände wegen heute nicht zugänglich ist.

Die Übersicht über die abendländischen Fassungen schließe ich, mich zur Neuzeit wendend, mit dem Hinweis auf die dramatischen Bearbeitungen bei Karl Weiß[2]), mir unzugänglich), von Kotzebue[3]) „Die gefährliche Nachbarschaft" (Lustspiel in einem Aufzuge (erinnert stark an das römische Volksmärchen, zu dem durch eine Vertauschung zweier Bräute ein glücklicher Ausgang gedichtet worden ist; der um seine Braut Gefoppte ist auch hier ein Schneider, die Täuschung erfolgt gleichfalls vermittels einer Öffnung in der Wand der Nachbarhäuser nebst einem sie verdeckenden Bilde) und auf Platens „Turm mit sieben Pforten", Lustspiel in einem Akt (1825) (ursprünglich: mit achtzehn Pforten)[4]). Platen gibt selbst an, daß er durch die Analyse bei Le Grand d'Aussy, Fabliaux et Contes IV. zu seinem Stück angeregt worden ist, das beweist auch die Erwähnung des Ringes, aber vom literargeschichtlichen Standpunkte aus muß man sich eigentlich wundern, daß er den alten lebenskräftigen Stoff mancher wesentlicher Motive entkleidet und das Ganze zu einer bloßen Entführungsszene herabgedrückt hat. Hierher gehört auch ein episches Gedicht von Gramberg[5]) „Die Entführung" (1801). Es beginnt mit der Irrfahrt des durch den Traum um seine Ruhe betrogenen Ritters, der endlich zu einem Schloß am Meer gelangt, vom greisen Schloßherrn wohl bewirtet wird und am Morgen eine Falltür entdeckt, die ihn durch einen düstren Gang zu dem so oft im langen Traum der Phantasie erblickten holden Wesen führt. Die aus einem edlen Hause Entführte und im Turm hinter zehnfachem Schloß Gehütete berichtet dem Ritter, daß sie den Werbungen des

---

[1]) Campbell, Popular Tales of the West Highlands, I S. 281 ff.

[2]) Die Wiener Haupt- und Staatsactionen, Bd. VI „Der betrogene Ehemann" (1724) in 3 Akten. Wien 1854, S. 75 ff.

[3]) Theater von August v. Kotzebue, 4. Bd. Wien 1831, S. 135 ff.

[4]) krit. Ausgabe der sämtl. Werke durch M. Koch u. E. Petzet, Bd. XI Leipzig, S. 265 ff.

[5]) Braga hg. Anton Dietrich, 9. Bändchen. Dresden 1828, S. 49 ff. — Eine Entstellung unserer Geschichte, ohne den unterirdischen Gang oder die heimliche Tür, steht innerhalb der mit allerlei Motiven verquickten bulgarischen Erzählung von der Egyluda und dem Trojanerprinzen Alexander, mit einer latein. Übersetzung von P. Syrku abgedruckt im Archiv f. slav. Philologie VII (1884), S. 81 ff. Vgl. die Schlußbemerkungen von R. Köhler zu diesem „kuriosen Text."

Alten bisher standhaft widerstrebt habe, ihr aber nur noch eine dreitägige Frist beschieden sei, und sie bittet den Fremden, sie aus dieser Haft zu befreien. Des Jünglings lebhafte Erzählung von seinem Traum und der fernen Suche erweckt alsbald den Argwohn in des Alten Brust:

Er eilt, sobald er kann, die Sorge zu bekunden,
Beurlaubt sich von seinem Gast,
Und sucht das Liebchen sonder Rast.
Und sieht sie wohlverwahrt in ihrem festen Kerker,
Kein Winkelchen, das ihm Verdacht erweckt;
Und leicht entgeht dem spähenden Bemerker
Der Teppich, der den Weg zum hohen Turme deckt.
Denn freundlicher wie sonst dünkt ihm die Holde,
Der Argwohn flieht vor ihrem heitren Blick,
Die Hoffnung kehrt vertraulich ihm zurück;
Die Liebe naht mit ihrem süßen Solde.
„Zwei Tage noch", so ruft entzückt der Greis,
„Wird neue Jugend und wirst du mein Preis."

Unterdes hat der Ritter, der zum Strande gewandelt ist, dort einen Seemann gefunden, der, ausgesandt, die einem edlen Prinzen bei einer Jagd entführte Tochter aufzusuchen und zurückzuholen (dies ist durch günstige Schicksalswendung eben unsere Dame), zur raschen Entführung entschlossen ist. In Anwesenheit des Burgherrn wird des Ritters angebliche und tiefverschleierte Braut, die soeben angekommen sei, am Altar dem Jüngling übergeben, die Abfahrt soll bald stattfinden.

Der Greis begehrt des Gastrechts alte Sitte;
Er faßt das schöne Weib an zarter Hand,
Und führet nun mit langsam schwerem Schritte
Die Eilende zum längst ersehnten Strand.
Das edle Paar empfängt des Schiffes Mitte;
Das Weib zerreißt das leichte Zauberband;
Der Schleier fällt, — der Greis sieht sich betrogen, —
Und sicher fliegt das Schiff durch weite Wogen.

Wir wenden uns nun den orientalischen Parallelen unseres Stoffes zu. Im Hauptteile einer neu-aramäischen Erzählung[1] „Der Prinz und die Frau des Juden Illik" wird die Frau des jüdischen Goldschmiedes Illik in Bagdad hinter vierzig Türen gehalten. Der freigebige Prinz läßt sich ein kostbares Schwert, dann einen kunstvollen Dolch vom Goldschmiede anfertigen, macht aber absichtlich

[1]) M. Lidzbarski, Geschichten und Lieder aus den neu-aramäischen Handschriften der kgl. Bibl. zu Berlin. Weimar 1896, S. 229 ff.



ihm beides, abgesehen von der reichlichen Bezahlung, zum Geschenk. Dasselbe geschieht mit ein Paar Armbändern, die für seine Braut bestimmt seien. Die Goldschmiedsfrau war auf den Bericht von der Freigebigkeit dieses Fremden schon lange auf ihn aufmerksam geworden und setzte es endlich durch, daß er in das wohlgehütete Heiligtum eingeladen wurde. Der Mann wird betrunken gemacht und an den Füßen herausgezogen. Am nächsten Tage wird ihm auf Anraten der Frau ein benachbartes eingefallenes Haus abgemietet, und der Jüngling läßt im Neubau alsbald einen unterirdischen Gang graben, der unter den Sessel der Frau mündet. Der Tunnel vermittelt den ungestörten Verkehr. Jenes Schwert, der Dolch und die Armbänder bilden die in der bekannten Art verwendeten Täuschungen, um den Juden, der sie bald bei seinem Gast, bald in seiner Behausung am richtigen Orte vorfindet, in falsche Ruhe einzuwiegen. Sehr fein bemerkt zu ihm die Frau: „Hundert Dinge gibt es, die einander gleichen. Was du auch jetzt bei dem Manne siehst, immer sagst du, es ist mein. Es ist möglich, daß, wenn er morgen mit einer Frau kommt, die mir ähnlich ist, du dann auch sagst: es ist meine Frau. Wie sollte er zu mir gelangen, wo vierzig Türen vor mir verschlossen sind? Aber das ist nur, weil du ein böses Herz hast und kein Vertrauen kennst, weil du ein Lump und ein schlechter Kerl bist.“ Dann stellt der junge Mann, der Schwert und Dolch mitnimmt, dem Juden dessen Frau als seine Braut vor, und der Gang bewerkstelligt wiederum die Enttäuschung, sodaß der Mann nicht mehr wußte, was er sagen sollte und so für den Schluß des Abenteuers gut vorbereitet war. Dem Charakter dieser binnenländischen Erzählung entsprechend ist von keiner Seefahrt die Rede, der Prinz entführt die Goldschmiedsfrau, eine weite Strecke von Illik begleitet, zu Pferde. Als der Jude nach seiner Heimkehr nichts mehr, weder Frau noch Sachen, vorfindet, rührt ihn der Schlag und er erliegt seinem Schmerze. — Wir sehen, daß im allgemeinen diese Fassung recht gut mit den Sieben weisen Meistern zusammengeht. Offenbar bringen beide dieselbe Urform zum Ausdruck, wobei der Aramäer im Bestreben nach spannender Darstellung stärkere Änderungen vorgenommen hat. Jedenfalls bildet seine Geschichte ein wertvolles Bindeglied innerhalb der Entwicklungsgeschichte unseres Themas. Geschickt ist das Ganze abgerundet und alles von Anfang bis zum Ende wohl motiviert, wie wir dies bisher nur in Frankreich beim ersten Auftauchen des okzidentalischen Zweiges der Sieben



weisen Meister gesehen haben. — Die anderen orientalischen Zeugen der Inclusa bieten bei weitem nicht die gleiche Ursprünglichkeit. In einem syrischen[1]) Märchen liebt ein Armer die Frau eines ihm befreundeten reichen Juden. Sie veranlaßt den Armen, einen großen unterirdischen Gang bis in ihr Haus anzulegen. Als Täuschungsgegenstände gelten hier ihres Mannes Stute und der silberbeschlagene Schuh der Frau. Diese erklärt ihm immer: „Ein Ding gleicht dem andern." Dann kommt der Hochzeitsschmauß mit der bekannten List. Der Schluß aber ist roh ausgestaltet, der Reiche wird betrunken gemacht, vergiftet und begraben, und das saubere Paar kann sich heiraten vor aller Welt und den Dummkopf noch nach seinem Tode höhnen. — Der Stoff erscheint hier volkskundlich vergröbert. — Eine romantische Ausschmückung begegnet uns in der großen Märchensammlung von Tausend und eine Nacht in der Habicht schen Ausgabe (Breslau)[2]) „Geschichte vom Fleischhauer, seiner Gattin und dem Soldaten." Der Soldat, der die Fleischersfrau bereits oft genug besucht hat, legt zur größeren Bequemlichkeit den unterirdischen Gang an, und die Frau muß vorgeben, daß des Soldaten Schwester, die ihr überaus ähnlich sei, nach langer Abwesenheit inzwischen von der Reise mit ihrem Gatten angekommen sei. Die Täuschungsobjekte fehlen. Der betrogene Ehemann wird in der Trunkenheit (vgl. das albanische Märchen) kahl geschoren, in ein Türkenkleid gesteckt und hinausbefördert, in diesem Wahn durch die Beschimpfung seiner Frau bestärkt und dadurch unschädlich gemacht. — Das Motiv von der zum Verwechseln ähnlichen Schwester erinnert uns sofort an das plautinische Lustspiel Miles gloriosus, das sich herübergerettet zu haben scheint. — Besser ist die Überlieferung in einer anderen Tradition von Tausend und eine Nacht in der Geschichte von Kamaralsaman[3]) und der Frau des

---

[1]) E. Prym u. A. Socin, Syrische Sagen und Märchen. Göttingen 1881, S. 37 ff

[2]) XIV, S. 60 ff. (896. Nacht) „Geschichte des Gerbers und seiner Frau." Vgl. W. Bacher, Der Miles gloriosus in 1001 Nacht = Zeitschrift der dt. morgenl. Gesellschaft XXX (1876), S. 141 ff. W. A. Clouston, Popular tales and fictions, II S. 223 ff. Ausg. Henning (Reclam), Bd. XVIII, S. 158 ff. — Vgl. V. Chauvin, Bibliographie des ouvrages arabes, t. VIII (1904), S. 95—96.

[3]) J. von Hammer, Der Tausend und einen Nacht noch nicht übersetzte Märchen, Erzählungen und Anekdoten, aus d. Frz. ins Dt. übs. von Aug. E. Zinserling, III. Band. Stuttgart u. Tübingen 1824, S. 355 ff. Ausg. Henning (Reclam), Bd. XVII S. 5 ff. Vgl. V. Chauvin, Bibliographie des ouvrages arabes t. IV (1900), S. 212 ff.

Juweliers in Baṡra gewahrt. Die Freigebigkeit dem Juwelier gegenüber erinnert zunächst durchaus an die aramäische Version, sie dient dem Liebhaber zur Einführung in das Haus des Ehemanns, auch der wiederholte Schlaftrunk bei der ersten und späteren Begegnung mit der jungen Frau. Das Verlieben geschieht auf das bloße Gerücht von der Schönheit der Dame hin, eine durch zwei Schränke verdeckte Öffnung in der das Nachbarhaus trennenden Wand bewerkstelligt den Verkehr. Es findet die Komödie mit vielen Täuschungsgegenständen statt: die Reichtümer des Juweliers, Möbel, kostbarer Dolch und Uhr, die zum Freunde herübergeschafft werden. Zuletzt verkleidet sich die Frau als Sklavin, und nach der letzten Probe gelingt die Flucht unter Mitnahme aller Schätze und einer getreuen Dienerin auf dem Landwege nach Ägypten. Der Juwelier folgt der Ungetreuen nach Kairo, wo Kamaralsaman auf Befehl seines Vaters eine andere ehelichen mußte, und tötet dort seine Frau nebst deren Dienerin. Zum Entgelt erhält er Kamaralsamans Schwester und kehrt später in die Heimat zurück. — Die persische[1]) Geschichte von den drei betrügerischen Frauen, von denen jede ihrem Gatten einen besonderen Streich spielt (vgl. das altfrz. Fablel), bringt jene erste Variante aus 1001 Nacht. Die Richtersfrau veranlaßt einen nach ihr schmachtenden Zimmermann den unterirdischen Gang zu ihr zu graben (die Botschaft überbringt ihm eine Sklavin) und sie gleich am folgenden Tage in seiner Behausung für seine Braut auszugeben. Der vorbeikommende Ehemann wird gebeten, einzutreten und die Trauungsformel zu sprechen; sofort ist er beim Anblick seiner Gattin betroffen und eilt, halb gefaßt, heim, da er sein Gebetbuch vergessen habe. Dann erregt ein schwarzes Mal an der Lippe der Frau, das er oft geküßt hat, seinen Argwohn und er eilt unter dem Vorwande zurück, erst eine notwendige religiöse Waschung zu Hause vornehmen zu müssen; eine Apfelhälfte, die er ihr schenkt, und ein Rubinhalsband dienen weiterhin zur Täuschung, bis er nach langem Sträuben in aller Form das Paar getraut hat. Die durch den Gang zurückgeeilte Frau aber mißhandelt mit ihrer Sklavin den Richter, der, ganz von Sinnen, in einem Irrenhause Zuflucht sucht. — Das meiste ist hier phantastisch ausgeschmückt und die Komik dadurch erhöht, daß der Mann in seiner Eigenschaft als Standesbeamter die Trauungszeremonie vornehmen muß. — Ein türkisches Märchen „Das mit List ge-

[1]) W. A. Clouston, A group of Eastern romances and tales, privately printed (1889), S. 358 ff. nebst Anm. 9, S. 548 ff. —



freite Mädchen[1])" ist dadurch bemerkenswert, daß der Jüngling sich in ein Bild der Schönen verliebt und sich in die Stadt des Originals begibt. In Mädchenkleidung findet er Zutritt im Hause des Vaters der jungen Dame, eines Fürsten, gibt sich ihr zu erkennen, greift auf ihren Rat zur List des unterirdischen Ganges, und der Vater selbst spricht über seine eigene Tochter, die als ihre Gesellschafterin keck auftritt, den Trausegen, begleitet auch das Paar eine Strecke Weges. „Als er in das Haus seiner Tochter eingetreten war, war seine Tochter verschwunden. Da schickte er jenem reichen, jungen Manne eine Schrift: „Du hast meine Tochter mit List entführt." Das Mädchen schickte ihm seine Schrift zurück: „O Vater, nach deinem eigenen Befehle hast du mich gegeben". — Die Erzählung bei Gueulette[2]) „Aventures du vieux Calender" können wir hier füglich übergehen, da der unterirdische Gang nebst sonstigem Aufputz der Handlung nur dazu dient, einen Eifersüchtigen von seinem Laster durch eine von seinem Vater abgekartete Komödie zu heilen. Die Täuschung erhöht hier ein Muttermal der Frau an ihrem Ohr. — Stark abgeändert erscheint endlich der Stoff, in eine längere Novelle hineingebracht, deren Rahmen an Floire et Blancheflor u. ä. erinnert, in der auf neupersische Tradition zurückgehenden Reise der Söhne Giaffers[3]). Ein bereitwilliger Freund unterstützt die von einander infolge der Heiratspläne eines rücksichtslosen Königs am Hochzeitstage getrennten Liebenden Feristenus und Giulla. Diese hat den König, der sie in einem versteckten Gemache seines Harems zurückhält, hinzuhalten gewußt, während der Bräutigam, ungerecht zum Tode verurteilt, sich aus der Haft hat in Sicherheit bringen können. Auf den Rat seines Vertrauten wird ein großer und schöner Palast neben dem Ort, wo seine Giulla schmachtet, einem Kaufmann abgekauft, und nun gelangt er durch den Gang, den der in solchen Dingen wohlbewanderte Freund mit einer Zauberrute macht, bis in das Gemach der Giulla, die ihren lieben Mann mit tausend Freuden empfängt. Der König nimmt eine Einladung in den Palast des angeblichen Kaufmanns an und sieht überrascht beide jungen Eheleute,

[1]) W. Radloff, Proben der Volksliteratur des türkischen Stämme Süd-Sibiriens, IV. Teil. St. Petersburg 1872, S. 393 ff.

[2]) Contes tartares (101.—104. Viertelstunde) = Cabinet des fées XXII S. 89 ff. dt. Übersetzung, II. Teil, Leipzig 1728, S. 151 ff.

[3]) H. Fischer u. Joh. Bolte, Die Reise der Söhne Giaffers. Tübingen 1895, S. 133 ff. nebst Anm. S. 219 ff.



die ihn da begrüßen und die er durchaus zu kennen glaubt. Er kehrt um, findet aber stets alles in schönster Ordnung daheim (Halsschmuck als Täuschungsobjekt), und als er das dritte Mal Giullas Arm blau und gelb drückt, um durch dies Zeichen sicher zu gehen, beseitigt letzteres ein von jenem Freunde auf den Arm geriebenes Heilkraut. Die Entführung zu Schiff geschieht bei Nachtzeit und ohne Begleitung des Königs, der, um alle Hoffnung betrogen, sich so sehr grämt, daß er in eine schwere Krankheit verfällt und in zwei Tagen elendiglich stirbt. — Damit sind auch die orientalischen Parallelen erschöpft. Wir haben aber bereits gesehen, daß sie sämtlich sich von jener in sich geschlossenen Form, wie sie in Frankreich am durchsichtigsten erscheint, nur mit Ausnahme etwa des Aramäers, entfernen. Auch der Umstand ist recht auffällig, daß der orientalische Zweig der Sieben weisen Meister unsere Wandernovelle durchaus nicht enthält. Auf Grund unseres vorliegenden, wenngleich reichlichen Materials ist die Ursprungsfrage kaum in einer bestimmten Richtung zu beantworten möglich. Nun scheint allerdings das Motiv vom Wanddurchbruch in Verbindung mit der betrügerischen Vorspielung einer zum Verwechseln ähnlichen Schwester antik zu sein, da es bereits im plautinischen Lustspiel Miles gloriosus auftritt und auf Griechenland, als ihren Entstehungsort, hinzudeuten, weil nach dem Prologe des zweiten Aktes ein griechisches Original *'Αλαζών*[1]) die Fabel des Stückes enthalten habe. Allerdings betont Clouston[2]), es sei zweifelhaft, ob der griechische Dramatiker die Fabel des Stückes selbst erfunden oder eher einer orientalischen Tradition entlehnt habe. Daß aber die Fassung von 1001 Nacht „Geschichte des Gerbers und seiner Frau“ direkt auf Plautus zurückgeht, erscheint trotz des auch hier auftretenden Schwesternmotivs, auf das Bacher[3]) so starkes Gewicht legt, unwahrscheinlich (von dem Zuge, daß ein Soldat die gleiche Hauptrolle spielt, sehe ich ganz ab, da in 1001 Nacht ein solcher der Mitbetrüger, bei Plautus aber der Betrogene ist.) Bacher kann für den orientalischen Ursprung nur Vermutungen äußern: „Man könnte immerhin annehmen, daß der Stoff des Miles gloriosus, zu einer kurzen Prosaerzählung verarbeitet, auch in den Orient gelangte,

[1]) O. Ribbeck, Alazon. Ein Beitrag zur antiken Ethologie. Leipzig 1882 S. 55 ff.

[2]) Popular tales and fictions. II S. 227.

[3]) a. a. O. S. 142.

durch Erzählertradition sich forterhielt und endlich modificiert in unserer Erzählung fixiert wurde. Vielleicht stammt aber jener Stoff aus dem großen indischen Sagenquell, welcher ja von den ältesten Zeiten her den Occident gespeist hat, und gelangte einerseits sehr frühe in den Kreis der klassischen Komödie, während er andrerseits im Oriente selbst bis zu den Begründern der berühmtesten Märchensammlung sich fortpflanzte." [1]) Da aber in 1001 Nacht der geheime Verbindungsweg zwischen zwei von einander weit abliegenden Häusern mehr an die Version der Sieben Weisen gemahnt, so liegt Grund zur Annahme vor, daß diese letztere in der arabischen Fassung mit dem plautinischen Motiv, das dann eben auch sich im Orient fortgepflanzt hat, kombiniert wurde. Dieser neuere Einfluß könnte demnach für unseren Urstoff ausscheiden. Wie Bojardo zu dieser Verquickung mit der Urform kam, wurde bereits oben gezeigt.

Am kräftigsten hat noch immer E. Zarncke das schwierige Problem anzupacken gewußt und die verschiedenen Traditionen miteinander zu vereinigen gesucht. Er betont [2]) die Übereinstimmung zwischen dem Miles gloriosus und der orientalischen Geschichte von Kamaralsaman und hält alles für Ausläufer einer ursprünglich griechischen Fabel, in deren Urform die Zwillingsschwester und die Entführung zu Schiff mit Einwilligung des Ehemannes gestanden habe. Nicht unwesentlich sei auch der Zug der Ausplünderung des Ehemannes und der Schenkung des Sklaven. Ich schätze dies Nebenmotiv nicht so hoch ein, es findet sich auch in der Versio italica und bei Sercambi, es wird uns auch im neuen Texte begegnen.

Vielleicht darf man aber, ohne das stillere Fortleben der griechisch-plautinischen Überlieferung ganz ableugnen zu wollen, zur Annahme übergehen, daß zu Beginn des Mittelalters eine ganz neue Originalform unseres Stoffes in bewußt künstlerischer Absicht entstanden ist und teils in mündlicher teils in schriftlicher Überlieferung

---

[1]) Ganz zuversichtlich äußert sich E. Rohde in seinem Vortrage „Über griech. Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient" = Verhandlungen der 30. Versammlung dt. Philologen u. Schulmänner in Rostock. Leipzig 1876, S. 67 = Griech. Roman S. 596: „Wenn ich bedenke, daß die Fabel des Miles gloriosus in einer Erzählung der 1001 Nacht sich vollständig wiederholt, so weiß ich diese Tatsache, die doch gewiß nicht aus einer Kenntnis der Komödie selbst bei dem orientalischen Erzähler erklärt werden kann, nicht anders zu deuten, als aus einer gemeinsamen Benutzung einer älteren griechischen Novelle."

[2]) a. a. O. S. 22 ff.



eine ungeahnte Verbreitung im Abend- wie Morgenlande gewonnen hat. Ihren besten und ausgeprägtesten Charakter hat sie im westlichen Zweige der Sieben weisen Meister erhalten, und Frankreich hat ihr zur reinsten literarischen Fixierung zunächst verholfen. Diese Urform enthielt folgende Motive: 1. Verlieben durch Doppeltraum (oder mit einer Abart: durch Hörensagen). 2. Der unterirdische Gang (später wiederum gelegentlich durch Wanddurchbruch ersetzt, was durchaus nicht auf Plautus zurückzugehen braucht). 3. Die Täuschungsobjekte als Vorbereitung zu 4. Trauung im Beisein des Mannes oder direkte Übergabe der Frau an den Liebhaber durch den eigenen Gatten. 5. Die Entführung zu Schiffe. Dies ist der mittelalterliche Inclusa-Stoff, der nun den merkwürdigsten Wandlungen und Wanderungen ausgesetzt worden ist. Wir haben sehen können, wie Kürzungen und Auslassungen einzelner Teile ebenso sehr wie Erweiterungen (etwa in der Zahl und Art der Täuschungsgegenstände oder im Schicksal des gefoppten Ehemannes) in buntester Fülle den Occident wie den Orient betroffen haben, letzteren aber besonders schwer, so daß nur die aramäische Erzählung ein gutes Bindeglied darstellt. Wird sich ein Schluß über die Herkunft der Inclusa ziehen lassen? Gern greift man alsbald zur orientalischen Hypothese. Dafür ist aber bisher nur das erste Motiv (Verlieben durch den Traum) ins Feld geführt worden, an das selbst Zarncke[1]) erinnert und das nach Clouston[2]) durchaus orientalisch („essentially Oriental") sein soll. So weist er bezüglich des Anfangsmotivs des Träumens von einem fernen geliebten Wesen auf die indische Vâsavadattâ des Subandhu (7. Jhdt.) hin und Chauvin[3]) bringt weitere Beispiele bei. In der Tat mag dies „poetische Motiv der Traumliebe", von E. Rohde[4]) meisterhaft beleuchtet, ein asiatischer und namentlich indischer Einschlag sein, zumal noch das erste Erblicken des Geliebten im Traum mit der freien Gattenwahl des Mädchens verknüpft erscheint, was gleichfalls Rohde treffend betont hat, so daß auch der griechische Roman diese Traumliebe (im Bericht des Chares von Mytilene) übernommen hat.

[1]) a. a. O. S. 22, Anm. 1 u. 26.

[2]) Popular tales and fictions, II S. 228 und The Book of Sindibâd, S. 346—47.

[3]) Bibliogr. des ouvrages arabes V S. 132.

[4]) Der griechische Roman und seine Vorläufer. 3. Auflage. Leipzig 1914, S. 47 ff., besonders S. 53 Anm. 4.



„Die Beliebtheit eines so sonderbaren Motives erklärt sich gerade im Orient sehr einfach aus dem eingeschlossenen Leben der Frauen und der dadurch veranlaßten Verlegenheit der Romanschriftsteller um ein Mittel, ihre Paare zusammenzuführen. Aus demselben Grunde lieben sie es, den Helden in ein Bild[1]) des nie zuvor gesehenen Mädchens sich verlieben zu lassen. Auch dieses Motiv stammt vermutlich aus Indien. Zuweilen werden beide Motive, Traum und Bild verbunden." Immerhin fragt es sich, ob dieses Kriterium des Anfangsmotivs ausreicht, den Gesamtstoff von *O* (Urform der Inclusa) als orientalisch anzusehen, selbst wenn man nicht zur folkloristischen Deutung eines solchen rein märchenhaften Motivs (ich erinnere an Jaufre Rudels amor lonhtana) übergehen will. Zarncke äußert sich ganz vorsichtig: „Es ist schwer zu sagen, wie die Inclusa nach Frankreich gekommen ist. Ihre auffallende Ähnlichkeit (Verlieben aber auf Grund einer Schilderung der fernen Schönen!) mit dem griechischen Märchen könnte uns wohl veranlassen, sie als direkt aus Griechenland entlehnt zu betrachten; nimmt man doch dasselbe jetzt allgemein von Flor und Blancheflor an. Freilich scheint das Motiv der beiden Träume dem zu widersprechen, das doch wohl orientalischen Ursprungs sein wird; aber wer wollte jetzt noch feststellen, wie eine derartig weithin verbreitete Erzählung und wo vor allem sie die Gestalt erhielt, in der sie aufgezeichnet wurde?" [2]) So müssen wir die erneut aufgeworfene Frage in der Schwebe lassen und zusehen, ob ein bisher unbekannter Text, auf den wir gestoßen sind, uns weiter bringen kann.

Die Handschrift der Herzogl. Bibliothek Wolfenbüttel 671 (Helmst. 622[3]), ein Sammelkodex mit 17 Stücken, von verschiedenen Händen des XV. Jahrhunderts geschrieben, bringt als Nr. 10 ein Filo überschriebenes lat. Gedicht in 472 Hexametern, das nach der Inhaltsangabe der Hs. auf einem Vorsatzblatte, wohl von Polykarp Leysers Hand, näher beschrieben wird als: Filo, seu Carmen Amatorium, ad modum Romanzarum quas hodie vocamus, descriptum, incerti Auctoris. Die Dichtung entstammt derselben deutlichen Hand wie von Bl. 75—181 die Stücke: Bernhardus de laudum titulis — Descriptio cuiusdam doctoris Henrici praepositi in Erfordia =

[1]) V. Chauvin V S. 132 bringt weitere Belege.

[2]) a. a. O. S. 22 Anm. 1.

[3]) Vgl. v. Heinemann, Die Handschriften der Bibl. zu Wolfenbüttel, I 2 (1886), S. 83.

Occultus[1]) — Peregrinus seu Carmen de instructione peregrinantium — Pyramus bis carmine expressus[2]). Unser Text steht auf Bl. 146r—156v, einspaltig zu je 21 Zeilen. Die Initialen sind nicht ausgeführt, dafür ist freier Raum gelassen. Diese Dichtung, von der Polykarp Leyser[3]) bereits den Anfang (v. 1—113) abgedruckt hat, ist bisher unberücksichtigt geblieben, wie mir auch ein hervorragender Kenner wie Joh. Bolte freundlichst bestätigt hat. Dies rührt auch daher, daß die Anfangsverse bei Leyser keinen Einblick in den Gang der Handlung gewähren, ebensowenig seine dort angeführte Angabe: Narrat deinde carminis auctor Filonem voti sui memorem Tyrum naue conscensa profectum, a Zenone hospitio exceptum, et tandem singulari artificio Feloniam secum in Graeciam duxisse. Jenes „singulare artificium" bildet aber gerade den Kernpunkt unseres Themas. Der Inhalt lautet nämlich folgendermaßen:

In Griechenland, der Mutter aller Studien, lebte ein an allen irdischen Schätzen reich gesegneter Mann, namens Filo (= Philo). Schönheit und edle Geistesgaben zeichneten ihn aus, dazu der Jugend Kraft und Anmut. Er ließ eine weibliche Statue aus parischem Marmor, alles täuschend nachgebildet und reich verziert, mit einer Krone auf dem Haupte und in prächtiger Gewandung, wobei weder Gold noch Edelsteine gespart wurden, von Künstlerhand für sich verfertigen und in seinem Hause in einer Halle aufstellen, zu der nur wenige Vertraute Zugang hatten. Von der Schönheit dieses Bildes bezaubert nahm er sich vor, nur ein gleiches lebendiges Ebenbild dereinst zu seiner Gemahlin zu erheben. So blieb er lange Zeit unvermählt. Einst kam aus Tyrus ein reicher Mann zu ihm, namens Zeno, den er aufs beste bewirtete und dem er alle Schätze seines Hauses vorwies, das goldene Hausgerät und die stattliche Dienerzahl. Dem Gastfreund zu Ehren erscholl lauter Festesklang bei Musik und Tanz, als ob alle neun Musen die Feier verschönern wollten. Endlich führte er ihn auch vor sein geliebtes Bild in seinem Heiligtum. Kaum ward Zeno dessen ansichtig, so stürzte er, vor Schrecken und Staunen starr, zu Boden und erholte sich nur langsam von seiner Ohnmacht, worauf er in heftige Klagen ausbrach, welch unseliges Geschick oder welcher Räuber ihm seine geliebte Frau Filonia (= Philoneia) entführt und hierher gebracht habe. Mit Mühe beruhigte ihn der Grieche durch den Hinweis darauf, daß er nur ein Bild vor sich habe, doch sofort richtete er an ihn die neugierige Frage, ob seine Gattin

---

[1]) Hgb. Theobald Fischer, Nicolai de Bibera Carmen satiricum = Geschichtsquellen der Provinz Sachsen I. Erfurter Denkmäler. Halle 1870, S. 37 ff.

[2]) Hgb. E. Faral, Recherches sur les sources latines des contes et romans courtois du moyen âge. Paris 1913, S. 41 ff.

[3]) Polycarpi Leyseri Historia poetarum et poematum medii aevi. Halae 1721, S. 2081 ff. Folgende Lesefehler darin: v. 17 Immo — 25 similis — 62 simile — 71 varias — 74 resoluit — 86 se pelle — 96 natum — 100 conueniunt.

sich durch gleiche Schönheit auszeichne. Dies bestätigte der Tyrier, voll Lobes über die täuschende Ähnlichkeit. Der Grieche aber bewahrte alle seine Worte wohl in seinem Herzen und hörte mit Vergnügen auf alle Lobeserhebungen des Tyriers, der nicht müde wurde, seine Frau zu preisen. Im kühlenden Schatten prächtiger Bäume eines Gartens, in den beide traten, setzten sie ihre Gespräche fort und hier hatte Filo Gelegenheit, alles Nähere über die Heimat und Wohnung seines Gastes zu erfahren (77).

Nach einigen Tagen verabschiedete sich Zeno von seinem edlen Wirt und kehrte nach glücklich überstandener Seefahrt nach Tyrus zurück. Freudig begrüßte ihn seine Filonia und, nach dem Grunde seiner längeren Abwesenheit befragt, gestand ihr Zeno, noch immer von jenem seltsamen Zusammentreffen mit dem seiner Frau so sehr gleichenden Bilde aufs heftigste erschüttert, was er in Griechenland gesehen hatte. Er rühmte die jugendliche Schönheit seines Wirtes, seinen Reichtum, seinen feinen Anstand und seine Klugheit und bei der Erzählung von seiner durch jähe Bestürzung hervorgerufenen Ohnmacht vergaß er nicht, ihr seine hierdurch bewiesene große Liebe zu versichern. Filonia tröstete ihn wegen der ausgestandenen Angst und fügte hinzu, daß sein Erlebnis in der Tat wunderbar sei (113).

Filo jedoch, eingedenk seines Vorsatzes und des fernen vor ihm gerühmten Ebenbildes, beschloß sein Glück zu wagen. Auf zwei mit allerlei Kostbarkeiten beladenen und prächtig ausgeschmückten Schiffen stach er in See, nachdem er getreuen Dienern die Obhut über seine Statue anvertraut hatte. Die Fahrt verlief glücklich, angenehm verkürzt durch Musik, Tafelfreuden und Becherklang. Bald sahen sie die Zinnen von Tyrus vor sich zu ihrer Freude aufsteigen. Heiter stieg Filo mit seiner Begleitung ans Land und vor den Mauern der Stadt schlugen sie ihr prächtiges Zeltlager auf. Von den hohen Mauern aus hatte bereits Zeno die Ankunft der Fremdlinge bemerkt, er eilte hinaus und begrüßte den griechischen Gastfreund mit unverhohlener dankbarer Freude. Hierauf führte er Filo nebst Gefolge in seinen Palast, wo er ein rauschendes Fest für sie veranstaltete. Filonia aber, die von der Ankunft des Griechen Filo bereits vernommen hatte, trauerte voll Bitterkeit, daß es ihr nicht vergönnt war, ihn zu sehen. Am Abend fand das Festmahl statt, zu dem all erdenklicher orientalischer Luxus aufgeboten wurde; Speisen, Getränke, Musik bewiesen des Tyriers dankbare Gastlichkeit, aber Filonia blieb unsichtbar und Filo mußte ohne den Genuß ihres Anblicks in sein Lager draußen vor der Stadt zurückkehren. Am nächsten Tage besuchte ihn dort Zeno. Man trieb Kurzweil mit Schach- und Würfelspiel, die reichlich versehene Küche bot ein auserlesenes Mahl und das Spiel gab ihrem Beisammensein einen harmonischen Abschluß. Da wagte Filo die scheinbar harmlose Frage, warum sich noch immer Filonia seiner Begrüßung entziehe. Zeno erwiederte kurz, er könne niemandem ihren Anblick gestatten. Von einer Schar Jungfrauen umgeben, müsse ihr der Verkehr mit dem Gatten genügen. Darüber verwundert billigte Filo diese Art von Verwahrung eines so kostbaren Schatzes, erbat aber die Erlaubnis, ihr seine Hochachtung durch ein Ehrengeschenk zu bekunden. Damit war Zeno zufrieden und verlangte nur, daß eine der Jungfrauen es persönlich abhole. Daheim übermittelte er Filonia den Wunsch des Fremden, sie zu ehren, und bald erschien in Filos Zelt ihre Vertraute Dina mit besonderen Grüßen



ihrer Herrin, viel bewundert von den anwesenden Griechen. Sie nahm die Ehrengabe in Empfang, auch ein persönliches Geschenk und der freigebige Grieche bat sie zu melden, daß er lieber das Geschenk an Filonia selbst überbracht als nur übersandt hätte. Dies richtete Dina getreulich aus und wurde nicht müde, all die Vorzüge des unvergleichlichen Fremdlings anzupreisen (218).

Filonia besaß einen kostbaren Ring aus Gold mit einem Hyazinth und schickte durch Dina diesen als Gegengabe an Filo, zugleich als Unterpfand ihrer Liebe und Treue. Denn bereits war ihr Herz in Liebe entflammt, da sie schon längst durchschaut hatte, daß Filos Reise nur ihr gelte und keinem anderen. Da unterdessen Zeno seinem Freunde ein Absteigequartier nahe bei seinem Palaste eingeräumt hatte, so bat sie Dina, ihr behilflich zu sein, eine heimliche Zusammenkunft zu ermöglichen. Sie möge dem bereits heißgeliebten Manne den Auftrag ihrer Herrin schlau ausrichten, durch zwei ihm ergebene Griechen einen unterirdischen Gang bis zu ihrem Gemach anlegen zu lassen; der eine könne graben, der andere die Steine sichernd zusammenfügen, und nur des Nachts dürfe die Arbeit von statten gehen, damit in Zenos Abwesenheit das Herüberschlüpfen Filos gelinge. Zeno, der bei seiner Gemahlin erschien, bewunderte das Geschenk seines Gastfreundes und gab gern seine Einwilligung, daß Dina das Gegengeschenk überbrachte. Sie entledigte sich des Auftrages Filonias überaus gewandt. Filo schwamm in eitel Freude, desgleichen seine Mannen, die er ins Geheimnis einweihte. Es dauerte auch nicht lange, so hatte er zwei tüchtige Meister zur Hand, die freiwillig ans Werk gingen und umso eher es vollendeten, als bereits ein solcher Gang von ihnen nach den ersten Spatenstichen vorgefunden wurde, so daß sie alles eben nur auszubauen und zu vollenden brauchten. Filo jubelte, daß ihn das Glück bei seinem Vorhaben so sehr unterstützte. (265).

Dina selbst konnte eines Tages, als sie die fremden Männer aus dem Gange in der Kammer ihrer Herrin emportauchen sah, die Ankunft Filos ankündigen, da eben Filonia sich allein befand. Kaum wollte diese der freudigen Botschaft Glauben schenken, doch schon stand der vielgepriesene, so lange von ihr getrennte Grieche vor ihr da. Es war frühmorgens, die Schar der Jungfrauen schlief noch und von Zeno war nichts zu befürchten. Beide konnten sich im gegenseitigen Bewundern nicht genugtun und erneuerten das Band unverbrüchlicher Zuneigung und Treue, während Dina sich zartfühlend zurückzog. Beim Abschied nahm Filo allerlei Gegenstände; die Zeno gehörten, an sich, einen Tisch, mehrere Leuchter und eine Schüssel, die seine Getreuen durch den Gang in seine Behausung fortschleppten und dort auf seinem Tische recht deutlich sichtbar aufstellten. Inzwischen tilgten Dina und Filonia alle Spuren seiner Anwesenheit hinweg, die Mündung des Ganges und den Fußboden verdeckte ein Teppich (291).

Wie gewöhnlich stattete einst Zeno seinem Filo einen Besuch ab und entdeckte erschrocken seinen Tisch, die Leuchter und die Schüssel. Aber auf seine verwunderte Frage nach dem Ursprung dieser Geräte bekam er von Filo die Antwort, daß dieser dies alles aus Griechenland mitgebracht habe. Über diese Ähnlichkeit brauche er nicht zu staunen, da Zeno doch selbst zu seiner vollen Zufriedenheit über ein weit bedeutenderes Zusammentreffen ähnlicher



Umstände bei jenem Bilde in Griechenland aufgeklärt worden sei, das er anfänglich für seine eigene Frau gehalten habe. Noch immer betroffen schwieg Zeno, mußte ihm aber kleinlaut beigeben und eilte auf seinem weiteren Oberwege zu Filonia, um seines nicht gänzlich überwundenen Verdachtes loszuwerden. Geschickt und weit schneller brachte Filo durch den geraden Tunnel die Geräte an ihren früheren Standort zurück, ohne Filonia zu sehen oder zu begrüßen. Als Zeno bei Filonia erschien, fand er alles in schönster Ordnung am richtigen Platze wieder, konnte es aber nicht unterlassen, ihr seine merkwürdige Beobachtung mitzuteilen. Ihrem Nachweis, daß niemand außer den zu ihrer Hut befohlenen Jungfrauen ihr nahen könne und auch Dina nichts von seinem Hausrat mitgenommen habe, konnte er sich nicht verschließen. Wie könne er sich überdies über die Ähnlichkeit der von Filo aus der Heimat mitgebrachten Gegenstände wundern, da jenes Standbild ihr gleichfalls so maßlos ähnlich gewesen sei! (325).

Am nächsten Tage begab sich Zeno auf die Jagd und war vom Waidglück begünstigt, während Filo bei Filonia verweilte. Diesmal nahm er Waffen des Hausherrn, Panzer, Schild und Helm zum gleichen Zwecke wie früher mit. Als nun gegen Abend Zeno bei ihm erschien, fiel sofort sein Blick auf die bewußten Waffen und er glaubte sie als sein Eigentum beanspruchen zu müssen. Doch rasch fiel ihm Filo ins Wort, er tadelte ihn wegen dieses abermaligen Mißtrauens einem Freunde gegenüber und hielt ihm vor, daß er wiederum sich durch ähnliche Äußerlichkeiten bestechen lasse, während doch ein Künstler auf der ganzen Welt unschwer solche Nachbildungen verfertigen könne. Wie jenes Bild, so seien auch diese Waffen unfehlbar sein Eigentum. Zeno konnte nicht umhin, ihm recht zu geben. Die Rückgabe der Waffen durch den Gang erfolgte prompt genug und Zeno, dem dieselben Gründe von seiner Frau entgegengehalten wurden, mußte diesmal Abbitte leisten und feierlich versprechen, sie nicht mehr mit seinem kleinlichen Verdachte zu belästigen (362).

Frühmorgens trat Zeno eine dreitägige Geschäftsreise an. Unser Paar war wieder beisammen und wagte etwas Entscheidenderes, insofern als Filo seine Filonia mit derselben prunkhaften Gewandung, wie sie daheim ihr Ebenbild trug, versah und in seine Herberge führte. Seine griechischen Begleiter staunten alle über diese feenhafte Erscheinung, die alles von ihnen bisher Gesehene überstrahlte und sie huldigten begeistert ihrer seltenen Schönheit. Als Zeno von seiner Reise heimkehrte und Filo den gewohnten Besuch abstattete, sah er das ganze Haus voll Festesstimmung und seine Frau an der Seite Filos, so daß er verblüfft sich dies alles nicht erklären konnte. Filonia aber hatte die Weisung erhalten, weder zu sprechen noch eine Bewegung zu machen. Endlich gedachte Zeno des bei Filo gesehenen Bildes und fragte, ob er es etwa nochmals vor seinen Augen sehe und ob es sich bewegen könne und ob etwa die mitleidige Natur inzwischen der schönen Gestalt auch Stimme und Bewegung gewährt habe. Es fehlte nicht viel, so wäre das Paar in lautes Lachen ausgeplatzt. Als Filo die Frage verneinte, stürzte Zeno eilends von dannen unter dem Vorwande, das Wunderbare seiner Frau berichten zu müssen. Schnell hatte Filonia die Prunkgewänder abgelegt und war ihrem Manne durch den Gang vorausgeeilt. Bald berichtete er ihr von dem unerwarteten Auftauchen des marmornen Ebenbildes, sie jedoch hieß ihn gutes Mutes sein, könne er doch



ein geliebtes Weib aus Fleisch und Blut sein eigen nennen, während der Grieche nur den Marmor anbeten könne. So war auch diese Täuschung, der Vorbote einer größeren und letzten, gelungen (413).

Am nächsten Tage mußte Zeno seinen Geschäften nachgehen, sein Weib nahm die Griechen bei sich auf und diese schafften alle Kostbarkeiten Zenos zu den Schiffen fort. Indes war bereits das Gerücht verbreitet, daß die Fremden alles zur Abreise vorbereiteten und Filo, bei dem Zeno dann vorsprach, bestätigte diese Nachricht: es sei unziemend, die Gastlichkeit eines Freundes allzu lange in Anspruch zu nehmen und ohnehin habe er weit länger bei ihm als umgekehrt geweilt. Nichts könne jetzt seine Rückkehr aufhalten; nur das eine bedauere er schmerzlich, nie Filonia erblickt zu haben. Zeno tröstete ihn gutmütig: deren Anblick ersetze doch stets das Anschauen des geliebten und so ähnlichen Bildes. Filonia saß wieder stumm und wie versteinert auf ihrem Piedestal in der bekannten Gewandung und wurde nun durch Filos Gefolge zum Strande getragen. Zeno begleitete sie dahin und küßte alle beim Abschied, auch die vermeintliche Bildsäule. Noch lange stand er da und verfolgte mit den Augen die hurtig davonsegelnden Griechen. Als er jedoch heimkehrte und einsah, daß er der Gefoppte sei, brachte er seine Klage ob des Betruges bei allen Tyriern vor. Zum Schaden hatte er aber den Spott seiner Landsleute zu tragen, die die Schlauheit des Griechen bewundern mußten. Filo legte glücklich die Heimreise mit seinem Schatze zurück und veranstaltete ein rauschendes Hochzeitsfest, zu dem von nah und fern Gäste erschienen, die nicht müde wurden, seine Erwerbung zu preisen. Schließlich führte Filo die Neuvermählte vor das Marmorbild, die Ursache ihres Glückes, und Filonia spendete reichliches Lob des Bildhauers Kunst, der sie alles verdankten.

Text der neuen Version.

Incipit Filo.

Grecia, summorum fecunda parens studiorum, fol. 146 r.
Clara viris doctis, argento dives et auro,
Filonem genuit, pollentem rebus et arte.
Res sibi Fortuna partim, non omnibus una,
Ars partim dederat, partim quoque cura parentum;
Agros, ancillas, pecus, aurum, menia, villas,
Gemmas, argentum, vestes numerumque clientum
Hic homo possedit, nichil ex hiis defuit illi.
Annis florebat nec erat quis pulchrior illo;
Prudens, facundus, hilaris nullique secundus.
Nil Deus hic oblitus erat Naturaque dives.

---

9 pulchior.

Hic speciem fieri iussit similem mulieri,
Marmore desectam Pario, varie redimitam.
Os, nares, oculi, guttur, collum, caput omne,
Crura, pedes, digiti, manus utraque, brachia, venter
Pulchre disposita sunt, gratissima cuncta videnti.
Juno, Diana, Venus, Pallas cum Deydanira
Isti cessissent aut, si presens Paris esset,
Hic Helenam forma decerneret inferiorem.
Filo diversis ornatibus induit illam:
Aures cum collo, cum pectore brachia gemmis **fol. 146v.**
Justis auro micuere caputque corona.
Jaspis, smaragdus, carbunculus atque topazon,
Sardis, crisolitus, saphirus, onix, ametistus
Hic fulget, hic iacinctus simul atque berillus,
Purpuream clamidem viridi tunice superaddit.
Gemmis intextis auro micat utraque vestis;
Digna suo cultu speciosa probatur ymago.
Sic ars artificis, sic est manus hic operata.
Hanc Filo celsa servandam ponit in ede.
Aula patet paucis, paucis accedere fas est,
Tactibus humanis ne degeneraret ymago.
Hic quoque secum decrevit votum faciendo
Uxorem sibi ducendam nunquam nisi talem,
Tam pulchram, quoque tam mundam sicut et redimitam.
Sic aliquod vir deduxit sine coniuge tempus.

Vir quidam Tyrius, cui Zeno nomen, ad huius
Hospicium venit casu quo nescio ductus.
Filo dives erat nec dives eo minus ille.
Suscipitur dives a divite diviciasque **fol. 147r.**
Ostendunt, sumptus, ex auro vasa domusque
Inclita cortinis, famuli famulatus et ordo;
Organa cum cithara, lira, timpana menia complent,
Hospes susceptor, hospes susceptus ovantur.
Musice dulcedo mulcet famulos utriusque,
Congaudent, plaudunt, saltant ducuntque coreas,
Ut Musas hic iurares cantare novenas.
Post ludum Filo Zenonem ducit in aulam,
Inclita qua stabat, qua servabatur ymago.
Quam cum vidisset hospes, ruit obstupefactus
Atque diu sine voce iacet, tandem redit in se
Cumque gravi gemitu, clamore gravi replet aulam:
„Hach me! ve misero! michi qualiter uxor amanda
Huc mea devenit? quis eam michi casus ademit?
Egrediens te, cara, domi, Filonia, reliqui!

---

32 ne dignaretur ym. — 37 cui ceno n. — 45 Musica d. — 48 cenonem

Quis predo, quis fur huc te raptam michi duxit?"
Filo refert: „Hospes, erras: non huc tua venit
Coniunx. Hec ad me spectat, quam cernis, ymago.
Dic, rogo: numquid habes uxorem tam speciosam,
Que tanto cultu niteat, sic inclita vultu?" fol. 147v
Hic ait: „A specie nichil hac uxor mea differt,
Si tamen hec simili fruitur spiramine vite."
Ergo miratur speciem mirandoque laudat
Hospes et assidua Filoniam mente revolvit,
Nil differre duas repetens, similes sed utrasque.
Filo notat que Zeno refert, auditque libenter.
Post hec hospicio simul egrediuntur in hortum.
Hic gratum gramen, hic colloquiis locus aptus;
Expansi rami prebent hic arboris umbram.
Hic residere viris placet, hic describit uterque
Inter sermones varios, quos mutuo dicunt.
De regione sua quesivit ab hospite Filo
Atque locum nomenque loci, sua que domus esset.
Ille suo susceptori quesita revolvit:
„Filo, mee patrie nomen Tyrus, Tyri urbis
Diviciis mee nemo mea precellit in urbe;
Cunctas in patria specie mea femina vincit."

Paucis mansit apud Filonem Zeno diebus.
Ad patriam tandem rediens proficiscitur ille
Per mare, per terras silvasque, pericula magna fol. 148r.
Evadens patriam terram reprehendit et urbem.
Occurrunt et suscipiunt famuli venientem
Et gaudens sua gaudentem Filonia recepit.
Consederunt et, colloquiis dum dulcia iungunt
Oscula multa, virum rogat hec causamque morarum.
Ille refert se velle prius nec posse redisse.
Tunc illi subiit in mente Filonis ymago:
„Heu michi!" proclamat, „que me vidisse recordor,
Delectat mea visa loqui, dum visa retrudit!
Dum recolo, stupor invadit mentem recolentis,
Ille stupor, qui me tenuit, dum talia vidi."
Illa virum quod narret ei, que viderat, orat,
Oscula dans collumque viri complexibus arctans.
„Hospicio me Grecus", ait, „Filo, vir honestus,
Excepit, quem divicie, virtus, honor ornant.
Hunc fecit Fortuna virum michi prospera notum.
Nemo fere laudare potest, ut convenit, illum;
Ut taceam de diviciis et menibus altis,

---

60 tanta c. — 66 ceno — 67 in ortum — 69 arbore — **71 v. qui m. d.** — **73 Adque** — **88 Ey** michi — 92 que vidit o. — 96 natum

Annis, consiliis floret vultusque decore.
Virtutes convenerunt omnes in eundem.
Grecia tota parem Filoni non habet unum. fol. 148v.
Huius in ede viri, que mira modo loquar, audi:
Par tibi, nil distans, stat ymago statu specieque,
Tam vultu tibi quam cultu penitus similatur.
Hanc vidi stupuique videns, de te michi raptam
Esse putans, cecidi iacuique diu sine voce.
Vix solans michi restituit sensum pius hospes.
Ne talem mirere, rogo, dilecta, stuporem:
Hoc tuus egit amor fidumque meum tibi pectus.
Filo tuam commendabat speciem licet absens,
Qua sua me testante pari fulgebat ymago."
Auditum conquesta viri Filonia stuporem
Esse probat miranda satis que dixerat ipse.

Filo sui voti memor et pulchre mulieris,
Quam se Zeno domi iactarat habere maritam,
Expensis binas multis studioque carinas
Instituit, rerum complens opibus variarum,
Argentum, gemmas, ebur, aurum, strenua vasa,
Aureas ciatos, discos, vestes preciosas,
Hec et que numerum superant fert omnia secum,
Gaudia que mundi dicuntur honorque decusque.
Eius ymago domi servata remansit in aula, fol. 149r.
Cetera custodes sua [iussit] servare fideles.
Illi quique rates ingressi carbasa tendunt,
Remos inponunt, assumitur anchora, pergunt,
Ornant et firmant pendencia stura (?) carinas.
Intus lorice, galee servantur et enses,
In summis malis utriusque ratis micat aurum,
Velorum synuosorum pictura refulget.
Cursus prosper eis Fortunaque prospera favit,
Naves Filonis portant genus omne melodis,
Hec utreque ferunt naves quoniam et bona multa.
Hic tuba, tympana, lira, fistula dulce resultat,
Organicum, cithara delectat et lira nautas
Dantque dapes varie, dat gaudia nobile vinum.
Multas a dextris regiones atque sinistris
Castraque firma vident, que pretereunt sine clade.

Tandem Filo Tyri turres et menia celsa
Aspiciens gaudet, cui congaudet sua turba,
Qui reliquis maiora notans, hic menia quedam.
Tendit eo ratus esse sui Zenonis amici

105 Hunc — 107 V. solens — 115 ceno d-iactaret — 119 Auleas. — 141 T. eo iratus e.



Et certe Zenonis erant in littore structa.
Applicuere rates, iniungitur anchora ponto. fol. 149 v.
Filo sagax prope Zenonis muros sua figi
Castra iubet, quibus in summo micat aurea pinna.
Sed Zeno per cancellos a menibus altis
Prospiciens et castra videns descendit ad illa.
Qui veniens et cognoscens in pace salutat
Filonem miroque modo letatur in huius
Hospitis adventu, cui donans oscula grates
Pre collatorum meritis agit officiorum.
Non modus est ibi leticie, convivunt utrique;
Suscipiens hospes gaudet susceptus et hospes,
Filonis quoque susceptis nautis famulisque
Oscula dans pro magnificis grates referendo
Obsequiis sibi collatis apud hos aliquando.
Hospicio caris introductis peregrinis
Vasa iubet poni cum dulcibus aurea vinis.
Filonie patuit quod Filo Grecus adesset.

Quem dolet ipsa sibi licitum non esse videre.
Tempus adest vespertinum, iam cena paratur:
Hic Tyrie monstrantur opes et gloria Grecis,
Pallia, cortine cameras, laquearia muros,
Pulvilli molles auro sericoque micantes fol. 150 r.
Exornant sedes, pavimenta tapecia strata.
Mense ponuntur conditaque fercula dantur
Pigmentis variis, hec debita Zeno rependit
Officii memor exhibiti Filonis in aula.
Hic cibus argento, potus committitur auro,
Hic hilaris dapifer, hylaris pincerna ministrant,
Hic adeo diversa sonat dulcedo melodis,
Cum Musis ut adesse novem credatur Apollo.
Cena transacta Zeno redit in sua castra
Nec longum per circuitum via ducit ad aulam,
Qua nulli cernenda viro Filonia manebat.

Mane suum rediit Filonem visere Zeno.
Appositi scaci breve tempus et alea reddunt.
Dum ludunt, dum disponunt [hec] prandea servi,
Corrumpit cruor effusus pavimenta coquine,
Hic lepus, hic silvester aper, cervus, caper, agnus,
Hic anser, mergus, grus, perdix, ardea, cignus.
Surgunt a scacis ad mensam hospes et hospes,
Prandent iocunde cuncti, servitur habunde.
Surgunt a mensis, ludis iterum repetitis.
Filo miratur Zenonis abesse maritam

181 predix

Hospitibus, mensis, ludis causamque requirit. fol. 150v.
Zeno refert: „Cernenda viris non est mea coniunx
Nec vultus illi concedo videre virorum;
Virgyneus servire solet pulchre mulieri
Cetus et his solis mecum solet illa videri."
Filo refert: „Tu mira refers et rara, sed esto;
Illam custodis, quia diligis utpote dignam.
Nunc tamen hanc concede meis me visere donis:
Diviciis licet innumeris fulcita probetur,
Forsitan huc allata sibi mea dona placebunt."
Inclinans desideriis hiis hospitis hospes
„Filonie reddentur", ait, „tua munera grata,
Nemo tuis tamen e famulis ascendat ad illam.
Una suis de virginibus, que mittere gestis,
Afferat!" Ista placent Filoni. Zeno reversus
Explicat audita; iuvat hec audire maritam.
Mittitur a domina fidissima nuncia Dina;
Cum famulis hanc Filo suis suscepit honeste.
Que submittendo vultum visumque modeste
„Te mea domna", refert, „Filo, Filonia salutat,
Mittit in affectu quod in effectu tibi mallet."
Filo Filonie grates ait atque puelle.
Verba, pudor, gestus Dine Grecis placuere. fol. 151r.
Per quam donorum Filo precium variorum
Mittit Filonie clam dicens ista puelle:
„Noveris hec pocius dare me quam mittere velle."
Insuper et Dine donum donat speciale.
Ad dominam redit illa suam transmissaque dona
Exponit. Que suscipiens exultat in illis.
Quam dives, quam iocundus, quam sit speciosus
Filo, Dina refert domine laudandoque prefert
Omnibus: huic non posse viro quemquam similari.
Hec mulcent domine cor et aures nuncia Dine.
Iacincto fuit uxori Zenonis et auro
Annulus insignis, tali caruit Tyrus omnis;
Per Dinam quem Filoni mittens ait: „Affer
Hoc fidei pignus et amoris, vir quia dignus
Laudibus, obsequio, donis et honore probatur;
O quociens te teste meus Zeno probat illum!
Que mando, tibi commendo secreta tegenda.
Crudelis non esse velis hec ad peragenda;
Sollers, subtilis, sis provida, cauta, fidelis.
In Tyrios hunc duxit amor velud estimo fines;
Adventus sum causa sui, me cernere venit,

188 Nec vultis ulli — 190 et hic s. — 192 digna — 195 huc illata — 200 Afferet — 201 i. hic — 228 In tirios



Nec certe minus eius ego desidero vultum, fol. 151 v.
Sed prohibet me Zenonis custodia clausam.
Consilium fer et auxilium nos mutuo cerni.
Fama viri me delectat, sed plus sua forma.
Quod fieri valet, absque gravi valet arte, labore:
Zeno viro dedit hospicium nostros prope muros.
Huc per directum spacium breve tenditur inde.
Hunc hortare, viros ut provideat sibi binos
De Grecis, quos adduxit, quos scit sibi fidos;
Alter humum fodiat, lapides secet alter et aptet
Et sic occultus et non nisi nocte meatus
Ad nostrum conclave sua tendatur ab ede.
Cum Zeno fuerit absens, hic Filo valebit
Ad me transire, me visere clamque redire."
Post breve Zeno redit a Filoniaque rogatur,
Reclusis ut Dina seris exire sinatur,
Filonis subitare casam portareque munus.
Vir simul aperit portas exitque puella
Filonisque domum subiens missum sibi donum
Filonie defert et post secreta subinfert.
Letificant secreta virum plus munere misso
Et sibi Fortunam gaudet favisse secundam.
Qui famulis audita suis secreta revelat;
Omnes congaudent dominoque iuvamina spondent. fol. 152 r.
Inter quos sector lapidum fuit unus et alter
Fossor humi, qui prosiliunt seseque fatentur
Artes scire, quibus opus est, ut res modo poscit.
Instrumenta parant sua certatimque laborant
Non nisi nocturnis horis cessantque diurnis.
Vix opus est ceptum, sub humo(que) repente meatum
Inveniunt longum, quo casu nescio factum;
Hunc ars humana Natura vel est operata,
Ad conclave fere Filonie tenditur iste.
Artifices peragunt, quod restat adhuc peragendum,
Angulus occurrit conclavi(s) ydoneus illi(s).
Filo de tantis successibus exhilaratur.
Casu Dina subit ipsum conclave recludens;
Que terra prodire viros cernens stupefacta
Ad dominam currit, que sola sedebat in aula,
Atque refert iam Filonem conclave subisse.
Illa negat se posse fidem dictis dare, tandem
Exurgens illa conclave preeunte puella.
Ecce diu separatus adest gratissimus hospes.
Mane fuit, reliqua vicina dormit in ede
Turba puellarum nec Zeno domi fuit hospes.

238 fides — 239 fodeat — 246 subitatur c. letaturque munus



Filonem Filonia videns et leta salutans fol. 152v.
In sua colla ruit, complexibus oscula iungens.
Illa viri speciem miratur, quia illius ipse,
Mutue se laudant et iungunt fedus amoris.
Fas fuit audire, non omnia cernere Dine.
Colloquiis tandem finitis pluribus ille
Tollit Zenonis discum, candelabra, pelvem
Datque suis, repetendo domum per concava terre
Inque sua mensa cernenda palam dedit illa.
Ast aditum Filonia tegens et Dina meatus
Decens quod erat reparant camere pavimenta,
Janua non potuit dinosci strata tapeti.
Tunc veniens solito Filonem visere Zeno,
Cernere quippe suos in rus descenderat agros.
Vidit et agnovit discum, candelabra, pelvem
Et quis eo tulerit mirando stupendoque querit;
Ex hiis onichilo pars claro, pars micat auro.
Filo refert: „Ad me suppellex pertinet ista.
Partibus hanc Tyriis induxit Greca carina,
Hanc eadem nisi vi magna prohibente reducet."
„Hiis", ait ille, „meum conclave simillima servat."
„Nullum par", ait, „est id cui par esse videtur;
Ex quo sint paria, tua non tamen esse probentur. fol. 153r.
Ne mirere tuas res, Zeno, meis simulari,
Cum tibi visa tue mea par sit ymago marite."
Credulus assentit, silet, repetit sua castra
Excelsum per circuitum per firmaque castra.
Interea Filo per directum gradiendo
Res, quas abstulerat, Zenonis in ede reponit
Nec sibi Filonia visa redit in sua castra.
Zeno domum rediens a Filoniaque receptus
Interius conclave subit, fit ei comes illa.
Hic varii precii cum suppelectili multa
Servantur posita: discus, candelabrum, pelves
Inque suis ex more locis sunt cuncta reperta.
Statim Filonie, que viderat, indicat ipse:
„Res" ait „hiis similes vidi Filonis in ede
Atque stupens admirabar super hiis." At illa:
„Tu scis mea quanta custodia nostraque cuncta
Servat et accessus datur huc nulli nisi nostris
Virginibus, que concluse non egrediuntur.
Egrediens Dina nuper nichil hinc tulit horum.
Scis huc quod tulerit, tu scis hanc esse fidelem.

286 candelebra — 290 Decet — 291 capeti — 294 candelebra — 298 tiriis — 304 me par sit — 312 cum supplectile m. — 313 candelebrum — 319 nullum —

Sed miraris, quia miraris quod res habet hospes
Iste pares nostris, michi cum sua par sit ymago." fol. 153v.
Et sic illusus est coniugis arte maritus.
Nox abiit, aurora surgit, surgit quoque Zeno,
Qui saltus ad venandum petit arva nemusque.
Prebet successus illi Fortuna secundos
Dumque foris ludit venando, domi suus hospes
Illum deludit et fraudis conscia tamquam,
Nam sibi per notum Filoniam Filo meatum
Visitat et revocat alternum fedus amoris.
Zenonis qui loricam, scutum galeamque
Dempta sua coram cernenda reponit in ede.
Post nonam de venatu cum Zeno redisset,
Hospitis hospicium solito subit huncque salutans
Loricam videt atque suum cum casside scutum.
„Instrumenta", refert, „certe mea bellica sunt hec.
Sin autem, differre nichil mea miror ab istis."
„Non decet", ille refert, „tociens ut amicus amicum
Exprobret: en alia vice grande satis michi crimen
Si non inponis, tamen inposuisse probaris.
Te fallit tua simplicitas similesque colores,
De simili massa plerumque simillima formant
Artifices opera variis in partibus orbis.
Sicut ymago tue par est mea, Zeno, marite, fol. 154 r.
Bellica sic parea nobis quoque sunt tegumenta."
Ille refert: „Hiis, Filo, tuis assencio dictis."
Sic hospes Tyrius fraudatur ab hospite Greco
De scuto, de lorica galeaque. Reversus
Indicat uxori que viderat omnia Zeno.
Interea Filo per directum gradiendo
Restituit camere, de qua tulerat prius arma,
Ante tamen reditum Filonie fretus amore.
Mota viro mulier, dum narrat ei sibi visa,
„En", ait, „arma tue camere custodia servat.
Si tot diviciis pollet vir ut asseris illum,
Non eget ille tuis, propriis qui rebus habundat.
Pelves sunt illi, discus, candelabra, scuta.
Sed ne mireris hec cuncta tuis simulari,
Cum te teste michi sit par illius ymago."
Hec dicens plorat et. eam ne plus gravet, orat
Ignotumque viri cesset nomen recitare.
Quam solans, placans, complectens, oscula iungens

Exiit acturus sua mane negocia Zeno
Permansitque tribus sollers in agendo diebus.

359 candelebra — 368 eodem —

Interea solito Filoniam Filo frequentat;
Ornatam tandem cultu vestivit eandem, fol. 154v.
Tali cultura, domi quali sua stabat ymago
Hancque domum secum duxit Zenonis ab aula.
Cernunt, mirantur, laudant Greci mulierem,
Obsequium prestant, huic pronis vultibus astant,
Testantes toto quod non habeatur in orbe
Femina par specie, cultu, par gestibus illi.
Post triduum rediens post acta negocia Zeno,
Hospitis hospicium nolens transire subintrat,
Hunc ibi visurus ex more suosque clientes.
Ecce suam videt uxorem iuxta latus eius
Gaudentesque viros de persone novitate.
Jusserat hanc Filo nec vocem nec dare motum.
Ille diu stupet inspiciens illam dubitansque;
Inde recordatus Filonis ymaginis inquit:
„Hec vel ymago tua vel coniunx est mea, Filo.
Dic tua, queso, loqui valet hec per seque moveri?"
Nam dubium reddit an ymago sit an sua coniunx,
Quod neque dat vocem presente viro neque motum,
Ars aut hanc humana quidem de marmore fecit,
Sed dare non potuit illi motum neque sensum,
Post Natura sui miserans concessit utrumque, fol. 155r.
Sed certis horis meruit decor eius id oris.
Vix certe tenuere viri, vix femina risum.
Filo sedere rogat illum prope se, negat ille:
„Hic" ait „ulla michi non esse potest mora, vadam
Filonie nova dicturus mirandaque dicta."
Qui mirans, festinans repetit sua castra.
Illa novum, gradiens pariter prevenerat illum,
Cultum deponens, gemmas simul atque coronam.
Iamque domum vix ingressus vir coniuge visa
Exclamat: „Filonia, tibi fero nuncia mira:
Par tibi vera michi venit Filonis ymago!
Ecce viri tenet hospicium iuxta latus eius.
Huius in adventu gaudent omnes novitate,
Ornatu specieque sua splendet domus eius;
Non specie, sed te vultus precellit honore.
Indue te cultu simili: nil differet a te."
Cui Filonia refert: „Felix esset tuus hospes,
Si tua quam laudas vita frueretur ymago
Et simul et specie gauderet et eius amore,
Sed michi tu multo felicior esse probaris,
Qui non letaris in ymagine non animata,
Sed viva, racionali pulchraque marita." fol. 155v.

---

405 nil differt — 410 nē ī imica —



„Me tuus,“ inquit“, amor delectat, ymaginis illum.“
Illa refert: „Quod quisque tenet, teneat fruiturus.“

Exiit mane suis Zeno disponere rebus;
Filo venit. Quem cum Dina Filonia recepit,
Inducit camere secumque viros venientes.
Ancille relique sibi disponunt opus aptum;
Tunc cultu vestita suo mulier meliore
Scrinia cum gemmis, argento tollit et auro,
Sed remanet Filonia sedens in sede priori,
Cetera turba suas res omnes navibus infert.
Hos iubet obscurum celare Filo meatum.
Zeno superveniens iam velle recedere Grecos
Audierat subiitque domum Filonis et ecce
Assurgens Filo Zenoni „Convenit“ inquit,
„Ne quis apud carum longo nimis hospes amicum
Tempore durando gravet hunc fiatque molestum:
In patriam cogit me res tempusque redire.
Dignus es ut magnas pro magnificis tibi grates
Officiis reddam, quas devotus tibi reddam.
Per breve tempus eras Grecis meus hospes in oris,
Hic ego per longum iam duravi tuus hospes.
Affectus nullus michi defuit hic pietatis, fol. 156r.
Si modo Filonie licuisset cernere vultum.“
Zeno refert: „Hanc, Filo, brevem depone querelam!
Que nuper venit tecumque redibit ymago,
Vultum Filonie tibi presentare valebit.“
Post Filo cum sede simul tolli mulierem
Mandat et inferri illam manibus famulorum.
Spes quoque Zenonis fit eundo collateralis,
Ad naves veniunt, hic ultima basia iungunt
Nec puer unus erat, cui non daret oscula Zeno.
Postremo dixit Filonie propter amorem:
„Hec eciam secum mea basia ducet ymago.“
Dixit et illa dedit nec ei vox est neque motus.
Post hec inpulsis Greci remis abierunt
Estque viros oculis de littore Zeno secutus.
Quos ubi non vidit ultra, sua castra revisit
Atque videns se delusum sibi coniuge rapta
Conqueritur cunctis Tyriis de rebus sic artis.
Sed cum res ut gesta fuit, cunctis patuisset,
Stultam derident Zenonis simplicitatem,
Artem Filonis laudant et calliditatem.
Auster qui flavit ad terga viris, bene favit
Inque brevi spacio longum spacium maris alti fol. 156v.

---

431 in horis — 439 i. nam m. f. — 450 tiriis et r. et artis — 451 potuisset

Metitur, Grecos properat adtingere fines.
Occurrit nil triste viris in utraque carina.
Leticiam dat preda Tyri nec dampna marina
Obsistunt ipsis, delphini, Scilla, Caribdis.
Filo suique domum tandem cum pace reversi
Felices se successus gaudent habuisse.
Ergo iubente viro convivia magna parantur,
Eius in adventu multi novitate vocantur
Finitimi Greci qui letantes epulantur,
Electa delectati specie mulieris,
De Tyriis quam subtilis vir duxerat oris.
Hic quoque diversis augentur gaudia ludis.
Exinde Filoniam Filo deducit in aulam
Qua custodita, qua multiplici redimita
Ornatu, par Filonie sua stabat ymago.
Quam mulier cernens et se miratur et illam,
Artificis manum doctam commendat et artem.

Explicit Filo.

Werfen wir nun einen Blick auf diese eigentümliche Fassung zurück, so ergibt sich unschwer, daß sie sehr kunstvoll aufgebaut ist und ihr festes Gefüge sie ohne weiteres der Inclusa in den Sieben weisen Meistern durchaus ebenbürtig zur Seite stellt. Die Täuschungsobjekte sind wirkungsvoll gewählt, freilich der Ring mußte hier als Gegengabe dienen, damit der Verkehr zwischen dem Paare zustande kam. Das Plündern der Schätze des Mannes begegnete uns auch sonst (Miles gloriosus, Versio italica, Sercambi, Kamaralsaman). Der Schwerpunkt liegt jedoch auf der das Ganze beherrschenden und sehr fein berechneten Intrigue, wonach die Ähnlichkeit des Marmorbildes von Anfang an das Motiv abgibt, das die letzte große Täuschung des Ehemannes überaus glaubhaft erscheinen läßt. Jedenfalls ist der unbekannte Verfasser mit der größten Kompositionsgabe mit dem Stoffe umgegangen und es ist nur zu bedauern, daß wir die Entstehungszeit dieser Dichtung nicht genauer festlegen können, zumal sie nur in dieser einzigen, späten und nicht ganz korrekten Handschrift überliefert ist. Sprachliche Kriterien des mit der Antike wohl vertrauten Dichters reichen kaum aus, für uns aber überwiegt das stoffliche Interesse. Und da finden wir alsbald, daß bezüglich des Motivs vom Marmorbild unsere Version die größte

459 cilla — 461 gaudet — 463 nouitatis — 466 De tiriis — horis.

Ähnlichkeit mit einer anderen zeigt, mit der wir füglich unsere Untersuchung beschließen.

Diese steht in dem altfranz. Dolopathos des Herbert[1]) (vor 1223) als Einleitung zur Erzählung Puteus, und es ist merkwürdig, daß sie dem lat. Original[2]) gänzlich fehlt, während Herbert sonst ziemlich getreu übersetzt hat. Man wird G. Paris[3]) beipflichten, daß ihm eine zweite, ausführlichere Redaktion des Dolopathos, der einen Sonderzweig der occidentalischen Gruppe der Sieben weisen Meister darstellt und sich auf mündliche Überlieferung stützt, vorgelegen hat. Hier wird folgendes berichtet:

Ein junger, reicher und angesehener Römer wird von seinen Verwandten zum Heiraten gedrängt, aber er ist dazu wenig geneigt, da er über Frauentreue sehr skeptisch denkt. Um den Zureden zu entgehen, läßt er durch einen Bildhauer eine weibliche Statue verfertigen und auf einer hohen Säule aufstellen mit der Versicherung, nur das lebende genaue Ebenbild dereinst heiraten zu wollen. Vorüberziehende Leute aus Griechenland begrüßen freudig und ehrfurchtsvoll dies Standbild und melden ihm, daß sie eine diesem Konterfei völlig ähnliche Dame im Turme einer Hafenstadt, wo ihr Gatte sie eingesperrt halte, kennen gelernt haben. Deren trauriges Los gehe ihnen umsomehr zu Herzen als sie sehr freigebig sei und sie überaus freundlich behandelt habe, da sie bei ihr Zuflucht suchten. Nun bestürmen den Römer die Verwandten erst recht, diese Dame zu suchen und durch eine Heirat mit ihr dem früher gegebenen Versprechen nachzukommen. Nach glücklicher Seefahrt erreicht er den Hafen und sieht die selten schöne Frau am Fenster ihres Turmes stehen. Sie klagt ihm ihr trauriges Geschick, zu dem sie durch ihres Mannes Eifersucht verdammt sei; er berichtet von seiner edlen Herkunft und versichert, daß er um ihretwillen übers Meer gekommen sei. Sie gibt ihm nun den Rat, in die Dienste ihres Gemahls zu treten, dicht neben dem Turm einen zweiten zu bauen und einen unterirdischen Gang bis zu ihrem Gemach zu graben. Dies geschieht, und er macht sich durch sein freigebiges

---

[1]) Ch. Brunet et A. de Montaiglon, Li romans de Dolopathos. Paris 1856, S. 353 ff. (v. 10324 ff.)

[2]) Vgl. meine krit. Neuausgabe Historia septem sapientum II. Johannis de Alta Silva Dolopathos. Heidelberg 1913 = Sammlung mittellat. Texte, Heft 5.

[3]) In seiner gehaltvollen Besprechung von H. Oesterleys Ausgabe des Dolopathos, Straßburg 1873 = Romania II (1873), S. 497 ff.

Auftreten sehr beliebt. Nun erhalten wir die üblichen Kniffe: als Täuschungsobjekte dienen zunächst ein kostbares Schach- und Damenspiel, dann ein Gewand (sorcot) seiner Frau, Geschirre wie Messer, Becken, Kleinodien, zuletzt eine goldene Schale. Schließlich bekommt der Mann die eigene Frau zu Gesicht, die der Fremde für seine bis dahin kranke Gemahlin ausgibt, die erst jetzt habe bei ihm eintreffen können. Alle angestellten Proben beseitigen des Ehemannes Argwohn und persönlich begleitet er das Paar bei der Heimfahrt eine Strecke von drei Tagen. Daheim entdeckt er, daß er das Opfer eines Betruges geworden ist.

Damit ist aber die Geschichte nicht zu Ende: der betrogene Ehemann verfolgt das Paar bis nach Rom. Der Römer versteht es, ihn wiederum auf Anraten der listigen Frau hinters Licht zu führen, indem er scheinheilig seine Reue über diese Entführung bekennt und ihm versichert, daß das ungetreue Weib in jenes steinerne Bild verwandelt worden sei, das er als abschreckendes Beispiel auf hoher Säule öffentlich ausgestellt habe. Dies glaubt der Mann, bringt das Standbild nach der griechischen Heimat und bestattet es prunkvoll!

Prüfen wir, auf den neuen Text gestützt, die Frage nach dem Ursprunge unseres Themas nochmals, so müssen wir gestehen, daß die Vermutung, die Geschichte sei auf griechischem Boden entstanden, einen gewichtigen Zeugen gewonnen hat. Das Lokalkolorit des Filo, die Beziehungen zwischen Griechenland und Tyrus, die Entführung zur See durch einen Gastfreund, das die Liebe erregende Bild neben der sonstigen Traumliebe mögen einen matteren Abglanz einer alten vorderasiatischen, also wohl phönizischen Liebesfabel bedeuten. Es ist möglich, daß diese letztere selbst ein letzter Reflex der von Rohde betrachteten asiatischen Sagenüberlieferung durch die Kombination von Traum- oder Bildliebe mit der Gattenwahl, sodaß man selbst nach Indien gelangen dürfte, darstellt. Da aber in keiner der orientalischen Versionen unseres Stoffes diese freie öffentliche Gattenwahl seitens einer Jungfrau auftritt, vielmehr fast durchweg es auf eine raffinierte Täuschung des Ehemannes abgesehen ist, so daß wir eine Entführungsgeschichte erhalten, so kann man Rohdes Satz auch hier gelten lassen: „Es scheint, daß die Kenntnis orientalischer Liebesfabeln hie oder da griechische Stämme zu einer wetteifernden Ausbildung ähnlicher Sagen auf heimischem Boden angeregt habe“ (S. 47). Dabei wird man un-

willkürlich an jene „milesischen Erzählungen", die Rohde (S. 584 ff.) beleuchtet hat, erinnert, an „solche Novellen, in welchen allerlei bedenkliche erotische Abenteuer nicht ohne Lüsternheit dargestellt, List, Kühnheit, Geistesgegenwart, ja unbedenkliche Ruchlosigkeit der Liebenden vergnüglich ausgemalt werden" und die „sich an den Namen des üppigen Milet knüpfen". Damit ließe sich denn auch das Auftauchen unseres Stoffes in der Fabel des Miles gloriosus gut in Einklang bringen, indem nämlich des Plautus verlorene griechische Quelle unser Thema wohl frei ausgestaltet hat. Unsere besten Hauptformen, der Miles gloriosus, die Sieben weisen Meister (Frankreichs Rolle bei der weiteren Wanderung), Dolopathos, Filo sind vermutlich Glieder einer und derselben Entwicklungsreihe, als deren Wurzel eine ältere, von Vorderasien befruchtete griechische Novelle anzusehen auch unsere kleine Studie geneigt ist. In gewissem Sinne kann man also noch immer E. Zarnckes Schlußsatz gelten lassen: „Soviel nur steht fest, daß unsere Erzählung, von Hellas ihren Ursprung nehmend, im Laufe der Jahrhunderte die Welt durchwanderte und überall dahin ihren Fuß setzte, wo man Gefallen fand an Schwänken und Märchen, im Orient und im Occident."

Turm und Tisch der Madonna.

Studien zu den orientalischen Kultureinflüssen auf das Abendland und zur Gralsage.

Von Dr. Franz Kampers in Breslau.

Der typologischen Exegese des Alten Testaments, die schon im Neuen, wie bekannt, anhebt und dann in der Folge einen Augustinus, Beda Venerabilis, Walafried Strabo und andere phantasiebegabte Vertreter fand, verdanken im späteren Mittelalter Frömmigkeitsbücher mit zumeist gesucht wunderlichem, oft naiv rührendem, manchmal dichterisch fruchtbarem Inhalt ihre Entstehung. Unter diesen zieht sowohl durch die Mannigfaltigkeit seiner Vergleiche, wie auch durch seine große Verbreitung und Beliebtheit das „Speculum humanae salvationis" die Augen auf sich [1]).

Ein Dominikanermönch hat dieses Erbauungsbuch um die Mitte des 14. Jahrhunderts wohl in Straßburg zusammengestellt. Der Verfasser kennzeichnet in den ersten Versen des Prologs sein Werk bescheiden mit den Worten: „ad eruditionem multorum decrevi librum compilare." In der Tat! Aus dem Eigenen hat unser Mönch wohl nur recht wenig beigesteuert, als er, dem Hange der Zeit folgend, den Versuch unternahm, die alttestamentliche Geschichte mit Einschluß der heidnischen in eine wohlgeordnete Summe von Vorbildern der Einzeltatsachen des christlichen Heilswerkes aufzulösen. Manches Seitenstück hat er in der „Summa" des großen Thomas von Aquin, manches in der „Legenda aurea" des vielgelesenen Jacobus a Voragine

---

1) Speculum humanae salvationis. Par J. Lutz et P. Perdrizet. Tome I (Mühlhausen 1907) 2. Vgl. auch die Schrift von P. Poppe, Über das Speculum humanae salvationis und eine mitteldeutsche Bearbeitung desselben. Berliner Diss. 1887. Auf das „Speculum" machte mich Herr Dr. Max Pfeifer aufmerksam.



gefunden, manches hier und dort in der schriftlichen Überlieferung aufgelesen [1]); daneben aber sehen wir auch Züge auftauchen, welche über die schriftliche Überlieferung hinaus unmittelbar in den Mythus des Ostens verweisen. Zu den letzteren gehören vornehmlich die beiden Vorbilder der Madonna: Turm und Tisch, welche noch deutlich nicht nur in unserem „Speculum“, sondern auch in der Sage dieser Zeit ihren ursprünglichen mythisch kosmologischen Gedankeninhalt erkennen lassen.

Einen Turm der Madonna kennt auch der heute noch in der katholischen Kirche fortlebende Rest dieser seltsamen Frömmigkeitsliteratur des 14. Jahrhunderts: die Lauretanische Litanei. Dabei denke ich nicht an den „Elfenbeinernen Turm“, oder an den „Turm Davids“ dieses dichtenden Zwiegebetes. Der letztere wird freilich auch in unserem „Speculum“ der jungfräulichen Magd des Herrn angeglichen in den Versen:

„Quapropter etiam turri David comparatur eius vita,
Quae mille clipeis erat communita.
Clipei sunt virtutes et opera virtuosa,
Quibus munita erat Mariae Virginis vita gloriosa.“ [2])

Ich meine die andere Bezeichnung der Gottesmutter in dieser Litanei: „Sitz der Weisheit“. Was dieses Gedankenbild mit dem Turm zu tun hat, werden wir gleich sehen.

Eine Münchener Handschrift [3]) unseres „Speculum“ zeigt uns im Bilde den Thron Salomons, der sich — mit Einschluß des Thronsitzes — in sieben sich verjüngenden Abstufungen aufbaut. Auf der Höhe sitzt Salomon, während unten die Königin von Saba steht. Darunter sind die Verse geschrieben [4]):

„Thronus veri Salomonis est Beatissima Virgo Maria,
In quo residebat Jesus Christus, vera Sophia.
Thronus iste factus erat de nobilissimo thesauro,
De ebore videlicet candido et fulvus nimis auro.“

Gold und Elfenbein werden mystisch auf Eigenschaften der jungfräulichen Mutter gedeutet. Dann heißt es weiter:

„Thronus Salomonis super sex gradus erat exaltatus,
Et Maria superexcellit beatorum sex status . . . .

[1]) Ebenda S. 255 ff. über die Quellen des „Speculum“.

[2]) Ebenda S. 15 v. 83 sq.

[3]) Clm. 146. Die Wiedergabe im 2. Bande des obengenannten Werkes von Lutz und Perdrizet Taf. 18.

[4]) Ebenda S. 21. v. 53.



> Vel sex gradus Salomonis thronus habebat,
> Quia post sex aetates mundi Maria nata erat."

Nebenbei sei bemerkt, daß der Verfasser bei der Erwähnung der „Sophia" das Adjektiv „vera" ersichtlich unterstreicht — wohl mit absichtlicher Wendung gegen diejenigen, welche, wie das frühzeitig geschah, in der alttestamentlichen Sophia die Gottesmutter erkannten [1]).

Hier haben wir also den „Sitz der Weisheit," zugleich aber auch den Turm. Es ist nämlich die kosmische Bedeutung dieses salomonischen Stufenthrones längst erkannt. Ausdrücklich heißt es im Midrasch Esther aus dem 7. oder 8. Jahrhundert: „Der Thron war in der Form des Wagens desjenigen gebaut, welcher sprach und die Welt ward, des Heiligen, gebenedeit sei er! Und so heißt es: ›Der Thron hatte sechs Stufen, entsprechend den sechs Himmelssphären. Es sind doch aber sieben? R. Abun sagte: Der Ort, wo der König (Gott) thront, ist verborgen‹ [2]). Dieser sagenberühmte Thron Salomons will sein ein Abbild des göttlichen Herrlichkeitsthrones auf dem Weltenberge, des ragenden Mittelstückes im Weltbilde der Assyrer [3]). Der göttliche Thron des Weltenberges, auf den

---

[1]) Ebenda S. 254. Vgl. meinen Aufsatz: Aus der Genesis der abendländischen Kaiseridee. Mitteilungen d. schles. Gesellsch. f. Volkskunde. XVII (1916) 168 ff.

[2]) Herr Prof. Dr. Krebs in Freiburg i. B. macht mich auf eine nach mehreren Richtungen hin anziehende Deutung des Salomonischen Thrones aufmerksam. In Bonaventuras Itinerarium mentis in Deum [I n. 5] lesen wir: „Sicut deus sex diebus perfecit universum mundum et in septimo requievit, sic minor mundus (scil. homo) sex gradibus illuminationum sibi succedentium ad quietem contemplationis ordinatissime perducatur. In cuius rei figura sex gradibus ascendebatur ad thronum Salomonis" [III Reg. 10, 19]. Und ebenda [VII n. 1] heißt es: „His igitur sex considerationibus excursis tanquam sex gradibus throni veri Salomonis quibus pervenitur ad pacem, ubi verus pacificus in mente pacifica tanquam in interiori Hierosolyma requiescit" . . . . Wir haben also hier die Auffassung von der Stufenwanderung der Seelen, welche auch in der Sage vom Priesterkönig Johann in die Erscheinung tritt. Bonaventurae Opera omnia. V (Quaracchi 1891) 297; 312.

[3]) Nach dem Vorbild des Salomonthrones errichtete eine Recension der „Historia de proeliis" den Thron des Cyrus, worauf mich Herr Kollege Hilka aufmerksam machte. „Erat enim thronus ex auro totus septem cubitis super alia sedilia elevatus et per septem gradus ascendebant reges ad thronum. Erantque ipsi gradus mirifico opere constructi. Primus gradus erat ex amatisto, secundus ex smaragdo . . ." Die Edelsteine werden dann, ganz wie im Steinbuch des Albertus Magnus, gedeutet. F. Pfister, Die Historia de preliis und das Alexanderepos des Quilichinus. Münchener Museum. I (1911) 250 ff.



allmorgendlich der Sonnengott emporsteigt, um sein Tagesregiment anzutreten, ist gekrönt von dem heiligen Steine, oder dem Altare, oder dem Throne, oder dem Tische des Gottes, dem Sonnentische des griechischen Mythus, der nach Pomponius Mela stets mit Speisen besetzt ist. Diese babylonische Auffassung des göttlichen Bergthrones hat auch die jüdischen Religionsvorstellungen beeinflußt. Hingewiesen sei hier nur auf die Übersetzung dieses mythischen Gedankens ins Architektonische in der Stelle des Buches Henoch: „der Turm war ragend und hoch, und der Herr der Schafe stand auf dem Turm, und man setzte ihm einen vollen Tisch vor.“ Der Turm dieser Vision hat ohne Zweifel die himmelstrebenden Zikkurats, die Sakraltürme des Orients zum Modell, die wiederum Abbilder des göttlichen Bergthrones sein wollen [1]).

Von alledem weiß natürlich der kindlich fromme Schreiber und Maler unseres „Speculum“ nichts mehr. Er hat selbst auch kaum einen derartigen Zikkurat gesehen. Auch kein Palästinapilger dürfte ihm dessen Beschreibung vermittelt haben; denn die wenigen damals noch erhaltenen sakralen Steinriesen lagen weitab vom Heiligen Lande. Trotzdem werden hier und, wie wir gleich sehen werden, in der gleichzeitigen Dichtung des Abendlandes die architektonischen Formen eines solchen plumpen Giganten richtig überliefert.

Das Bild des siebenstufigen Sakralturmes wiederholt sich in unserer Handschrift. Die Arche wird hier nämlich als Schiff mit zwei Schnäbeln dargestellt, auf dem sich der Zikkurat erhebt, der oben mit einer Art Tempelhäuschen, dem Sitze Noes, gekrönt ist [2]). Die Deutung dieses Bildes wird erleichtert durch die „Christliche Kosmographie“ des Kosmas Indikopleustes. In dieser erscheint die Erde, was ja auch sonst vielfach der Fall ist, als Schiff mit zwei Schnäbeln, auf dem sich der freilich nicht abgestufte Weltenberg erhebt [3]). Die Ähnlichkeit zwischen beiden, ein Jahrtausend auseinanderliegenden Bildern ist geradezu verblüffend. Der alte Usener [4]) hätte

[1]) F. Kampers, Das Lichtland der Seelen und der heilige Gral. Köln 1916, S. 25 u. S. 88 ff. Ich kann auf dieses Buch — namentlich gegen den Schluß dieses Aufsatzes — nur in wichtigeren Fällen, um größere Wiederholungen zu vermeiden, verweisen.

[2]) Lutz u. Perdrizet, Bd. II. Taf. 4.

[3]) Le miniature della topografia cristiana di Cosma Indicopleuste. Cod. Vat. greco 699. Con introduz. di C. Stornajolo. Milano 1908. Tav. 5 sq.

[4]) H. Usener, Die Sintflutsagen in Religionsgeschichtliche Untersuchungen. 3. Teil (Bonn 1899).



seine helle Freude an dieser mythisch kosmischen Darstellung der Arche gehabt und ihr sicherlich einen bedeutsamen Platz in seinen „Sintflutsagen“ angewiesen. In der Tat erinnert diese Münchener Miniatur deutlich an die von Usener behauptete Tatsache, daß zu irgend einer Zeit der Noebericht der Bibel mit dieser solarischen Bergsage verquickt worden ist. Noe ist hier an die Stelle des Sonnengottes getreten, welcher auf dem von dem Erdschiffe getragenen Länderberge thront. So nehmen wir in diesem Bildchen unseres Erbauungsbuches deutlich das geheimnisvolle Fortleben uralter Züge wahr, deren Bedeutung längst freilich in Vergessenheit geriet — ein neuer Beweis dafür, daß wir erst am Anfang unserer Erkenntnis der orientalischen Kultureinflüsse auf das Abendland stehen. Daß wir tatsächlich und unbedingt ursprünglich vorhandene Beziehungen zwischen dem Weisheitsthrone der Gottesmutter und dem Bergthrone der göttlichen Herrlichkeit annehmen müssen, wird durch die Abwandlungen dieses gedankentiefen mythischen Zuges in der profanen Sage noch offensichtlicher.

Beziehungen zwischen diesem orientalischen Weltbilde und der vielgeästelten Artursage habe ich unlängst festgelegt. Ich wies hin auf die Bergsitze dieses bretonischen Königs, die Cathedra Arthuri, von der Giraldus 1188 berichtet, oder den „Arthurs Seat“ bei Edinburg, oder den Berg „Cadair-Arthur“ in Wales, den man auch als Dom dieses Helden feierte; ich unterstrich den solarischen Charakter dieser bretonischen Sage, nach der König Artur, dem Sonnengotte gleich, aus dem Berge hervorkommt und von dessen strahlendem Gipfel aus die Welt regiert. Auch auf den Weltentisch wies ich hin, der hier als runde Tafel König Arturs sich, wie die Erde, dreht, oder nach anderen Dichtungen als Rad mit einem Thronsitz darauf von einer göttergleichen Fürstin — so wie die Erdachse auf dem Länderberge durch Rheia-Kybele — gequirlt wird. Das sind alles Bilder von kosmischer Bedeutung. Aber auch Architekturen, welche Dichtungen dieses oder eines eng verwandten Sagenkreises aufbauen, erwiesen sich nicht nur als Nachbildungen der alten Zikkurats, sondern haben ersichtlich auch noch deutliche Bezugnahmen auf den sich drehenden Bergthron der Welt. Ich zeigte, wie die Salomonsage anknüpfend an jene sakralen Türme des Orients zunächst der Sage vom Priesterkönige Johann einmal das mythische Motiv von der Lichtlandsreise nach dem Urbilde des im Zauberschiff allnächtlich zum Berge des Sonnenaufganges fahrenden Sonnengottes,



sodann die Vorstellung eines siebenstufigen, in seinem obersten Teile sich wie das Firmament drehenden, kosmischen Palastes der Seelen vermittelte[1]). Alsdann[2]) wird in Parzivals Gralsuche in den Epen des Wolfram von Eschenbach und des Chrestien von Troyes unbewußt der alte Zug der Lichtlandfahrt des Sonnengottes abgewandelt. An den Berg der Herrlichkeit erinnert beim Eschenbacher nicht nur die paradiesische Umgebung und die Vorstellung eines Seelenlandes, sondern auch die Wendelschnecke mit dem Zauberspiegel, die, wie Wolfram den alten Zug rationalistisch umdeutet, von fern gesehen sich wie im Kreise herumzudrehen scheint, und noch manches andere[3]). Deutliche Spuren solcher kosmischer Architekturen weist auch sonst die französische Dichtung auf. Der sich drehende Palast zu Konstantinopel, der in Karls des Großen „Reise nach Jerusalem und Konstantinopel" eingehend beschrieben wird, beschäftigt uns später noch[4]). Die Turmform dieses konstantinopolitanischen Palastes mit Stockwerken ist im Cligés des Chrestien von Troyes festgehalten[5]). Ich zweifle nicht, daß diese literarische Geschichte des Zikkurats sich noch durch anziehende Kapitel erweitern ließe. Für die richtige Einordnung der Miniaturen unseres „Speculum" in die uralte Überlieferungsreihe genügen diese Seitenstücke vollauf.

Sowohl in dem Paradiesespalast des Priesterkönigs Johann, als auch in der Gralburg findet sich nun der stets mit Speisen bedeckte Tisch, der Sonnentisch des Mythus, wieder[6]). Diesen kennt auch das „Speculum"; es erzählt uns von ihm eine seltsame Geschichte[7]):

„Piscatores quidam rete suum in mare proiecerunt
Et casu mirabili mensam auream extraxerunt.
Mensa illa erat tota de auro et multum pretiosa

[1]) Kampers, Lichtland. S. 91 ff.

[2]) Weiter unten werde ich meine früheren Nachweise ergänzen und etwas berichtigen.

[3]) Ebenda S. 57 ff. u. S. 91 f.

[4]) Karls des Großen Reise nach Jerusalem und Konstantinopel, herausg. v. Koschwitz. 2. Aufl. Heilbronn 1883. S. 342 ff. O. Söhring, Werke bildender Kunst in altfranzösischen Epen. Romanische Forschungen. XII (1900) 513 f. Auch das Rad in dem Vers: „et misent une roe que li vens fet torner" in „Floire et Blanceflor", das Söhring auf ein Wasserrad deuten möchte, gehört meines Erachtens in diesen Zusammenhang und entspricht dem Rade des Königs Artur und des Apollonius [Kampers, Lichtland S. 60 f.].

[5]) Darüber Söhring S. 515 f.

[6]) Kampers, Lichtland S. 30 f. 78 f. 90 ff.

[7]) Speculum I, 12.

Et videbatur omnium oculis mirabiliter speciosa.
Ibidem in littore maris templum quoddam erat aedificatum
Et in honorem solis, quem gens illa coluit, dedicatum.
Ad templum illud mensa illa est deportata
Et ipsi soli tanquam deo, quem colebant, oblata.
Mensa illa per totum mundum usa est hoc vocabulo,
Quod communiter dicebatur mensa solis in sabulo:
Sabulum enim arenosa terra appellatur,
Et ibi templum solis in arenoso loco habebatur.
Per mensam igitur solis Maria est pulchre praefigurata,
Quae vero soli, id est summo deo, est oblata . . .
Mensa solis facta fuit de materia purissima,
Et Maria erat mente et corpore mundissima.
Pulchre Maria est per mensam solis praefigurata,
Quia per eam coelestis esca nobis est collata;
Nam ipsa filium Dei Jesum Christum nobis generavit,
Qui nos suo corpore et sanguine refocillavit.
Benedicta sit illa beatissima mensa,
Per quam collata est nobis esca tam salubris et tam immensa."

Eine ähnliche Geschichte ist uns in der antiken Sage von den sieben Weisen Griechenlands überliefert. In deren Fassung bei Valerius Maximus ist es die „mensa Delphica", welche aus dem Meere gefischt wird, und wegen deren es zum Streite kommt. Das Orakel des Apollo bestimmt dann, daß der Weiseste sie erhalten solle. Nun wird sie dem Thales gegeben, der sie dem Bias übermittelt, und indem sie darauf stets von einem zum andern der sieben Weisen weitergegeben wird, gelangt sie zuletzt in den Besitz des Solon, welcher sie dem Apollo als dem Weisesten darbringt. Das Fortleben dieser Sage im Mittelalter ist durch die Gesta Romanorum mit ihrem krausen Fabelgestrüpp bezeugt. Hier ist es ein goldener Tisch, der aus einer Hand in die andere wandert und schließlich in den Besitz Salomons gelangt, der an Stelle Solons zum letzten der weisen Sieben geworden ist[1]) „qui in ea pinxit ymaginem humilitatis et posuit eam in templum Apollinis".

---

[1]) Gesta Romanorum. Hrsg. v. H. Oesterley. Berlin 1872. S. 618. Für das Fortleben dieses Mythologems vgl. u. a. auch die bei Oesterley — allerdings bibliographisch schauderhaft! — genannten parallelen Stellen bei dem Dominikaner R. Holkot, Moralisationes Historiarum. Venedig 1605, p. 232, der auch Salomon nennt. Die „mensa aurea" findet sich weiter bei Joh. Manlius, Locorum communium collectanea. Francofurti 1568. p. 5. Exilium melancholiae [Auß Ludovici Caron Frantzösischem Tractat Le Chasse-Ennuy.] Straßburg 1643, p. 531 und sonst noch öfter. Holkot gilt, wie mir Herr Kollege Hilka mitteilt, als Quelle der Gesta Romanorum.

Von jenen sieben Weisen erzählen die Verse des „Speculum" nichts, trotzdem gehen sie sogar über die antike Überlieferung dieser Sage durch die Bezeichnung des Tisches als „mensa Solis" hinaus. Diese Bezeichnung muß die ursprüngliche gewesen sein. Der mittelalterliche Dominikaner konnte nun unmöglich aus freier Erfindung aus der „mensa aurea" der Gesta Romanorum, oder aus der „mensa Delphica" des Valerius Maximus einen Sonnentisch machen, er muß deshalb einer anderen, uns unbekannten Quelle gefolgt sein. Tatsächlich ist dieser Delphische Tisch, ebenso wie die anscheinend so gänzlich verschiedenen Gegenstände, die in den anderen antiken Überlieferungen der Sage an dessen Stelle aus dem Meere gezogen werden, der Sonnentisch, der die Erde[1]) oder das Fahrzeug bedeutet, auf welchem der Gott allnächtlich über das Meer zum Berge des Aufganges im Hyperboreerlande fährt. Den schwimmenden goldenen Dreifuß, auf dem Apollo über den Ozean schwebt, fand antiker Glaube in einem Sternbilde wieder[2]), und die „phiala", welche nach der Überlieferung des Kallimachos bei jenem wunderbaren Fischfange aus dem Meere gezogen wurde, ist ebenfalls nur eine andere Erscheinungsform für die gleiche mythische Vorstellung. Im goldenen, von Hephaistos geschmiedeten Becher schifft der Sonnengott zu den Hyperboreern[3]).

Indem die „Gesta Romanorum" aus dem letzten griechischen Weisen, Solon, einen Salomon machen und diesen Judenkönig auf jenem Tisch ganz im Sinne der stets „Mäßigung" predigenden Sage, deren Mittelpunkt er ist, ein Bild der Demütigung anbringen lassen, wird der Sonnentisch zu jenem Salomontisch, der die Phantasie der spanischen Goten und Mauren, sowie der Franken frühzeitig lebhaft beschäftigte. Weder in der jüdischen Sage, noch auch in deren späteren Schößlingen: den Sagen vom Priesterkönige Johann, von Artur und vom Gral, verleugnet letzterer seine mythische Herkunft. Der sich wie die Welt drehende Tisch Arturs und die Graltafel in der „Queste du Graal", welche die Rundheit der Welt und den Kreislauf der Planeten und Gestirne bedeutet, ist sagengeschichtlich verwandt mit jenem von Einhard, Thegan und Prudentius beschriebenen Tisch des karolingischen Schatzes, „auf dem der ganze Himmelskreis und die Sterne und der verschiedene Lauf der Planeten in erhabener

---

1) Über den Tisch als Erde Kampers, Lichtland, S. 31 u. 90f.

2) F. Boll, Sphaera. Leipzig 1903, S. 126.

3) R. Eisler, Weltenmantel und Himmelszelt. München 1910, S. 257.

Arbeit“ abgebildet war. Dieser wieder ist ein Nachfahre jenes salomonischen Tisches des Gotenschatzes mit seinen 365 Füßen, eine Zahl, die in ihrer kosmischen Bedeutung der jüdischen Tempelsymbolik entspricht, nach welcher der Schaubrottisch ein Gegenbild der Erde sein sollte. Das Urbild all dieser Tische ist aber jene mensa solis auf dem Götterberge, die von der jungfräulichen Muttergöttin des Orients gequirlt wird[1]), jene mensa solis, die in so überraschender Ursprünglichkeit in unserem Speculum plötzlich wieder auftaucht. Der Mythus vom Sonnentische ist in unserem Frömmigkeitsbuche in seiner ganzen alten und gedankentiefen Einfachheit erzählt; in der profanen Dichtung dagegen wird dieses Mythologem abgewandelt.

Wie in der Sage von den sieben Weisen Griechenlands erscheint der Sonnentisch in den Sagen von König Salomon vielfach als losgelöst vom Götterberge. Seinen ursprünglichen Zusammenhang mit dem alten kosmischen Weltbild vergaßen aber auch diese nicht so ganz. An diese Beziehungen erinnern in den arabischen Quellen über dieses Prunkstück des Gotenschatzes der Berg Salomons bei der „Stadt des Tisches“ und die Grotte des Herkules mit dem Salomonstisch, von dem spanische Romanzen singen. Auch die Mär vom Priesterkönig Johann und vom Gral verleugnet den alten kosmischen Grundgedanken der hier noch deutlich erkennbaren Einheit von Stufenturm und Tisch nicht. Der speisespendende Tisch steht in dem Paradiesespalaste des Priesterkönigs. Hier aber ist seine Platte, wie schon zuvor in einigen arabischen Berichten, aus einem einzigen Riesensmaragd geschnitten. Daß er nicht mehr, wie in jenem visionären Bilde des Buches Henoch, auf dem Turme steht,

[1]) Kampers, S. 70 ff. Hierher gehört auch wohl der von Eisler, a. a. O. S. 486 erwähnte schwimmende Feueraltar, die ἐσχάρα oder ἑστία θαλάσσης. Über die Sage von den sieben Weisen vgl. F. A. Bohren, De septem sapientibus. Bonn 1867. H. Wulf, De fabellis cum collegii septem sapientium memoria coniunctis quaestiones criticae. Halle 1896. J. Mikolajczak, De septem sapientium fabulis quaestiones selectae. Breslau 1902. Die wichtigeren Textstellen sind: Diog. Laert. I, 27 sq.: Dreifuß; ebenso Diod. IX, 3 u. IX, 13. Diog. I, 32: Von Vulcan gefertigt und dem Pelops geschenkt, kommt bis au. Menelaus, wird mit der Helena geraubt und von Alexander ins Meer geworfen Ähnlich Plut., Solon 4. Diog. I, 28: Nach Kallimachos war es eine „φιάλη“. Maßgebend für das Mittelalter war Valerius Maximus IV. Ext. 1,7: „A piscatoribus in Milesia regione everriculum trahentibus quidam iactum emerat. Extracta deinde magni ponderis aurea Delphica mensa orta controversia est“ ... etc. Ausonius, Ludus septem sapientum in Oeuvres complètes d'Ausone par E. F. Corpet. I (Paris 1842) 264.



sondern in dessen Innerem, ist eine leicht erklärliche dichterische Verschiebung. Aber der Smaragd? Auch in Wolframs Gralburg im Lande der Seligen, die, wie wir aus Bauresten beim Eschenbacher schließen können, nach dem Vorbilde des Stufenpalastes der Unsterblichkeit jenes Priesterkönigs von den ersten Graldichtern erbaut wurde, ist die Platte des Tisches, der auch hier eine bedeutsame Rolle spielt, ein einziger großer Edelstein. Als weitere Änderung kommt bei Wolfram hinzu, daß die speisenspendende Kraft hier nicht mehr am Tische haftet, sondern auf einen Gegenstand übergegangen ist, der „Gral" genannt wird. Nun kannte die Graldichtung den kosmischen Bezug dieses Tisches, der ja in dem sich drehenden Tische König Arturs, dessen kreisrunde Form Wolfram besonders unterstreicht[1]), so offensichtlich in die Erscheinung trat, an den ja die „Queste du Graal" erinnerte. Da drängt sich nun ein Vergleich mit einer anderen, hochberühmten Tafel auf, welche mit dunklen Worten sicherlich kosmischen Inhalts beschrieben und aus einem Riesensmaragd geschnitten war. Es ist die „Tabula smaragdina" des Hermes.

Diese Urkunde auf dem Edelsteine galt den mittelalterlichen und auch den späteren Alchemisten bis hinein in das achtzehnte Jahrhundert als der Gründungsbrief ihrer Geheimwissenschaft. Der krause Text lautet[2]): „Verum, sine mendacio, certum et verissimum. Quod est inferius est sicut quod est superius, et quod est superius est, sicut quod est inferius, ad penetranda miracula rei unius. Et sicut omnes res fuerunt ab uno, meditatione unius, sic omnes res natae fuerunt ab hac una re, adaptatione. Pater eius est sol, mater eius est luna. Portavit illud ventus in ventre suo. Nutrix eius terra est. Pater omnis telesmi totius mundi est hic. Virtus eius integra est, si versa fuerit in terram. Separabis terram ab igne, subtile a spisso, suaviter, magno cum ingenio. Ascendit a terra in coelum, iterumque descendit in terram, et recipit vim superiorum et inferiorum. Sic habebis gloriam totius mundi. Ideo fugiet a te omnis obscuritas. Haec est totius fortitudinis fortitudo fortis, quia vincet omnem rem subtilem, omnemque solidam penetrabit. Sic mundus creatus est. Hinc erunt adaptationes mirabiles, quarum modus est hic. Itaque vocatus sum Hermes Trismegistus habens tres partes philosophiae

[1]) Kampers, a. a. O. S. 26ff. Parziv. 309 u. 775.

[2]) Ich gebe den Text nach H. Kopp, Beiträge zur Geschichte der Chemie. I (Braunschweig 1869) 377.



totius mundi. Completum est, quod dixi de operatione solis." Daß hier Reste alter religiöser Lehre überliefert werden, beweist die verwandte Stelle bei Aristoxenos: „δύο εἶναι ἀπ' ἀρχῆς τοῖς οὖσιν αἴτια . . . πατέρα μὲν φῶς, μητέρα δὲ σκότος[1])", oder die andere des Plutarch von der Ehe zwischen Sonne und Mond[2]), oder weiter die des Servius[3]): „dicunt physici cum nasci coeperimus, sortimur a sole spiritum, a luna corpus," oder schließlich die alte Vorstellung von der Ehe zwischen Chronos und der Nacht und von der Geburt des von den Winden getragenen Welteies durch die letztere[4]). Da die älteren alchemistischen Texte den „Stein der Weisen" als „Ei der Philosophen" bezeichnen und deutlich Bezug nehmen auf diesen kosmogonischen Mythus von dem durch die Winde umhergewirbelten Weltei, so erkennen wir, wenn auch nur in Umrissen, weit zurückgreifende religionsgeschichtliche Zusammenhänge. Der „Stein der Weisen" wird zum „Mysterium des Mithras", zum Weltei; er wird in einer alchemistischen Venetianer Handschrift des 11. Jahrhunderts „τὸ τοῦ κόσμου μίμημα"[5]). Es wäre gewiß eine lohnende Aufgabe, die religionsgeschichtliche Grundlage der Alchemie systematisch zu durchforschen; hier genüge es, durch die Vergleichsstellen den kosmischen Bezug der hermetischen Tafel sichergestellt zu haben.

Frühzeitig hat sich die Sage dieser Tafel des Hermes bemächtigt. Freilich handelt es sich dabei nur um eine verhältnismäßig recht junge Überlieferung. So soll eine dem Albertus Magnus beigelegte Schrift „De secretis chymicis" die Nachricht enthalten haben, daß Alexander die Wunder wirkende Schrift auf einer smaragdenen Tafel im Grabe des Hermes auf einem seiner Züge entdeckt habe. Nach einer anderen Überlieferung soll sie ein Weib Zara in den Händen des Leichnams in einer Höhle bei Hebron gefunden haben[6]). Diese letztere, ersichtlich jüdische Sage ist älteren Ursprungs. Sarai ist die Himmelsherrin; sie steht hier für Isis, die neben Hermes ja eine

[1]) H. Diels, Doxographi Graeci. Berlin 1879. S. 557 Z. 10f.

[2]) Plutarch, De facie in orbe lunae. 28 u. 30.

[3]) Servius zu Verg. Aen. XI, 51. Zu diesen Stellen vgl. Eisler, a. a. O. S. 558 u. 729.

[4]) Dazu siehe Eisler, a. a. O. wiederholt; u. a. S. 391.

[5]) M. Berthelot, Collection des anciens alchimistes grecs. II (Paris 1888) 114.

[6]) Kopp, a. a. O S. 378.

hermetische Dialogfigur bildete, und an deren Stelle auch eine jüdische Maria gelegentlich tritt [1]). Daß unter dem Hermes Trismegistus ursprünglich der Gott gemeint ist, den man als den Urquell aller Weisheit und sogar als den personifizierten Logos verehrte, ist sicher. Er ist identisch mit dem ägyptischen Thot, dem göttlichen Verfasser der 42 Papyrusrollen, die bei den religiösen Festen der Ägypter in feierlichem Zuge von den Priestern vorangetragen wurden. Als Schriftsteller erscheint er freilich schon bei Lactanz [2]), und dessen Zeitgenosse Clemens Alexandrinus bezeichnet bereits jene heiligen Rollen als „hermetische Schriften". Es lag nahe, diesen Hermes auch als Verfasser einer jener alchemistischen Schriften anzusehen, die sich frühzeitig gerade in Ägypten eines großen Ansehens erfreuten, oder auch als Verfasser astrologischer Werke, die bei den Arabern in hohem Ansehen standen [3]).

Zuerst soll die Tabula smaragdina von einem Ortholanus oder Hortulanus erwähnt sein, der vielleicht im 11. Jahrhundert in England lebte [4]). Unzweifelhafte Bezugnahme auf sie läßt sich aber im 13. Jahrhundert nachweisen, wo sie einem Albertus Magnus, Arnaldus de Villanova, Raymundus Lull bekannt ist [5]), was unbedingt schon eine weiter zurückliegende Vorstufe dieser Überlieferung voraussetzt.

Zwei Überlieferungsreihen über eine kosmische Tafel stoßen also

---

[1]) Berthelot, Coll. II, 172: *„Χύμης καὶ Μαρία."* Über diese Maria vgl. Kopp, a. a. O. S. 402. Auch in dem unten Anm. 5 genannten Werke von Manget ist u. a. [II, 896] die Rede von einer „Maria Hebraea Moysis soror". Über diese jüdische Maria und deren Schrift über den philosophischen Stein handelt auch M. Berthelot, Les origines de l'Alchémie. Paris 1885. p. 171 sv.

[2]) Lactantius, Div. inst. VI de vero cultu c. 25. I de falsa religione c. 6.

[3]) H. W. Schaefer, Die Alchemie. Ihr ägyptisch-griechischer Ursprung und ihre weitere historische Entwicklung. Progr. d. Gymnas. zu Flensburg 1887. S. 14 f. Eine arabische Handschrift „Hermetis Trismegisti de lunae mansionibus liber" erwähnt M. Steinschneider, Über die Mondstationen (Naxatra) und das Buch Arcandam. Zeitschr. d. deutsch. morgenländ. Ges. 18 (1864) 135.

[4]) Schäfer, a. a. O. S. 25; Kopp, a. a. O. S. 379 f. Jöchers Gelehrtenlexikon [II, 863] unterscheidet zwei Autoren dieses Namens, die aber beide, was nicht denkbar ist, auch den anderen Namen Johannes de Garlandia führten.

[5]) Albertus magnus, Mineralium libri V. L. I. Tract. I. C. 3 und L. III Tract. I. C. 6 sowie Tract. II. C. 1. Opera omnia cura ac labore A. Borgnet. V (Paris 1890) 5; 66; 75. Arnaldus Villanovanus, Rosarium. L. I c. 7 in J. J. Mangeti Bibliotheca chemica curiosa. T. I. (Genevae 1702) 665; Raymund Lull, Codicillus c. 9 et c. 53 in Manget, l. c. I, 884 et 904.

im arabischen Spanien, wo die Alchemie mit ganz besonderem Eifer gepflegt wurde, zusammen: die Sage vom salomonischen Tisch und die von der Smaragdtafel des Hermes. Die innere Verwandtschaft zwischen beiden legt die Übertragung von Eigenschaften der einen auf die andere nahe: aus der goldenen Platte des salomonischen Tisches wurde in der spanischen Sage eine smaragdene und zugleich, behaupte ich, wurde dieser nunmehr einbezogen in die wirren Gedankengänge der kabbalistischen Wissenschaft der gotisch-jüdisch-arabischen Mischkultur Spaniens.

Ein solcher Übergang wurde durch die Tatsache, daß Salomon schon frühzeitig als großer Zauberer und später als ebenso großer Alchemist galt, erleichtert. Als großen Steinkundigen und Hexenmeister rühmt ihn besonders die arabische Sage[1]). Bei älteren griechischen Alchemisten wird Salomon dann auch als Kunstgenosse bezeichnet, so bei Zosimos und Christianos. Eine vielleicht dem 11. Jahrhundert angehörende alchemistische Handschrift enthält das „Labyrinth des Salomo" mit kabbalistischem Inhalt[2]). Die wahrscheinlich im 12. Jahrhundert entstandene, später so hoch bewertete alchemistische „Turba philosophorum" bietet auch „Dicta Salomonis, filii David"[3]).

Nach einem leider nicht genau bezeichneten spanischen Manuscript, das einen Text der „Vergilii cordubensis philosophia" enthält, welcher vielleicht dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert angehört, ist die Rede von der „ars notoria", welche in Cordova neben „nigromantia", „pyromantia" und „geomantia" gelehrt wird. Diese „ars notoria" ist eine „ars et scientia sancta, quia ista omnes aliae sciuntur et per istam omnes aliae scientiae possunt sciri sine difficultate aliqua et sine defectibilitate aliqua et sine diminutione aliqua." Eine so hochheilige Kunst kann nur von einem heiligen Lehrer vorgetragen und von sündenlosen Hörern aufgenommen werden. Von dieser „ars angelica" heißt es dann weiter: „angeli boni et sancti composuerunt eam et fecerunt, et postea sancto regi Salomoni angeli boni et sancti dederunt et ipsi angeli in ista scientia sanctum Salomonem magistrum fecerunt et eum in ea imbuerunt." Durch diese Quintessenz aller Weisheit, welche auch Aristoteles beim Be-

1) G. Salzberger, Die Salomosage in der semitischen Literatur. Berlin 1907. S. 23 ff. Kampers a. a. O. S. 38 f.

2) M. Berthelot, Les origines de l'Alchémie. Paris 1885. p. 16.

3) Näheres bei Kopp a. a. O. S. 471 Anm. 211.



suche des großen Alexander in Jerusalem kennen lernte, bändigte, heißt es hier, Salomon die Dämonen seinem Willen. Selbst wenn diese seltsamen Ausführungen nicht der genannten Zeit angehören sollten, bieten sie eine genügend feste Grundlage für die Annahme einer Verknüpfung der älteren, von Engeln gelehrten Kabbala in Spanien mit der Person des jüdischen Königs[1]. Ja, man konnte wähnen, daß Salomon bereits im Besitze des Steines der Weisen war; erzählte doch die Sage von seinem Ringsteine mit dem Siegel und dem Pentagramm Gottes, durch den er die Geister sich dienstbar machte, fabelte sie doch von dem Wunderstein Schamir, dem grünen Edelstein, welcher vielleicht derselbe ist, den der hundähnliche Geist Rabdos beim Tempelbau zeigt, und welcher zur Ausschmückung des Heiligtumes dienen soll[2].

Dieser Zusammenhang der Graltafel mit der arabisch-jüdischen Kabbala könnte schon aus der von den Alchemisten frühzeitig behaupteten Möglichkeit, solche Riesenedelsteine, wie sie für die Herstellung einer Tischplatte nötig waren, mit Hilfe ihrer geheimen Kunst verfertigen zu können, gefolgert werden. Wenn auch nicht der Graltafel, so wird doch deren Vorläuferin, der Gotentafel und der Nebenbuhlerin des Gral, der heiligen Schale der Genuesen, in der besten Geschichte dieses wissenschaftlichen Irrwahnes[3] deshalb mit vollem Rechte in dem Kapitel „Smaragd" Erwähnung getan. Indem ich nunmehr auch die Graltafel in dieses Kapitel einreihe, tue ich das also nicht auf Grund irgend einer luftigen Mutmaßung. Zwar stehen wir in den Tagen des Eschenbachers erst am Anfange der Ausbreitung des alchemistischen Irrwahnes innerhalb des romanisch-germanischen Kulturkreises, und deshalb ist dieser Zusammenhang zwischen dem

---

[1]) G. Heine [Bibliotheca anecdotorum. I (Lipsiae 1848) 211 sq.] bringt den Text, der 1290 in Toledo aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt sein will. Ob der Ringstein Salomons identisch ist mit dem „Stein der Tiefe", den David fand, ist nicht ersichtlich. Dieser Stein verschloß den „Brunnen der großen Tiefe", und auf ihm war der Schêm ha-mephorasch, der Gottesname der Magie, eingegraben. Er soll von David ins Allerheiligste gebracht worden sein und auf ihm die Bundeslade gestanden haben. Unberufene, berichtet die Sage weiter, drangen wiederholt in das Allerheiligste ein, um jenen Gottesnamen für magische Künste zu entziffern. Dieser Schêm ha-mephorasch, mit welchem schon Lilith, die erste Frau Adams, Magie trieb, ist auch auf dem Ringstein Salomons zu lesen. Vgl. E. Bischoff, Die Kabbalah. Leipzig 1903. S. 82 u. 85.

[2]) Salzberger a. a. O. S. 95.

[3]) Berthelot, Origines l. c. p. 221 sv.



Tisch Salomons und jener Kabbala zunächst noch ein recht lockerer und nur schwer zu erkennen. Die Sage war es, die als erste den Schleier, der geflissentlich über jene magische Weisheit gebreitet wurde, lüftete, Bruchstücke der Entstehungsgeschichte jener Zauberkunst weitertrug und allerlei Wunderbares und Nichtverstandenes über diese raunte. Daran konnten die sagenfrohen benachbarten Provençalen anknüpfen. Die verschwommene Kunde von jener Kabbala in der ritterlichen Dichtung der Franzosen und Deutschen, von der auch Wolframs Kleinode in der Gralburg Zeugnis geben, hatte somit begonnen.

Zauber und Märchen sind voneinander nicht zu trennen. Beim Eschenbacher handelt es sich aber nicht um einen beliebigen Zauber, sondern um einen bestimmten, im Orient erfundenen. Wolframs Wundermann ist Klinschor, der „phaffe der wol zouber las". Chrestiens von Troyes[1]) kennzeichnet ihn, ohne seinen Namen zu nennen, mit den Worten: „sages clers d'astrenomie", der im Auftrage der alten Königin den Zauber des Wunderschlosses schuf. Weit mehr weiß Wolfram von ihm zu singen. Dieser Abkömmling des großen Zauberers des Mittelalters, Virgilius, raubt hier nach seiner Entmannung schöne Frauen und bannt sie in jenes Zauberschloß, damit andere ihrer nicht genießen können. Unter diesen waren auch Arturs Mutter, ihre Tochter und ihre Enkelinnen. Merkwürdigerweise wird in einer Version des „Livre d'Artus" Arturs Mutter durch Merlin auf das Wunderschloß gebracht[2]). Es will mich bedünken, daß Klinschor und Merlin Parallelfiguren sind. An sich ist es ja recht unwahrscheinlich, daß die sagenberühmte Gestalt aus der Umgebung des bretonischen Artur nicht in irgend einer Verwandlung mit diesem zugleich in die engverwandte Parzivaldichtung herübergenommen wäre. Ist das der Fall, so wäre auch Klinschor ebenso wie Merlin, ursprünglich der Dämon, welcher in der Salomonsage eine Rolle spielt. Zwischen diesem Dämon Aschmedai und dem bretonischen Zauberer bestehen in der Tat derartige überraschende, schon lange nachgewiesene Ähnlichkeiten[3]), daß wir — unter Berücksichtigung der von mir dargelegten Bedeutung der Salomonsage für den ganzen Sagenkreis vom König Artur —

[1]) Chrestien V. 8910.

[2]) Parziv. 66,4. Wolfram von Eschenbach, Parzival. Neu bearb. von W. Hertz. 5. Aufl. Stuttgart 1911. S. 539.

[3]) M. Grünbaum, Beiträge zur vergleichenden Mythologie aus der Hagada. Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellsch. XXXI (1877) 218.

in ihnen einen Beweis für den orientalischen Ursprung der Merlinsage erblicken dürfen. Nach dem Orient verweist uns nun auch Wolfram; er sagt von Klinschor:

„Clinschore ist staeteclichen bî
der list von nigrômanzî,
daz er mit zouber twingen kan
beidiu wîb unde man.
swaz er werder diet gesiht,
dien læt er âne kumber niht[1]).“

Und an anderer Stelle:

„ez ist niht daz lant ze Persîâ:
ein stat heizet Persidâ,
dâ êrste zouber wart erdâht.
dâ fuor er hin und hât dan brâht
daz er wol schaffet swaz er wil,
mit listen zouberlîchiu zil[2])“

Aus dem Lande des Feirefis, also aus dem Orient, bringt Klinschor den großen Schatz, ja sogar den Wunderbau der Wendelschnecke[3]). Dabei ist zu beachten, daß arabisch und orientalisch für Wolfram gewöhnlich wesensgleiche Dinge sind.

Von dem Vorhandensein einer irgendwie mit Alchemie in Verbindung stehenden Geheimwissenschaft geben diese mageren Ausführungen über Klinschor keine Kunde. Wolfram kennt nun auch noch wirkliche arabische Gelehrte, so einen nicht mit Sicherheit festzustellenden Kancor und den wohl mit Thabith ben Korrah identischen Thebit, sowie ganz besonders einen sonst gänzlich unbekannten Flegetanis, der sein Gewährsmann für die Kunde vom Gral ist:

„ein heiden Flegetânîs
bejagte an künste hôhen prîs.
der selbe fisîôn
was geborn von Salmôn,
ûz israhêlscher sippe erzilt
von alter her, unz unser schilt
der touf wart fürz hellefiur.
der schreip vons grâles âventiur.
Er was ein heiden vaterhalp,
Flegetânîs, der an ein kalp
bette als ob ez wær sîn got . . .

[1]) Parziv. 617, 11 ff. Ich zitiere nach Wolfram von Eschenbach, Parzival und Titurel. Herausgegeben und erklärt von E. Martin. Halle 1900

[2]) Parziv. 657, 27 ff.

[3]) Parziv. 589.



Flegetânîs der heiden
kunde uns wol bescheiden
ieslîches sternen hinganc
unt sîner künfte widerwanc;
wie lange ieslîcher umbe gêt,
ê er wider an sîn zil gestêt.
mit der sternen umbereise vart
ist gepüfet aller menschlîch art.
Flegetânis der heiden sach,
dâ von er blûweclîche sprach,
im gestirn mit sînen ougen
verholenbæriu tougen.
er jach, ez hiez ein dinc der grâl:
des namen las er sunder twâl
inme gestirne, wie der hiez[1])".

Des Dichters Gewährsmann ist also ein heidnischer Jude, ein arabisch schreibender Nigromant und Astrologe. Hatte Wolfram vorhin eine Stadt Persida[2]), über deren Lage er gewiß nicht orientiert war, als die hohe Schule der Magie genannt, auf der Klinschor seine Weisheit lernte, so denkt er jetzt an die auch sonst vorherrschende Ansicht, daß Spanien die Heimat der Zauberei sei[3]).

„Kyôt der meister wol bekant
ze Dôlet verworfen ligen vant
in heidenischer schrifte
dirre âventiure gestifte.
der karakter â b c
muoser hân gelernet ê,
ân den list von nigrômanzî.
ez half daz im der touf was bî:
anders wær diz mær noch unvernumn.
kein heidensch list möht uns gefrumn
ze künden umbes grâles art,
wie man sîner tougen inne wart[4])".

Vom Gral aber weiß nun dieser Flegetanis noch etwas ganz Merkwürdiges zu berichten:

[1]) Parziv. 453, 23 ff.

[2]) Nach E. Martin, Zur Gralsage. Straßburg 1880. S. 7, stammt der Name der Stadt Persida aus des Honorius Augustodunensis Imago mundi. L. I, c. 14: „in hac primum orta est ars magica".

[3]) Hertz, a. a. O. S. 538 verweist auf das Gedicht von Biterolf und Dietleib; darnach liegt ein Berg bei Toledo, „dâ der list nigrômanzi von êrste wart erfunden".

[4]) Parziv. 453, 11 ff.



„ein schar in ûf der erden liez:
diu fuor ûf über die sterne hôch.
op die ir unschult wider zôch,
sît muoz sîn pflegn getouftiu fruht
mit alsô kiuschlîcher zuht:
diu menscheit ist immer wert,
der zuo dem grâle wirt gegert[1])".

In diesen seinem Gewährsmann Flegetanis gewidmeten Versen ist schon eine deutlichere Bezugnahme auf die von Juden und Arabern gepflegte Kabbala in Spanien zu erkennen. Aus dieser allein aber auf eine Verwandtschaft zwischen der Graltafel und jener Tabula smaragdina des Hermes zu schließen, ginge nicht an. Erst die Erwähnung der Erdenfahrt der Engel gibt uns dazu ein Recht.

Vom Falle der Engel spricht Wolfram noch an anderer Stelle:

„di newederhalp gestuonden
dô strîten beguonden
Lucifer und Trinitas,
swaz der selben engel was,
die edelen unt die werden
muosen ûf die erden
zuo dem selben steine.
der stein ist immer reine.
ich enweiz op got ûf si verkôs,
ode ob ers fürbaz verlôs.
was daz sîn reht, er nam se wider.
des steines pfligt iemer sider
die got derzuo benande
unt in sîn engel sande.
hêr, sus stêt ez umben grâl[2])".

Im Widerspruche dazu sagt der gleiche Trevrizent bei Wolfram später:

„ich louc durch ableitens list
vome grâl, wiez umb in stüende . .
ich sol gehôrsam iu nu sîn.
swester sun unt der hêrre mîn.
daz die vertriben geiste
mit der gotes volleiste
bî dem grâle wæren,
kom iu von mir ze mæren,
unz daz si hulde dâ gebiten.
got ist stæt mit sölhen siten,
er strîtet iemmer wider sie,

[1]) Parziv. 454, 24 ff.
[2]) Parziv. 471, 15 ff.



die ich iu ze hulden nante hie.
swer sîns lônes iht wil tragn,
der muoz den selben widersagn.
êweclîch sint si verlorn:
die vlust si selbe hânt erkorn [1])".

Eine weitere Stelle der Wolframschen Dichtung setzt dann den Fall der Engel in Beziehung zu einer höchst eigenartigen Geschichte von Adam:

„nu prüevt wie Lucifern gelanc
unt sînen nôtgestallen.
si wârn doch âne gallen:
jâ hêr, wâ nâmen si den nît,
dâ von ir endelôser strît
zer helle enpfâhet sûren lôn? . . .
dô Lucifer fuor die hellevart,
mit schâr ein mensche nâch im wart.
got worhte ûz der erden
Adâmen den werden:
von Adâms verhe er Even brach,
diu uns gap an daz ungemach,
dazs ir schepfære überhôrte
unt unser freude stôrte.
von in zwein kom gebürte fruht:
einem riet sîn ungenuht
daz er durch gîteclîchen ruom
sîner anen nam den magetuom [2])".

Das wird bald darauf von Trevrizent erklärt:

„diu erde Adâmes muoter was:
von erden fruht Adam genas.
dannoch was diu erde ein magt:
noch hân ich iu niht gesagt
wer ir den magetuom benam.
Kâins vater was Adam:
der sluoc Abeln umb krankez guot.
dô ûf die reinen erdenz bluot
viel, ir magetuom was vervarn:
den nam ir Adâmes barn [3])."

Diese Geschichte des Urvaters Adam erhält dann später noch eine Fortsetzung. Zunächst werden Adams Kenntnisse der Wunderkräfte der Natur, besonders der Sterne, gerühmt:

---

1) Parziv. 798, 6 ff.
2) Parziv. 463, 4 ff.
3) Parziv. 464, 11 ff.



„Unser vater Adam,
die kunst er von gote nam,
er gap allen dingen namn,
beidiu wilden unde zamn:
er rekant ouch ieslîches art,
dar zuo der sterne umbevart,
der siben plânêten,
waz die krefte hêten:
er rekant ouch aller würze maht,
und waz ieslîcher was geslaht[1])“.

Bestimmte Kräuter befiehlt er zu meiden; aber die Adamtöchter kehren sich nicht an das Gebot:

„diu wîp tâten et als wîp:
etslîcher riet ir brœder lîp
daz si diu werc volbrâhte,
des ir herzen gir gedâhte.
sus wart verkêrt diu mennischeit.“

Sie bringen infolgedessen misgestaltete Wundermenschen zur Welt.

Eine ähnliche Sage erzählt etwa hundert Jahre nach Wolfram der Verfasser des „Reinfried“. Hier errichten Adam und sein Sohn zwei Säulen[2]), um ihre Kenntnisse auf diesen den Menschen nach der verheißenen großen Flut zu übermitteln:

„sît daz diu welt ein ende nimt
mit wazzer ald mit fiure,
mit hôher koste stiure
sön wir zwô siule machen
nâ meisterlîchen sachen:
sô sol sîn diu eine
von liehtem marmelsteine,
der mac geschaden wazzer niht.
von gebranter ziegel pfliht
sol diu ander sîn gemaht,
diu hât ûf fiures brant kein aht.“

Die neugierigen Frauen lesen nach der Flut die Warnung vor den Kräutern und misachten diese. So kommen jene Wundermenschen auf die Welt.

Wolframs Adamsage gibt sich deutlich nur als ein Bruchstück dieser Mär im „Reinfried“ zu erkennen. Jene Mär selbst ist uralt. Sie geht zurück auf zwei außerbiblische Überlieferungsreihen. Die

---

1) Parz. 518 ff.

2) Reinfried von Braunschweig. Herausg. v. K. Bartsch. Tübingen 1871. S. 576. v. 19778.

erste ist jene Erzählung von den Wundermenschen, welche seit Ktesias und Megasthenes immer wiederkehrt in der Weltliteratur [1]). Ihre Heimat ist die bodenwüchsige Dichtung der Inder. In der Naturgeschichte des Plinius [2]), der seine Kenntnis wohl der griechischen Berichterstattung verdankt, fehlen sie nicht. Der große Fabulant, welcher den Alexanderroman schrieb, kennt sie [3]). Bei der Verwandtschaft dieses allbeliebten Machwerkes mit der Sage vom Priesterkönig Johann treffen wir die Mär dann auch in dieser wieder an [4]). Es wurde nun eine Verquickung dieser Sage mit dem biblischen Bericht über die Urzeit des Menschengeschlechtes nahegelegt durch die Stellen der Genesis: „Da sich aber die Menschen begannen zu mehren auf Erden und zeugten ihnen Töchter, da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten . . . Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder Gottes die Töchter der Menschen beschliefen und ihnen Kinder zeugten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute.“ Es lag nahe, jene Wundermenschen mit diesen Sprossen aus sündiger Vermischung in Verbindung zu bringen. Dabei aber ergab sich die Schwierigkeit, das von der Sage behauptete Fortleben dieser Misgestalten über die Sündflut hinaus zu begründen. Lehrreich dafür ist ein Bericht des

---

[1]) Hertz, a. a. O. S. 532. Von dem Pharaonen El-Rajjân wird erzählt (F. Wüstenfeld, Die älteste ägyptische Geschichte nach den Zauber- und Wundererzählungen der Araber. Orient und Occident I [1862] 336), daß er in die Südländer Afrikas zog und dort Menschen wie Affen gestaltet sah und mit Flügeln, in die sie sich einhüllten. Vgl. F. Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 90 ff. Dieser verweist auf Gervasius von Tilbury, Otia imperialia. Hrsg. von F. Liebrecht. Hannover 1856, S. 36, der von den Aethiopen erwähnt, daß sie Ohren, wie Flügel hätten. Vgl. auch W. Bousset Die Religion des Judentums im Neutestamentlichen Zeitalter. Berlin 1903, S. 463 W. Bousset, Die Beziehungen der ältesten jüdischen Sibylle zur chaldaeischen Sibylle und einige weitere Beobachtungen über den synkretistischen Charakter der spätjüdischen Literatur. Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft (1902) 42—49. Aus der Literatur über diese Sage hebe ich weiter hervor: L. Tobler, Über sagenhafte Völker des Altertums. Zeitschrift für Völker psychologie und Sprachwissenschaft XVIII (1888) 237 ff. E. Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer. 2. Aufl. Leipzig 1900, S. 185 ff.

[2]) Plinius, Hist. nat. 7, 2.

[3]) A. Ausfeld, Der griechische Alexanderroman. Leipzig 1907, S. 92. Dazu die Bemerkung S. 183.

[4]) F. Zarncke, Der Priester Johannes. Abhandlgn. d. phil.-hist. Classe der K. Sächs. Ges. d. Wiss. VII (1879) 911.

Johannes de Marignola aus dem Jahre 1349: „Am Fuße des Berges mit dem Adamfußstapf auf Ceylon leben Religiose, die sich Söhne Adams nennen, von dem sie aber, weder durch Kain, noch durch Seth, sondern durch andere Söhne abstammen wollen, was jedoch gegen die heilige Schrift ist. Sie behaupten, daß die Sündflut niemals bis zu ihnen hinauf gereicht habe. Außer dem Hause Adams führen sie zum Beweise dafür auch ein gewisses im Morgenlande häufiges, unstät lebendes Gesindel an, das ich gesehen. Diese nennen sich Söhne Kains, ein verworfenes Geschlecht, das nie an einem und demselben Orte bleibt. Zwar läßt sich dieses nur selten sehen, doch treiben sie Handel und führen Weiber und Kinder mit häßlichen Gesichtern auf Eseln herum[1].“ Aus Tabronît stammen Wolframs Wundermenschen und Taprobane ist der alte Namen von Ceylon bei Plinius[2]. Ersichtlich schwankt unser bibelfester Reisender. Er ist der strenggläubigen Meinung, daß die Sündflut auch diese Sprößlinge Adams verschlungen haben müsse, wagt aber doch nicht, die Sage so ganz zu verwerfen. Für das frühe Vorhandensein der Sage in der Fassung Wolframs spricht die Tatsache, daß im Decretum Gelasii ein „liber de filiabus Adae“ verdammt wurde[3]. Später überwiegt die Vorstellung, daß die Wundermenschen erst nach der Sündflut entstanden seien. Bei Augustinus[4] wird eingehender davon gehandelt. Er beginnt: „Quaeritur etiam, utrum ex filiis Noe, vel potius ex illo uno homine, unde etiam ipsi exstiterunt, propagata esse credendum sit

---

[1]) Johannes von Marignola übersetzt von F. G. Meinert. Abhandlgn. d. böhm. Ges. II (1820) 85. Das gekürzte Zitat nach P. Hagen, Der Gral. Straßburg 1900, S. 16 f. Vgl C. Ritter, Die Erdkunde VI (Berlin 1836) 59 ff.; V (Berlin 1835) 928. Ritter denkt an die verstoßenen unreinen Kasten, welche auch in Ceylon und in Malabar leben.

[2]) Vgl. Hertz, a. a. O. S. 518.

[3]) H. Rönsch, Das Buch der Jubilaeen. Leipzig 1874, S. 477 ff.

[4]) Augustinus, De civ. dei. 16, 8. Hagen, a. a. O. S. 22 f. In den späteren Dichtungen ist gelegentlich auch der Zauberer Merlin ein solches Monstrum. E. Freymond, Beiträge zur Kenntnis der altfranzösischen Artusromane in Prosa. Zeitschrift für französische Sprache und Literatur XVII (1895) 54. Vgl. zur Sage von den Wundermenschen auch S. Singer, Zu Wolframs Parzival. Abhandlgn. z. german. Philologie. Festgabe für R. Heinzel. Halle 1898, S. 361 ff., S. 406 ff. Die Frage, ob die Engel wieder in den Himmel aufgenommen worden seien, hat anscheinend die Gemüter stark beschäftigt. Im Brandangedicht (ebenda S. 370) wird deren Wiederaufnahme zugegeben. Ferner ist dazu zu vgl. J. v. Döllinger, Geschichte der gnostisch-manichaeischen Sekten. München 1890. S. 138 f.

quaedam monstrosa hominum genera, quae gentium narrat historia.“ Am Schlusse dieser Ausführungen heißt es: „Quapropter ut istam quaestionem pedetentim cauteque concludam: aut illa, quae talia de quibusdam gentibus scripta sunt, omnino nulla sunt; aut si sunt, homines non sunt; aut ex Adam sunt, si homines sunt.“ Der ganze Bericht des großen Bischofs von Hippo hat zweifellos unsere spätere Sage wesentlich beeinflußt.

In der Fassung der Adamsage im „Reinfried“ läßt sich dann aber noch eine weitere außerbiblische Überlieferungsreihe erkennen, welche mutmaßlich im Babylonischen ihre Wurzel hat: ich meine die Sage von der Errichtung der beiden Säulen durch Seth. Nach Babylon deutet schon das Material der einen dieser Säulen, der tönernen. Man ist versucht, an ein Nachwirken der Erzählung in dem Sündflutbericht des Berossos zu denken, wonach der „höchstweise“ Atra-hasis vor der Flut „alle Schriften, Anfang, Mitte, Ende“ in der Sonnenstadt Sippar vergraben habe[1]). Mit Sicherheit weist auf den Orient hin die von Syncellus uns aufbewahrte Stelle des später von jüdischen und christlichen Gelehrten stark benutzten Manetho, der um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. schrieb[2]), nach der die „ἐν τῇ Σειριαδικῇ γῇ“ stehenden Säulen von Thot, dem Sohne des Hermes beschrieben worden seien[3]). Unter der „Σειριὰς γῆ“ ist Ägypten zu verstehen. Der hier genannte Hermes entspricht dem ägyptischen Gotte Set. Dieser wird auch wohl als Lehrer des Hermes eingeführt, was auf die gleiche „Spaltung der hermetischen Persönlichkeit“ hindeutet, die sich in den Dialogen zwischen Hermes und Tat zu erkennen gibt[4]). Der zufällige Gleichklang des Namens dieses ägyptischen Gottes mit dem Namen des Sohnes Adams hat dann zu einer Gleichsetzung des biblischen Seth mit Hermes geführt. Später tritt darauf an die Stelle Seths, der als Erfinder der Astrologie angesehen wurde, der Vater der Alchemisten, Cham. Im vierten

[1]) H. Usener, a. a. O. S. 13. R. Eisler, Weltenmantel und Himmelszelt. München 1910, S. 572.

[2]) Hagen, a. a. O. S. 20 f. Die einschlägige Literatur bei Eisler, a. a. O. S. 569. Vgl. besonders R. Reitzenstein, Poimandres. Leipzig 1904, S. 183: „Die Σειριὰς γῆ ist als Heimat der Isis durch eine Inschrift bezeugt.“

[3]) Die Sage von den Säulen begegnet uns auch im L'image du monde de maitre Gossouin [Lausanne 1913. p. 182 sv.], wie mir Herr Kollege Hilka mitteilte. Der Herausgeber, O. H. Prior, verweist auf Josephus, Ant. jud. I, 2 und auf Gervasius von Tilbury, Otia Imper. I, 20.

[4]) Eisler, a. a. O. S. 569.

Jahrhundert sagt Johannes Cassianus, daß Cham sein Wissen „diversorum metallorum laminis, quae scilicet aquarum inundatione corrumpi non possent, et durissimis lapidibus" eingemeißelt habe[1]). Der alte mythische Zug wird nun im lateinischen Adambuche auf den von Seth aufgezeichneten Sündenfallbericht übertragen[2]). Es mag der Eitelkeit gelehrter Juden geschmeichelt haben, durch diese Vertauschung der Persönlichkeiten, den Erzpatriarchen Seth zum Verfasser der nach Isis *Σωϑις* oder *Σειριάς* benannten astrologischen Sothisbücher ansehen zu dürfen[3]). „Schriften Seths zu besitzen, rühmten sich Juden, Samaritaner, gnostische Christen (insbesondere die Sethianer) und Muhammedaner"[4]).

Unter dem Einfluß der angeführten Stelle der Genesis kommt aber, wie die Dichtungen „Parzival" und „Reinfried" aufzeigen, noch ein neuer Zug zu dieser Sethsage: im Verkehr der Engel Gottes mit den Frauen der Menschen lernen diese die geheimen Künste der Zauberei.

Der Fall der Engel, ihr sündiger Verkehr mit den Frauen der Menschen hat die Dichtung im Osten und Westen frühzeitig und anhaltend beschäftigt. Alt ist dabei auch der Zug, daß die Engel zum Zwecke der Verführung jene Weiber lehrten, wie es im Buche Henoch[5]) heißt: „Zaubermittel, Beschwörungsformeln und das Schneiden von Wurzeln und ihnen offenbarten die heilkräftigen Pflanzen." Der Sagenzug von den Säulen des Seth ist schon bei Josephus[6]) vereinigt mit dem Zuge von jener verbotenen Vermischung. Nach der Errichtung der Säulen tritt hier eine Sittenverderbnis ein: *„πολλοὶ γὰρ*

[1]) Migne, Patrologia latina XLIX, 759. Vgl. dazu die Historia scholastica in genesim des Petrus Comestor c. 39 (Migne, Patr. lat. CIIC., 1098): „magicam artem (sc. Cham) et septem liberales quattuordecim columnis inscripsit, septem aeneis, septem lateritiis contra duplex orbis excidium." Eisler, a. a. O. S. 568 f.

[2]) E. Kautzsch, Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testamentes. Tübingen 1900, S. 528.

[3]) Näheres bei Eisler, a. a. O.

[4]) Fabricius, Codex pseudepigraphicus Veteris Testamenti. I (1722) 141—157; II (1742) 49—55. Hagen, a. a. O. S. 20.

[5]) Kautzsch, a. a. O. S. 239. Vgl. auch die Anmerkung bei R. H. Charles, The Apocrypha and Pseudepigrapha of the Old Testament. Oxford 1913, p. 191. Die Ehen zwischen den Engeln und Menschentöchtern kennt auch das Buch der Jubiläen (Kautzsch, a. a. O. S. 48), nicht aber die Übermittelung des geheimen Wissens.

[6]) Josephus, Ant. 1, 2, 3.



ἄγγελοι θεοῦ γυναιξὶ συμμιγέντες ὑβριστὰς ἐγέννησαν παῖδας, καὶ παντὸς ὑπερόπτας καλοῦ, διὰ τὴν ἐπὶ τῇ δυνάμει πεποίθησιν. ὅμοια γὰρ τοῖς ὑπὸ γιγάντων τετολμῆσθαι λεγομένοις ὑφ' Ἑλλήνων καὶ οὗτοι δρᾶσαι παραδίδονται.“ Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts bringt Clemens Romanus die gleiche Sage[1]). Hier wird schon ganz besonders unterstrichen, daß die Kenntnis der Darstellung der edlen Metalle und der Edelsteine durch die Engel den Töchtern der Menschen vermittelt worden sei: *„Σὺν τούτοις δὲ τοῖς μαγευθεῖσιν λίθοις καὶ τὰς τέχνας τῶν πρὸς ἕκαστα πραγμάτων παρέδοσαν, καὶ μαγείας ὑπέδειξαν καὶ ἀστρονομίαν ἐδίδαξαν.“* Etwas später erhält die Sage in Tertullians Schrift „De cultu feminarum“ folgende Fassung[2]): „Nam et illi . . . damnati in poenam mortis deputantur: illi scilicet angeli, qui ad filias hominum de caelo ruerunt, ut haec quoque ignominia feminae accedat. Nam cum et materias quasdam bene occultas et artes plerasque non bene revelatas seculo multo magis imperito prodidissent, siquidem et metallorum opera nudaverant et herbarum ingenia traduxerant et incantationum vires provulgaverant et omnem curiositatem usque ad stellarum interpretationem designaverant, proprie et quasi peculiariter feminis instrumentum istud muliebris gloriae contulerunt, lumina lapillorum, quibus monilia variantur et circulos ex auro quibus brachia artantur et medicamenta ex fuco quibus lanae colorantur et illud ipsum nigrum pulverem quo oculorum exordia producuntur.“ An anderer Stelle wird dieses Sagenbild ergänzt durch die Mitteilung, daß die „angeli qui et materias eiusmodi et illecebras detexerunt, auri dico et lapidum illustrium, et operas eorum tradiderunt, et iam ipsum calliblepharum, vellerumque tincturas inter cetera docuerunt, damnati a Deo sunt, ut Enoch refert.“ Noch ein Schritt und die Engel werden die Begründer der Chemie, oder besser der Alchemie. Als solche erscheinen sie bei dem Byzantiner Zosimos, einem alchemistischen Schriftsteller des 4. Jahrhunderts[3]): *„Φάσκουσιν αἱ ἱεραὶ γραφαὶ ἤτοι βίβλοι, ὦ γύναι, ὅτι ἔστι τὶ δαιμόνων γένος, ὃ χρῆται γυναιξίν. ἐμνημόνευσε δὲ καὶ Ἑρμῆς ἐν τοῖς φυσικοῖς, καὶ σχεδὸν ἅπας λόγος φανερὸς καὶ ἀπόκρυφος τοῦτο ἐμνημόνευσε· τοῦτο οὖν ἔφασαν αἱ ἀρχαῖαι καὶ*

[1]) Clemens Romanus, Hom. VIII, 12 sq. Vgl. H. Kopp, Beiträge zur Geschichte der Chemie. I (Braunschweig 1869) 7 f.

[2]) Tertullian, De cultu feminarum. Lib. I. c. 2. Lib. II. c. 10.

[3]) K. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur. 2. Aufl. München 1897, S. 632 f.

θεῖαι γραφαί, ὅτι ἄγγελοί τινες ἐπεθύμησαν τῶν γυναικῶν καὶ κατελθόντες ἐδίδαξαν αὐτὰς πάντα τὰ τῆς φύσεως ἔργα, ὧν χάριν, φησί, προσκρούσαντες, ἔξω τοῦ οὐρανοῦ ἔμειναν, ὅτι πάντα τὰ πονηρὰ καὶ μηδὲν ὠφελοῦντα τὴν ψυχὴν ἐδίδαξαν τοὺς ἀνθρώπους. ἐξ αὐτῶν φάσκουσιν αἱ αὐταὶ γραφαὶ καὶ τοὺς γίγαντας γεγενῆσθαι. ἔστιν οὖν αὐτῶν ἡ πρώτη παράδοσις χῆμευ περὶ τούτων τῶν τεχνῶν ἐκάλεσε δὲ ταύτην τὴν βίβλον χῆμευ, ἔνθεν καὶ ἡ τέχνη χημεία καλεῖται [1])." Die Hagada der Juden bietet eine Variante zu unserer Sage. Hier sind es die Söhne Seths, die Engeln Gottes gleichen, welche auf dem Berge Hermon einen erhabenen Wohnsitz haben. Von diesem steigen sie später, von Sehnsucht nach dem Paradiese getrieben, wieder hernieder und vermischen sich mit den Töchtern Kains. Auch in dieser Überlieferung ist Cham der Vater der Chemie und diese eine von den Kindern Gottes gelehrte Kunst [2]).

Unsere Sage hat uns zu Hermes-Seth geleitet und uns einen Blick in die ältesten kabbalistischen Überlieferungen gewährt. Hängt nun vielleicht auch jene Adamsage Wolframs, die in ihrer Breite wie ein Fremdkörper im Rahmen der Dichtung anmutet, mit jenem alchemistischen Irrwahn zusammen, von dem damals die erste dunkele Kunde über die Pyrenäen drang? Ist der Gral etwa gar der Stein der Weisen?

Die Burg, in welcher dieses Heiligtum der ritterlichen Dichtung aufbewahrt wurde, ist, wie ich mit den Aufrissen der Bauten Wolframs glaube dargetan zu haben, ursprünglich nach dem Vorbilde der Burg der seligen Unsterblichkeit des Priesterkönigs entworfen gewesen.

Ein Wunderstein schlechthin wird nun ausdrücklich in der nach dem Orient deutenden Sage dieses indischen Herrschers nicht genannt. Wohl werden Steine gerühmt, deren Kräfte zusammengenommen etwa den Wunderwirkungen des Gral nahekommen [3]). Und doch entbehrt,

---

[1]) Erhalten bei Georgius Syncellus, Chronographia. Ex recens. G. Dindorf. Vol. I (Bonn 1829) 20 sq. Die Stelle p. 24. Über Cham als Urvater der Chemie und über die Geschichte dieses Wortes vgl. Eisler, a. a. O S. 328. — Über all diese Sagen ist auch M. Berthelot, Les origines de l'Alchémie. Paris 1885, p. 11 sv. zu vergleichen. Andere Belege für die Sage von den Sethiten und den Kainstöchtern bei M. Grünbaum, Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde. Leiden 1893, S. 73.

[2]) Eingehend handelt darüber Grünbaum, a. a. O. S. 215 ff.

[3]) Zarncke a. a. O. S. 913 etc.: verjüngende Kraft, Verscheuchung von Haß, Zwietracht und Neid, lichtspendend, wärmegebend.



wie ich weiter nachwies, auch das Schloß des Priesterkönigs nicht dieses Kleinods.

Dieser Palast ist nicht so ganz aus der Phantasie des Dichters heraus gezeichnet. Wir hörten schon, daß er gebaut ward nach dem Muster der siebenstufigen Zikkurats, jener sakralen Türme des Orients, und daß diese wiederum ein Abbild des siebenstufigen Bergthrones der göttlichen Herrlichkeit sein wollen, den jener stets mit Speisen bedeckte Sonnentisch krönt, über dem die Sonne oder deren strahlendes Symbol schwebt. Diesem Sonnensymbol entspricht nun der alles tageshell erleuchtende Edelstein auf der Spitze des Palastes des Priesterkönigs, und dem Sonnentische der jetzt natürlich in das Innere jenes Riesenbaus versetzte, zum Mahle ladende Tisch. Die großen Linien des Aufrisses dieses Bauwerks lassen also dessen Bezug auf das Weltbild des alten Orient noch deutlich erkennen. Dieser Sagenzug vom kosmischen Hause mit dem Sonnensteine wiederholt sich sogar in anderer Verarbeitung im Presbyterbriefe. Als nämlich die Wundermühle des Priesterkönigs hier beschrieben wird, heißt es; „Quatuor nempe columpnas magnas et praecelsas de auro purissimo fieri fecimus, quae in quadam planicie in quadrum sunt dispositae . . . Inter quas quidem columpnas superius fieri fecimus domum ceu globum rotundam, quae ita capitibus columpnarum est aequalis et iuncta, quod nichil praecellit columnas nec columpnae supereminent . . . Subtus vero domum infra columpnas est magna rota cum forti fuso de auro fulvissimo formata et disposita, velud est in aliis molendinis. Quae rota ita fortiter currit virtute lapidis [qui est in pavimento] quod si quis eam firmis oculis vellet intueri, statim amitteret visum [1])." Eine unzweifelhaft verwandte Architektur in der französischen Dichtung tut dar, daß es sich hier nicht um eine Mühle handelt, und daß der treibende Edelstein nicht, wie die interpolierte Stelle meint, im Boden ruht, sondern den Bau krönt. In „Karls des Großen Reise nach Jerusalem und Konstantinopel", die ich schon erwähnte, werden wir in das Innere des königlichen Palastes in der zuletzt genannten Stadt geführt. Dieser hat einen „kreisrunden Grundriß, ist eingewölbt und oben durch einen Schlußstein abgeschlossen. Der Mittelpfeiler, der das Gewölbe trägt, geht in den nächsthöheren Stock durch ein Zimmer und ragt oberhalb des ganzen Bauwerks über dasselbe hinaus." Die merkwürdigste Eigenschaft

[1]) Zarncke a. a. O. S. 918.



dieses Palastes ist die, daß der vom Meere herbrausende Wind ihn dreht „soef et serit", wie die Welle eine Mühle. Wir kennen diesen sich drehenden Palast schon, und auch der Versuch, diese Drehung rationalistisch zu erklären, ist uns nicht fremd [1]). Die columpna in medio palatii posita, ex lapidibus preciosis, ex auro et ex omni metallo conposita," die „exteriores lapides omnino porfiretici" umgeben, kennt auch der Reisebericht des Elysaeus über das Land des Priesterkönigs aus dem 12. Jahrhundert. Diese Außenpfeiler sind nach dem Grundriß gewiß auch quadratisch geordnet [2]). Die auf alte Überlieferung zurückgehende Reisebeschreibung des Johannes Witte de Hese [3]) erwähnt ausdrücklich die quadratische Form des Grundrisses, was natürlich einen runden Kuppelbau darüber nicht ausschließt. Auch bei ihm ruht der Bau auf Säulen, „et media inter istas columpnas est maior aliis." Der obere Teil dieses Palastes dreht sich. In all diesen architektonischen Elementen haben sich uralte kosmische Vorstellungen erhalten. Die vier den Himmel tragenden Säulen begegnen uns in dem „*κόσμος τετρακίων*" der Orphiker [4]) und in dem quadratischen Kosmogramm des Mar Aba von Nisibis, das uns Kosmas Indikopleustes überliefert hat [5]), mit seinem kegelförmigen, oben gewölbten Berg der Länder auf dem Erdnachen. In den Kreis dieser kosmischen Architekturen gehört auch wohl das Grabmal des Alyattes, das Herodot neben die aegyptischen und babylonischen Wunderwerke stellt [6]). Dessen Unterbau ist kreisrund; darauf erheben sich fünf Säulen. „Etruskische Parallelen zu diesem lydischen Bauwerk erlauben die Annahme, daß die mittlere, fünfte Säule höher war als die vier Randsäulen, das Ganze also in eine erhöhte Spitze auslief." Es findet sich hier also auch die Vereinigung des kreisrunden und des quadratischen Grundrisses; auch die Mittelsäule der französischen Dichtung fehlt nicht.

Genug! Dieser kosmische Palast des Priesterkönigs ist gekrönt von einem Edelstein, der seine ursprüngliche Sonnennatur nicht aufgegeben hat; denn taghell breitet er sein Licht aus. Ist er doch ursprünglich das Symbol der Sonne über dem Weltenberg. In der

---

[1]) Nähere Angaben Oben S. 78, Anm. 4.

[2]) Zarncke a. a. O. S. 125. [3]) Ebenda S. 165.

[4]) Orphica. Recens. E. Abel. Leipzig 1885. p. 58. v. 29.

[5]) Darüber Eisler a. a. O. S. 621 ff.

[6]) Herodot I, 93. Darauf wies hin in der Besprechung meines Buches [Köln. Volkszeitung. No. 56. 21. I. 17.] A. Dyroff.

Salomonsage trägt ihn der König am Finger; er soll den Schlußstein des ersichtlich kegelförmig gedachten Totenpalastes der praeadamitischen Salomone auf dem Berge aus Goldsand bilden. Sein Glanz überstrahlt das ganze Meer. Als Knauf auf Salomons Wunderbau in Babylon, auf dem Palaste der Unsterblichkeit des Priesterkönigs, und in doppelter Gestalt: einmal auf der Wendelschnecke Wolframs als Zauberspiegel oder freischwebend über der Gralburg im „Titurel" finden wir ihn wieder[1]). Eine solche Sage hatte den Trieb zur Verselbständigung dieses Steines, der in der Salomonsage am Finger des Königs Gewalt verleiht auch über die Dämonen, bereits in sich. In den Gralsagen hat er sich in der Tat losgelöst von dem Bau der Seelen und ist wieder, ohne dabei den inneren Zusammenhang mit diesem preiszugeben, zum alten Wunderding des Zaubers geworden. Vielleicht geschah diese Rückwandelung ohne jede andere Einwirkung nur kraft jenes der Sage vom Ringsteine Salomons innewohnenden Triebes, vielleicht aber auch wurde sie herbeigeführt, oder doch beschleunigt durch jenes dunkele Raunen über den anderen Wunderstein der Philosophen und die andere Wundertafel des Hermes, das über die Pyrenäen drang.

Die letztere, schon durch die besprochenen literarischen Fremdkörper in Wolframs Dichtung nahe gelegte Annahme entbehrt nicht eines gesicherten Untergrundes. In Wesen und Wunderwirkungen nämlich ähneln diese Kleinode der schwarzen Kunst der Graltafel und dem Gral. Eine Gegenüberstellung wesentlicher Seitenstücke tut das dar.

Eine Voraussetzung für die Gewinnung des Steines der Weisen war die höhere Bestimmung. Ein Julius Maternus Firmicus schrieb wohl in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, daß nur eine gewisse Stellung bei der Geburt eines Menschen diesem „scientiam chimicam" zu Teil werden lasse. Später wird die Annahme herrschend, „daß es auf spezieller göttlicher Auswahl beruhe, wer sich zu dem höchsten alchemistischen Wissen erheben könne", während ein „dazu nicht Auserkorener weder durch geistige Anstrengung noch durch Anwendung von Gewaltmaßregeln das Ziel der Alchemie erreichen könne[2])." — Unauffindbar ist auch die Gralburg; nur der Auserkorene erwirbt den Gral!

---

[1]) **Kampers**, Lichtland S. 99. Vielleicht ist dieser Stein identisch mit dem Schamir, der beim Tempelbau Verwendung finden sollte.

[2]) H. **Kopp**, Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. Heidelberg 1886. S. 204 ff. C. **Engler** [Der Stein der Weisen. Festrede. Karlsruhe 1889.] geht darüber nicht hinaus.

Das Wissen von dem Steine der Weisen verrieten die Engel den Töchtern der Menschen. Aus Adam — oder Jungfernerde besteht die Materia prima, die der Berufene zu seiner Darstellung gebraucht[1]). — Nur der Vorausbestimmte findet den von Engeln auf die Erde gebrachten Gral, und in dem Kapitel, in welchem Trevrizent Auskunft über dieses Kleinod erteilt, wird in unverständlicher Breite der Verlust der Jungfernschaft unserer Allmutter Erde durch die Sünde des Kain erzählt[2]):

> „Diu erde Adâmes muoter was:
> von erden fruht Adam genas.
> dannoch was diu erde ein magt:
> noch hân ich iu niht gesagt
> wer ir den magetuom benam.
> Kâins vater was Adam:
> der sluoc Abeln umb krankez guot.
> dô ûf die reinen erdenz bluot
> viel, ir magetuom was vervarn:
> den nam ir Adâmes barn.“

Diese auch sonst in der mittelalterlichen Dichtung vorkommende tiefsinnige Vorstellung ist sehr alt. Schon Irenaeus und Tertullian beziehen sich darauf, und durch die Legenda aurea wird sie allgemeinere Verbreitung gefunden haben[3]). Indem sie sich hier aber durch ihre Breite und ohne erkennbaren Bezug zum Aufbau der Dichtung als Fremdkörper kennzeichnet, zwingt sie uns nach ursprünglichen, für den Sänger bereits verwischten Zusammenhängen zu forschen, die eine Hinübernahme dieses Zuges in die Graldichtung erklärlich machen könnten. Zusammenhänge des Steins der Weisen mit der jungfräulichen Erde kennt, wie wir sahen, die kabbalistische Überlieferung. So springt ein neuer Faden zu dem ersten von dem Gralkleinod zu dem Idol des Irrwahns vieler Jahrhunderte.

---

[1]) Kopp, a. a. O. S. 6. M. Berthelot, Collection des anciens alchimistes grecs. II (Paris 1888) 230. Hermes oder Thot erscheint hier als erster Mensch. *„Οἱ δὲ Χαλδαῖοι καὶ Πάρθοι καὶ Μῆδοι καὶ Ἑβραῖοι καλοῦσιν αὐτὸν Ἀδάμ, ᾧ ἐστιν ἑρμηνεία γῆ παρθένος, καὶ αἱματώδης, καὶ γῆ πυρά, καὶ γῆ σαρκίνη.“*

[2]) Parz. 464, 11. Vgl. auch Berthelot, Origines l. c. p. 63. Vgl. auch oben S. 91.

[3]) Irenaeus, Contra haereses III, 21: Tertullianus, Adv. Jud. XIII; Tertullianus, De carne Christi XVII: „Virgo erat adhuc terra“; Jacobi a Voragine Legenda aurea. Recens. Th. Graesse. Dresden 1846. p. 17: „immaculata terra“; Ibid. p. 75: „terra, de qua Adam formatus est, incorrupta erat et virgo.“ R. Köhler, Die Erde als jungfräuliche Mutter Adams. Germania VII (1862) 477 ff.

Der Stein oder das Ei der Philosophen — das Weltei der Mithriasten[1]) — hat durch den grübelnden Tiefsinn der Gnostiker[2]) etwas Geheimnisvolles, Mystisches, ja, geradezu Göttliches angenommen. Als „*τὸ τοῦ κόσμου μίμημα*“, wie er in dem erwähnten Venetianer Kodex des elften Jahrhunderts genannt wird, feiert man mit tönenden Worten „*λίθον, τὸν οὐ λίθον, τὸν ἄγνωστον καὶ πᾶσι γνωστὸν, τὸν ἄτιμον καὶ πολύτιμον, τὸν ἀδώρητον καὶ θεοδώρητον . . . Τοῦτο γάρ ἐστι τὸ φάρμακον, τὸ τὴν δύναμιν ἔχον, τὸ μιθριακὸν μυστήριον*[3]).“ Eine solche in überaus bedeutsame Formen der Religionsgeschichte sich verflüchtigende Auffassung mußte sich im christlichen Kulturkreise des Abendlandes abwandeln. Hier werden nun ähnliche Verquickungen des philosophischen Steins mit der christlichen Heilslehre vorgenommen. Wir sahen schon, daß der Lehrer jener „ars notoria“, welche in Cordova gelehrt wurde, ein heiliger Mann und dessen Hörer sündenlos und rein sein mußten. Was hier von den Lehrern und Schülern der Kabbala allgemein verlangt wurde, setzten die Alchemisten für die Beschäftigung mit ihrer besonderen Geheimkunst als Vorbedingung voraus[4]). Der religiöse Schwärmer, zugleich aber auch der „erste bewußte Irrlehrer“[5]) der Alchemie in Europa, Raymund Lull († 1315), — wenn anders der sogenannte „Codicillus“ ihm mit Recht beigelegt wird — sagt, nachdem er als das Ergebnis der Alchemie die Reinigung und Vervollkommnung aller mineralischen Substanzen bezeichnet hat: „Ut Christus Jesus de stirpe Davidica pro liberatione et dissolutione generis humani peccato captivati ex transgressione Adae naturam assumpsit humanam: sic etiam in arte nostra quod per unum nequiter maculatur per aliud suum contrarium a turpidine illa absolvitur, lavatur et resolvitur.“ Noch kühner ist Marsilius Ficinus († 1499).

---

1) Darüber Eisler. a. a. O. S. 524, der an Beziehungen zur „petra genitrix“ denkt.

2) Die älteste uns bekannte Anweisung zur Herstellung des Goldes im griechischen Papyrus von Leiden wurde zusammen mit anderen Papyrusrollen magischen, astrologischen, gnostischen Inhalts gefunden, „so daß auch hierin die Beobachtung uns entgegentritt, wie die Chemie mit den genannten mystischen Richtungen verquickt war“. H. W. Schaefer, Die Alchemie. Progr. d. Gymn. zu Flensburg 1887, S. 17.

3) Berthelot, Collection l. c II, 18 et 114. Vgl. auch Krumbacher a. a. O. S. 632.

4) Vgl. oben S. 86 Anm. 1.

5) Schäfer, a. a. O. S. 25 f. Kopp, Alchemie S. 210 f., 252 ff.

Er spricht von der jungfräulichen Geburt des Erlösers und stellt die Gottesmutter dem Mercurius der Alchemisten, dem Quecksilber, gleich: „Unde nobis puer, hoc est lapis nascitur, cuius sanguine inferiora corpora tincta in coelum salva reducuntur, et permanet virgo Mercurius sine labe, qualis antea fuerat unquam." Der spätere gelehrte Basilius Valentinus, über dessen Leben wir nichts Sicheres wissen, vergleicht den philosophischen Stein mit der Dreieinigkeit[1]). Wo solcher Unfug sich breit machen durfte, mußten auch die Folgerungen gezogen werden. Die Ausübung der Alchemie galt als etwas Geheiligtes, nur gläubig durfte der Kunstgenosse sein „frommes Werk" vollbringen. So lehren schon jener Lull und der berühmte Arnald von Villanova[2]). Der Stein der Weisen ist also nach diesen Vorstellungen kein religiöses Heiligtum, und doch weiß man ihn durch jene mystischen Vergleiche zu einem Gegenstande frommer Scheu zu machen. — Wolframs Gralkleinod ist makellos und rein[3]). Der sündige Mann kann den Stein nicht erheben, weil er ihm zu schwer ist, aber die reine Jungfrau trägt ihn leicht[4]). Erst als Feirefis die Taufe empfangen hat, ist er befähigt, den Gral zu sehen. Wolfram läßt keinen Zweifel darüber, daß sein Wunderstein kein christliches Heiligtum ist. Die Verehrung, die ihm zu Teil wird, ist völlig frei von religiösen Beweggründen. Auch das Gralkleinod ist aber aus dem Dunstkreise des Reinmenschlichen herausgehoben und in das mystische Zauberreich des Seelenlandes des Gral zwischen dem Himmlischen und Irdischen entrückt. Die Eigenart seines Wesens und der ihm gezollten Verehrung hat also ihr Seitenstück in jener Wertschätzung des Steins der Weisen. Die Fäden, die zwischen beiden laufen, verdicken sich zum Garne.

Das Mittel, mit dem die Metallveredelung herbeigeführt wurde, hieß auch wohl Elixir, so bei Albertus magnus[5]). Dieser Ausdruck wird besonders dann gern von den Alchemisten gebraucht, wenn sie die lebenverlängernde Kraft ihres Idols hervorheben wollen. Dieses Elixir dachte man sich als Stein, dessen bloßer Anblick belebt, oder als Pulver, oder als Balsam. — In den französischen Graldichtungen begegnet uns auch ein solcher wiederbelebender Balsam und zwar

---

[1]) Schaefer, a. a. O. S. 29. Kopp, Alchemie S. 253.

[2]) Kopp, a. a. O. S. 210 ff.

[3]) Parziv. 471, 22: „der stein is immer reine".

[4]) Parziv. 235, 477, 809.

[5]) Kopp, Chemie S. 450 ff.

in merkwürdiger Beziehung zum Gral[1]). Wir werden jetzt nicht mehr allzu zaghaft sein und das „lapsit exillis", wie Wolfram sein Kleinod nennt, als „lapis elixir" auflösen[2]). Die Tatsache, daß Wolfram gleich nach dem Gebrauche seines ersichtlich verzerrten Ausdrucks von der Verjüngung des Phoenix durch den Gral spricht, würde gerade diese Richtigstellung empfehlen. Vom Gralstein sagt hier der Eschenbacher:

„des geslähte ist vil reine.
hât ir des niht erkennet,
der wirt iu hie genennet.
er heizet lapsit exillîs.
von des steines kraft der fênîs
verbrinnet, daz er zaschen wirt:
diu asche im aber leben birt.
sus rêrt der fênîs mûze sîn
unt gît dar nâch vil liehten schîn,
daz er schoene wirt als ê[3])".

Es scheint mir nicht ganz unwesentlich zu sein, daß dieser Bericht vom Phoenix sich bei Wolfram im Zusammenhange mit jener Engelsage findet. Da auch die Sage vom Priesterkönige Johann[4]) den Wundervogel in Verbindung mit den Misgestalten erwähnt, so scheinen mir hier zusammengehörende Reste einer alten Paradiesessage vorzuliegen. Nach Ovids Erzählung hat der Phoenix ja im Elysium seinen Wohnsitz, und dementsprechend läßt ihn Lactanz, der den

[1]) Bei Gerbert. Näheres darüber bei V. Junk, Gralsage und Graldichtung des Mittelalters. Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss. in Wien. Phil.-hist. Kl. 168 (1911) 92 f.

[2]) Diese Auflösung hat K. Burdach, wie er mir liebenswürdiger Weise mitteilte, in einem größeren Aufsatz über den „Parzival" eingehender begründet.

[3]) Parziv. 469, 4 ff.

[4]) Im Presbyterbrief wird er nach den pygmei, cenocephali, gygantes, monoculi, cyclopes nur erwähnt als „avis quae vocatur fenix". Eingehender sind die Übersetzungen. Das noch dem 13. Jahrhundert angehörende Gedicht in der Berliner Handschrift sagt zum Schluß, daß der Phoenix

„zu puluere verbrinne.
Von dem puluer wechset dar vnder
ein ander: daz tut ouch daz wunder."

Nach dem nicht viel späteren Gedicht in der Ambras-Wiener Hs. gewinnt nach der Verbrennung des Vogels

„der asche solhe crafft,
daz er wirt weerhafft
vnd wirt darnach lebentig wider."

Zarncke, a. a. O. VII, 911, 950, 960.



Vogel „mit den Motiven des Paradieses" schildert, in der Lebensquelle baden [1]). Die Alchemie kennt den Phoenix als Symbol des Absterbens und Wiederauflebens in der Natur [2]); er kann somit recht wohl auch das Symbol des festen Glaubens der Anhänger jener Geheimkunst an die lebenverlängernden Wirkungen des Steins der Weisen gewesen sein. Spuren dieses Glaubens finden sich schon bei den arabischen Gelehrten, so bei Geber; bestimmt tritt für ihn ein der schon genannte Arnald von Villanova. Dann nimmt diese Lehre geradezu groteske Formen an [3]). — Bei Wolfram lesen wir:

„dô der künec den grâl gesach,
daz was sîn ander ungemach,
daz er niht sterben mohte,
wand im sterben dô niht dohte [4])."

Noch sind die Garne, welche ich von dem einen Kleinod zum anderen zog, nicht zum festen Seile gedreht. Das könnte überhaupt unmöglich erscheinen angesichts der Tatsache, daß von der am meisten in die Augen fallenden Eigenschaft des Steins der Weisen: der Veredelung der Metalle, des Goldmachens, in den Gralsagen nicht die Rede ist. Auch mein Einwand dagegen, daß dieser Zug sehr schlecht zu dem tiefernsten Lebensepos Wolframs paßt und deshalb vom Dichter ausgeschieden sein könne, würde nicht viel Gewicht haben angesichts der Tatsache, daß auch das nicht minder aus dem Rahmen jener Dichtung fallende Motiv vom „Tischlein-deck-dich" Aufnahme fand. Aber in dieser Zeit, in welcher die erste dunkle Kunde von jener geheimnisvollen Kunst zu den Franzosen und Deutschen aus Spanien drang, dürfen wir uns wohl damit begnügen, statt einer solchen Erwähnung des Goldmachens im „Parzival" vom Gral zu hören, daß er dem Märchenreich der Königin Sekundille an Reichtum weit überlegen sei:

„dô sagete man ir umben grâl,
daz ûf erde niht sô rîches was [5])."

Auf große Reichtümer, die der Gral gewährt, deutet es doch auch

[1]) K. Burdach, Sinn und Ursprung der Worte Renaissance und Reformation. Sitzungsber. der k. preuß. Akad. d. Wissenschaft. XXXII (1910) 627 ff.; 639 f.

[2]) C. W. Gessmann, Die Geheimsymbole der Chemie und Medizin des Mittelalters. München 1900, S. 103.

[3]) Kopp, Alchemie. S. 96 ff.

[4]) Parziv. 480, 27 ff. Vgl. u. a. auch 469, 16 ff. u. 501, 29.

[5]) Parziv. 519, 10 f.

wohl hin, wenn in dem späteren Gedicht „Lorengel" der Gral jeden Wunsch erfüllt und alles gewährt:

„er hat vom stein wes er begert,
helt er sich dar mit rechte[1])."

Überhaupt kann man eine restlose Übernahme eines neuen Stoffes von den Sagendichtern dieser Zeit nicht erwarten. Die Phantasie jener Tage, berauscht von der bunten Fülle alter und neuer Stoffe, kümmert sich überhaupt nicht um alte geschlossene Überlieferungen. Keck zugreifend formt sie mit losgerissenen Einzelzügen ihre neuen Gebilde. Es kann nicht Wunder nehmen, daß bei einem solchen Arbeiten der Gehalt eines solchen Sagenzuges nicht richtig erfaßt wird, oder daß das aus dem Zusammenhange Gerissene sich nach der Übernahme in der fremden Umgebung als ein Bruchstück, vielfach auch als Fremdkörper kennzeichnet, oder aber endlich, daß der gleiche Zug, nur in verschiedener Abwandlung, ohne daß der Dichter diese Wiederholung bemerkt, Eingang in die neue Sage findet. Für all das ist die Gralsage der klassische Zeuge; sie ist so ganz das Kind dieser wahllos in den überreich zuströmenden Stoffen haschenden, sagenfrohen Zeit.

So zieht die Kabbala ihre Spinnfäden von dem einen Kleinod zum anderen — hinüber, herüber. Das gleiche, graue, duftige Gewebe, das den Stein der Weisen und den Stein des Gral umgibt, ist dünn genug, um die seltsame Tatsache erkennen zu lassen, daß Züge vom Weltei der Mithriasten und Alchemisten auf das Sonnensymbol der Herrlichkeit Salomons übergegangen sind, ehe dieses von den Graldichtern zum Idol der weltfliehenden Zeitseele erwählt wurde.

Die Sage vom Weisen und Zauberer Salomon, der den wunderwirkenden Stein mit dem magischen Gottesnamen am Finger trägt, der die Smaragdtafel mit den geheimnisvollen kosmischen Zeichen sein Eigen nennt, war wie geschaffen, einen derartigen Übergang nahezulegen. Sollte bei diesen Einwirkungen der Geheimwissenschaft auf die mystischen Vorstellungen von dem Kleinode der ritterlichen

[1]) Lorengel. Hrsg. v. E. Steinmeyer in Zeitschrift für deutsches Altertum XV (1872) 181 ff. Junk a. a. O. S. 63. Derartige Beziehungen ahnte schon H. B. Schindler, Der Aberglaube des Mittelalters. Breslau 1858. S. 194: „Wie die nordische Mythe das Erlangen alles Ersehnten im „Wunsche" (Wünschelrute, Wünschelreis, Tischlein-deck-dich, Heckethaler) ausgemalt, so die Sage im „Gral". Der Gral gibt Fülle des Reichtums, Kraft und Unbesiegbarkeit, Schönheit und ewige Jugend, Tugend und Glückseligkeit."



Welt vielleicht auch der vielumstrittene Name „Gral" der jüdischen Kabbala entnommen sein?

Dieser Name ist mit Sicherheit noch nicht erklärt. Dem Zeugnis des Mönches Helinand aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts folgend, leitete man ihn zumeist ab von gradalis in der Bedeutung von „weite Prunkschüssel, worin an reichen Tafeln Delikatessen stufenweise, gradatim, abgeteilt lagen[1])". Das ist nicht ohne Widerspruch geblieben[2]). Andere haben auf das etymologisch dunkele, in England und Italien aber bereits im 9. und 10. Jahrhundert belegte garalis, Behältnis für Getränke[3]), zurückgegriffen, aus welchem Worte, nachdem es zu gradalis latinisiert worden, das provençalische Wort grazal, Schüssel, entstanden sei. Guiot-Wolfram aber belehrt uns, daß das Kleinod keine Schüssel, sondern ein Stein ist, und unser Stammbaum der Gralsage tut dar, daß er im Rechte ist. Übrigens hat auch die älteste Graldichtung das Wort nicht in der Bedeutung von Schüssel gebraucht; sonst wäre eine gelegentliche Scheidung in dieser zwischen „li saint Gréals et li saint vaissialz" einfach unmöglich[4]), sonst wäre ferner ein solches unsicheres Abgehen von der Urform graal, wie es die Abwandlungen greal und grial dartuen, in fast gleichzeitigen Dichtungen nicht zu erklären. Nach wie vor besteht die Möglichkeit einer Ableitung von turris oder mons gradalis[5]) — aber nur die Möglichkeit. In der Auffassung der ältesten Graldichter war das Kleinod etwas Geheimnisvolles in Steingestalt mit rätselhaftem Namen.

Unlängst ist nun ganz gelegentlich die Vermutung ausgesprochen worden[6]), daß jenes vielgebrauchte und hochgefeierte Wort aus dem

---

1) Hertz a. a. O. S. 419 f.

2) G. Gröber, Grundriß der roman Philologie. 2. Aufl. II, 1 (Straßburg 1902) 502. G. Baist, Parzival und der Gral. Rektoratsrede. Freiburg i. B. 1909. S. 37 Anm.

3) Gröber a. a. O. S. 502. Hertz a. a. O. S. 420. Besonders F. Diez, Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen. 5. Ausg. Bonn 1887, S. 601 mit seinem Hinweis auf das Vorkommen des Wortes garrales in Colleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV por T. A. Sanchez. IV (Madrid 1790) 189 u. 311.

4) Näheres bei R. Heinzel, Über die französischen Gralromane. Denkschriften der Kais. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 40 (1892) 47.

5) Diese Erklärung schlug ich Lichtland S. 101 vor.

6) In einer Notiz zu meinem „Lichtland" von Poschmann in der Köln. Volkszeitung No. 69 vom 25. Jan. 1917. Wenn Poschmann aber auch noch einer



hebräischen goral, Los und Losstein, abzuleiten sei. Diese Worterklärung paßt einmal ausgezeichnet zu dem von mir entworfenen Stammbaum der Gralsage und beleuchtet namentlich auch den alchemistischen Einschlag in diese noch heller. Denn dieses Wort goral hat, wie wir gleich sehen werden, in der jüdischen Kabbala Spaniens eine große Rolle gespielt. In der unsicheren, mit abergläubischer Scheu verbreiteten Kunde von der Geheimwissenschaft jenseits der Pyrenäen konnte das unverstandene Wort leicht jene anderen Formen annehmen. Durch diesen Nachweis erhöht sich die linguistisch nicht zu läugnende Möglichkeit dieser Ableitung des zweisilbigen graal aus goral durch Umstellung des r zur Wahrscheinlichkeit und erklären sich zugleich die Unsicherheit verratenden Abwandlungen des Wortes, das völlig sprachfremd war und deshalb leicht in der mit abergläubischer Scheu weitergetragenen, an sich schon höchst dürftigen Kunde von jenem geheimen Wissen der Orientalen in Spanien verzerrt werden konnte.

Ob das Wort goral in der Salomonsage größere Bedeutung beanspruchte, weiß ich nicht, wohl aber kann ich mit Sicherheit dartun, daß es in der Astrologie und Magie der Hebräer vor Wolfram einen besonders starken Klang hatte. Erinnern wir uns, wie Wolfram uns glauben machen wollte, sein Gewährsmann, der Heide und Nigromant Flegetanis, habe den Namen Gral in den Sternen gelesen. Wolfram, oder besser Guiot, war also der Meinung, daß das Wort einmal orientalischer Herkunft sei und weiter Bezug habe auf die Wissenschaft, das Schicksal der Menschen durch die Stellung der Gestirne zu bestimmen. Wenn wir nun wiederholt von einem Buche „Goraloth“, einem Losbuche mit allerlei astrologischem Irrwahne hören, so erhalten die Verse Wolframs auf einmal ein ganz anderes Gesicht.

Derartige Losbücher, namentlich solche spanischer Herkunft, gibt es in Fülle[1]). Diese sind durchweg nicht jüdischer, sondern

Beeinflussung der Gralsage durch die Psalmen das Wort redet, so vermag ich ihm leider nicht zu folgen.

[1]) Für das Folgende verweise ich auf Sotzmann, Die Losbücher des Mittelalters. Serapeum. 1850 Nr. 4—6. 1851 Nr. 20—22. H. B. Schindler Der Aberglaube des Mittelalters. Breslau 1858, S. 228 ff. Flügel, Die Losbücher der Muhammedaner. Berichte über die Verhandlungen der kgl. sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 13 (1861) 24 ff. M. Steinschneider, Hebräische Bibliographie. VI (1863) 120 ff. Ders., Über die Mondstationen (Naxatra) und



arabischer Herkunft. Wir wissen, daß vielleicht Abraham ibn Esra, der spanische Meister in der Astrologie, Kabbala und Medizin im 12. Jahrhundert, dem ein hebräischer „Sepher goraloth" zugeschrieben ward, sicher aber, der etwas spätere Jehuda al Charisi von Spanien aus Europa bereisten und die geomantische arabische Wissenschaft durch Losbücher zunächst auf hebräischen Boden verpflanzten. Das Wort goral ist bei einem solchen Sepher Goraloth an die Stelle des arabischen Wortes fâl getreten.

Das Losorakel erfreute sich bei den Arabern großer Beliebtheit. Ihre Lose waren gewöhnlich zwei Pfeile ohne Spitzen; der eine Pfeil war dann der heißende, der andere der verbietende. Gelost wurde im Heiligtume vor dem Idol. Diese Sitte kennt auch das jüdische Volk; es besaß ein ähnliches priesterliches Orakel[1]). Jene arabische Divination nun reicht weit zurück. Dem Dscha'faras-Sâdik († 765) unter anderen, der zur Familie Muhammeds gehörte, wird eine Abhandlung über Alchemie, Vorhersagung aus dem Vogelfluge und Fâl zugeschrieben. Sehr geschätzt war auch ein „Buch der Physiognomik, des Fâl und der Wahrsagung aus dem Vogelfluge" des Abû Hasan Alî bin Muhammad († 830). Später wird der Begriff des Fâl zu einer auf astrologischem Wege zu gewinnenden divinatorischen Losung. Doch mischt sich dann auch alchemistisches Zeug aufdringlich unter den älteren Stoff, wie die Bücher vom Fâl und Goral dartuen. Leider kann ich als Laie auf dem Gebiete orientalischer Sprachen aber nicht untersuchen, ob der Stein der Weisen dem Lossteine der Hebräer angeglichen, oder gar gleichgesetzt wurde.

Immerhin! Angesichts der Tatsache, daß unsere Graldichter unter dem Einflusse der spanischen Kabbala standen, angesichts der weiteren Beobachtung, daß in dieser geheimen Wissenschaft das Wort goral eine ganz bedeutende Rolle spielte, angesichts der Be-

das Buch Arcandam. Zeitschr. d. deutsch. morgenländ. Ges. 18 (1864) 176 ff. Ders., Die „Skidy" oder geomantischen Figuren. Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 31 (1877) 762 f. Ders., Die hebräischen Übersetzungen des Mittelalters. II (Berlin 1893) 867 ff. Ders., Die hebräischen Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek in München. München 1895. Zu den Codd. hebr. 228, 294, 341. J. Wellhausen, Reste arabischen Heidentums. Berlin 1897, S. 132. T. W. Davies, Magic Divination and Demonology. London 1898, S. 74 f. The Jewish. Encyclopedia. VIII (1904) 187. Auf die Losbücher verwies mich liebenswürdigst Herr Prof. Dr. Brann-Breslau.

[1]) 1. Sam. 30. Wellhausen, a. a. O. S. 133. Besonders die interessante Notiz zu Ezech. 21, 21.



hauptung Wolframs, daß ein Jude das Wort aus den Sternen gelesen habe, glaube ich einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit dafür dargetan zu haben, daß das Kleinod der ritterlichen Welt wirklich von jenem hebräischen Worte seinen Namen erhielt. Der Wunderstein der Salomonsage wäre darnach zum Losstein, Schicksalstein der Juden geworden und vielleicht haben wir in ihm — eine Kennzeichnung, die vorzüglich zu dem Doppelsinn des Wortes „goral" passen würde — jenen obengenannten „*λίθον, τὸν οὐ λίθον*", das Mysterium der Mithriasten und Alchemisten, zu erkennen.

So hat mich also ein etwas wagemutiger Ritt ins linguistische Land entführt, und schon spürt mein Rößlein Lust, sich auf dem gefährlichen Boden munter zu tummeln. Wenn der Gral der jüdische „goral", der arabisch-persische „fâl" ist, warum soll dann Parzival nicht der persische fâris-i fâl [1]), der Perser oder Ritter des Loses oder der guten Vorbedeutung, sein? Bei dem engen Nebeneinander und häufigen Durcheinander der hebräischen und arabischen Sage und Kabbala braucht es nicht Wunder zu nehmen, wenn dieser Name der einen und jener der anderen Sprache entnommen wurde. So hätten also der alte Görres und ihm folgend Richard Wagner das Richtige geahnt? Geahnt sage ich; denn Görres leitete den Namen von „parsi oder parseh fal" ab; das sollte arabisch sein und „der reine oder arme Dumme" bedeuten [2])". Diese und verwandte Auflösungen hängen gewiß in der Luft; der meinigen muß man wenigstens das zuerkennen, daß gerade die rätselhafte Schlußsilbe eine ansprechende Bedeutung durch sie gewinnt.

Bislang hat sich die Sprachforschung vergeblich bemüht, den Namen des Gralhelden restlos zu erklären. Zwar haben einige mit Sicherheit behauptet, daß die Vorsilbe Per in den altfranzösischen Fassungen eines Namens, wie bei den Namen Peredur und Peronnik, auf das Keltische zurückzuführen sei [3]). Indes der gleichfalls in dem altfranzösischen Parceval frühzeitig belegte Name Parzival Guiot-Wolframs ist die ursprüngliche Form, und die Imperativnamen

[1]) Arabisch fârisu 'lfâl. Der Name Faris ist wiederholt nachweisbar. Die Herren Dr. Gratzl und Dr. Reißmüller in München haben mich bei diesem sprachlichen Versuche freundlichst unterstützt.

[2]) Hertz, a. a. O. S. 492 verweist daneben auch auf den Versuch Bergmanns, das Wort vom persischen fârisifâl, der unwissende Ritter, und jenen Opperts, es von Pârsî vil oder full, Persiens Blume, herzuleiten.

[3]) Hertz a. a. O. S. 490 ff.



Perceval, Percheval, Perseval etc. erscheinen mir als ein Versuch, den sonst dunkelen Eigennamen durch diese leise Umformung zu erklären. Vollends der letzte Teil des ursprünglichen Namens ist niemals einwandsfrei aufgehellt worden.

Gern räume ich ein, daß auch meine Deutung des Namens noch gar sehr der Stützen entbehrt. Nur eine kann ich ihr noch geben in dem Nachweis einer sehr engen Verwandtschaft der Mär von Parzival mit der persischen Heldensage. Daß man auch diese Tatsache nicht als unbedingt entscheidend ansehen wird für die von mir vorgeschlagene Namenerklärung, weiß ich. Wenn ich aber auch mit der Aufdeckung dieses Zusammenhanges den Sprachforscher nicht überzeugen kann, so glaube ich doch auf jeden Fall der vergleichenden Literaturgeschichtschreibung zu nützen[1]).

Gerade in den Tagen Fulcos von Jerusalem, dessen Königtum an heiliger Stätte auf den ersten Graldichter Guiot einen so tiefen Eindruck machte, belebte ein an sich unscheinbares Ereignis die in der romantischen Kreuzzugstimmung niemals ganz verschollene Mär von jenen ritterlichen Helden des Ostens und besonders von jenem dort so hochgefeierten Weltherrscher Chosro.

Im Jahre 1138 unternahm der byzantinische Kaiser Johannes seinen Siegeszug gegen Schaisar, das er so lange belagerte, bis der Emir Abu-l Asakir ihm außer einem jährlichen Tribute kostbare Geschenke sandte. Darunter befand sich ein herrliches Kreuz aus einem glänzenden Steine und ein Tisch von unschätzbarem Kunstwerte[2]). Beide sollten unter Kaiser Romanus Diogenes in die Hände

---

[1]) Ein solcher Nachweis ist nur ein neuer Ring einer starken Kette. Schon vor einem halben Jahrhundert hören wir die Behauptung: „Die Ritterromane haben ihre Heimat nicht bei den britischen Völkern, wie allgemein gelehrt wird, sondern im Oriente.“ [Der große Wolfdietrich, herausg. v. A. Holtzmann, Heidelberg 1865. S. XCV.]. An dieses und ähnliche Urteile anknüpfend ist neuerdings mit Erfolg der Versuch unternommen, die Abhängigkeit des Urtristan von einem persischen Roman des 11. Jahrh. oder dessen älterer Quelle darzutun. Vgl. die mir von Herrn Kollegen Appel genannte Studie von R. Zenker, Die Tristansage und das persische Epos von Wîs und Râmîn. Roman. Forschungen. 29 (1910—1911) 321 ff. Vgl. auch das weiter unten über die Kyrossage Vorgetragene.

[2]) Nicetas, Historia. Rec. J. Bekker, Bonn 1835, p. 41. Joannes Cinnamus, Epitome. Rec. A. Meineke. Bonn 1836, p. 20. Vom Kreuze heißt es hier: „*λίθος ἦν λυχνίτης μεγέθους μὲν ἱκανῶς ἔχων, ἐς σταυρικὸν δὲ διαλαξευσθεὶς σχῆμα ὀλίγον τῆς φυσικῆς ἐν τῷ λαξεύεσθαι ἀποβεβλήκει χροιᾶς.*“ R. Röhricht, Geschichte d. Königreichs Jerusalem. Innsbruck 1898. S. 216

der Ungläubigen gefallen sein. Der Tisch und besonders der Stein in Kreuzesform mußten die neuen Hüter der salomonischen Tempelstätte und des heiligen Grabes an das uns bekannte Kleinod des Judenkönigs und zugleich an die Heimholung des heiligen Kreuzes aus dem Besitze der Perser erinnern. Mit diesem frommen Gedenken aber verband sich der Rückblick auf die Helden der Kreuzeslegende. Gerade in dieser Zeit beginnt eine bald in Dichtungen festgehaltene Verherrlichung des Befreiers des heiligen Kreuzes, des Kaisers Heraklios, welche freilich überaus gekünstelt war, da der später noch dazu als Häretiker gebrandmarkte Byzantiner so gar nichts von einem Volkshelden an sich hatte. Mit Heraklios zugleich aber stieg der Schatten seines Gegenspielers riesengroß empor: Chosro, der Gottkönig der Perser, von dem Heldensänge des Ostens stolze Mären kündeten und dem die Byzantiner hingerissen und erbebend zugleich dämonische Züge gegeben hatten. Als Träger des Weltherrschaftsgedankens und mit den Ansprüchen eines solchen, umgeben von de paradiesischen Pracht des Ostens, war er ganz nach dem Herzen der Kreuzzugsromantik geschaffen.

Die Vorstellung eines die ganze Oikoumene umfassenden Reiches wurzelt in der alten Welt und im Mittelalter ganz im religiösen Untergrund. Weltbezug, Weltdauer, Weltberuf geben ihr den Inhalt. Von den Gottkönigen des Ostens, von den Augusti Roms, von den germanischen Caesaren des Mittelalters erwartete man die Wiederherstellung des Einklanges zwischen dem Schöpfer und dem Geschaffenen. Das ist der Grundgedanke der hochgestimmten Schilderungen des Königpriestertumes des großen Karl, das ist die Dominante der übervollen Akkorde der augusteischen Preislieder, und den Dichter der vierten Ekloge glauben wir zu hören, wenn Firdusi von seinem das All befriedenden Chosro also singt:

„Er saß auf dem Throne der Weltherrschaft
Auf seinem Haupt die Krone der Kraft;
Gerechtigkeit ringsum breitet' er aus,
Die Wurzel des Unrechts reutet' er aus.
Wie er der Hoheit Kron' aufgesetzt,
Ergetzt' er die Krone, von ihr ergetzt.
Wo Wildes war, ward es zahm gemacht,
Was Gram hatte, frei von Gram gemacht.
Die Frühlingswolke regnete Tau
Und wusch von Kummer die Erdenau.
Voll Heil und Frieden ward das Land,
Und gebunden war Ahrimans Hand.



Gesandte aus jedem Gaue kamen
Von allen Fürsten und hohen Namen.
Zu seiner Zeit war kein hohes Genick,
Das sich nicht gab in seinen Strick.
Die Welt war bewässert und belaubt,
In Schlummer sank des Kummers Haupt,
Die Erde war ein Paradeis.
Voll Gerechtigkeit, Huld und Preis[1])."

Mit den Farben der glückseligen Urzeit schildert Firdusi, ebenso wie Vergil in seiner vierten Ekloge, das Walten seines Weltherrschers. Hier wie dort gewinnt das Bild des Helden märchenhafte Züge.

In Chosros Landen liegt die von Sijawusch erbaute Stadt Gang Düz, welche an die Stadt des Priesterkönigs Johann und an das Reich des Gral lebhaft erinnert. Hinter den Wassern erhebt sich auch sie weltentlegen:

„Zehn Tagreisen jenseit des Meers von Tschin
Im Lande, dem sonst kein Namen verliehn,
Kommt Wüste, wo vorbei ist das Meer,
Du siehst eine Fläch' ohne Wasser umher . . .
Drauf siehst du hohe Bergesreihn,
Da Niemand weiß, wie hoch sie sei'n.
Gang Düz in Mitten der Berge liegt,
Merk' es, das Merken schadet dir nicht!
An hundert Meilen im Kreis umher
Sind dem Auge die Höhen zu sehn."

Unauffindbar erscheint auch sie:

„Wo du magst suchen, kein Weg ist da,
Alles ist steil, fern und nah,
Auf dreiunddreißig Meilen so
Ist hüben und drüben Steinwand hoh[2])."

Kündet Wolfram von der Gralburg:

„si [scil. diu burc] stuont reht als si wære gedræt.
ez enflüge od hete der wint gewæt,
mit sturme ir niht geschadet was.
vil türne, manec palas
dâ stuont mit wunderlîcher wer.
op si suochten elliu her,
sine gæben für die selben nôt
ze drîzec jâren niht ein brôt[3]),"

[1]) Firdosi's Königsbuch (Schahname) übersetzt von F. Rückert. Sage XV—XIX. Berlin 1894. S. 259 f.

[2]) Ebenda S. 99 f. [3]) Parz. 226, 15 ff.

so heißt es ähnlich bei Firdusi:

„Wenn auf fünf Meilen dort fünf Mann
Stehen im Wege zum Kampf angetan,
Finden nicht Durchgang tausende
Beharnischt auf Rossen brausende."

Dann wird ein Bild der Stadt entworfen, dessen leuchtende Farben wir in der Beschreibung des Reiches des Priesterkönigs und der Gralburg mit dem Zauberschlosse wiederfinden:

„Weiterhin siehst du die weite Stadt,
Die Schlösser, Hallen und Gärten hat,
Überall Bäder und Fluß und Bach
Und Lust in allen Gassen wach . . .
Die Wärm' ist nicht warm dort, die Kälte nicht kalt,
Für Lust und Gelag ein Aufenthalt.
Keinen Kranken du siehst in der Stadt,
Ein Himmelsgarten nur ist die Stadt,
Hell all' ihre Wasser und gut zu verdaun,
Beständiger Frühling auf ihren Aun . . .
Er macht einen Ort wie ein Paradies,
Viel Rosen und Tulpen er wachsen ließ[1])."

Ein andermal, als Firdusi erzählt, wie Chosro den Zauber von Behmens Schlosse bricht, ist von einem ragenden Bauwerke, dessen Umrisse uns gleich bekannt vorkommen, die Rede:

„Dort ließ Chosro erheben im Raum
Einen Bau bis zum Wolkensaum
Zehn Fangschnurlängen breit und lang
Und ringsum hoher Säulengang,
Der Umkreis halb eines Rosses Lauf;
Drin stellt' er das heilige Feuer auf.
Da saß dann mancher Mobed' im Kreise,
Manch Sternenkundiger, mancher Weise,
Chosro weilt' in der Burg so lang,
Bis fest der Feuerkult im Schwang[2])."

An Wolframs Wendelschnecke mit dem Zauberspiegel, in welchem man alles sieht, erinnert Chosros Weltenbecher. Der Schah nimmt ihn auf die Hand:

„Und schaute drin die sieben Gaun.
Von Stand und Zeichen der Sphären er maß
Ein jedes Wie, Warum und Was.
Gebildet im Becher zauberisch
War jedes Gebilde vom Widder zum Fisch,
Saturn auch und Jupiter, Mars im Azur,
Sonne, Mond, Anahid und Merkur:

[1]) Firdosi a. a. O. S. 100. [2]) Ebenda S. 251.



Alles künftige sah darin
Der Weltherr mit prophetischem Sinn.
Er schaute in allen sieben Gaun,
Ob Bizhens Spur er mochte schaun.
Als er kam zum Gau von Kergesar,
Da ward er nach Gottes Rat ihn gewahr
In jener Grub in Banden schwer,
Den Tod im Elend wünscht' sich er;
Ein Mädchen von fürstlicher Geburt
Band zu seiner Wartung den Gurt[1])."

Weltenbecher und Zauberspiegel sind Verkörperungen des gleichen kosmischen Gedankens, deren zwiefache, anscheinend völlig verschiedene Formen sich aus dem Doppelsinn des persischen Wortes ğâm, Spiegel und Becher, hinreichend erklären. In einem moderneren persischen Wörterbuch wird ğâm mit poculum und speculum übersetzt, und dann heißt es: „poculum Gamshêdi, in quo secreta septem orbium coelestium conspicienda erant; idem poculum etiam nominant »poculum mundum repraesentans« [2]). Der alte d'Herbelot [3]) erzählt uns, daß der König Dschemschid, den er als Salomon der Perser bezeichnet, und Alexander der Große „avaient de ces coupes, globes, ou miroirs par le moyen desquels ils connaissaient toutes les choses naturelles et quelquefois même les surnaturelles. La coupe qui servait à Joseph le Patriarche pour deviner, et celle de Nestor dans Homère où toute la nature était représentée symboliquement, ont pu fournir aux Orientaux le sujet de cette fiction." Die hier vorgenommene Gleichsetzung von Becher und Spiegel begegnet uns auch in dem Ausspruch des türkischen Dichters Hafez [4]): „Der wahre Spiegel Alexanders ist ein Glas Wein." Dementsprechend treffen wir auch später Zauberspiegel und Wunderbecher nebeneinander und durcheinander in den verschiedenen Sagen an. Die mohammedanische Legende [5]) kennt einen Pokal des Propheten, den Gott zu dessen Erleuchtung erschaffen hat, welcher Hoheit, Glanz und Segen verleiht und alle Geheimnisse der Welt erschließt und zuerst im Geschlechte der voradamitischen Salomone forterbte,

---

[1]) Firdosi. Sage XX—XXVI. Berlin 1895. S. 51.

[2]) J. A. Vullers, Lexicon Persico-Latinum. I (Bonn 1855) 500 f.

[3]) d'Herbelot, Bibliothèque orientale. Haag 1777. p. 127.

[4]) A. Hilka, Studien zur Alexandersage. Roman. Forschungen. 29 (1910—1911)6.

[5]) Näheres Kampers, Lichtland. S. 84 f.

um dann an den persischen König Dschemschid, den indischen Jama, überzugehen. Von einem solchen Wunderbecher ist dann später auch wiederholt in der mittelalterlichen Salomonsage die Rede. Ich erwähne nur den Vers aus den Chansons de geste des Auberi le Bourgogne über den Zauberbecher aus Onyx:

„Rois Salemons l'ot faite menouvrer,
Li rois Artus l'ot si faite fermer
Et parmi fist le soleil compasser,
Et les estoiles qui moult reluisent cler [1])".

Neben solchen Wunderbechern gibt es dann eine Fülle von Zauberspiegeln in mittelalterlichen Sagen, von denen ich später noch kurz reden muß.

Der Anreiz lag nahe, diese Vorstellungen von einem alles Nahe und alles Ferne wiedergebenden Spiegel auf den antiken Pharos zurückzuführen [2]). Damit aber hat man deren tiefere Wurzel noch nicht bloßgelegt. Das Bauwerk eines solchen Pharos an sich mit seiner leuchtenden Spitze war gewiß auffällig und merkwürdig genug, um zur Legendenbildung anzuregen. Es entstanden in der Tat Pharoslegenden, die aber schließlich doch wieder auf jene alten sakralen architektonischen Nachbildungen des Götterberges mit dem Sonnensymbol oder der Sonne zurückgehen. Dort ist jene leuchtende Spitze des sich in Absätzen verjüngenden Steinriesen, in unserer Sagengruppe ist der strahlende Edelstein auf der Säule, auf dem Turme, auf dem schneckenförmigen Unterbau ursprünglich nichts anderes als das Sonnensymbol auf dem Abbild des göttlichen Bergthrones. Nun erscheint aber die Sonne in indischen Mythen und auch sonst wiederholt als Becher. So könnte eine Gleichsetzung von Spiegel und Becher nicht nur durch sprachliche, sondern auch durch mythologische Gründe gerechtfertigt erscheinen. Indes will ich nicht unbemerkt lassen, daß der Becher in der persischen Überlieferung nicht die Sonne, sondern die Welt versinnbildet; da könnte man dann wieder an den Erdnachen oder an den goldenen Becher des Sonnengottes denken. Indes diese Fragen berühren unseren Nachweis nicht — ich lasse sie offen. Die Tatsache der Gleichsetzung von Becher und Spiegel genügt.

Doch eine Nachricht von einem Zauberspiegel ist für unser

[1]) Ebenda S. 81.

[2]) So H. Thiersch, Pharos. Leipzig 1909. S. 94 ff.



ganzes Problem von Bedeutung. Beim Turm des Herkules zu Coruña in Spanien wird von einem Spiegel berichtet, in dem man die entferntesten Schiffe habe sehen können[1]). Nun erzählen uns spanische Romanzen, daß im Turme des Herkules irgendwo in Spanien der Salomontisch gehütet wurde[2]). Einen Tempel des Herkules, in welchem der berühmte „Smaragd“ der Genuesen, der Doppelgänger des heiligen Gral, gefunden wurde, kennt auch die bis in das 12. Jahrhundert zurückreichende Sage vom „sacro catino[3])“, sucht diesen aber im Orient, in Tyrus. Diese ersichtlich verwandten Züge machen offenbar, wie jener Turm zu Coruña zum Pharos, zum weltbedeutenden Zikkurat mit dem Sonnentische und dem Sonnensymbol darüber ward. Die Beziehungen des Salomonischen Tisches zu den kosmischen Bauwerken des fernen Ostens sind nun unwiderleglich erhärtet. Es zeigt sich, daß in Spanien die Kulissen der alten Chosrosage nur ganz wenig verändert wurden, und darnach verschiebt sie der Graldichter nur, als er die Burg der Seligen mit dem Wundertische und die Wendelschnecke mit dem Zauberspiegel für den späten Nachfahren des Dümmlings Chosro erbaut.

Die Örtlichkeiten der Chosrosage gleichen also sehr denen, welche uns in den Sagen vom Priesterkönig Johann und vom Gral, deren innere Verwandtschaft uns ja schon bekannt ist, wieder begegnen. Eine byzantinische Sage von jenem persischen Gottkönige verstärkt diese Ähnlichkeit noch. Besonders eingehend schildert Cedrenus den Feuertempel und Palast dieses Herrschers, die sich in der von Heraklios eroberten Stadt Gazakon erhoben, allwo auch die Schätze des Kroisos aufgestapelt waren. Besonders merkwürdig aber war hier das ragende Bildnis des sich zum Gotte machenden Chosro, über das sich der Himmel mit Sonne, Mond und Sternen wölbte. Der an die Wolken strebende Bau, den Chosro bei Firdusi aufführt, wird also hier ganz — allerdings wohl mehr in Anlehnung an die Gestalt und Bedeutung der babylonischen Sakraltürme — nach den uns bereits bekannten kosmischen Bauwerken beschrieben[4]). Die

---

[1]) A. Graf [Roma nella memoria e nelle imaginazioni del medio evo I (Turin 1882) 208, nota 48] verweist auf Euseb. Nieremberg, De miraculosis naturis in Europa. (?) I c. 67. [Mir unzugänglich].

[2]) Kampers a. a. O. S. 28.

[3]) Ebenda S. 85.

[4]) Georgius Cedrenus ab J. Bekkero emend. I (Bonn 1838) 721 sq.: „καὶ καταλαβὼν τὴν Γαζακὸν πόλιν, ἐν ᾗ ὑπῆρχεν ὁ ναὸς τοῦ πυρὸς καὶ τὰ

spätere abendländische Sage fügt dem noch Züge bei, die ausgezeichet zu all dem passen, was wir von den Zikkurats und deren sakraler Bedeutung wissen. Bei dem älteren Aimoin setzt Chosro sich, nachdem er sein Reich seinem Sohne übergeben, in einem silbernen Turm zur Ruhe, um sich darin als Gott anbeten zu lassen. Diesen silbernen Turm kennt auch Vinzenz von Beauvais, der dessen von Edelsteinen leuchtende Pracht hervorhebt und ausdrücklich auf die kosmischen astralen Symbole zu Häupten des Königs hinweist. Ähnliches erzählt Jacobus de Voragine. Vollständig ausgeführt ist dann das Sagenbild im 14. Jahrhundert bei Herrmann von Fritzlar und Enenkel. Letzterer erzählt, daß Chosro sich viermal im Jahre im Fenster dieses Turmes zeige. Wer denkt da nicht an das Noebild, in unserem Münchener Speculum? Hier wie dort der ursprüngliche Gedanke des auf dem Götterberge thronenden Sonnengottes[1]).

Die Verbindungslinien zwischen den Sagen von Chosro und von Parzival werden nun noch vermehrt durch die offenbaren Ähnlichkeiten in wichtigen Zügen der Heldenlaufbahn beider.

Wie Chosro, so ist auch Gachmuret, der Vater des Helden, gleichzeitig doppelt vermählt, zuerst mit der Mohrenkönigin Belakane, welche ihm den Feirefis gebiert, und dann mit Herzeloyde, welche er zur Mutter Parzivals macht. Gachmuret betrachtet sich als Belakanens rechtmäßigen Gemahl; um so überraschender wirkt die gezwungene Motivierung seines Verlassens der eben erst Erkorenen und den Sprossen des jungen Bundes Erwartenden mit Gewissensbedenken. In seinem Abschiedsbriefe heißt es:

„wær dîn ordn in mîner ê,
sô wær mir immer nâch dir wê . . .
frouwe, wiltu toufen dich,
du maht ouch noch erwerben mich[2]).“

χρήματα Κροίσου τοῦ Λυδῶν βασιλέως καὶ ἡ πλάνη τῶν ἀνθράκων, καὶ εἰσελθὼν ἐν αὐτῇ εὗρε τὸ μυσαρὸν εἴδωλον τοῦ Χοσρόου, τό τε ἐκτύπωμα αὐτοῦ ἐν τῇ τοῦ παλατίου σφαιροειδεῖ στέγῃ ὡς ἐν οὐρανῷ καθήμενον, καὶ περὶ τοῦτο ἥλιον καὶ σελήνην καὶ ἄστρα, οἷς ὁ δεισιδαίμων ὡς θεοῖς ἐλάτρευε, καὶ ἀγγέλους αὐτῷ σκηπτροφόρους περιέστησεν.“ Weitere verwandte Stellen des Zonaras und Theophanes sind abgedruckt in dem Kommentar zu Eraclius. Hrsg. v. H. F. Maßmann. Leipzig 1842, S. 500.

[1]) Auch diese Quellen sind in dem von Maßmann hrsg. Eraclius S. 496 ff. abgedruckt.

[2]) Parz. 55 u. 56. Eine laxe Auffassung der Ehe scheint mir trotz dieser Worte hier von Wolfram vorgetragen zu werden. Anders A. Sattler, Die religiösen Anschauungen Wolframs von Eschenbach. Graz 1895, S. 92 f.



Unter dem Gesichtswinkel der Verchristlichung einer heidnischen Vorlage gewinnt die widerspruchsvolle Haltung Gachmurets ihre Erklärung.

Wie Parzival stammt auch Chosro väterlicher- und mütterlicherseits von zwei berühmten Geschlechtern ab. Die Konstellation verkündet:

„Daß von Tur und von Keikobad
Ein Schah wird stammen hoch von Rat.
Von beiden Geschlechtern soll ein Held
Kommen, der nimmt in den Schoß die Welt . . .
Aus diesem doppelten Adel entspringt
Ein Kronenhaupt, das zur Sonn' aufringt.
Er waltet in Irans und Turans Haus,
Zwei Reiche ruhn von dem Kampfe aus[1]).“

Fernab vom Getriebe der Welt wächst der junge Gralkönig auf. Ebenso wird der junge Chosro den Hirten vom Berge Kalu zur Erziehung übergeben. Dort

„Jagt' er den Wolf, den Bär und den Eber:
Dann ging er an Löw und Leopard,
Und Holz nur war seine Waffenart[2]).“

Dem Schah, dem Mörder seines Vaters, wird der „reine Tor“ geschildert:

„Ein kleiner Knab', unsinnig noch,
Was wüßt' er vom Vergangnen doch?
Der im Gebirg wuchs als Hirtengespiel,
Ist wie ein Wild, was dacht' er viel?
Jüngst hört' ich selbst von der Hirtenzunft,
Der engelgleiche sei ohne Vernunft[3]).“

Freilich nur um den Schah zu täuschen gibt der an den Hof geholte junge Held dann überaus törichte Antworten[4]).

Gleich der Parallelfigur Parzivals, gleich Gawan, muß auch er den Zauber eines Schlosses brechen[5]). Wie Parzival entflieht auch er dann weiter der Welt[6]), um ganz Gott zu dienen. Schließlich geht er mit den Pehlewanen auf einen Berg, allwo er verschwindet:

„Als ein Teil von der Nacht entwich,
Erhob zum Beten Chosro sich.
Im hellen Quell wusch er Kopf und Brust
Und sprach leise dazu Zend Ust.

---

[1]) Firdosi, Sage XV—XIX, S. 93 f.
[2]) Ebenda S. 153. [3]) Ebenda S. 155.
[4]) Ebenda S. 238. [5]) Ebenda S. 248.
[6]) Sage XX—XXVI. S. 235 ff.

Dann grüßt er die Helden liebevoll:
>Nun lebet mir auf ewig wohl!
Wenn jetzt sich die Sonn' erhebt im Raum,
Seht ihr mich nimmer als nur im Traum.
Morgen verweilt nicht hier in dem Sand,
Und regneten Wolken Muskus aufs Land!
Denn vom Gebirg wird ein Wind aufstehn,
Der Blatt und Zweige wird vom Baume wehn,
Und fallen wird aus der Wolk' ein Schnee,
Ihr findet nach Iran den Weg nicht meh. <
Da ward den Fürsten schwer der Mut,
Bekümmert schliefen die Helden gut.
Als die Sonne vom Berg aufstand,
Der Schah aus den Augen der Fürsten schwand.
Den Schah zu suchen, sie sprangen auf
Und nahmen durch Sand und Wüste den Lauf.
Sie fanden nirgend von Chosro
Ein Zeichen und kehrten zurück unfroh."

Laut klagen die Helden:

„Wer weiß, wohin auf der Welt er kam?"

Dann brechen die von Chosro verkündeten Unwetter herein:

„Der Schnee zog Segel übers Land,
Darin jede Lanze der Helden schwand.
Alle blieben verschneit an dem Ort;
Niemand weiß, wie sie blieben dort[1])."

Dieser Erzählung stelle ich die Verse von Jans dem Enenkel, der wohl um die Mitte des 13. Jahrhunderts schrieb, an die Seite:

„Dar nâch der kaiser wart verholn
den kristen allen vor verstoln,
wan nieman west diu mære
wa er hin komen wære.
ob er wær tôt an der zît,
dâ von ist wærlîch noch ein strît
in welhischen landen über al[2])."

Der spätere Oswald der Schreiber weiß noch mehr. In seiner Rahmenerzählung zu jenem bekannten Briefe des Priesterkönigs Johann, in welchem dieser die Wunder seines Reiches beschreibt, ist von dem Ringe mit den wunderwirkenden Edelsteinen die Rede, welchen Kaiser Friedrich II. von jenem erdichteten Herrscher des Ostens zum Geschenk erhielt. Mit diesem Ringe, berichtet Oswald, sei der Kaiser in den Wald gegangen und durch die Kraft des

[1]) Ebenda S. 264.

[2]) Weltchronik. Hrsg. v. Ph. Strauch. Deutsche Chroniken III, 574.

Steines vor den Augen seines Gefolges verschwunden[1]). An anderer Stelle habe ich gezeigt, daß es das Reich der Unsterblichkeit des Priesterkönigs, oder das Reich des solarischen Königs Artur im Innern des Länderberges, oder das Reich des Gral — und im letzten Grunde der babylonische „Palast der Ewigkeit“ im Bergthrone der Sonne ist, in welchem der weltentrückte Kaiser Aufnahme findet[2]).

Prüfen wir nun diese sich aufdrängenden Ähnlichkeiten näher, so ist eines von vornherein festzuhalten: An eine unmittelbare Abhängigkeit Wolframs, oder besser Guiot's von der Dichtung Firdusis ist nicht zu denken; das schließen allein schon jene bei dem deutschen Dichter, oder doch in der seinem Epos verwandten deutschen Dichtung, sich zugleich auch vorfindenden Elemente der byzantinischen Chosrosage aus. Wahrscheinlich aber ist ein Nachwirken jener älteren persischen Reichsgründungssagen in irgend einer Form, aus welchen auch der persische Nationaldichter, die byzantinischen Geschichtsschreiber und die Salomonsage schöpften.

Es ist längst erkannt, daß die spätere Chosrosage mit den Farben der Kyrossage entworfen ward. Auch die Kyrossage beginnt mit dem Sturze eines guten Königs und Richters durch einen fremden blutigen Tyrannen. Der Mederkönig Astyages, welcher in dieser alten Sage nach den Berichten des Herodot und Ktesias auf Grund eines Traumgesichtes den persischen Prinzen Kyros, den Sohn seiner Tochter Mandane und des Persers Kambyses, umzubringen gebietet, ist eine Parallelfigur des Afrasiab, welcher nach arabischen Überlieferungen den Sohn seiner Tochter Ferengis, unseren Chosro, zu töten befiehlt, während nach dem Schahname der König erlaubt, daß das Kind am Leben bleibt. Kyros wie Chosro wachsen in der Bergwildnis bei armen Hirten auf. An den Hof gekommen erfreut jener, wie Xenophon, der überhaupt vielfach aus persischen Liedern und epischer Überlieferung schöpfte, erzählt, seinen Großvater durch kindliche Naivität, während dieser ihn durch seine törichten Antworten täuscht. Zum Dümmlingsmotiv, das bei Firdusi stärker unterstrichen ist, gesellt sich dann in beiden Sagen auch das andere, episch fruchtbare der Rache[3]).

---

[1]) F. Zarncke, Der Priester Johannes 1. Abhandlg. Abhandlgn. d. phil.-hist. Cl. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. VII (1879) 1027 f.

[2]) Kampers, Lichtland, S. 105 ff.

[3]) Ich verweise auf A. Bauer, Die Kyros-Sage und Verwandtes. Sitzungsberichte der K. Akademie d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 100 (1882) 495 ff. R. Schubert,



Die Sage von diesem Reichsgründer, hinter dem sich das alte Bild von dem mythischen Musterkönig zeigt, wie ebenfalls längst erkannt ist, wurde von Kyros zunächst auf Artaschir, den Gründer des Sasanidenreiches übertragen. Eine Geschichte dieses Königs im Pehlewî erzählt von einem Hirtensohn aus Persien. Traumdeuter erkannten aus Träumen der Eltern dieses Helden dessen Größe. Als Knabe kommt dieser an den medischen Hof und muß hier durch Schicksalsfügung Knechtsdienste tun, kann aber in seine Heimat Persis entfliehen, wo er das Königtum erhält [1]).

An die Stelle des Rassegegensatzes zwischen Medern und Persern in der herodoteischen Erzählung tritt im Schahname der Gegensatz zwischen Turan und Iran. Die Namen wechseln, aber die Fabel bleibt die gleiche. Das Dümmlings- und Rachemotiv, das die Chosrosage aus altem Sagengut somit übernimmt, sollte ein Erbstück der Weltliteratur werden.

Eine ganze Fülle von Mären, so die von Lug, Hamlet, Kaiser Heinrich, Genovefa, Wieland, Tell und andere hat man auf diese Wurzel zurückzuführen [2]) gesucht — mit welchem Recht jeweils, lasse ich unentschieden. Daß aber die Mär, gerade in der Fassung, wie sie bei Wolfram und in der mittelenglischen Romanze von Syr Percyvelle of Galles [3]) vorliegt, sicherlich auf diese persische Heldensage zurückzuführen ist, läßt sich erweisen.

Wie Chosro ist also auch der junge Gralheld väterlicher- und mütterlicherseits der Erbe zweier hochgefeierter Geschlechter; wie

---

Herodots Darstellung der Cyrussage. Breslau 1890. G. Hüsing, Beiträge zur Kyros-Sage. Orientalische Literaturzeitg. VI—IX (1903—1906). H. Leßmann Die Kyrossage in Europa. Jahresb. über d. städt. Realschule zu Charlottenburg. 1906. Bemerkenswert ist der Hinweis von Th. Nöldeke, der auch sonst das Material zu dieser Sage zusammenstellt (Das iranische Nationalepos. Grundriß d. iran. Philol. II [Straßburg 1896—1904.] 122 ff. Besonders S. 140), auf die Tatsache, daß der syrische Text des Alexanderromans für Xerxes überall Chosro setzt, woraus gefolgert werden kann, daß dem Übersetzer der mythische Musterkönig vorschwebte.

[1]) A. von Gutschmid in der Besprechung von Th. Nöldekes Übersetzung der Gedichte des Artašir i Pâpakân aus dem Pehlewî. Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 34 (1880) 585 f.

[2]) O. J. Jiriczek, Hamlet in Iran. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde X (1900) 353 ff. Leßmann a. a. O.

[3]) Vgl. hierzu die Anmerkung von G. Rosenhagen bei Hertz a. a. O. S. 565 f. J. L. Weston, The legend of Sir Perceval. London 1906. Besonders nenne ich C. Strucks, Der junge Parzival. Diss. Münster. Borna-Leipzig 1910.



dieser wächst er fernab der Welt auf; wie jener sich als Tor gebärdet, so spricht aus dem mit Narrenkleidern ausgestatteten Gralhelden die ganze Unerfahrenheit des Naturkindes; wie Chosro endlich den Mord seines Vaters rächt, so tötet Parzival, wie uns die mittelenglische Romanze in ihrer ursprünglichen Fassung der Mär zeigt, in dem „roten Ritter“ den Mörder seines Vaters [1]). Diese Ähnlichkeiten mit den anderen von mir oben zusammengestellten Seitenstücken als einheitliches Ganzes genommen auf die „Gleichheit der im menschlichen Geiste überhaupt wirkenden Kräfte zurückzuführen, welche unabhängig von einander analoge Erzählungen hervorrufen“, ist denn doch bei dieser Fülle verwandter Züge nur sehr schwer möglich. Es kommt noch hinzu, daß etwas anderes — ganz abgesehen davon, daß das arabisch-orientalische Kolorit der ursprünglichen Sage in der Wolframschen Dichtung bald hier, bald dort noch durchschimmert — zur Annahme einer Entlehnung der Parzivalsage aus einer Überlieferung des Ostens zwingt.

Wolfram erzählt, wie Gachmuret vom Fürsten von Babylon erschlagen und dann sein Leichnam nach Bagdad überführt ward:

„Er wart geleit ze Baldac.
diu koste den bâruc ringe wac.
mit golde wart gehêret,
grôz rîcheit dran gekêret
mit edelem gesteine,
dâ inne lît der reine.
gebalsemt wart sîn junger rê.
vor jâmer wart vil liuten wê.
ein tiwer rubîn ist der stein
ob sîme grabe, dâ durch er schein.
uns wart gevolget hie mite:
ein kriuze nâch der marter site,
als uns Kristes tôt lôste,
liez man stôzen im ze trôste,
ze scherm der sêle, überz grap.
der bâruc die koste gap:
ez was ein tiwer smârât.
wir tâtenz âne der heiden rât:
ir orden kan niht kriuzes phlegn,
als Kristes tôt uns liez den segn.
ez betent heiden sunder spot
an in als an ir werden got,
niht durch des kriuzes êre

[1]) Darüber vgl. Strucks, a. a. O. S. 45 ff.



noch durch des toufes lêre,
der zem urteillichen ende
uns loesen sol gebende[1])."

Der Zug in der deutschen Dichtung, daß der im goldenen Sarge Beigesetzte als Gott verehrt wird, ist an sich schon auffällig; er wird es noch mehr, wenn wir dem unter Berücksichtigung der byzantinischen Berichte von der göttlichen Verehrung Chosros eine scheinbar von Firdusi völlig abweichende Überlieferung zur Seite stellen.

Eine syrische Chronik, die bald nach 660 entstand, erzählt uns von dem silbernen Sarge des „heiligen Daniel"; der fast gleichzeitige Sebeos aber berichtet: „Und es geschah in jenen Tagen, daß der König der Griechen (gemeint ist Mauritius) vom Könige der Perser (Chosro II) sich den Leib jenes toten Mannes ausbat, der sich in der Stadt Sauš (Susa) befand, im königlichen Schatze, in einem kupfernen (ehernen) Becken liegend, den der Perser Kav Xosrov nennt, die Christen aber den (Leib) des Propheten Daniel." König Chosro will, so heißt es weiter, den Leichnam ausliefern, als dieser aber aus der Stadt geführt wird, vertrocknen die Quellen, und die Maultiere, welche den Wagen ziehen, kehren um usw. Kurz, der Leichnam bleibt in der Stadt[2]).

Dieses Grab Daniels war im Orient hochgefeiert. Die Sage suchte es aber nicht nur in Susa, sondern auch in Babylon. Nach der byzantinischen Sage ist Babylon eine Totenstadt, um die ein Drache seinen Riesenleib schlingt. In ihr erhebt sich der von Salomon erbaute Zikkurat, den das strahlende Sonnensymbol krönt. Diese Totenstadt ist der Aufenthaltsort der heiligen drei Jünglinge. Auch hier finden wagemutige Eindringlinge riesige Schätze[3]).

Durch den Nebel dieser orientalischen, byzantinischen und abendländischen Sagen sehen wir die goldigen Linien einer mythischen Mär von einem großen Musterkönige aufleuchten. Der Welt in geheimnisvoller Fahrt entrückt, thront er — gleich dem Sonnengotte auf dem Länderberge im Paradieseslande — auf der Höhe der sakralen architektonischen Nachbildung dieses Weltensitzes in der Stadt der Toten. Wir erkennen die gleiche Wurzel der Sage vom

[1]) Parz. 106, 29 ff.

[2]) H. Hübschmann, Iranica. Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 47 (1893) 625.

[3]) Die näheren Angaben Kampers, Lichtland S. 51 u. 82.



Verschwinden und von der Beisetzung König Chosros im kupfernen Becken — vielleicht dem Becher, in welchem der Sonnengott allnächtlich über das Meer fährt. So verschwindet auch der König Manuel von der Romanei, um einzuziehen in den siebenstufigen Bau der Unsterblichkeit des Priesterkönigs Johann im Paradieseslande, so verschwindet auch Parzival in jener mittelenglischen Romanze in das Mädchenland, das keltische Land der Seligen, oder im deutschen Epos in die Gralburg der Abgeschiedenen im glücklichen Traumreich der Sehnsucht zwischen Himmel und Erde[1]), so verschwindet auch Kaiser Friedrich in das Reich der Fee Morgane im Innern des Götterberges.

Nunmehr verstehen wir auch, wie die abendländischen Dichtungen im Stande waren, jene Steinriesen der Zikkurats, welche es nur im fernen Osten, nicht aber im Westen Kleinasiens, im Heiligen Lande, gab, richtig zu schildern und besonders deren ursprüngliche kosmische und solarische Kennzeichen wiederzugeben, die dem Franzosen oder dem Deutschen doch ganz unverständlich sein mußten. Nicht unmittelbare Kunde durch Kreuzfahrer oder Reisende bot die Grundlage für diese Schilderung, sondern diese ist geradeaus zurückzuführen auf mündliche oder schriftliche Überlieferung des Ostens selbst.

Die Kreuzzugsromantik hat sich vor Wolfram auch dieser persischen Heldensage bemächtigt. Meister Gautier und Meister Otte arbeiteten sie zu einem christlichen Epos um. Das Rachemotiv verschwindet; das Dümmlingsmotiv übertragen die Dichter in abgewandelter Form auf den Helden der Kreuzeslegende, Heraklios. Chosro ist der Übermensch, welcher in seinem Turme Gott gleich sein will. Das war die Zeit, in welcher auch die Elemente der Parzivalmär sich zu jenem leuchtenden Krystall unseres nationalen dichterischen Eigengutes zusammenschließen konnten und wirklich zusammenschlossen. Unmöglich also wäre es nicht bei diesem Sagenbezug, daß die Graldichter, als sie die Fabel übernahmen, zugleich auch den von mir vermuteten Beinamen des persischen Helden: fâris-i fâl, Perser der guten Vorbedeutung, sich zu eigen machten. Spricht doch auch Hugo von Fleury einmal ganz allgemein von Chosro als dem „vir Persa giganteus"[2]).

Wir haben somit in dem persischen Heldensang den Kern der Parzivalerzählung gefunden. Mit diesem Kern wurden dann von

[1]) Auch über diese Dinge handelte ich in dem eben genannten Buche.

[2]) **Maßmann**, Kaiserchronik a. a. O. III, 889.



dem ersten Graldichter andere Sagen und Einzelzüge aus solchen verarbeitet. Das Werk dieses ersten Sängers des ritterlichen Kleinods lag in seiner ursprünglichsten Form dem Eschenbacher vor; denn er allein bringt die persische Mär am getreuesten. Auch der Verfasser der mittelenglischen Romanze geht ziemlich unmittelbar auf diese östliche Überlieferung zurück. Früher[1]) hatte ich schon aus der Tatsache, daß dieses Spielmannsmärchen des 14. Jahrhunderts nichts von einem Gralkleinode weiß, gefolgert, daß es uns ursprüngliches Sagengut darbiete. Dieses Märchen hätte seiner Natur nach sicherlich niemals auf diesen uralten Wunschgegenstand verzichtet, wenn es einer Vorlage nacherzählt worden wäre, in welcher der Gral bereits das Ziel des Strebens Parzivals war. Wie die Parzivalsage zur Gralsage wurde, ist jetzt, hoffe ich, völlig klar zu legen. Nicht geblendet vom Glanz des ragenden Kunstwerkes, das Guiot-Wolfram schuf, nicht ergriffen von dessen tiefem Lebensinhalte, kalt und nüchtern untersuchend, erkennen wir doch, daß manches überkommene Sagenbruchstück nicht genügend behauen ward, um restlos dem Ganzen eingefügt zu werden, daß vielfach ungenügender Verputz die Schichtungen des Aufbaues nicht hinreichend verbirgt. Versuchen wir nunmehr unter Bezugnahme auf meine älteren Untersuchungen und auf Grund der vorliegenden Erörterungen Bestandteile und Schichtungen des Baues in Kürze von einander zu sondern.

Die persische Mär mit dem Dümmlings- und Rachemotiv wurde auf abendländischem Boden zunächst mit der allbekannten und hochgewerteten Artursage in eine ziemlich lockere Verbindung gebracht, wie ja dieser volkstümliche Sagenheld auch später nur eine Statistenrolle in den Graldichtungen zugewiesen erhielt. Der englische Spielmann, welcher im 14. Jahrhundert den durch diese Verbindung seinem Hörerkreise angepaßten Sang weitertrug, hat sein Lied nicht selber erfunden. Die Nichterwähnung des Gral ist ein hinreichender Beweis dafür, daß das abendländische Parzivalmärchen, vielleicht geradeso, wie jener es kündete, schon vor den Graldichtungen hier und da erzählt wurde.

Der rote Ritter, so erzählt es, hat Percyvelles Vater erschlagen. Die Mutter erzieht ihren Sohn in der Wildnis. Unerfahren und überaus naiv zieht der junge Held mit lächerlicher Ausstattung in die lockende Welt. Als Erkennungszeichen gibt ihm die Mutter

[1]) Lichtland S. 8 ff.

einen Ring mit. Unterwegs steckt er diesen der schlafenden „Dame im Zelte“ an den Finger, nachdem er dieser, dem Rate seiner Mutter folgend, den ihrigen geraubt hat. Der Ring jener Dame hat die Zauberkraft, unverwundbar zu machen. Dann kommt Percyvelles an Arturs Hof, wo gerade der rote Ritter, wie alljährlich, den goldenen Becher raubt. Nun erfüllt sich die Prophezeiung, daß die bislang von Niemandem bezwungenen Kräfte dieses gewaltigen Räubers durch den Sohn des von ihm Ermordeten überwunden werden würden. Auf seiner weiteren Fahrt gelangt Percyvelles ins Mädchenland, dessen Königin er von einem aufdringlichen Sultan befreit und dann heiratet. Nach Jahresfrist aber zieht es ihn heimwärts, zur Mutter. Den Spuren seines Ringes nachgehend, der inzwischen von der einen Hand an die andere wanderte, findet er die Gesuchte.

Das Märchen offenbart, daß etwas von dem Schmelz des heimischen Mythus trotz der geistig stark bewegten Luft der Kreuzzugsromantik durch den neuen Zug vom Elfenlande des Paradieses mit seinen sinnlichen Freuden auf den fremden Stoff überging[1]), der seine orientalische Herkunft durch die Gestalt des aufdringlichen Sultans noch deutlich verrät. Ganz leise hören wir auch das Leitmotiv der späteren Gralsuche bereits anklingen; denn jener Zug vom wandernden Ringe, den Percyvelles mühsam sucht, konnte die Fahrt in die Welt leicht zu jener Gralsuche abwandeln. Gerade dieser letztere Zug ist nun aber für uns nach einer anderen Richtung hin noch bedeutsam: er weist gleichfalls nachdrücklich nach dem Osten.

Die Sage vom verlorenen und auf wunderbare Weise wiedergefundenen Ringe müßte in eigener, sich lohnender Untersuchung klar gelegt werden. So weit sie unsere Parzivalmär angeht, glaube ich aber auch ohne diese Vorarbeit die Umrisse der bedeutsamsten Zusammenhänge aufzeigen zu können. Vorausgeschickt sei der Hinweis darauf, daß ich an anderer Stelle[2]) die Verwandtschaft der Kaiser- mit der Gralsage in einer Reihe wichtiger Züge darlegte. Insbesondere wird jene im Aufbau der Gralepen geradezu im Mittelpunkt stehende und doch dabei so unendlich banale Frage Parzivals erst verständlich durch das entsprechende Seitenstück der Kaisersage, und weiter entspricht dem Einzuge Parzivals in die Gralburg, die, wie gesagt, nichts anderes ursprünglich ist als der Bergthron der

[1]) Kampers a. a. O. S. 52, 64, u. 66..

[2]) Ebenda S. 101 ff.

göttlichen Herrlichkeit im Paradieseslande, dem Einzuge des weltentrückten Kaisers in den Berg. Indes auch der wandernde Ring spielt hier wie dort eine auffallende Rolle.

In der englischen Romanze gewährt Percyvelles Ring Unverwundbarkeit; der Zauberring der Kaisersage hat noch andere Kräfte, so die, unsichtbar zu machen. Mit seiner Hilfe verschwindet der Kaiser vor den Augen seines Gefolges. Französische und italienische Prophezeiungen des Merlin überliefern daneben noch einen andern Zug. Hier tragen Fischer eine Krone mit Wundersteinen, welche sie zufällig im Meer finden, zum Kaiser Friedrich. Daß der rätselhafte Fischzug des Gralkönigs Anfortas durch dieses Sagenmotiv aufgehellt wird, führte ich gleichfalls bereits aus. Daß diese Züge tatsächlich auch schon der orientalischen Heldensage und darüber hinaus dem orientalischen Mythus eigneten, läßt sich erweisen.

Zunächst spricht die enge Verwandtschaft der Schilderung des Verschwindens der beiden Herrscher Chosro und Friedrich für die Annahme, daß jenes Ringmotiv ursprünglich schon der persischen Heldensage angehörte. Diese Voraussetzung wird verstärkt durch die weitere Beobachtung, daß der Zug von dem wunderbaren Fund im Bauche des Fisches uns auch im Umkreise jener Märchen wieder begegnet, welche ebenso wie die Chosrosage auf die Kyrossage zurückgeführt werden, und zwar in jener Gruppe, in denen ein Weib zur Hauptgestalt wird [1]). In dem englischen Märchen „The ring and the fish“ [2]) haben wir eine solche Umkehrung der alten Sage vor uns. Hier will ein Tyrann und Zauberer seinen Sohn vor der durch das Schicksal bestimmten Heirat mit einem ihm nicht genehmen Mädchen bewahren. Es wird auf seinen Befehl ins Wasser geworfen, aber gerettet. Später findet er es bei einem armen Fischer wieder. Abermals entkommt es seinen Nachstellungen. Nun wirft der künftige Schwiegervater einen Ring ins Wasser mit der Erklärung, daß er das Mädchen nur, wenn es diesen Ring wiederfände, anerkennen würde. Sie entdeckt das Kleinod alsbald im Bauche eines Fisches. Ebenso erhält Genovefa in dem bekannten, auch hierher gehörigen Märchen ihren Trauring zurück [3]). „Diese

1) Dazu Leßmann a. a. O. S. 27.

2) Ebenda und J. Jacobs, English Fairy Tales. London 1892 p. 190.

3) Der Fisch als Wiederbringer des Ringes begegnet uns auch in Heiligenlegenden, die sich dieser Sagengruppe unschwer einordnen lassen. Vgl. A. Maury, Croyances et légendes du moyen âge. Paris 1896. p. 276 sv. Hier-



ganze Ringgeschichte schlägt Fäden bis ins fernste Morgenland. In dem bekannten indischen Märchen von Sakuntala, das auch noch in anderen Beziehungen der Genovefalegende gleicht, gibt König Duschjanta der Sakuntala, als er mit ihr die Gandharvenehe schließt, einen Ring. Sie verliert ihn beim Baden und wird von diesem Augenblicke an von ihrem Gemahle vergessen, der sich aber sofort der mit ihr eingegangenen Verbindung wieder erinnert, als ihm der Ring, der im Bauche eines Rotkarpfen gefunden wird, wieder vor Augen kommt[1])." Überzeugender aber wirkt der schon früher von mir dargebotene Hinweis auf die Tatsache, das der Ringstein oder Stein im Fischbauch schon in der Alexander- und Salomonsage eine bedeutsame Rolle spielt. Dort strahlt er wie die Sonne, hier übergießt er durch den Leib seines Trägers das Meer mit goldenem Abendlicht. Ich zeigte, daß dieser Stein ein Herrschafts- und Sonnensymbol, ja, die Sonne selbst ist. Der Fisch als Träger des Göttlichen ist dem Erdnachen, oder dem Becher, oder der Truhe, gleichzusetzen, auf welchem seltsamen Fahrzeug der Sonnengott in den verschiedenen Spielarten dieser solarischen Mythen allnächtlich zum Bergthrone des Aufganges über das Meer fährt. Und also erklärt sich auch das Motiv der Aussetzung des Helden auf das Wasser in den Kyrossagen. Der Träger des Ringes ist ursprünglich ein solarischer Held. Dem entspricht es, wenn Chosro auf der Höhe des Turmes, umgeben von Sonne Mond und Sternen, den Sonnengott auf der Höhe des Götterberges spielt.

So ist der gleiche mythische Grundgedanke wirksam im Heldensange des Ostens, wie in der Sage und in der Graldichtung der Kreuzzugsromantik des Westens. Das englische Parzivalmärchen, welches durch unsere Kaisersage ergänzt wird, der Kern der Graldichtungen, ist demnach als Ganzes und in seinen wesentlichen Hauptzügen die gefällige, leicht mit heimischen Erinnerungen durchsetzte Nacherzählung eines — wer weiß wie? — aus dem Oriente zugeflogenen Stoffes.

---

mit bringt Maury auch Matth. XVII, 27, sowie den in der Heraldik wiederholt vorkommenden Fisch mit dem Ringe im Maul in Verbindung. — Das alte Polykrates-Motiv ist auch auf Harun al Raschid bezogen worden. Vgl. M. Reinaud, Description des monumens musulmans du cabinet de M. le duc de Blacas. I (Paris 1828) 128. — Zu erinnern wäre auch an den unsichtbar machenden Ring des Gyges. Vgl. u. a. Cicero, De officiis III, 9.

[1]) Leßmann, a. a. O. S. 30.

Unsere schlichte Fabel mußte sich in dem von Sagenstoffen übersättigten Luftkreise der Kreuzzugsepoche alsbald erweitern. Die nach Neuem gierige Sage pflückt, bald hier, bald dort, einen Zweig zum Kranze für ihren Dümmling Parzival. Wahllos und sorglos nach den schillernden fremden Stoffen haschend fügt sie dem Kerne stellenweise sogar die gleichen Züge, aber in verschiedenen, sich gegenseitig eigentlich ausschließenden Abwandlungen hinzu. Namentlich die vielgeästelte Salomonsage wurde in dieser Art ausgeplündert.

Der Hauptstamm der alten Salomonsage wuchs im Heiligen Lande weiter; ein Ableger, durch die Juden und Araber nach Spanien gebracht, schoß dort in der phantastischen Literatur des Moriscos üppig ins Kraut. In mehreren Zügen sind diese Salomonsagen mit denen von Kyros-Chosro verwandt. Auch Salomon tut Knechtsdienste, und zwar unter armen Fischern; auch er findet im Bauche eines Fisches seinen Ring wieder, welcher ihm Herrschgewalt auch über die Dämonen verleiht, auch er errichtet einen Zikkurat und zwar in Babylon, den ein Sonnenstein krönt. Eine andere schon erwähnte Fassung dieses letzteren Zuges erzählt von einem Dome, der aus den Ringen aller praeadamitischen Salomone aufgetürmt wird, bei dem nur noch der Schlußstein fehlt, den Salomon noch am Finger trägt. Hier wird der Sonnenberg, ebenso wie im babylonischen Mythus, zugleich zum „Grabe der Sonne“, zum „Palast des Schlafens“, zur „Wohnung der Ewigkeit“. Diese architektonischen Übersetzungen des Mythus vom Länderberge konnten in Israel an die kosmische Tempelsymbolik der Juden anknüpfen. Nach diesen Vorbildern erbaute die Sage dem Priesterkönige Johann aus Salomons Geschlecht einen Palast der Unsterblichkeit, der ein weiteres Modell bot zu der Gralburg, welche der Eschenbacher im Seelenlande seinem Dümmling errichtet. Wenn aber Wolfram, unbewußt an das Weltbild des alten Orient anknüpfend, das Haus des ewigen Schlafes und dabei die Wendelschnecke der Sakraltürme und den auch der Chosrosage bekannten Zauberspiegel, sowie den leuchtenden Sonnenstein übernimmt, tut er das nicht, wie mir scheint, ohne sich zugleich an eine italienische, zu seiner Zeit bekannte Sage zu erinnern.

„Munsalvaesch“ nennt der deutsche Dichter seine Gralburg. Dieses Wort deutet meines Erachtens auf die Wolfram wohlbekannte Sage vom Zauberer Virgilius, der ihm, wie anderen, zu einem arabischen Philosophen geworden ist. Dieser, so wird erzählt, baute



auf dem Kapitol einen Spiegel auf einer Säule, die „Salvatio Romae", in dem man alles sehen konnte, was sich irgendwo ereignete. Das ist keine originäre Sage[1]). Ganz Gleiches erzählte man u. a. von jenem Pharos Alexanders des Großen in Alexandrien und von dem Wunderspiegel auf grüner Säule, den der König Saurîd errichtete. Es ist kein Zweifel, daß der Zauberspiegel des Priesterkönigs auf der Säule und der Wolframs auf der Wendelschnecke nach jenen Vorbildern errichtet wurden. Auch die „berühmte Säule" auf dem Berge, von der ein Fortsetzer Chrestiens, Gautier de Doulens, erzählt, gehört hierher. Da nun eine dieser Säulen „salvatio" und darnach wohl das Kapitol „Mons salvationis" genannt werden konnte, so liegt es nahe, damit den Namen Munsalvaesch in Verbindung zu bringen[2]).

---

[1]) Eine eigentümliche Auffassung des Kapitols wird von Ranulphus Higden [Polychronicon ed. by Ch. Babington. Rer. Brit. Script. XI, 1. (London 1876) 216. I c. 24] vorgetragen: „Item in Capitolio, quod erat altis muris vitro et auro coopertis, quasi speculum mundi sublimiter erectum, ubi consules et senatores mundum regebant etc." Zu den ältesten Erwähnungen der „Salvatio" vgl. Graf, Roma l. c. p. 188 f. Darunter die Beda vielfach zuerkannte Schrift: „De septem miraculis mundi." Dort heißt es: „Quod primum est Capitolium Romae, salvatio civium, maior quam civitas, ibique fuerunt gentium a Romanis captarum statuae, vel deorum imagines, et in statuarum pectoribus nomina gentium scripta, quae a Romanis capta fuerant, et tintinnabula in collibus eorum appensa. . . . . si quaelibet eorum moveretur, sonum mox faciente tintinnabulo, ut scirent, quae gens Romanis rebellaret." In anderer Überlieferung ist die „Salvatio" ein Spiegel. In den „Seven Sages" [by „Wright. London. 1845. (Percy Society LIII) 1] ist der Erbauer des Spiegels nicht Virgilius, sondern Merlin. Zu dieser uns angehenden Fassung der Sage vgl. Graf, l. c. p. 206 f. Von den Belegen ist für uns besonders anziehend die Stelle bei Filippo Mouskes, La destruction de Rome. Hrsg. v. G. Gröber, Romania II (1873) v. 666—9; hier ist von einem Turm „Miraour" die Rede.

[2]) Hertz, a. a. O. S. 506 f., leitet das Wort von altfr. „mons salvaiges", der „wilde Berg" ab. Vgl. K. Bartsch, Die Eigennamen in Wolframs Parzival und Titurel. Germanistische Studien II (1875) 139 mit dem Hinweis auf Wolframs eigene Burg „Wildenberg". Dieser vielleicht beabsichtigte Doppelsinn des Wortes würde auch durch meine Deutung nicht ausgeschlossen, welche übrigens neben San Marte [Germania II, 392] schon Mone aber mit ganz anderer Begründung vorschlug. Mone, Zeugnisse für die Gedichte vom Gral. Anzeiger f. Kunde des deutschen Mittelalters. II (1833) 294 ff. Zum Zauberspiegel vgl. Kampers, Lichtland S. 57 ff. F. Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 88 f. D. Comparetti, Virgilio nel medio evo. II (Firenze 1896) 76 sq. Eine „Virgilii cordubensis philosophia" bei Heine, Bibliotheca anecdotorum l. c. p. 2 11 sq. Hier wird Bezug genommen auf eine spanische Hs. angeblich

Noch unmittelbarer wirkte dann weiter ein anderer Zug der jüdischen Sage auf den Ausbau der Mär vom Gral ein: es ist jener von dem salomonischen Tisch, der als Prunkstück des gotischen und karolingischen Schatzes von den zeitgenössischen Berichterstattern hoch gefeiert wurde. Spanische Romanzen und maurische Sagen künden, daß dieser geheimnisvoll irgendwo in der Welt gehütet werde. Dieses Sagenbild findet nur in dem orientalischen Weltbilde seine Erklärung.

Mit dem Tische in der Burg hat die Parzivalsage ihr erstes Kleinod empfangen. Die Angaben, daß dieser Tisch aus einem einzigen Edelstein gefertigt und mit kosmischen Figuren verziert ward, tuen dar, daß wir einen Nachfahren des Smaragdtisches des Priesterkönigs, des kosmischen Tisches im Schatze der Goten und Karolinger, des die Erde bedeutenden Schaubrottisches des jüdischen Tempels, des Sonnentisches auf dem Götterberge vor uns haben. Ein mythischer Doppelgänger dieses Tisches ist bei Wolfram Arturs kreisrundes Tafeltuch. Auch die Erinnerung, daß Arturs runde Tafel, die in anderen Sagen dieses Helden sich „wie die Welt dreht", ursprünglich im Paradieseslande oder im bretonischen „Mädchenlande" zu suchen ist, blickt noch beim Eschenbacher durch; denn jeder Ritter der Runde — dieser Zug ist freilich etwas verzerrt — muß, wie im Mädchenlande, seine Liebste zur Seite haben[1]).

Die spanischen Sagen und Lieder von Salomon haben dann weiter auch die einfache Handlung des alten Parzivalmärchens bunter, üppiger und gedankenvoller gestaltet. Der Held selbst erscheint jetzt in französischen Fassungen der Gralsage als Nachkomme Salomons, und auch Wolfram, der als dessen Stammmutter die Fee

aus dem 13. Jahrhundert, die für die Geschichte des Aberglaubens von Belang ist und 1290 in Toledo aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt sein will. Sehr viel interessantes Material zu dieser Sage findet sich auch schon in Der keiser- und kunige buoch oder die sogenannte Kaiserchronik, hrsg. v. H. F. Maßmann III (Leipzig 1854) 425 ff. Hierher gehört auch die bei B. de Montfaucon, Diarium italicum, 1702, p. 186 sq. sich findende Sage von der großen Kalkdrüse [rota lapidea ad molae formam] in S. Maria in Cosmedin, der heute noch bekannten bocca della verità, die Orakel kündete. Nachträglich sehe ich, daß über den Zauberspiegel auch A. Hilka [Studien zur Alexandersage. Roman. Forschungen 29 1910—1911) 5 f.] eingehend gehandelt hat. Dort noch einige Literaturnachweise; besonders erwähnenswert: V. Chauvin, Bibliographie des ouvrages arabes. VIII [Liège 1904.] 191.

[1]) Parz. 776.



Morgane nennt, widerspricht dem nicht. Seine Gralsuche Parzivals ist eine Lichtlandreise. Diese wieder ist gezeichnet nach dem sagenhaften Bilde der solarischen Fahrt Salomons zur Königin von Saba im Mohrenlande, dort, wo nach dem antiken Mythus die Sonne hinter dem Länderberge mit dem Sonnentische emporsteigt.

Jene neue Handlung wird zugleich aber auch vertieft. Im Märchen steckt Parzival seinen Ring der schlafenden Schönen an den Finger, und nachher muß er ihn mühsam suchen. Auch die jüdische Sage weiß, daß Salomon seinen Ring mit dem zauberwirkenden Sonnenstein einer seiner Frauen zur Aufbewahrung gibt, als er zur Buße in die Wüste geht. Mit dieser Ringsage vereinen die Moriscos die Sage von seiner Brautfahrt. Als einfacher Fischer findet der König sein Kleinod im Bauche eines Fisches wieder und entführt dann — wieder im Besitze seiner Zaubermacht — in einer Wolke des Königs Tochter. Von diesem Ringe aber heißt es: „Er tat ihn an seinen Finger, und alsbald kamen aus der Luft mit großem Geräusch alle Dämonen, zugleich mit kostbaren Gewändern und vielen wohlzubereiteten Speisen, und sie erbauten zur Stelle einen prächtigen Palast." Also auch „wohlzubereitete Speisen" werden hier von dem Ringe gespendet. Noch mehr aber konnte für das Lebensepos Wolframs aus dieser Fischersage entnommen werden: das Motiv der Demütigung, als Vorbedingung der Heiligung. Indem nun die Parzivalsage diese Fischersage übernimmt, läßt sie zugleich eine Spaltung der Persönlichkeiten eintreten. Als Fischer erscheint im Epos nämlich nicht Parzival, sondern Anfortas, der wegen seiner Sünde dahinsiechende Gralkönig. Parzival ist auch auf einer Brautfahrt und zwar zur Kondwiramur gedacht, die in anderen Überlieferungen dämonische Züge annimmt und recht wohl an die Stelle der Königin im Mädchenlande treten kann. Ihr Schloß ist nur eine Variante der Gralburg. Der seltsame Fischfang des siechen Anfortas ist unter Zuhilfenahme der Salomonsage von mir wie folgt erklärt worden: Anfortas verlor durch seine Versündigung, ebenso wie Salomon den Stein, an den seine Herrschaft im Gralreiche gebunden war. Er fiel ins Meer, und Parzival kommt gerade hinzu, als der todesmüde Greis die Netze darnach auswirft und gewinnt das Kleinod für sich. Unter der späteren Übertünchung wird der Fischfang des Anfortas bei Wolfram zu einer rätselhaften Episode.

Das Motiv der Demütigung ist in der Salomonsage begleitet von dem Motive der Schuld. Ich denke dabei weniger an die sündige



Liebe des Anfortas als an das Vergehen des Helden. So sehr hier auch die Graldichter aus dem Eigenen hinzugeben, durch den neuen Zug von der erlösenden Frage wird auch hier wieder ein Zusammenhang mit der Sage vom Priesterkönige und mittelbar mit der Salomonsage dargetan, ja, die bei Wolfram im Hinblick auf ihre Bedeutung in der Handlung ganz unverständliche Frage wird durch diese erst sinngemäß wieder hergestellt. Im Widerstreite mit den Pflichten des feinen ritterlichen Anstandes und den Pflichten des Herzens versäumt es Parzival auf der Gralburg jene Frage — es ist, wie wir aus der Kaisersage schließen können, die Frage nach den Bedingungen des seligen Lebens — zu stellen, welche den totkranken Gralkönig erlösen kann. Durch das Unterlassen verscherzt Parzival den Besitz des Gral, ebenso wie der Kaiser Friedrich in der Sage vom Priesterkönige Johann den Besitz des Wundersteins.

Auch diese letztere Sage mag an der oben erwähnten Loslösung des Sonnensymbols von der Spitze der Gralburg und zur Verselbständigung des Gral beigetragen haben. Wie sich die Kabbala dann des Kleinods bemächtigte, haben wir gesehen.

Weniger stark ist der Einfluß einer gotischen Königssage auf die Gestaltung unserer Dichtung gewesen. Der alte Mone zwar war anderer Ansicht[1]): „Abgesehen von jüdischer und bretonischer scheint der Gral eine alte und volksmäßige Grundlage zu haben. Es ist nämlich darin die Rettung des gotisch-spanischen Volkes vor den Mauren enthalten." Er sucht die „montes salvationis" in Asturien wohin sich Pelagius mit seinen Goten zurückzog, und wovon dann die Rettung der Spanier ausging. Das ist nicht haltbar; nur ein bedeutungsloser Niederschlag dieser Königssage in Wolframs Epos ist wahrnehmbar[2]). Merkwürdigerweise hat dieser, ohne daß Wolfram sich dessen bewußt wird, nicht nur zu einer Spaltung der Personen, sondern auch der Dinge geführt.

Die gotische Sage erzählt: „König Roderich fiel an der Spitze seines Heeres in der Schlacht bei Xeres. Nach der Schlacht, so erzählt die Sage, fand man nur sein Streitroß Orelia, seine Krone und seine mit Gold und Edelsteinen besetzten Prunkgewänder am Rande des Flusses, nicht aber den Leichnam des Königs. Bald

---

[1]) Mone, a. a. O. S. 294 ff.

[2]) Th. Sterzenbach, Ursprung und Entwicklung der Sage vom heiligen Gral. Münster i. W. 1908 S. 33.



entstand nun die Sage, der König sei gar nicht gefallen, sondern habe sich schwer verwundet aus dem Getümmel der Schlacht gerettet und einige Tage in einem Kloster geborgen. Darauf sei er in Begleitung eines Mönches in das heutige Portugal geflüchtet und habe dort in einer Grotte auf einem steilen, fürchterlichen Berge, von niemand auffindbar, mit seinem Begleiter gelebt. Ein kostbares Marienbild, das aus Jerusalem stammen sollte, hätten sie auf ihrer Flucht mitgeführt. — Gestorben und begraben sei der König unweit Visien[1])." Es scheint hier die andere Nachricht, daß Pelagius nach der unglücklichen Schlacht von Xeres die Trümmer des vernichteten gotischen Heeres in einer Felsenhöhle im wilden Gebirge vor dem Feinde barg, mit sagenbildend tätig gewesen zu sein. Das aus Jerusalem stammende Marienbild ist in dieser späten Nacherzählung jener Königssage ersichtlich das gotische Nationalheiligtum: der Salomonische Tisch. Die Sage konnte es nicht glauben, daß dieses vom heidnischen Feinde entführt sei; geheimnisvoll raunte sie von jener verzauberten Grotte mit dem Tische, die wir aus spanischen Romanzen ja schon kennen. Das spätere Wiederauftauchen dieses Tisches im Schatze der Karolinger, im Schlosse des Priesterkönigs und des Gral setzt eine solche weiterdichtende Überlieferung voraus. Bewiesen aber wird die Identität dieses Marienbildes und des Tisches durch die mit den Farben jener gotischen Königssage gezeichnete Episode vom Klausner Trevrizent bei Wolfram. In Sevilla traf dieser mit Parzivals Vater zusammen, und Trevrizent erzählt:

„In mîne herberge er fuor . . .
er gap sîn kleinœte mir:
swaz ich im gap daz was sîn gir.
mîne kefsen, die du saæhe ê,
(diu ist noch grüener denne der klê)
hiez ich wurken ûz eim steine
den mir gap der reine[2])."

Der Klausner hütet seinen Schatz in seiner

„klôsen in ein velses want.
eine kefsen Parzivâl dâ vant,
ein gemâlet sper derbî gelent.[3])"

[1]) Ich zitiere nach Sterzenbach, a. a. O. S. 31. Dort auch die Nachweise.

[2]) Parziv. 498, 1 ff.

[3]) Martin, Kommentar S. 240 leitet „kefse" von capsa ab und erblickt darin einen Reliquienschrein. Vgl. dazu, was ich von Schrein und „Arche"



Die Übereinstimmung zwischen dieser Episode einerseits mit jener gotischen Königssage, andererseits mit der Sage vom Gralkönig und dem Gral drängt sich auf. Trevrizent ist nur ein Doppelgänger des Gralhüters Anfortas, und der Gral selbst ist hier, wie in der spanischen Sage und wie in der späteren „Krone“ des Heinrich von dem Türlin, eine „kefse“, ein Schrein geworden[1]). Die Erinnerung an die ursprüngliche Steingestalt des Gral blickt aber auch hier durch. Aus grünem Stein — also auch hier wieder der Smaragd — ist jener Schrein geschnitten. Neben dem Gral begegnet in dieser Episode zugleich auch der Speer wieder, der hier nicht blutig, sondern bemalt ist. Daß dieser bemalte Speer mit der Lanze des Longinus garnichts zu tun hat, dürfte offensichtlich sein. Was es überhaupt mit dieser Lanze, die uns also in zweifacher Form bei Wolfram begegnet, für eine Bewandtnis hat, ist nicht zu ersehen. Einen Fingerzeig bietet vielleicht Chrestien, der sie auf die alte Weissagung der Barden von Wales bezog: „Durch die blutige Lanze werden die Reiche der Sachsen vernichtet werden[2]).“ Das legt die Annahme einer ähnlichen gotischen Sage nahe. Im letzten Grunde freilich wird der Speer irgend ein Wetterinstrument oder dergl. im Mythus gewesen sein.

Neben all diesen fremden Einwirkungen auf den Werdegang unserer Sage darf man aber auch die bodenständigen Anregungen nicht außer Acht lassen. Die Feenwelt der Bretonen lieh ihren Zauber und spendete manchen einzelnen Zug. Sie gab dem fremden Stoffe vielfach das Leben, ohne diesen aber äußerlich wesentlich umzuwandeln. Bretonische Sagen ragen in unsere Dichtung hinein, aber nur wie fast unkenntliche Trümmer. König Artur wird wiederholt ohne Grund eingeführt, und der eigentliche Held eines ganzen Sagenkreises muß, wie wir sahen, die Rolle eines Statisten spielen. Ein Torso einer bretonischen Sage ist auch wohl die Episode von dem steinalten Titurel, den der Anblick des Gral am Leben erhält. Nichts deutet darauf hin, was dieser Mann mit dem Scheindasein eigentlich bedeutet. Vielleicht ist er jener Elbensohn Tydorel, der wie ein der Marie de France zugeschriebener Lay singt, niemals

---

(Lichtland S. 94 ff.) sage. Der „gemâlt sper“ und die „kefsen“ ist nicht nur hier (268, 27 ff.), sondern auch 459 u. 460 erwähnt.

[1]) Sterzenbach, a. a. O. S. 36.

[2]) Hertz, a. a. O. S. 434 f.

schläft und schließlich in das Wasserreich seines Vaters verschwindet[1]). Genug! Die rätselhafte Gestalt des Greises an sich tut dar, daß die Einführung des Gralgeschlechtes durch eine uns nicht näher bekannte Sage bedingt ward. Mit jener sagenhaften Vorgeschichte des Gralkönigtums nun wurde die Parzivalsage zusammengeschweißt. In seiner unverhüllten Absicht, dem Hause Aniou eine feine Huldigung darzubringen, erweitert Wolframs Gewährsmann, der Provençale Guiot — oder vielleicht schon eine ältere Vorlage — diese Sage von der Vorgeschichte des Gralgeschlechtes und von den Kindern Parzivals in der Art, daß sich der Stammbaum des neuen Gralkönigs und sein und seiner Söhne Landbesitz den Verwandtschaftsverhältnissen seines Aniou und dessen und seiner Söhne Machtstellung in England und auf dem Festlande einander angleichen[2]). Es ist dabei sehr wahrscheinlich, daß die Wahl einer elbischen Ahnmutter für Parzival und Feirifis durch eine verwandte Stammsage der Anious nahegelegt wurde.

Im Durcheinanderfluten von Sagen und Vorstellungen hat sich also vor Wolfram das großartige kosmische Bild von dem abgestuften Götterberge mit dem Tisch der Sonne abgewandelt zum Stufenpalast des seligen Lebens mit dem Tische des himmlischen Hochzeitsmahles und dem Symbole der vollen Beglückung, dem Gral. Die Farbenpracht des Orient, der Tiefsinn jüdischer Sage, das Grübeln der Gnosis[3]), spanisch-arabische Kabbalistik, heimische Märchenzüge — all das kam in bunter Fülle eingeströmt auf den ersten Sänger vom Gral. Der Wucht der wechselnden Eindrücke ist dieser erlegen. Wesentliche Sagenzüge dieses abgewandelten Weltbildes werden zu

[1]) Le lay de Tydorel. Hrsg. v. G. Paris in Romania VIII (1879) 66 sv. W. Hertz, Spielmannsbuch. 2. Aufl. Stuttg. 1900, S. 139 ff. u. S. 388 ff.

[2]) Kampers, Lichtland S. 33. G. Baist [Parzival und der Gral. Rektoratsrede Freiburg i. B. 1909, S. 39] glaubt, daß die Plantagenets sich nicht als Anjevinen, sondern als Normannen betrachteten, wie aus ihren Hofdichtern und Hofchronisten zu ersehen sei, und daß Wolfram Aniou gewählt habe, weil es an der Peripherie seiner geographischen Kenntnisse in einer für das Wunderbare geeigneten Entfernung lag. Dem Provençalen Guiot, der die Anious im Heiligen Lande kennen lernte, blieben die Plantagenets das, was sie wirklich waren, trotz der von ihnen in England beliebten Stimmungsmache, die unserem Dichter nicht bekannt zu sein brauchte.

[3]) Die Gnosis ist eng im Bunde mit der Kabbala. Das Mahl auf der Gralburg ist gleich dem himmlischen Hochzeitsmahle der Pistis Sophia. In den verwandten Sagen vom Priesterkönige und von Apollonius kommen auch die Lichtgewänder der Gnosis vor, die der Himmelswanderer an der Kosmosgrenze empfängt. Näheres in meinem Lichtlande S. 80 u. 96 f.

rätselhaften Bruchstücken, das Gralkleinod selbst verdichtet sich zum Tischlein-deck-dich, zum Wunschkleinod. Über das Ganze breitet sich der schimmernde Nebelduft der Kreuzzugsromantik.

Aber mitten in dieser verschwommenen Märchenpracht sehen wir das große und doch so unklare Sehnen dieses Jahrhunderts nach Wiedergeburt Gestalt annehmen in Parzival. Der lichte Held opfert das Weltliche einem höheren Streben. Er ringt sich durch zu einer Erneuerung seiner Seele, zu einer Vita nova im Einklange mit dem Göttlichen.

Ein Jahrhundert später türmt ein Gigant auch einen Berg in sieben Schichten übereinander, dessen Scheitel das irdische Paradies trägt. Der Dichter selbst besteigt ihn als Protagonist der Menschheit. Während aber Wolfram unter dem auf seiner Zeit lastenden Druck des ungeheuren Zwiespaltes zwischen dem Reiche der Frau Welt und dem Reiche Gottes die Erneuerung der Seele in einem Traumreiche — höher als die Erde und niedriger als der Himmel — feiert, schaut der Sänger der „Commedia“ in gewaltiger Vision die Möglichkeit, jenen Widerstreit auf der Erde selbst durch die Wiederherstellung des Einklanges zwischen dem Irdischen, dem Himmlischen und dem Schönen zu überwinden. Durch die Mär des Eschenbachers von dem Traumreiche des Gral zittert ein Ahnen des kommenden neuen Lebens; Dantes erhabene Terzinen erfüllt der Grundton der köstlichen Feiertagsstimmung der anbrechenden neuen Zeit.

In der strahlenden Wirklichkeit des „Neuen Lebens“ mußte die Märchenpracht verblassen, Und doch! Ganz verscheuchen konnte der tatgewaltige Gegenwartssinn die lockenden Gestalten weltfliehender, vergangener Träume nicht. Hier und da singt man auch später noch von Parzival und seiner Lichtlandburg mit den wunderwirkenden Kleinoden. Daneben aber können dann jene Reste vom uralten Weltbilde des Ostens: der Turm und der Tisch der Sonne[1]), noch einmal, wie damals beim Werden der Gralsage, ihre dichterische Kraft offenbaren. In die fromme Bildersprache unseres Erbauungsbuches und der Glasgemälde jener Mühlhausener Kirche aufgenommen, künden jene Mythologeme nunmehr den Preis der hohen Himmelskönigin.

[1]) Ich bin geneigt, die Anrufung „Goldenes Haus“ in der Lauretanischen Litanei durch unseren goldenen Tisch zu erklären. Der heilige Stein auf dem Götterberge ist in griechischen Hymnen zugleich Altar und **Haus** des Zeus. Die Göttermutter Kybele begegnet uns als göttliches Haus. R. **Eisler**, **Kuba-Kybele**. Philologus LXVIII (1909) 162 f.



Deutsche Himmelsbriefe und russische Heiligenamulette im Weltkriege.

von Dr. Karl Olbrich in Breslau.

„Talisman im Karneol
Gläubgen bringt er Glück und Wohl,
Alles Übel treibt er fort
Schützet dich und schützt den Ort.
Amulette sind dergleichen
Auf Papier geschriebne Zeichen,
Und vergönnt ist frommen Seelen
Längre Verse hier zu wählen.
Männer hängen die Papiere
Gläubig um als Skapuliere."

Goethe: Westöstlicher Divan.

In breiten, aber oft recht dünnen Schichten hat sich das Christentum über Glauben und Brauch der Völker gelagert. Doch das mächtige Urgestein der früheren Anschauungen wirkt in der Tiefe weiter und bildet mit den jüngeren Schichten oft die seltsamsten Konglomerate. Wenn es aber in der Welt gärt, wenn erschütternde Ereignisse die Menschen gewaltig erregen, dann stößt es mächtig empor; das Verlangen der Menschheit, überall vom Göttlichen umgeben, vor allem durch einen übernatürlichen Schutz gefeit zu sein, erfährt die höchste Spannung: da wird, was nur fromme Belehrung, leuchtendes Vorbild, sinniges Symbol sein sollte (ein Bibelspruch, ein Heiliger, das Kreuz), als magisch wirkendes Wort, Bild, Zeichen zum zauberkräftigen Talisman, der seinen Träger in Gefahren beschützt. Das zeigen Streit und Kampf vergangener Zeiten [1], das ist auch im jetzigen Weltkriege wieder in Erscheinung getreten.

[1]) Vgl. K. Olbrich, Über Waffensegen. Mitt. 1897. Heft IV, S. 88—92.



Drei größere Abhandlungen sind bisher auf diesem Gebiete erschienen. Die erste stammt von dem Wiener E. M. Kronfeld: „Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben". München 1915. Mit guter Kenntnis der umfangreichen Literatur bemüht sich der Verfasser, alles zusammenzutragen, was von alters her bis zur Gegenwart in Kriegszeiten an seltsamen Anschauungen und Bräuchen lebendig war; der so gesammelte Stoff ist nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet und verwertet. Die für uns allein wichtigen Beobachtungen im jetzigen Weltkriege sind infolge dessen über das ganze Buch zerstreut und schwer zu finden. Besser wäre es gewesen, sie mit vergleichenden Rückverweisen in einem abschließenden Teile zusammenzufassen. Es sind im wesentlichen Beobachtungen, welche Kronfeld bei Ausbruch des Krieges in Wien machte, daneben Auszüge aus Zeitungsartikeln. Allzu viel bieten sie nicht; immerhin zeigen sie, was auf diesem Gebiete unter dem Einflusse der Mobilmachung bei Heer und Volk der verbündeten Donaumonarchie alsbald in Erscheinung trat. Auf jeden Fall ist A. Hellwigs Urteil über Kronfelds Buch: „es enthalte so gut wie gar nichts, was gerade für den gegenwärtigen Krieg von Bedeutung sei", ungerecht. Auch Hellwigs eigene kleine Schrift: „Weltkrieg und Aberglaube" Leipzig 1916 enthält nicht viel für die Volkskunde wirklich Wertvolles. Der Hauptzweck, den er als Psychologe, Aufklärer und Kriminalist, wie in seinen bisherigen Veröffentlichungen, so auch hier verfolgt (vgl. S. 26 seines Buches), liegt abseits von dem Gebiete der volkskundlichen Forschung. Von sehr beschränkter Bedeutung für diese sind auch die (bereits vorhandener Literatur entnommenen) Prophezeiungen, Weissagungen und Deutungen, welche den größten Teil des Buches füllen. Für die Volkskunde Brauchbares steht auf den Seiten 26—52. Hier wird der Wortlaut von vier Himmelsbriefen mitgeteilt. Drei von ihnen sind Zeitschriften entnommen, den vierten hat Hellwig selbst aus einem im Felde getragenen abgeschrieben. Was er sonst an eigenen Beobachtungen im Felde bietet (S. 33 f., 47, 51), enthält zwar manches Beachtenswerte, enttäuscht aber doch sehr die hohen Erwartungen, welche der Untertitel seines Buches: „Erlebtes und Erlauschtes" wohl bei jedem Leser erwecken muß. Andere Ziele verfolgt der Mystiker Br. Grabinski in seinem breit angelegten Buche: „Neuere Mystik. Der Weltkrieg im Aberglauben und im Lichte der Prophetie" Hildesheim 1916. Während Hellwig grundsätzlich die Möglichkeit



einer übernatürlichen Einwirkung überall ablehnt, will Grabinski den Beweis erbringen, daß nicht alles Aberglauben ist, was auf dem Gebiete des Mystischen berichtet wird (S. 84). So behandelt er denn mit Vorliebe „vom katholischen Standpunkte aus“ die „mystischen, vor allem die ausgesprochen übersinnlichen, ja geradezu übernatürlichen Phänomene, welche mit dem Weltkriege in Verbindung stehen“ (S. VIII). In Wirklichkeit verschwinden auch hier vereinzelte Beobachtungen aus unserer Zeit unter einem Wuste geheimnisvoller Erscheinungen oft recht wunderlicher Art, welche er aus den verschiedensten Quellen aller Zeiten wahllos entnommen hat. Dieser bei weitem größte Teil seines Buches scheidet für die Zwecke der Volkskunde völlig aus. Nur von dem kleinen ersten Teile „Der Aberglauben im Weltkriege“ bringen etwa 15 Seiten einigen brauchbaren Stoff. Zwar sind es auch nicht eigene Beobachtungen, sondern Auszüge aus Zeitungen und Zeitschriften, doch ist diese Sammlung einschlägiger Mitteilungen recht reichhaltig und enthält auch manches Verwendbare. Ich selbst habe, soweit es mir fern von der Kultur möglich war, entsprechende Zeitungsausschnitte gesammelt, stehe aber allen diesen Aufsätzen in der Presse inbezug auf ihre wissenschaftliche Brauchbarkeit mißtrauisch gegenüber. Die meisten von ihnen sind Lückenbüßer für „unter dem Strich“ oder für Unterhaltungsbeilagen und tragen nur zu deutlich den Stempel feuilletonistischer Gelegenheitsplauderei. Wer wollte Wahrheit und Dichtung da unterscheiden, wo es dem Verfasser lediglich darauf ankommt, den Leser durch interessante Mitteilungen und fesselnde Darstellung zu unterhalten?

Aufgabe der Volkskunde ist es zunächst, festzustellen, inwieweit durch Tatsachen aus dem bisher gesammelten Stoffe schon bekannte Dinge erneut bestätigt, neue Gesichtspunkte aus ihnen gewonnen werden können. Da lenken vor allem die Himmelsbriefe die Aufmerksamkeit auf sich. Der Weltkrieg hat gezeigt, daß in der langen Friedenszeit der Glaube an dieses alte Schutzmittel gegen alle Fährnisse des Streites nicht geschwunden war. Seine Verwendung hat sich sogar bei Beginn des Krieges sehr gesteigert, nicht zum wenigsten durch die von geschickten Kolporteuren unterstützten Anpreisungen gewissenloser Verleger, welche viele Tausende gedruckter Exemplare absetzten, und durch gewinnsüchtige Quacksalber, welche unter der Hand die (mehr wirkungsvollen!) Abschriften alter Stücke an die — Frau zu bringen wußten. (Einer bot angeblich sogar Schutzbriefe gegen Läuse feil!)



Ein auch nur einigermaßen sicherer Überblick über die Verbreitung des Himmelsbriefes läßt sich freilich vorläufig noch nicht gewinnen. Daß er auch auf der Flotte bekannt sein mußte, war vorauszusetzen und ist durch Funde bei Leichen von Matrosen, welche nach der Seeschlacht bei Helgoland an den Sylter Strand getrieben wurden, bestätigt worden (Hauptmann Lohmeyer im 2. Kriegsblatt des klassisch-philologischen Vereins zu Bonn. Oktober 1914). Aber die einzelnen Feststellungen sind zerstreut und zum Teil unsicher. Von den 8 Schreibern und Ordonnanzen unserer Bahnhofskommandantur waren z. B. zwei nachweislich im Besitze eines Schutzbriefes, von drei anderen vermute ich, daß sie ihn trugen, aus gewissen Gründen (s. u.) es aber verheimlichten. Ich wandte mich an die oft wechselnden Mannschaften unserer Sanitätswache und an die Ärzte und Pfleger der durchkommenden Lazarett- und Krankenzüge als wohl beste Quellen: ihre Aussagen waren völlig verschieden. Die einen behaupteten, den Brief fast bei jedem Verwundeten und Toten gefunden zu haben; andere kannten wieder nur vereinzelte Fälle. Diese Verschiedenheit der Angaben geht wahrscheinlich darauf zurück, daß sie bei verschiedenen Truppenteilen tätig waren; Landeszugehörigkeit und religiöser Standpunkt (nicht Konfession!) sprechen jedenfalls bei der Verbreitung des Briefes mit, freilich auch Vorbild, Anregung und Nachahmungstrieb. Wie so manches (oft wunderliche!) Marschlied, zunächst von einzelnen gesungen, allmählich Eigentum eines ganzen Truppenteils wird, so verbreitet sich auch der Himmelsbrief. Ist er erst in eine Korporalschaft eingedrungen, so besitzt ihn bald ein großer Teil der Kompagnie, ja des Bataillons. Eine besondere Wertschätzung genießen die alten, vergilbten, schweißdurchtränkten Briefe, welche bereits in früheren Kriegen getragen wurden und ihre Kraft schon wiederholt bewährt hatten. Einen solchen besaß z. B. unser Schreiber und war darauf nicht wenig stolz (vgl. auch Lohmeyer a. O. S. 16 und meine Abhandlung „Zehn Schutzbriefe unserer Soldaten“ Mitteilungen Heft XIX, S. 46 u. 67 f).

Übermittler des Briefes sind zunächst stets Frauen. Der Schein kirchlicher Frömmigkeit, womit der Text harmlose Gemüter leicht täuscht — die Neigung des weiblichen Geschlechtes zum Geheimnisvoll-Mystischen — das Streben, den ins Feld ziehenden Lieben außer Gebeten und Segenswünschen noch einen vielleicht doch wirksamen Schutz mitzugeben, erklären diese Erscheinung genügend. Ob dabei — vielleicht unbewußt — auch die uralte An-



schauung noch mitwirkt, daß die Übertragung des Zaubers von einem Geschlechte auf das andere seine Wirkung besser verbürgt, muß dahingestellt bleiben. Andeutungen darüber habe ich weder selbst gehört noch irgendwo gelesen. Gewöhnlich lassen die Soldaten, welche in den Besitz eines Briefes gelangen wollen, sich eine Abschrift aus der Heimat von Angehörigen nachschicken; doch schreiben sie ihn auch selbst im Schützengraben oder in der Ruhestellung von anderen ab (Mitteilung mehrerer Offiziere).

Hierzu eine Zusammenstellung aus den von mir gesammelten Berichten: Vielfach wurde beobachtet, wie Frauen einberufener Reservisten noch am Tage vor dem Ausrücken unter Hintenansetzen alles anderen Himmelsbriefe abschrieben, welche eine Freundin oder Nachbarin ihnen geliehen hatte. Andere Soldaten bekamen sie durch die Post von unbekannter Seite zugesandt. Nicht wenige treue Mütter schickten mit anderen Gaben auch einen Himmelsbrief dem Sohne nach mit der Mahnung, ihn ja stets bei sich zu tragen, dann könne ihm kein Leid zustoßen. In Lazaretten zeigten kirchlich fromme Soldaten ihren Pflegern und tröstenden Besuchern als „Beweis ihres besonderen Vertrauens“ den Brief, den sie, in Leinwand eingenäht, an einer Schnur um den Hals trugen. Bezeichnend ist, daß mancher meint, die liebe Mutter müsse den schönen Brief wohl von dem Pastor bekommen haben.

Mit einer alten Anschauung hängt es auch zusammen, daß der Träger des Briefes ihn nur ungern anderen zeigt, vor allem aber ihn vor den Augen Ungläubiger ängstlich hütet. Denn hierbei spricht sicher nicht nur die Scheu mit, einem Aufgeklärten den eigenen Glauben an solche abergläubische Dinge zu verraten. Unser Gefreiter L. und mein Bursche gaben z. B. ohne weiteres zu, daß sie einen Schutzbrief besaßen; nichts aber konnte sie bewegen, ihn mir zu zeigen. „So was zeigt man nicht!“ war die stete Antwort. Es ist eben der alte Glaube, daß der Zauber durch Bekanntgeben an andere seine Kraft einbüßt. „Mein Weib, nichts von den Dingen sag! Solch geistlich Ding muß heimlich sein!“ sagt der Bauer in Hans Sachsens „fahrend Schüler im Paradies.“ Viele verschweigen deshalb wohl überhaupt, daß sie einen Brief besitzen. Wenn (Hellwig a. O. S. 47 ff.) ein schwer verwundeter Kanonier behauptet, der Brief habe ihn nur deshalb nicht vor dem Geschoß beschützt, weil er ihn einem Ungläubigen zum Abschreiben lieh, so bestätigt dies genau obige Anschauung. Den Text sämtlicher Briefe, welche während des Krieges mir zur Kenntnis kamen, habe ich unter Zugrundelegen der von mir (Mitteilungen Heft XIX, S. 46 ff.) aufgestellten Haupttypen nachgeprüft. Sie zeigen ohne Ausnahme die eine oder andere der vier dort nachgewiesenen Zusammensetzungen;



auch der Wortlaut bietet — abgesehen von den üblichen sinnlosen Verschreibungen — nichts Neues. Durch diese Übereinstimmung wird abermals bestätigt, daß, wie bei jedem Zauber, so auch hier die geringste Änderung ängstlich vermieden wird; jede Eigenmächtigkeit, jedes Versehen könnte ja die Wirkung abschwächen oder gar aufheben. Wer, wie ich, eine größere Sammlung solcher Briefe besitzt, beobachtet immer wieder, mit welch peinlicher Sorgfalt die meist ungeschickten Hände Buchstaben für Buchstaben langsam nachgemalt haben. In dem einen Falle, wo genau derselbe Brief in ein und demselben Stücke zweimal hintereinander steht, mag wohl auch weniger der Glaube an eine gesteigerte Wirkung, als die Angst vor einem Fehler in der ersten Niederschrift, die wunderliche doppelte Ausfertigung veranlaßt haben.

Während so der Himmelsbrief von den Soldaten nachweislich gern als Schutzmittel getragen wird, sind eigentliche Amulette meines Wissens beim deutschen Heere bisher nicht festgestellt worden. Alle jenen lieben Andenken oder Erbstücke, die man stets bei sich trägt, deren Verlust Unruhe und Unlustgefühle auslöst, sind, wie Hellwig (a. O. S. 26 ff.) mit Recht betont, doch nur amulettähnlich, die damit verbundenen Empfindungen etwa ein verfeinerter Amulettglauben. Auch jene Gegenstände, die nach Kronfelds Angaben (a. O. S. 63 ff.) bei Kriegsausbruch in Wiener Geschäften auslagen und bei den ausrückenden Soldaten guten Absatz fanden, kann ich nicht unbedingt als Amulette ansehen. Spielereien, wie Glücksschweinchen, Kleeblätter, u. a., scheiden von vornherein aus; aber auch die Svastikakreuze und Thorhämmer, womit wohl vor allem die deutschösterreichischen Wodansverehrer sich schmückten, und die im offiziellen Auftrage des K. K. Kriegshülfsbureaus aus eisernen Hufnägeln gefertigten „Glücksringe“ mit der Aufschrift „Kriegsglück 1914“ sind doch schließlich nur Schmucksachen, Anhänger für die Uhrkette, kleine Liebesgeschenke. Den Glücksring sah ich bei durchkommenden Österreichern: sie machten sich selbst darüber lustig, an eine wirkliche Schutzwirkung glaubte schwerlich einer. Zum Begriff Amulett gehören aber zwei wesentliche Eigenschaften: zunächst ein Gegenstand, dessen Stoff, Bild, Inschrift nach einer verbreiteten Anschauung das bewirkt, was in amolimentum[1]), der lateinischen Übersetzung von φυλακτήριον liegt, d. h. daß es Gefahren von mir abwendet (amoliri).

[1]) An die Herleitung von arabischem humulet = portari glaube ich nicht recht.

Damit aber muß bei dem Träger verbunden sein der feste Glaube an seine Wirkung, wie er sich eben in einem bestimmten Verhalten (siehe oben Himmelsbrief) unverkennbar äußert. Beides ist nun der Fall bei den Münzen, welche die russischen Soldaten ohne Ausnahme an einer Halsschnur tragen. Oft sind es so viele, daß sie, zusammengerutscht, einen wahren Ballen oder, einzeln aufgereiht, eine lange Kette bilden; bisweilen aber ist es auch nur ein einziges, meistens größeres und von den Ahnen ererbtes Stück. Getragen werden sie auf der bloßen Brust unter dem Hemde; so bilden sie und die Schnüre eine gegebene Brutstätte für das russische Haustierchen, die Laus. Es sind durchweg kirchlich gesegnete Medaillen, sie besitzen aber trotzdem die oben gekennzeichneten Merkmale eines Amuletts. Der russische Gefangene zeigt sie nur ungern; falls bei Untersuchungen das Hemd auf der Brust sich verschiebt, steckt er sie meistens schnell weg. Falls er, dazu aufgefordert, sie zeigen muß oder, zutraulicher geworden, von selbst zeigt, bemüht er sich, sie wenigstens nicht aus der Hand zu geben, wobei wohl noch nicht allein die Besorgnis, man könnte sie ihm wegnehmen, mitspricht. Spaß macht es, das Verhalten der Gefangenen bei den Entlausungen zu beobachten, wo sie sich völlig entkleiden und alles, was sie am Körper tragen, zum Entlausen und Entseuchen abliefern müssen. Hier fruchtet kein Versprechen, daß sie nachher alles wiedererhalten — auf jede Weise suchen sie ihr Amulett am Körper mit durchzuschmuggeln: sie bergen es geschickt in den geschlossenen Händen, stecken es in den Mund oder klemmen es in einer Körperhöhlung fest. Natürlich suchen die bedrängten Läusescharen in Schnur und Münzvertiefungen ihre Zuflucht und klettern nach erfolgter Entlausung fröhlich wieder hervor — aber das Amulett ist gerettet! Fast jeder Versuch, diese Münzen im Tauschhandel (etwa gegen eine Schachtel der sehnsüchtig begehrten Zigaretten) zu erwerben, schlägt fehl, obwohl sie meistens weder künstlerischen noch Metallwert haben. Seine Orden verkauft der russische Gefangene sofort, schwerlich aber sein Amulett! Die Stücke, welche ich besitze, sind zum Teil nach der Verpflegung größerer russischer Gefangenentransporte gefunden worden, zum Teil haben sie mir befreundete Ärzte überlassen, welche sie Leichen bei den Sektionen abnahmen.

Hierzu einige Beispiele aus meinen Erfahrungen: Ich habe mich in dieser Angelegenheit wiederholt an die Transportführer der Gefangenentrupps gewendet,



welche aus dem benachbarten Sammellager nach dem Inneren abgeschoben wurden. Mit Hülfe der deutschsprechenden Gruppenführer wurde stets festgestellt, daß alle Gefangenen solche Amulette besaßen, aber nur wenige entsprachen meiner Aufforderung, sie zu zeigen, und auch dann erst, nachdem der Dolmetscher sich ausdrücklich verpflichtet hatte, sie nicht aus der Hand zu geben. — Einmal besuchte ich mit unserem Stabsarzt Gefangene, welche in einer Eisenbahnwerkstatt beschäftigt waren. Durch gute Behandlung und reichliche Beköstigung waren sie zutraulicher geworden, insbesondere ihrem Doktor zu Danke verpflichtet. Als sie von meinem Wunsche hörten, zeigten sie bereitwillig ihre Münzen, aber nur einzelne ließen es zu, daß ich sie in die Hand nahm und abzeichnete. Mit ihnen zusammen arbeiteten auch einige französische Gefangene, welche spöttisch zusahen, wie die Ententegenossen ihre Heiligtümer vorwiesen. Auf meine Frage, ob sie nicht auch etwas ähnliches besäßen, gaben sie mit überlegenem Lächeln die Antwort, Franzosen seien nicht so abergläubisch, höchstens könnten Elsässer solche Dingen besitzen (!) Das wäre denn doch von einem Kameraden, der an der westlichen Front tätig ist, nachzuprüfen. Nachdem die anderen sich entfernt hatten, brachte der jüdische Dolmetscher, der sich gefällig zeigen wollte, noch einen Russen heran, der nach einigem Zureden seine Brust entblößte und sein Amulett zeigte. Es war ein sehr altes Stück, handtellergroß, in Gestalt eines Triptychons, und sehr stark abgenützt. Nach seinen Angaben war es schon mehrere hundert Jahre in seiner Familie. Sowohl beim Herausnehmen als beim Einstecken küßte er es ehrfürchtig dreimal — Ein gefangener russischer Fliegeroffizier, der bei uns durchkam und sich auf eigene Kosten besser verpflegen durfte, wies, nachdem ein Gespräch über Puschkin und Gogol uns näher gebracht hatte, ein sehr wertvolles Kreuz vor, dem nach seinem Glauben er allein die Rettung aus dem abgeschossenen Doppeldecker verdankte. Nach seinen Erzäungen geht Sitte und Glaube bis in die höchsten Kreise. Ich möchte hier auf die bekannte Stelle in Schillers Demetrius hinweisen:

„schon kniet' ich nieder an dem Block des Todes,
entblößte meinen Hals dem Schwert.
In diesem Augenblicke ward ein Kreuz
von Gold und kostbarn Edelsteinen sichtbar,
das in der Tauf' mir umgehangen ward.
Ich hatte, wie es Sitte ist bei uns,
das heilge Pfand der christlichen Erlösung
verborgen stets an meinem Hals getragen
von Kindesbeinen an, und eben jetzt,
wo ich vom süßen Leben scheiden sollt,
ergriff ich es als meinen letzten Trost
und drückt es an den Mund mit frommer Andacht."

Bekanntlich rettet es dem falschen Zarewitsch das Leben. Die Stelle ist wieder ein Beweis dafür, wie Schiller auf Grund sorgfältiger und eingehender Quellenstudien selbst feinere Züge aus Volkssitte und -brauch in seine historischen Dramen zu verweben wußte.

10*



Ich gehe nun zu einer Besprechung der Stücke über, welche sich in meinem Besitze befinden. Zwei davon sind polnischer Herkunft. Das eine, in Barockform, aus Aluminium, zeigt auf der einen Seite Papst Pius X., darunter eine kleine und eine große Krone, dazu die Umschrift: „Andenken an die zweite Krönung der Mutter Gottes von Czenstochau, geopfert durch Pius X. 22. 5. 1910.“ Auf der anderen Seite befindet sich die Mutter Gottes mit dem Christuskinde und die Umschrift: „Königin der Krone Polens, bitte für uns.“ Trotz dieses rein kirchlichen Charakters wird man die Münze als Amulett ansprechen dürfen, wenn man bedenkt, daß die fanatisch in Russisch-Polen verehrte schwarze Schutzherrin als Wundertäterin in allen Notlagen angerufen wird. Deutlicher tritt der Amulettcharakter bei der zweiten Münze hervor. Sie ist ebenfalls aus Aluminium gefertigt, aber in der Gestalt eines oben und unten spitz zulaufenden Schildes. Auf der Vorderseite befindet sich ein Kreuz; in seinen Innenwinkeln stehen vier Buchstaben L (ist) S (kutecz) A (ntoniego) P (adawskiego) „wundertätiger Brief (= Schutzbrief) des Antonius von Padua“. Auf der Rückseite ist das Bild des heiligen Antonius mit dem Jesuskinde, rings herum steht der „Brief“: „Hier ist das Kreuz des Herrn †, fliehet ihr Satanasse † es wird siegen der Löwe aus dem Stamme Juda aus der Wurzel Davids †.“ Legenden bestehen über den frühzeitig heilig gesprochenen Antonius von Padua nicht, desto mehr umranken ihn volkstümliche Wundergeschichten. Aus dem Kreuze, den Anfangsworten des Segens und den drei dazwischen stehenden Kreuzeszeichen ergibt sich eine Beziehung auf die Erzählung, daß Antonius schon als zehnjähriger Knabe den Teufel aus der Kathedrale von Lissabon durch das Kreuzeszeichen vertrieb (vgl. Kerler: „Patronate der Heiligen“ S. 237). Die Münze ist ein unverkennbares Amulett gegen Angriffe höllischer Mächte.

Viel mehr, als bei den katholischen Polen, ist bei den orthodoxen Russen das Amulett verbreitet. Das russische Christentum besteht ja bei der größten Masse nur in gedankenloser Aneignung der äußeren Form und des Ritus, von deren peinlicher Beachtung ihnen die Heilskräftigkeit des Inhalts abhängt. Ein Gebet ohne heiligen Gegenstand, zu dem er betet, ist z. B. für den Russen unmöglich. Der Bauer, auf dem Acker von der Stunde der Andacht überrascht, stößt sein Grabscheit in die Erde und betet zu dem durch Schaft und Handgriff gebildeten Kreuze. Im Notfalle legt der Russe, wie ich



es selbst öfters bei Gefangenen gesehen habe, die Finger zum Kreuze zusammen und küßt sie mit Andacht. Ähnlich steht es mit der Bilderverehrung. Die orthodoxe Kirche lehrt zwar, daß das „wunderwirkende Bild nur als ein Mittel der von Gott und den Heiligen ausgehenden Gnadenwirkung zu erachten sei", für den gemeinen Mann aber geschieht die Wunderwirkung durch das Bild selbst — damit wird es zum Amulette. Dazu kommt noch, daß die meisten Inschriften dieser Münzen infolge alter Überlieferung als (oft rätselhafte) Abbreviaturen mit Titulusstrich geschrieben sein müssen, welche die meisten Russen selbst nicht entziffern können; so wirken sie denn auch auf den gemeinen Mann als arcana sacra, als magische „Charakteres"[1]).

Am häufigsten sah ich bei den Gefangenen jene eiförmigen, dünnen Münzen aus schlechter Bronce, welche angeblich auf Befehl der Zarin geprägt, von den Popen geweiht und zu vielen Tausenden an die ausrückenden Soldaten verteilt wurden. Die Vorderseite zeigt bald einen byzanthinisch-archaischen Christus in Halbfigur mit Evangelienbuch und erhobenen Schwurfingern, bald den heiligen Georg hoch zu Roß, den Drachen tötend. Er ist ja der Patron aller Krieger, der ihnen im Kampf und Streit beisteht (Kerler a. O. S. 60. 65. 300. 338.). Auf der Rückseite der Münzen stehen mit großen schwarzen Lettern die Worte: „spasi i sochrani" Errette und erhalte! als bindender Spruch.

Ebenso verbreitet, wie diese ovalen Amulette, sind die aus Messing, Bronce oder Silber angefertigten, sehr dünnen und leichten Kreuze. Ihre Größe schwankt zwischen einem und vier Zentimetern. Die Rückseite trägt nur den Fabrik- oder Silberstempel. Es ist für den Massenvertrieb hergestellte, billige Ware. Das Kreuz ist stets etwas zierlicher gestaltet: bald erweitern sich die vier Ecken durch die bekannten, in Rußland sehr verbreiteten kleeblattartigen Ansätze, bald — aber viel seltener — zeigt sich eine dem Johanniterkreuze ähnliche Form, welche manchmal durch Aufsetzen von Knöpfchen an den Spitzen und in den Winkelecken noch weiter ausgeschmückt wird. Der Grund ist blau, seltener grün oder schwarz emailliert; bisweilen heben sich auch Zeichnung, Inschrift und Verzierungen in

[1]) Beim Entziffern der Inschriften haben Herr Prof. Dr. Abicht und Fräulein E. Härtel mich wesentlich unterstützt: Herrn Prof. Abicht bin ich auch für die wertvollen Hinweise auf die einschlägige russische Literatur zu besonderem Danke verpflichtet.



Emaille vom Metallgrunde ab. Das Bild zeigt nur selten Christus am Kreuze, meistens ist es ein nacktes Kreuz mit sehr schmalen Hölzern, selten das einfache, meistens das Patriarchenkreuz mit drei Querbalken, von denen der obere für die Inschrift, der untere als Fußpflock gedacht wird; durch Schrägliegen des letzteren ist öfters das Andreaskreuz mit dem Patriarchenkreuz vereint. Dazwischen gestellte Sterne und Arabesken bilden eine weitere, beinahe heraldische Ausgestaltung. Zu Füßen des Kreuzstammes liegt fast immer ein Totenschädel, dem manchmal gekreuzte Gebeine oder ein Erdhügel beigegeben sind[1]). Neben dem Kreuze ragen bisweilen Lanze und Rohr mit Schwamm empor, welche ebenso wie Zangen und Nägel, in dem Erdboden stecken. Meistens ist am Kopf des Kreuzes ein Täfelchen schräg befestigt, auf dem man die vier Buchstaben I. N. Z. J. „Jesus Nazarenus König (Zar) der Juden" erkennen kann. Die Inschriften[2]) laufen den Querbalken entlang, sind zu Füßen und Häupten des Kreuzes, auf die Außenecken und Innenwinkel verteilt. Sämtliche Münzen tragen in der üblichen Abbreviatur ICXC die Inschrift Jesus Christus auf zwei Seiten verteilt. Über dem Kreuze steht abgekürzt meistens das Wort uskres „er ist auf-

[1]) Der Schädel, auf dem das Kreuz steht, ist der Schädel Adams. Die entsprechende Legende ist wohl im Anschluß an I. Korinth. 15, 45 ff. entstanden, im Morgenlande sehr verbreitet und in den russischen Apokryphen enthalten. Dem entspricht die Schilderung, welche der russische Abt Daniel von der Kreuzigungsstätte gibt. Seine „Pilgerfahrt ins Heilige Land" aus den Jahren 1113—1115 (mit französischer Übersetzung und Anmerkungen herausgegeben von Abraham von Noroff. (Petersburg 1864) ist eines der ältesten und wertvollsten russischen Schriftwerke. Dort heißt es S. 22 f.: „Das Kreuz Christi erhob sich auf einem Steine . . . dieser Stein ist rund wie ein Hügel" (vgl. die Darstellung auf unseren Münzen!) . . . Unter diesem Steine liegt der Schädel des ersten Menschen Adam . . . Als unser Herr Jesus Christus am Kreuze seinen Geist aufgab . . . da zersprang der Stein über Adams Schädel, und in diesen Sprung flossen Blut und Wasser aus den Rippen des Herrn und wuschen die Sünden des Menschengeschlechtes ab . . . und dieser Sprung ist noch in dem Steine bis auf den heutigen Tag."

[2]) Jedes russische Heiligenbild muß eine Inschrift als Bezeichnung des Gegenstandes tragen, damit der Gläubige nicht etwa etwas Heidnisches oder Teuflisches anstatt eines Heiligen anbetet. Deshalb wird wohl auch meistens obraz = Abbild des . . . hinzugefügt. So ließ der heilige Despot Stephanos auf den „Bildern aus dem Westen auf Papier", welche, während er im Sterben lag, eingeschmuggelt wurden, sofort eine Unterschrift anbringen, um wenigstens den Hauptanstoß zu beseitigen. (vgl. vita Stephani Lazari filii von Konstantin Kostenski 1431. p. 324. 28.



erstanden"; einige fügen zu Jesus Christus nach tsar slawy „Herr des Ruhmes" oder gospoda nasch „unser Herr". Recht altertümlich ist das bei einigen Münzen am Fußende stehende, auf vier Felder verteilte *νικα*, eine Erinnerung an Kaiser Konstantins berühmtes „*ἐν τούτῳ νικᾶ*", welches seit der Schlacht bei Saxa rubra bekanntlich an den Kreuzen und Fahnen angebracht wurde, unserer Münze aber als einem Kriegsamulett vielleicht noch besondere Bedeutung verleiht. Nun stehen noch rings um den Kopf Christi auf sämtlichen (den ovalen wie kreuzförmigen) Münzen drei rätselhafte Buchstaben; sie sind auf drei abgesetzte Felder des Nimbus verteilt und bedeuten: „obraz ot nebes = Bild vom (oder aus) dem Himmel." Bei dem auftauchenden Zweifel, ob ot hier geistige Abstammung oder räumliche Herkunft bezeichnet, entscheide ich mich ohne Bedenken für die letztere und übersetze „aus dem Himmel gefallenes Bild". Die russische Kirche kennt ja eine Reihe *εἰκόνες ἀχειροποίητοι*, nicht durch Menschenkunst hergestellte Bilder; außer den wenigen von Christus auf einem Tuch „abgedruckten" (Bild zu Edessa, vgl. das Schweißtuch der Veronika) sind es zahlreiche „erschienene" oder „gefundene". Das Schestokowsche Marienbild fällt z. B. durch den Schornstein in die Ofenhöhlung (Menologion II, 31). Eine Weiterbildung dieses Herabkommens der Bilder vom Himmel als Gnadenzeichen ist es, wenn beim Tode des Despoten Stephanos „die heiligen Bilder in der großen Kirche von Belgrad von der Stadt weg sich in die Luft erheben" als Zeichen „daß sie die Stadt verlassen"[2]). Außer diesen beiden, immer wiederkehrenden Formen des Amuletts sind mir noch einige andere bekannt geworden, die ich kurz besprechen will. Eine ovale Silbermünze zeigt auf der einen Seite Christus, in dessen vergoldetem Heiligenscheine sich wieder die vier Buchstaben befinden, mit Unterschrift: „Abbild unseres Herrn Jesus Christos", auf der anderen Seite die Mutter Gottes in herabfallendem jüdischen Kopf- und Armschleier, welche das vor ihr stehende Christuskind an sich zieht. Das vergoldete Schriftband besagt: „Abbild der sehr heiligen

[2]) Vgl. die oben zitierte vita Stephani p. 324. 13.; woher Stephanos weiß, in welcher Reihenfolge die Bilder aufstiegen, weiß ich nicht, doch stimmt diese Reihenfolge (Gottesmutter — Johannes der Täufer — je 6 Apostel von beiden Seiten) genau mit der Anordnung der Bilder auf mehreren Triptychen (s. u.) überein. — Ein in den Lüften schwebendes Kreuz s. Daniel a. O. S. 12. — Orientalisch-hellenistische Einflüsse haben bei diesem Glauben wohl vorbildlich eingewirkt, vgl. Hesychius s. v. *διοπετής* und Euripides Iph. Taur. 87 f. ***ἄγαλμα θεᾶς, ὅ φασιν ἐνθάδε εἰς τούσδε ναοὺς οὐρανοῦ πεσεῖν ἄπο.***

Gottesmutter, Rettung für einen Verlorenen[1]).“ Der Stern der Magier auf dem Kopfschleier, der ernste Gesichtsausdruck der nicht jugendlich dargestellten Maria, der eigenartig muschelförmig gewölbte und geriefte Hintergrund weisen ebenso, wie die archaisch steife Darstellung des Christuskindes, auf alte Vorbilder hin. Eine zweite Silbermünze zeigt auf der einen Seite zwei durch eine Säule getrennte Mönche; nach der auf dem Emaillenbande stehenden Inschrift sind es „Abbilder des sehr heiligen Antonius und Theodosius“; zwischen ihren Füßen erhebt sich eine winzige Kirche. Es sind die berühmten Begründer des Höhlenklosters zu Kiew, an das sich die Anfänge des Christentums in Rußland knüpfen, und das Kirchlein mit der Zwiebelkuppel und sehr hohem Kreuze ist das Höhlenkloster selbst. Die andere Seite trägt nach der Umschrift das „Abbild der sehr heiligen Großmärtyrerin Barbara“. Hinter der Krone, Nimbus und Kreuz tragenden Heiligen erhebt sich ihr Symbol, der Turm mit den drei Schießscharten, von dem die Legende berichtet und der sie vermutlich auch zur Waffenheiligen gemacht hat (Kerler a. O. s. v.). So steht der Träger des Amulettes zugleich unter dem Schutze der wundertätigen Begründer seiner Kirche und der Patronin aller, die Kriegsgerät anfertigen und mit Waffen umgehen. Leider hat eine Barbarenhand auf beiden Münzen mitten zwischen die auf kleinstem Raume (1,5 cm) schön ausgeführten Gestalten Fabrik- und Silberstempel eingeprägt. Eine dritte, rechteckige (3 : 2 cm) Münze aus guter Bronce weist auf der Vorderseite in sehr schöner Zeichnung den „sehr heiligen Nikolaos, Wundertäter“ im vollen Schmucke eines Erzbischofs mit Evangelienbuch und segnend erhobenen Fingern (weiteres s. u.). Auf der Rückseite sieht man ebenso, wie bei der nächsten Münze, das Patriarchenkreuz mit Andreasbalken, Adamsschädel und Marterwerkzeugen. Die Vorderseite des vierten Amuletts, eines plumpen, schwarz emaillierten Messingkreuzes (5 cm hoch mit der schwerfälligen Öse), ist völlig mit Schriftzeichen bedeckt, die ohne Absetzen hinter einander über beide Balken geschrieben sind. Soweit sie sich überhaupt entziffern lassen, bedeuten sie: „A. A. (Amen, Amen?) und Gott wird aufstehen, uud es werden auseinandergehen seine Feinde, und es wird siegen seine Bande.“ Es ist eine etwas seltsame, für ein Kriegsamulett aber ganz passende Übersetzung von Psalm 68, 2. Das Kreuz macht in seiner ganzen Aus-

[1]) Die Richtigkeit dieser Übersetzung bleibt fraglich.

gestaltung, in Schrift- und Sprachform einen recht altertümlichen Eindruck; im Anschluß an weißrussische Wortformen wäre nachzuprüfen, ob es etwa einem besonderen (Kosaken?) Stamme eigentümlich ist. Das Museum schlesischer Altertümer besitzt ein gleiches Stück.

Das bei weitem interessanteste Amulett aber sind jene zusammenklappbaren Tragaltärchen, welche der Russe ikony nennt. Das hiesige Museum schlesischer Altertümer besitzt deren 14 Stück, welche vermutlich in Kriegszeiten, 1813/14 oder schon 1761/72, nach Schlesien gekommen sind. Cybulski hat 1867 einige in der Zeitschrift: „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift" (7. Bericht S. 61 ff.) beschrieben und erklärt; ihm verdanke ich eine Reihe wichtiger Aufschlüsse. Ich selbst habe drei Altärchen von Ärzten aus dem Gefangenenlager erhalten, einige bei durchkommenden Gefangenen gesehen und zwei abgezeichnet. Die Größe der Triptychen mit aufgeklappten Seitenflügeln bewegt sich zwischen sieben und zwölf Zentimetern in der Breite, fünf bis sechs Zentimetern in der Höhe. Sie bestehen aus Messing oder Bronce, einige sind emailliert und vergoldet; bei drei Stücken ist auch die Außenseite mit Bildern und Inschriften geschmückt. Abgesehen von einem vortrefflich erhaltenen, reich verzierten Stücke in der Museumssammlung, zeigen sie sämtlich Zeichen einer langen Verwendung (s. oben); wie wir später sehen werden, können sie mindestens bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückreichen. Dieser lange Gebrauch des Erbstücks in vielen aufeinander folgenden Geschlechtern, das übliche Tragen auf der bloßen, mit Schweiß und Schmutz bedeckten Brust, schließlich auch das viele Abküssen haben ihre Spuren hinterlassen: die Amulette sind, namentlich an den Rändern, stark abgerieben, die Inschriften und Reliefbilder abgestumpft, verwischt, z. T. unerkennbar. Der kirchlich-künstlerische Typus ist uralt, die Zeichnung meistens plump und ungeschickt. Cybulski hat aus dieser archaischen Darstellung, welche die Eigentümlichkeiten der ältesten Überlieferung wahrt, dem eigenartigen Zusammenhalten der Finger bei der Bekreuzigung und einigen anderen Merkmalen den Schluß gezogen, daß diese Altärchen der Ende des 17. Jahrhunderts zuerst auftauchenden Sekte der „Altgläubigen" oder raskolniki (Abtrünnigen) angehören[1]). Dies mag im allgemeinen zutreffen. Hat man darauf

[1]) Über die raskolniki vgl. den guten Aufsatz in Herzog-Haucks: „Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche." s. v.



achten gelernt, so erkennt man die Angehörigen dieser Sekte an ihren Bräuchen alsbald heraus. Als wir z. B. den größten Teil der Besatzung des eroberten Modlin (etwa 50000 Mann) zu verpflegen hatten, fiel die große Anzahl derer auf, die, ehe sie aßen, niederknieten, ihre Mütze abnahmen, vor dem Essen und nach ihm sich dreimal bekreuzten und die gekreuzten Finger küßten.

Die christlichen Triptychen waren eine Weiterentwicklung der römischen Dyptichen, welche die ältesten Christen als ihren Zwecken dienlich herübergenommen und umgestaltet hatten. Sie dienten zunächst als Namensverzeichnisse der Heiligen, Märtyrer und Bekenner, dann als tabulae itinerariae, altaria portabilia. Sie waren damals schon z. T. nur handtellergroß, wurden, aufgeschlagen, als Altarschmuck aufgestellt, in der Zeit der Christenverfolgungen aber als Gegenstand der Verehrung von den Gläubigen in ihre Zufluchtsstätten mitgenommen[1]). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie, wie Cybulski meint, bei den von Kirche und Andacht ausgeschlossenen, von den Rechtgläubigen verfolgten Raskolniki eine ähnliche Rolle gespielt haben. Sie sind mit einer Öse versehen, so daß sie am Halsbande befestigt werden können; so trug man sie bald als Amulett bei sich, bald stellte man sie mit halbgeöffneten Seitenflügeln auf, um seine Andacht davor zu verrichten. Zu gleichen Zwecken hat der altgläubige russische Soldat sie wohl auch diesmal mit ins Feld genommen, obwohl das Scheuern der schweren, harten Metallstücke auf der bloßen Brust gewiß keine Annehmlichkeit ist. Bilder und Inschriften dieser Tragaltärchen sind recht verschieden. Von den mir bekannten tragen auf dem Mittelstück: eines den Offenb., Joh. 2, 13. erwähnten Rischof und Großmärtyrer Antipas, fünf Christus, sechs die stets als *θεοτόκος* gekennzeichnete Jungfrau Maria, sieben den Bischof und Bekenner Nikolaos von Myra. Eine Beschreibung und Deutung im einzelnen liegt dieser Abhandlung fern; nur dem am meisten vertretenen Nikolaus müssen wir noch etwas näher treten, dem größten Heiligen Rußlands, den auch Muhammedaner verehren und die heidnischen Burgaten als „grauen Greis“ anbeten[2]). Dieser lykische Bischof war ein glaubenseifriger,

[1]) Vgl. die Realencyklopädie der christlichen Altertümer von Kraus s. v. „Dyptichon“. Nach Philostorgios hist. eccl. II, 3 hat der heilige Lucian „auf seiner eigenen Brust zelebriert“ d. h. wohl auf dem dort getragenen Tryptichon.

[2]) Vgl. Maltzews, „Menologion der orthodox katholischen Kirche des Morgenlandes“ I, 492 ff.



streitbarer Herr, der auf dem Konzil zu Nicäa einem Arianer eine Ohrfeige gab, deshalb seines Priesterschmuckes verlustig ging, ihn aber später von zwei Engeln wiedererhielt und nun auf allen Darstellungen in kostbarer Ausstattung und ungewöhnlicher Größe trägt[1]). Nun führt er aber auf vier von den sieben mir bekannten Darstellungen ein Schwert in der Rechten, welches auf folgende Legende hindeuten soll: Drei junge Soldaten waren vom Konsul unschuldig zum Tode verurteilt worden und sollten eben hingerichtet werden, da trat Nikolaos heran, entriß dem Henker kühn das Schwert und befreite sie. Die Heiligen behalten je in dem orthodoxen Glauben nach dem Tode ihre Individualität bei, zeigen besonderes Interesse für Dinge, welche mit Ereignissen ihres Lebens zusammenhängen, und erweisen sich da hilfreich[2]). Der russische Soldat wird demnach wohl wissen, warum er gerade diesen Heiligen in den Kampf gegen die Ungläubigen mitnahm!

Die russische Regierung hat es sehr geschickt verstanden, der großen Masse den Krieg gegen Deutschland als einen heiligen Krieg gegen die Andersgläubigen darzustellen. Dafür spricht auch der bei einem russischen Gefangenen in Debreczin gefundene „Heilige Brief an die russischen Soldaten", den nach seiner Angabe die Armeeleitung unter die Soldaten verteilen ließ[3]).

„Heiliger Brief an die russischen Soldaten! Dieses Schreiben wurde in der Potschajewer Klosterkirche hinter dem Bilde der heiligen Jungfrau gefunden. Den Brief selbst hat der Sohn Christus der heiligen Jungfrau geschrieben, und wer ihn liest, dem bringt der Krieg Glück, der bringt dem Väterchen Glück, dem Zaren aller Russen, auf daß er seine Feinde niederringe. Russischer Soldat! Ich, Jesus Christus, gebiete Dir, daß Du diesen Brief, wenn Du ihn gelesen hast, Deinen Kameraden weitergeben sollst. Unser Herr und Gebieter, der große und mächtige Zar, ist mit seinen Völkern in Gefahr geraten. Feinde haben ihn angegriffen, wiewohl er über die ganze Welt seine Macht ausbreiten muß, damit alle Lebewesen auf Erden die Güte und den Segen seiner Hand fühlen können. Der große und mächtige Zar hat zu den Waffen gegriffen, damit er mit Euch, russischen Soldaten, das Erbe seiner Väter vergrößere. Er ist mit Euch in einen siegreichen Krieg gezogen, und Euere Pflicht ist es, für den Zaren das Blut zu vergießen und das Leben zu opfern. In wilden Schlachten ist der Segen der heiligen Jungfrau mit Euch und begleitet Euch auf dem Wege der Gerechten. Ruchlos ist der Feind und

---

[1]) Cybulski a. O nach dem Catalogus Sanctorum. Venedig 1500.

[2]) Menologion: Einleitung S. LXXIV.

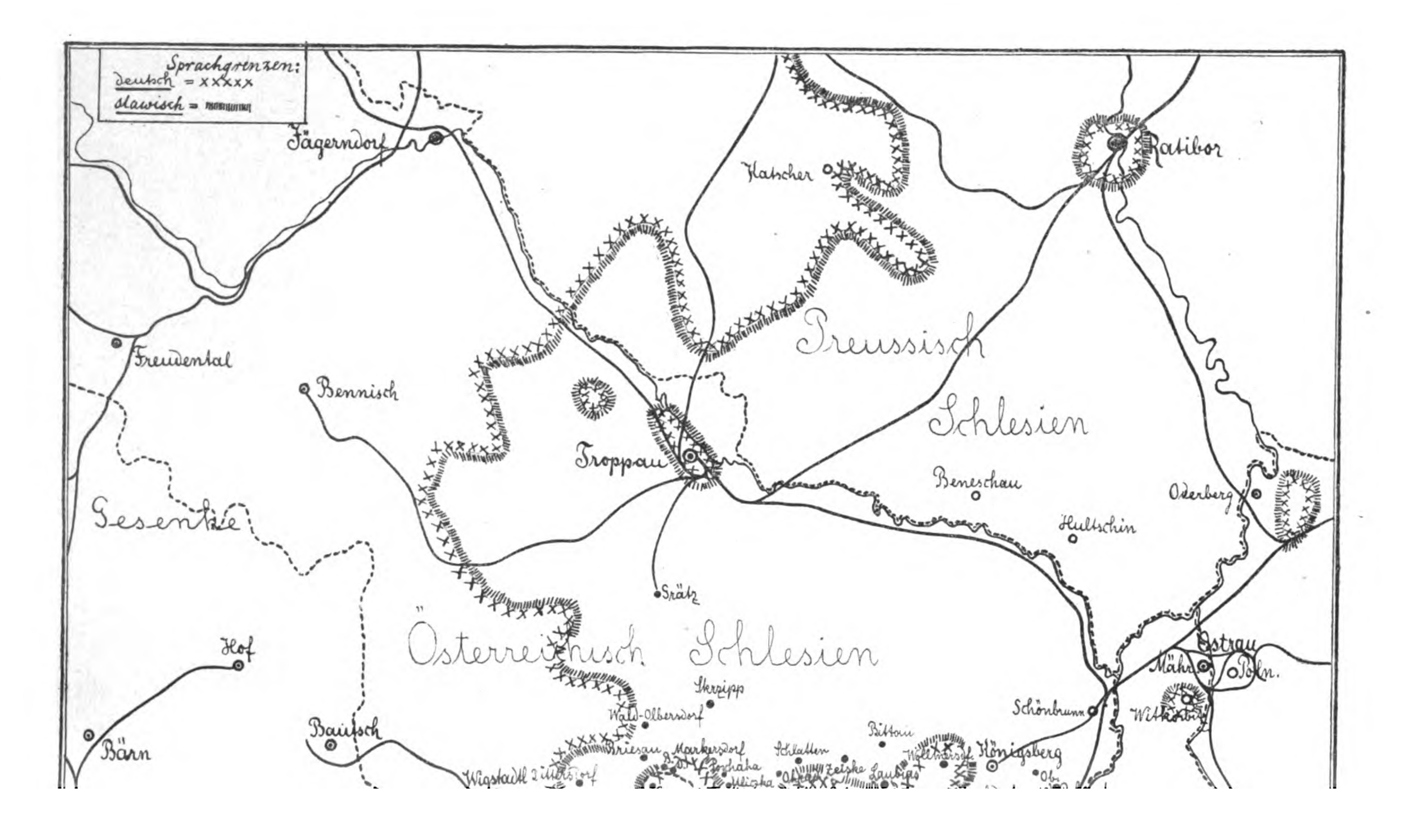
[3]) Er stand zuerst im Pester Lloyd, dann auch in mehreren deutschen Zeitungen. Sollte er wirklich nicht echt sein, so hätte der ungarische Redakteur damit ein Meisterstück gemacht.

verursacht Rußland Schaden. Denkt an Eure daheim gebliebenen Familien, an Eure Weiber und Kinder. Verteidigt Ihr aber das Land des Zaren nicht, und erntet Ihr keinen Sieg, dann verdient Ihr nicht die Sonne, daß Ihr ihre Wärme fühlt, verdient Ihr nicht die Luft, daß Ihr sie einatmet, nicht die Ernte der Erde, nicht die Gnade des Zaren, die um Euch Strahlen des Glückes windet. Seid auf der Hut! Wer in des Feindes Hand gerät, stirbt den Tod der Tode. Er fällt der Verdammnis anheim, verliert das Seelenheil, seine Familie wird bis zum siebenten Gliede büßen und den strafenden Zorn des Zaren fühlen. Kämpfet im Namen der heiligen Jungfrau und des Zaren, denn sie sind allgegenwärtig."

In gewissen Redewendungen klingt dieser heilige Brief deutlich an unsere Himmelsbriefe an. Wie dieser „während der Wandlung über die Taufe" sich herabließ, so wurde der russische hinter dem von allen Russen hochverehrten, wundertätigen, von Legenden umrankten Muttergottesbilde zu Potschajew (vgl. Menologion I, S. 53) „gefunden". Wie im Himmelsbrief gefordert wird „es soll diesen Brief immer einer den andern abschreiben lassen", so wird hier befohlen, den Brief an die Kameraden weiterzugeben. Sonst ist der Brief ein in dem üblichen Tone gehaltenes, sehr geschickt auf die Instinkte der russischen Volksseele berechnetes Manifest, kein Amulett.

Amulette sind für den Russen nur jene oben geschilderten Münzen mit Darstellungen des Heiligen. Sie weisen uns hin auf die ältesten Zeiten des Christentums, sie zeigen uns jenes Zeitalter, wo unter der ständigen Beeinflussung des Orientalismus die östliche Kirche allmählich erstarrte. Der Himmelsbrief enthält in seinen Einleitungsworten einen versteckten altgermanischen Zauberspruch, in der Erzählung vom Grafen Philipp eine Geschichte aus dem Mittelalter, welche mit ihren magischen Worten und Zeichen wieder auf orientalisch-kabbalistische Einflüsse schließen läßt; der eigentliche Himmelsbrief ist als armenischer Text aus dem Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts nachgewiesen[1]). So enthalten diese Unterschichten religiöser Vorstellungen ein gutes Stück Kulturgeschichte; sie lassen uns aus dem Glauben der Gegenwart blicken in das Dunkel der Vergangenheit. Volkskunde, Völkerkunde und Religionswissenschaft sind bei ihrer Erforschung auf einander angewiesen. Wenn einst die Kulturgeschichte des Weltkrieges geschrieben werden wird, darf auch dieses Kapitel nicht fehlen.

[1]) vgl. Mitteilungen XIX S. 51, 59, 62.


Sprachgrenzen:
deutsch = ×××××
slawisch =
Jägerndorf
Ratibor
Hatscher
Freudental
Bennisch
Preussisch
Schlesien
Troppau
Beneschau
Oderberg
Hultschin
Gesenke
Grätz
Österreichisch Schlesien
Hof
Skrzipp
Ostrau
Mähr.
Poln.
Schönbrunn
Wald-Olbersdorf
Bautsch
Bärn
Bittau
Briesau
Markersdorf
Schlatten
Königsberg

Oder-Gebirge

Mähren

Beskiden

Lage und Sprachgrenzen des Kuhländchens



Die Sprache des Kuhländchens nach der Mundart von Kunewald.

Mit einer Sprachkarte.

Von Dr. Josef Giernoth in Ratibor O./S.

Inhalt: Einleitendens über Lage, Grenzen und Besiedelung des Landes; Literatur. §§ 1—27 Vokalismus. — §§ 28—42 Konsonantismus. — §§ 43—50 Bemerkungen über Betonung, Wortbildung, Fremdwörter und Namen.

Einleitung.

Nicht weit von den Grenzen der preußischen Provinz Schlesien und von der Quelle ihres Hauptstromes, der Oder, dort, wo diese in scharfem Knie nach vorübergehend südöstlich gerichtetem Laufe sich endgültig gegen Norden wendet, liegt, unweit der Hanna, zwischen den Ausläufern der Sudeten und der Beskiden die anmutige Landschaft des österreichischen Kuhländchens, für jeden Schlesier durch die Zugehörigkeit zum schlesischen Sprachgebiet noch ganz besonders anziehend. Zu beiden Seiten der Eisenbahn Oderberg-Wien sich ausbreitend, ist es von Breslau in wenigen Stunden mit dem Schnellzug — freilich jetzt während des Krieges nicht so bequem — zu erreichen. Weniger schnell, aber mit landschaftlich reizvoller Fahrt, gelangt man dahin über Ziegenhals—Jägerndorf—Troppau—Schönbrunn oder Jägerndorf—Olmütz—Prerau, namentlich aber auf der herrlichen Gebirgsfahrt über Mittelwalde oder Neiße—Hannsdorf—Sternberg (—Olmütz).

Sobald man sich von der einen oder von der andern Seite — von Oderberg oder von Prerau — dem eigenartigen Ländchen nähert, erfreuen seine grünen Fluren und seine malerische Lage das Auge. Sanftwelliges Hügelland tritt zu beiden Seiten an die breite



Oderniederung heran, die wir entlang fahren. Von Südosten grüßen die majestätischen Berge der Beskiden, Lysa Hora und Smrk sowie Radhost, Jawornik, Dlouha und Kratka, auf der anderen Seite der langgestreckte Steilrand des niederen Gesenkes, das von Nordwesten an das Kuhländchen herantritt, auf den Vorbergen dieser Randgebirge Burgen und Schlösser, unter ihnen das Wahrzeichen des Kuhländchens, der Alttitscheiner Berg (486 m) mit der gleichnamigen Burgruine, in seinem dunklen Waldkleide schon von großer Weite sichtbar.

Die saftigen, blumigen Wiesen und kräuterreichen Triften der gesegneten Landschaft begünstigen die Rindviehzucht, der das Ländchen seinen Ruf und wahrscheinlich auch seinen Namen verdankt. Die Straßen und Gärten sind reich mit Obstbäumen bestanden. Weite Getreidefelder bedecken im Sommer den fruchtbaren Lehmboden, und dunkle Wälder auf den randlichen Gebirgen und in der Niederung der Oder schattieren die Landschaft, die von der jungen Oder und ihren ersten Nebenflüssen reichlich bewässert wird. Unter den letzteren ist der größte die Titsch, die von den Beskiden kommt und durch Seitendorf, Söhle, Neutitschein, Schönau und Kunewald fließt.

Zwischen den flachen Hügeln zu beiden Seiten der Oder liegen die wohlhabenden Ortschaften, meist Reihendörfer, an den Rändern im Gebirge auch Haufendörfer. Die großen Reihendörfer sind zumeist an den Seitenbächen der Oder zwischen den Hügeln gelegen, von denen die größeren „Hübel" heißen (wie der Kriegshübel, Hexenhübel, Fuchshübel um Kunewald). Zu den größten dieser Reihendörfer gehören Botenwald und Zauchtel (links der Oder), Schönau, Kunewald, Partschendorf und Sedlnitz (rechts der Oder). Beiläufig sei bemerkt, daß in Sedlnitz der schlesische Dichter Eichendorff seinen Sommersitz gehabt hat, während zu gleicher Zeit, vor hundert Jahren, in Partschendorf der Prager Geschichtsprofessor Meinert, der mit Eichendorff im Briefwechsel stand, mit dem Ortspfarrer Bayer gemeinsam Kuhländer Lieder sammelte. Eine auffallend lange, ununterbrochene Reihe von der Oder bis an die Beskiden bilden die Ortschaften Kunewald, Schönau, Neutitschein, Söhle, Seitendorf, Murk (dieses letztere bereits tschechisch). Fast überall in den deutschen Dörfern erfreuen die stattlichen Kirchen, wie die zweitürmige in Kunewald, und die schmucken, weißgetünchten Häuser der Bauernhöfe im schlesischen Stil. Hier und da haben sich noch



alte Kuhländer Holzhäuser (mit dem „Schietzle" = Schürzlein am Giebel, s. § 8) und ebensolche achteckige Scheunen erhalten. Vgl. die beiden Abhandlungen von St. Weigel: „Haus und Dorfanlagen im Kuhländchen" und „Das alte Kuhländler Bauernhaus und seine Veränderungen bis in neuester Zeit" in den Heimatsblättern „Unser Kuhländchen" (s. unten!) Bd. I, S. 235 ff. und 297 ff.

Nach dem bisher Gesagten versteht es sich von selbst, daß sich die landschaftlich schönsten Partien des Kuhländchens an den gebirgigen Rändern desselben finden. Malerisch liegen hier namentlich die Städte Odrau, Fulnek und Neutitschein.

Neutitschein, rechts der Oder in ausgedehnter Lage zwischen den Vorbergen der Beskiden und an der diesen letzteren entquellenden Titsch, ist die politische Hauptstadt des Ländchens, mit dem Sitz der Behörden. Von ihrem kuhländischen Charakter hat diese alte Tuchmacherstadt, von deren witzigen Bewohnern ein Sprüchlein sagt „neunundneunzig Juden und ein Zigeuner machen noch lange keinen Neutitscheiner", leider viel verloren, namentlich durch ihre rege Industrie und das mit solcher in diesen Gegenden stets eindringende Tschechentum. Eigenartig ist nur der ganz von Lauben umzogene baumlose Ring mit seinem bunten Marktleben. Die vielen beschotterten Straßen mit den meist kleinen, einstöckigen, oft sogar nur ein Erdgeschoß aufweisenden Häusern wirken im Vergleich zu der Größe der Stadt dürftig. Einige bessere öffentliche Gebäude retten, zumal sie vernachlässigt sind, den Gesamteindruck nicht, der jedoch durch die reizvolle Umgebung reichlich ausgeglichen wird.

Echt kuhländisch mutet dagegen Fulnek an, links der Oder am nördlichen Gebirgssaume reizend zwischen den Ausläufern des Gesenkes eingebettet und besonders malerisch durch das langgestreckte Schloß und die stattliche Kirche an der Berglehne gerade über dem großen Markte, der hier ohne Lauben ist. Neben der Kirche auf der Höhe steht die Schule, an der einst Amos Comenius als Rektor und Brüderprediger gewirkt hat. Die sauberen Straßen und die freundlichen Häuser dieses eigenartigen, stillen Landstädtchens stehen in wohltuendem Gegensatz zu der geräuschvollen Geschäfts- und Industriestadt, als die uns Neutitschein entgegentritt.

Überraschend großartig ist jedoch das Bild, das uns vom Pohorschberge (südlich von Fulnek) Odrau mit seinem Gebirgspanorama bietet. Es ist die erste Stadt an der Oder, wenige



Meilen hinter ihrer Quelle am Ausgange des Odergebirges, das für jeden Preußisch-Schlesier ein besonderes Interesse haben muß — nach dem Kriege sollte es mehr als früher von Provinz-Schlesiern, insbesondere auch von Breslauern besucht werden. Es ist über 600 Meter hoch, von plateauartigem Charakter, jedoch mit tief eingeschnittenen waldigen Tälern voll malerischer Reize und mit schönen Sommerfrischen, unter diesen das idyllisch gelegene Maria-Stein im engen Odertale.

Es sei mir als dankbarem Sohn Breslaus und Schlesiens verstattet, hier noch ein paar Worte über dieses schöne Oder-Quellgebiet hinzuzufügen; war doch zu dem Entschluß, das Kuhländchen, dessen Sprache und Volkstum zum Gegenstande örtlicher Studien zu machen, neben der Anregung, die ich im germanistischen Seminar der Breslauer Universität empfing, die Lage dieses Ländchens an der jungen Oder und die Lust, die nahe Quelle dieses unseres Heimatstromes einmal kennen zu lernen, wesentlich mitbestimmend.

Die Oder entspringt auf mährischem Boden in 634 m Seehöhe — zwischen dem 681 m hohen Fiedelhübel bei Haslicht und dem 653 m hohen Kreuzberg bei Koslau, auf einer waldig-romantischen Hochfläche — westlich des malerischen Städtchens Bodenstadt. Die Namen der beiden Erhebungen entnehme ich, da mir infolge der Kriegszeit kein Meßtischblatt zugänglich war, dem Buche von H. Schulig „Meine Heimat, das Kuhländchen", der S. 15 über den Quellauf der Oder noch folgende Angaben macht: „Die Hauptquelle, das sogenannte ‚gemauerte Bründel', treibt, durch zahlreiche Bäche verstärkt, bereits nach einem 2—3 km langen Laufe bei der Häusergruppe (!) Lieselberg eine Mühle und durchrauscht sodann, zwischen steilen und waldigen Bergen allmählich zum wilden Bergstrom anwachsend, mit reißendem Gefälle ihr enges Tal, bis sie sich bei Odrau den Bergen (dem Odergebirge!) entwindet und das erweiterte Wiesental des fruchtbaren Kuhländchens durchströmt."

Dieses dicht bevölkerte Ländchen fällt so ziemlich mit dem politischen Bezirk (Bezirkshauptmannschaft) Neutitschein zusammen und gehört somit zu Mähren, nur in kleinen Teilen zu Österreichisch-Schlesien (hier zu den Bezirkshauptmannschaften Troppau und Wagstadt). Im Westen reicht es, namentlich mit den Dörfern Pohl und Bölten, in die mährische Bezirkshauptmannschaft Weißkirchen hinein.

Im Nordwesten mit dem Gebiete des Gebirgsschlesischen (Glätzischen, vgl. von Unwerth „Die schlesische Mundart" § 118 I, 2) zusammen-



hängend, bildet das Kuhländchen sprachlich eine Halbinsel mitten im slawischen Meere, die südöstlichste Zunge des geschlossenen schlesischen Sprachgebietes. Die beigefügte Skizze folgt der Karte des deutschen Sprachgebietes von Nordmähren und Schlesien von F. Held, die im großen und ganzen für das Kuhländchen auch heute noch richtig ist, wie ein Vergleich mit der neueren Karte von J. Ullrich zeigt; nur ist zwischen Petrowitz und Stauding die Sprachgrenze jetzt besser durch Botenwald zu ziehen, dessen Niederdorf bereits stark vertschechischt ist.

Über den Ursprung des Namens und den Umfang des Kuhländchens gehen die Ansichten der Chronisten wie der Heimatforscher auseinander. Der Name „Kuhländchen" scheint verhältnismäßig jung zu sein, da Comenius ihn in seiner reich ausgefüllten Karte von Mähren nicht vermerkt. Man hat den Namen von dem Adelsgeschlechte der Krawarze (zu deutsch „Kuhhalter") abzuleiten gesucht, das hier im 13. bis 15. Jahrhundert reichen Grundbesitz hatte und tief in die Geschicke des Ländchens eingriff. Es liegt jedoch sehr nahe, ihn mit der hervorragenden Rindviehzucht in Zusammenhang zu bringen, die hier bereits seit dem 18. Jahrhundert planmäßig betrieben wird. Und so sagt auch J. G. Meinert, dessen jetzt gerade 100 Jahre alte Sammlung Kuhländer Lieder (1817!) wir noch mehrfach zu erwähnen haben werden, im Anhang dazu (S. 300): „Die gemeine Meinung, daß das Ländchen von der Kuh seinen Namen erhalten, ist zugleich die wahrscheinlichste." Hier sei bemerkt, daß der berühmte Kuhländler Rinderschlag durch Kreuzung von Schweizer (Berner) Stieren mit Sudetenkühen entstanden ist. Die charakteristische Färbung des Kuhländler Rindes ist rotbraun mit weißem Kopf und ebensolchen Rücken- und Bauchstreifen. Berner Vieh wurde schon im 18. Jahrhundert von der Herrschaft Kunewald-Zauchtel (besonders durch die Gräfin Truchseß-Zeil-Waldburg), auch von der Herrschaft Fulnek und von anderen Großgütern im Kuhländchen eingeführt. (Im Jahre 1902 machten Professor Dr. Holdefleiß und sein Assistent Dr. Frank vom landwirtschaftlichen Institut in Breslau eine Studienreise in das Kuhländler Zuchtgebiet, deren Ergebnisse in der unten aufgeführten Frankschen Abhandlung niedergelegt sind.)

Von der Zwiespältigkeit der Auffassungen über die Ausdehnung das Kuhländchens möge die Nebeneinanderstellung zweier älterer Listen der ihm zugerechneten Ortschaften im folgenden ein Bild geben. Beide unterscheiden einen engeren und einen weiteren Bezirk.



Nach den alten Chronisten K. J. Jurende und Felix Jaschke (1809 und 1818) liegen innerhalb der „gewissen, ganz sicheren und unzweifelhaften Grenze“ die Orte: Heinzendorf, Groß- und Klein-Petersdorf, Deutsch-Jaßnik, Grafendorf, Barnsdorf (tschechisch), Ehrenberg (tschech.), Neutitschein, Söhle, Schönau, Kunewald, Mankendorf, Zauchtel, Odrau, Fulnek, Gerlsdorf, Stachenwald, Seitendorf b. F., Hausdorf, Sedlnitz, Partschendorf, Neuhübel, Petrowitz (tschech.), Klantendorf und Botenwald (26), die meisten in Mähren, einige in Schlesien. Die zweifelhaften Orte des Kuhländchens sind nach Jurende-Jaschke: Wagstadt, Stiebnig, Groß-Olbersdorf, Bölten, Brosdorf, Stauding (tschech.), Engelswald, Libisch (tschech.), Blauendorf, Seitendorf b. N., Klein-Olbersdorf (tschech.) Pohl, Blattendorf, Hurka (tschech.), Halbendorf, Lutschitz, Daub und Schimmelsdorf (18). S. Heimatsblätter „Unser Kuhländchen“ I 310 f. II 369 f.

J. G. Meinert nennt im Anhange seiner Liedersammlung als „Ortschaften des eigentlichen Kuhländchens“ Botenwald, Deutsch-Jaßnik, Hausdorf, Klantendorf, Kunewald, Mankendorf, Neuhübel, Partschendorf, Schönau, Sedlnitz, Seitendorf, Stachenwald, Zauchtel, Liebisch, Petrowitz, Stauding (16), als „zweifelhafte Ortschaften“ Emaus, Fulnek, Heinzendorf, Neutitschein, Odrau, Klein- und Groß-Petersdorf, Schimmelsdorf, Barnsdorf (9; Barnsdorf sowie Liebisch, Petrowitz, Stauding sind bereits als slawisch angemerkt). Meinert bezeichnet somit die Städte Odrau, Fulnek und Neutitschein als zweifelhaft, was ihm schon F. Jaschke sehr verübelt.

Von den neueren Meinungen wird die von J. Matzura zu Beginn seiner Abhandlung über das Kuhländchen, seine Chronisten etc. (s. unten) ausgesprochene den Verhältnissen am besten gerecht: „Das Kuhländchen . . . ist ein geographischer und volkskundlicher Begriff von nicht ganz scharfen Umrissen. Wir meinen heute unter dem Namen des Kuhländchens ungefähr den fruchtbaren, diluvialen und alluvialen Flachboden der Oderniederung nördlich von der Weißkirchner Wasserscheide, talabwärts bis an die slawischen Dörfer zwischen Wagstadt und Braunsberg; gegen Abend aber die der Oderebene benachbarten niedrigsten und flachsten Abdachungen des niederen Gesenkes (von 250—300 Metern absoluter Höhe) bis in die Talwinkel von Fulnek und Odrau; und gegen Osten das Flach- und Hügelland bis Neutitschein und seine deutschen Nachbardörfer. Im allgemeinen umfaßt demnach das Kuhlandel nur deutschen Boden, und zwar den Südostflügel, die weitest vorgeschobene Halb-



insel der Sudeten-Deutschen (und allenfalls noch die eingeschobenen kleinen slawischen Enklaven [Einschlußgebiete])".

Jedenfalls muß man bei der Frage nach der Umgrenzung des Kuhländchens die Grenzen der Mundart von denen der Landschaft unterscheiden. Zu der Landschaft gehören nicht nur die deutschen Städte Odrau, Fulnek, Wagstadt und Neutitschein (vgl. Schulig S. 2), sondern auch die südlichen und östlichen tschechischen Randgebiete um Alttitschein, Stramberg, Freiberg bis gegen Braunsberg und Königsberg. Zum Teil greifen diese slawischen Randgebiete tief in das deutsche Sprachgebiet des Ländchens hinein. Die Grenzen der eigentlichen kuhländischen Sprache sind vermutlich weit enger zu ziehen; wenigstens im Norden und Westen dürften sie nicht das ganze deutsche Gebiet umfassen. Mir wurden hier Botenwald, Klantendorf, Fulnek, Waltersdorf, Gerlsdorf, Jastersdorf, Pohorsch, Groß-Petersdorf, Bölten als Grenzdörfer der Mundart bezeichnet. Ich habe diese Angaben aus weiter unten angeführten Gründen leider bisher nicht kontrollieren können.

N. B. Nach der Zählung vom 31. Dezember 1900 (Schulig S. 6—8) hatte das Kuhländchen über 70000 Einwohner, davon gegen 60000 Deutsche.

(Vgl. über Namen und Grenzen „Unser Kuhländchen, periodische Blätter für Volks- und Heimatskunde", Bd. I S. 15 Hausotter, Ein Beitrag zur Frage der Größe des Kuhländchens; S. 211 Michel, Über die Größe des Kuhländchens; S. 307 Matzura, Das Kuhländchen, seine Chronisten und insbesondere Felix Jaschke. Bd. II S. 41 Fortsetzung der vorerwähnten Abhandlung; S. 365 Matzura, Das Kuhländchen, seine Grenzen und Größe.)

Im folgenden beschäftigt uns nicht mehr die Landschaft, sondern nur die Sprache und das Volkstum des deutschen Kuhländchens, die sich von dessen frühester deutscher Besiedelung an eigenartig entwickelt haben.

Das Ländchen wurde im 13. Jahrhundert unter Ottokar II., König von Böhmen und Markgraf von Mähren, gleich Schlesien aus mitteldeutschen Gegenden besiedelt. Besonders verdient um seine Kolonisation sind der Olmützer Bischof Bruno von Schaumburg, Ottokars Staatsminister (dessen Namen Braunsberg trägt!), ferner das Stift Hradisch bei Olmütz und das bereits früher genannte Adelsgeschlecht der Krawarze (der Herren von Krawarn bei Troppau). Die schon erwähnten Burgen der Gegend stammen aus jener Zeit.



Beachtenswert ist es, wie der Chronist F. Jaschke (ein Bürger Fulneks) in seinen erwähnten „Gesammelten Nachrichten von dem Kühlandel" uns die Kunewälder vor 100 Jahren schildert (Heimatsblätter I 309 f): „Der Charakter der Bewohner ist im ganzen genommen friedfertig; sie lassen sich mehr durch gute als durch strenge Behandlung leiten, sind nicht auffallend religiös, nicht abergläubisch, nicht kriechend, vielmehr etwas zu gerad, ohne daß sie es dadurch an der schuldigen Ehrerbietung gegen Vorgesetzte wollen mangeln lassen. Aus Gelegenheit des bestehenden Branntweinhauses lieben beide Geschlechter ein Gläschen, ohne ihnen indessen einen Hang zum Saufen vorwerfen zu können. Die festlichen Schmausereien sind schon in Abnahme gekommen, dagegen geht es bei Hochzeiten noch sehr verschwenderisch zu, wobei auch fleißig getanzt wird. Wöchentlich werden wenigstens einmal Kuchen gebacken. In der Kleidertracht herrscht bei den Wohlhabenden ländliche Pracht und ist im ganzen ordentlich; bei Männern Tuch, bei Weibern in Zeugen bestehend, mit Bändern, Schnüren und Borten garniert."

Kunewald war eine Zeitlang der Wirkungsort von K. J. Jurende, dem Herausgeber des „Mährischen Wanderers" und Chronisten des Kuhländchens, der hier (unter der verdienten Gräfin Truchseß-Zeil-Waldburg) Direktor der Stiftsschule war.

Als Probe von den munteren alten Gebräuchen folge hier die Mitteilung über die Kunewälder Hochzeit aus dem Munde einer Kunewälderin.

Di hǫkst ai Kunəwałt.

am kulandl taur̥t a hǫkst — wosdə hałt a rę́chtijə hǫkst īes — drai tǭch, fǫ mōntich woſ ǫf mīetwǫch, on dō gęts hałt ołrhant hets drbain.

om ſōntich nōchmę́tich dō gien šon də bekrwaivr tsu dr hǫkstmutr on trǭe̥rnr a kwoek, di pǫtr on āⁱe̥r, də kwāeglən on da fafrkuchə hīen. drōch wān də kwāeglən on də fafrkuchə gərīevə, on dos wiet ołs gəšḍałt tsǫm kuchebakə.

mōntich frī dō kumən də bekrwaivr wīedr. dō wān də mułdə rai gehuolt on dō wiet aigemacht. on wen dr tāek ōfganə īes, drōch wietr ausgewīr̥kt, drōch wān də kuchə brāet gəmacht on gəfe̥lt. e̥ršt machmr kwoekkuchə, flaumə- on mōkuchə, on šdraiſlkuche, on drnōch wān fīr̥n braitrich, fīr̥n brautfīr̥ on fīr də gəšbīeł də trōtšn



gəmac͡ht. (dr trōtšr dār wīet grǫd aſō brāet gəmac͡ht doswī an andr kuc͡he, ok a beslə grisr. fīrm ausbrāetə wietr met kwoek gefelt, drōc͡h wietr brāet gəmac͡ht on kumən flaumə drōf gəšmiert on fafrkuc͡hə drōf gəſēt. drōc͡h wān di fīr ekə aigəšlǫern on wenr drnōc͡h ǫgəbakə īes, dō wietr met meliç͡h on potr bəgosə on tsokr drofgešdreert.) drōc͡h giet di gəšbieł met da trōtšn tsom braitriç͡h on tsom brautfīrr. bam braitriç͡h ſertſə: di braut lēt deç͡h šīen grisə on dō šektsə dr da trōtsr on du ſoedrn raeç͡ht šīen gūt šmekə lōn! drnōc͡h gīetſe tsom brautfīrr on ſert: dō bren eç͡h dr a trōtšr on ſēç͡h, opmrən hon gūt gəmac͡ht! də fraentšoft on də hokstgest krījn āo kuc͡hə hāem gəšekt.

ets kemt s betfǫern, doſ īes om mōntiç͡h nōc͡hmetiç͡h. dō wān tswū pritškə ǫvr tswū gəlējnhāetə gənomə, on dō tsīn ſeç͡h fīrə fo da bekrwaivn ols betəwaivr ǫ on ſetsn ſeç͡h ōf on nāmən də betə of də šūos. am bōk ſetst di gəšbieł on hōt s hemt fīrn braitriç͡h on də šdrausə om ǫermə. ets wiet nu lōsgəfǫern on bam fǫern wiet indəfort gəjukst. bam eršte wietshaus wiet šdien gəblīen, on di betəwaivr šrain: ets brent ok wos tsu trenkə, mr ſain šon gants drlaekst [=„erlechzt"]! on dō brenn ſə wain raus on drnōc͡h wiet watr gəfǫern, on drwael šdāln də lait də pełstr [Kopfkissen], on dō mūsmrſə wiedr auslīeſə. bam braitriç͡h wiet ǫklopt on gərufə: mac͡ht ok ōf, mr brenn də bet! on wen də tīr ōfgəmac͡ht īes, dō wiet ai dr šdōf denə ōfgəbet. drbain mac͡hn də monslait a hets on šmaisn də betəwaivr ai də bet nai, on dō misn dīſə ində wiedr freš mac͡hə. drōc͡h tūnſə bam braitreç͡h kuc͡hə asə, kofē on wain trenkə; on wen ſə ǫgasə ſain, drōc͡h fǫernſə wiedr tsūdr braut tsurek.

mōntiç͡h tsōvəts dō gienſə eršt tsom braitriç͡h on drnōc͡h tsur braut šderndələ mac͡hə, dō gien də mūſiç͡hkantə mīet, on dō gets wīedr kuc͡hə on bier ǫvr wain.

om denstiç͡h dō ieſ eršt da reç͡htijə hoksttǫk. dō gien də hokstgest gətāelt fo dr braut īrr ſait tsur braut on fom braitriç͡h ſainr ſait tsom braitriç͡h tsom frīšdek. dō gets hałt bǫf, kofē, kuc͡hə on wain. ets kemt dr braitriç͡h met ſan laitn on hūolt ſeç͡h də braut ǫ. dr brautfīrr giet bīetə, op ſeç͡h dr braitriç͡h kǫn də braut hūolə, on dr hokstfǫtr ſeert: ēiə! drōc͡h kemt dr hokstbīetr on mac͡ht də ǫnrēt, on wenr fertej īes, dō giet dr brautfīrr ais šdīevlə em də braut on fīrt ſə ai də šdōf. diet kriç͡ht ſə da ſējə fon ełdn on drnōc͡h gien ſə ai də kīeç͡h on də hokstgest on də mūſiç͡hkantə gien ā mīet.



nōch dr traiunk giets ais wietshaus. diet wiets gətantst, gasə on gətronkə. em a ſeksə tsōvəts gienſə ołə tsom ōvətasə, on dō gienſə wīedr gətāelt tsū dr braut on tsom braitrich, on de mūſichkantə tāeln ſech āo. ondəm asə wiet da braut a šūch gəšdōlə, on dān mūs dr brautfīrr ausliefə. tsom nochtmōl wōer ēnr eršt rentſup, rentflāeš met krīentonk, drōch šwainflāeš met kraut, drnōch fašīrtəs mət gədertə flaumə, drōch kofē met bōf on kuchə, on tsulertst kemt hōnichgrīs met fafrkuchə drōf gəfēt. ets •īes šon fanr wī ēnr, ets gets šon fīrərlāe flāeš, tsom šlūſ āo noch dort on bakərei (tsokrwerk). nōgm ōvətasə tantsn də bekrwaivr met da puršə em an mīest, on drōch giets wiedr ais wietshaus, on dō wiets gətantst woſ of frī.

om dretə tōk dō wān də šdrausə on hūt gəšdokt (om hoksttōk wōernſə fornə ōgəšdokt), on drōch machn ſech də hokstgest mēt da mūſichkantə tsomə on gien tsu dam jonə ēpōer. dos hastmr ōfgaijə. on wenſe tsu dam jonə ēpōer kumən, do trafnſə ołs fest tsūgəmacht. on dō hasts hałt ems haus renə on batln, wosmr erntlich naikōn. on dō ſent dr brautfīrr met da hokstknaecht: .

dr brautfīrr:	šatslə, etsr kom ech, šatslə etsr kom ech,
	mach mr ōf də kōmr, mach mr ōf də kōmr!
də hokstknaecht:	/: ech kōn dr nī ōfmache :/
	/: meine ełdn wachn :/
dr brautfīrr:	/: mūsdn āo šon hait ſain? :/
	/: s kōn jə āo of mōern blain! :/
də hokstknaecht:	/: mūsdn āo šon mōern ſain? :/
	/: s kōn jə āo ofs jōer blain! :/
dr brautfīrr:	/: mūsdn āo šon ofs jōer ſain? :/
	/: s kōn jə āo šon gōer blain! :/
də hokstknaecht:	/: dausə ai dam wenkl :/
	/: lait mai wandršpinkl :/
dr brautfīrr:	/: šwenən of də oksl :/
	/: tsom adjē mai šatsl! :/

drōch giets raſīrn lōs met dam jonə mōn, on drōch wiet dam jonə waip met ruchwōs fīr hets də hauf ōfgəsotzt; dō ſain šlene denə wos of də knikālə. drōch wiets eršt nōg a beslə gətōflt, on drnōch giets met dr mūſich ais wietshaus, dos jonə ēpōer foraus. diet wirts wīedr gətantst wos of frī, wōſ ok a knoch hōt, on drnōch hōt də gantsə gəšecht an ernt.



»Im Kuhländchen dauert eine Hochzeit — was eben eine richtige Hochzeit ist — drei Tage, von Montag bis Mittwoch, und da gibts halt allerhand Spaß dabei.

»Am Sonntag nachmittag da gehn schon die Bäckerweiber zu der Hochzeitsmutter und tragen ihr den Quarg, die Butter und Eier, die Kuchenkäse und den Pfefferkuchen hin. Danach werden die Käse und die Pfefferkuchen gerieben, und das wird alles zum Kuchenbacken zurechtgestellt.

»Montag früh kommen die Bäckerweiber wieder. Da werden die Mulden hereingeholt und da wird eingemacht. Und wenn der Teig aufgegangen ist, da wird er ausgewirkt, danach werden die Kuchen breit gemacht und gefüllt. Erst machen wir Quargkuchen, Pflaumen- und Mohnkuchen, und Streuselkuchen, und danach werden für den Bräutigam, für den Brautführer und für die Gespielin (Brautjungfer) die Trotscher (Hochzeitskuchen) gemacht. (Der Trotscher wird geradeso breit gemacht wie ein anderer Kuchen, nur ein bißchen größer. Vor dem Ausbreiten wird er mit Quarg gefüllt, danach wird er breit gemacht und werden Pflaumen darauf geschmiert und Pfefferkuchen drauf gestreut Darauf werden die vier Ecken eingeschlagen und wenn er dann abgebacken ist. da wird er noch mit Milch und Butter begossen und Zucker darauf gestreut.) Danach geht die Gespielin mit den Trotschern zum Bräutigam und zum Brautführer. Beim Bräutigam sagt sie: Die Braut läßt Dich schön grüßen und da schickt sie Dir den Trotscher und Du sollst Dir ihn recht schön gut schmecken lassen! Danach geht sie zum Brautführer und sagt: Da bring ich Dir den Trotscher und sieh, ob wir ihn gut gemacht haben! — Die Freundschaft und die Hochzeitsgäste kriegen auch Kuchen heimgeschickt.

»Jetzt kommt das Bettfahren, das ist am Montag nachmittag. Da werden zwei Pritschen oder zwei Gelegenheiten (Wagen) genommen, und da ziehn sich vier von den Bäckerweibern als Bettweiber an und setzen sich auf und nehmen die Betten auf den Schoß. Auf dem Bock sitzt die Gespielin und hat das Hemd für den Bräutigam und die Sträuße auf dem Arme. Jetzt wird nun losgefahren und beim Fahren wird immerfort gejuxt. Beim ersten Wirtshaus wird stehen geblieben, und die Bettweiber schreien: Jetzt bringt nur was zu trinken, wir sind schon ganz vertrocknet! Und da bringen sie Wein heraus, und danach wird weiter gefahren, und derweil stehlen die Leute die Polster, und da muß man sie wieder auslösen. (NB. In diesem Berichte ist nicht erwähnt, daß die Dorfbewohner auf der Straße Barrikaden aus alten Möbelstücken errichten, deren Beseitigung ebenfalls nur durch Lösegeld möglich ist! So wird das „Bettfahren" zur größten Belustigung fürs ganze Dorf). Beim Bräutigam wird angeklopft und gerufen: Macht nur auf, wir bringen die Betten! Und wenn die Tür aufgemacht ist, da wird in der Stube drinnen aufgebettet. Dabei machen sich die Mannsleute einen Scherz und werfen die Bettweiber in die Betten hinein, und da müssen die sie immer wieder frisch machen. Danach essen sie beim Bräutigam Kuchen und trinken Kaffee und Wein: und wenn sie abgegessen haben (= fertig gegessen haben), dann fahren sie wieder zu der Braut zurück.

»Montag abend da gehn sie erst zum Bräutigam und danach zur Braut Ständchen machen, da gehn die Musikanten mit, und da gibts wieder Kuchen und Bier oder Wein.

»Am Dienstag da ist erst der richtige Hochzeitstag. Da gehn die Hochzeitsgäste geteilt von der Braut ihrer Seite zur Braut und vom Bräutigam seiner Seite zum Bräutigam zum Frühstück. Da gibts halt Babe, Kaffee, Kuchen und Wein. Jetzt kommt der Bräutigam mit seinen Leuten und holt sich die Braut ab. Der Brautführer geht bitten, ob sich der Bräutigam die Braut holen kann, und der Hochzeitsvater sagt: Ja! Danach kommt der Hochzeitsbitter und macht die Anrede, und wenn er fertig ist, da geht der Brautführer ins Stübchen nach der Braut und führt sie in die Stube. Dort kriegt sie den Segen von den Eltern und danach gehn sie in die Kirche, und die Hochzeitsgäste und die Musikanten gehn auch mit.

»Nach der Trauung gehts ins Wirtshaus. Dort wird getanzt, gegessen und getrunken. Gegen 6 Uhr abends gehn sie alle zum Abendessen, und da gehn sie wieder geteilt zu der Braut und zum Bräutigam, und die Musikanten teilen sich auch. Unter dem Essen wird der Braut ein Schuh gestohlen, und den muß der Brautführer auslösen. Zum Nachtmahl gab es früher erst Rindssuppe, Rindfleisch mit Krentunke, danach Schweinefleisch mit Kraut, darauf „Faschiertes" mit gedörrten Pflaumen, danach Kaffee mit Babe und Kuchen, und zuletzt wird Honiggries mit Pfefferkuchen draufgestreut. Jetzt ist es schon feiner wie früher; jetzt gibt es schon viererlei Fleisch, zum Schluß auch noch Torte und Backerei (Zuckerwerk). Nach dem Abendessen tanzen die Bäckerweiber mit den Burschen um den Mist und danach gehts wieder ins Wirtshaus, und da wird getanzt bis gegen früh.

»Am dritten Tag da werden die Sträuße an den Hut gesteckt (am Hochzeitstage waren sie vorn angesteckt), und danach machen sich die Hochzeitsgäste mit den Musikanten zusammen auf und gehn zu dem jungen Ehepaar. Das heißt man „aufgeigen." Und wenn sie zu dem jungen Ehepaar kommen, da finden sie alles fest zugemacht. Und da heißt's halt ums Haus rennen und betteln, bis man endlich hineinkann. Und da singt der Brautführer mit den Hochzeitsknechten (= die männlichen Hochzeitsgäste):

Der Brautführer:
Schätzchen, jetze komm ich,
Schätzchen, jetze komm ich;
Mach mir auf die Kammer,
Mach mir auf die Kammer!

Die Hochzeitsknechte:
/: Ich kann Dir nicht aufmachen :/
/: Meine Eltern wachen /:

Der Brautführer:
/: Muß's denn auch schon heut sein? :/
/: 's kann ja auch auf morgen bleib'n :/

Die Hochzeitsknechte:
/: Muß's denn auch schon morgen sein? :/
/: 's kann ja auch aufs Jahr bleib'n :/

Der Brautführer:
/: Muß's denn schon aufs Jahr sein? :/
/: 's kann ja auch schon gar bleib'n :/

Die Hochzeitsknechte:
/: Draußen in dem Winkel :/
/: Liegt mein Wanderspinkel :/

Der Brautführer:
/: Schwing ihn auf die Achsel :/
/: Zum Adje mein Schatzel! :/



»Danach geht das Rasieren los mit dem jungen Mann, und alsdann wird der jungen Frau mit allerhand Scherz die Haube aufgesetzt; da sind Schlingen drin bis auf die Kniekehlen. Danach wird erst noch ein bißchen getafelt, und dann gehts mit der Musik ins Wirtshaus, das junge Ehepaar voraus. Dort wird wieder getanzt bis früh, was nur eine Knoche hat, und danach hat die ganze Geschichte ein Ende.“

Ihre völkische Eigenart haben die deutschen Kuhländler fast nur noch in der Sprache bewahrt. Diese, die Kuhländische Mundart, hat bislang noch keine eingehende wissenschaftliche Darstellung erfahren. In dem weitschweifigen, jedoch verdienten Volksbuche von H. Schulig „Meine Heimat, das Kuhländchen“ ist zwar der Sprache ein besonderer Abschnitt gewidmet, doch erscheint diese Darstellung auch als volkstümliche unzulänglich, sowohl ihrer Anlage nach als besonders wegen ihrer mangelhaften Wiedergabe der Laute. Auch die kleine Skizze im Anhang der erwähnten Meinertschen Liedersammlung entbehrt der fachwissenschaftlichen Grundlage, wenngleich die Schreibung sorgfältiger und für die Kenntnis des damaligen Standes der Mundart höchst lehrreich ist. Übrigens erscheint die heutige Sprache des Kuhländchens gegenüber der jener alten Lieder namentlich im Wortschatz ziemlich verblaßt, was uns gar nicht wunder nehmen darf, da das Ländchen durch seine Lage an der großen Verkehrsstraße, die von Wien durch das Marchtal nordwärts führt, dem zersetzenden Einfluß der modernen Kultur ganz besonders stark ausgesetzt ist. So ist das alte Volkstum hier fast ausgestorben, und auch die Landschaft, in der es sich entfaltete, ist durch die immer mehr sich breit machende Industrie vielfach entstellt. Nur wenige der alten Sitten und Gebräuche, unter denen die Hochzeitsgebräuche wohl die merkwürdigsten sind, haben sich noch erhalten. Auch die alten Lieder und Tänze, welche die heitere Gemütsart des sangesfrohen, fleißigen und reinlichen, gegen Fremde allerdings mißtrauischen Volkes zeigen, sind fast ganz vergessen, und die wunderliche Tracht kann man nur noch in Museen studieren, so in den Ortsmuseen in Kunewald und Neutitschein. (Die kleinen Häubchen tragen die Frauen noch zuweilen unterm Kopftuch.' Stubeneinrichtungen, d. h. Kuhländer Bauernstuben, sind auch im Gewerbe- wie im Landesmuseum zu Brünn und im Museum für österreichische Volkskunde in Wien zu sehen.) Der der Mundart entgegenwirkende Einfluß der Schule und der Städte hat es sogar dahin gebracht, daß die Bewohner sich ihrer Sprache schämen und dem Fremden gegenüber gar nicht recht damit heraus wollen.



Diese Sprache der Kuhländler zeigt neben den typischen gebirgsschlesisch-glätzischen Erscheinungen noch besonders solche des Oberdörfischen. auf die an einzelnen Punkten der Abhandlung hingewiesen ist, aber auch wichtige Abweichungen gleich denen der Mundart von Katscher (Abfall des End-e und Diphthongierung von mhd. i ü ê œ schles. ī >īe vor Dentalen jeder Art, z. B. rīeſlə Röschen, ſīel Seele, šīen schön, vgl. v. Unwerth § 136), sonst insbesondere noch reiche Diphthongierung und Abneigung gegen r. Im einzelnen ist die Stellung des Kuhländischen zu den übrigen schlesischen Mundarten leicht durch Vergleich bei v. Unwerth zu ermitteln[1]). Ebenda § 137 ist auch bereits auf die Beziehungen des Kuhländischen zu den Mundarten von Schönwald (bei Gleiwitz) und um Bielitz-Biala (im äußersten Osten von Österreich-Schlesien) hingewiesen, zu denen noch die der ungarischen Zips tritt. Alle diese Mundarten teilen die den schlesischen Diphthongierungsmundarten eigene, oft bis zur Vokalisierung führende velare Aussprache des l (= ł; Glogau taiọ Teil sic̨họ Sichel, kuhl. bałt bald, ſāovr selber, Schönwald weọf Wolf, ſautsə salzen, etc.). Insbesondere, um nur einiges Weitere herauszugreifen, teilt das Kuhländische mit dem Schönwäldischen (K. Gusinde, Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien, Wort und Brauch, Heft 7) die Entwicklung von mhd. i ü > ẹ und mhd. u o > ọ (šbẹnə spinnen, šdọpə stopfen — špẹna, štọpa) und die reiche Diphthongierung, wie schles. ī kuhl. īe > schönw. ēə (šīen schön — šēənə), schles. ū kuhl. ūo > schönw. eọ (ſūon Sohn, brūot Brot — ſeọn, breọt) — schles. ō hingegen bleibt in beiden erhalten (gōt Gott — gōt). Mit der Mundart um Bielitz-Biala (G. Waniek, Zum Vokalismus der schlesischen Mundart, Programm Bielitz 1880) teilt das Kuhländische u. a. seine āe und āo aus mhd. ei ou öu (kuhl. lāem Lehm, bāom Baum, bāem Bäume — Bielitz lāem, baom, bāem neben bōim). Die Endung -en, kuhl. -ə, lautet in Schönwald wie um Bielitz-Biala -a (kuhl. hafə Haufen, šdọpə stopfen — Schönwald haufa, štọpa — Bielitz hefa, štopa); auch das Diminutiv -lîn, (kuhl. -lə, haiflə Häuschen) ist in Schönwald -c̨ha (fisc̨ha Füßchen), um Bielitz -la (trepla Tröpfchen). Die bei v. Unwerth § 137 noch erwähnte Mundart von Lautsch bei Odrau, von der J. Seemüller in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften,

[1]) Die bei v. Unwerth § 137 gegebene Aufstellung der Eigentümlichkeiten des Kuhländischen bedarf im einzelnen wohl einiger Änderungen.

philos.-histor. Klasse Bd. 158, 4. Abhandlung, eine Probe gibt, ist als vom benachbarten Sudetenschlesischen beeinflußte Randmundart des Kuhländischen anzusehen.

Meiner Darstellung der kuhländischen Sprache liegt die Mundart von Kunewald zugrunde, das mit Zauchtel, dem wichtigsten Eisenbahnknotenpunkte des Ländchens, in der Mitte desselben liegt und von jeher als der Sitz „erzkuhländischer" Art und Sitte galt. (F. Jaschke, Gesammelte Nachrichten von dem Kühlandel, 1818, § 3: „Die Kunewälder sind die Erzkuhländer; daher spricht man von Kunewälder Tracht, Tanz u. ä." Nach den Heimatsblättern II 369 zitiert.) Die Sprache dieses Ortes darf wohl daher mit dem größten Recht als typisch für das Kuhländische überhaupt angesehen werden, um so mehr, als Vergleiche mit eigenen und fremden Aufzeichnungen aus anderen Dörfern und nicht zuletzt mit den Meinertschen Liedern mir die Einheitlichkeit der Kuhländler Mundart — trotz natürlich vorhandener lokaler Eigentümlichkeiten — bestätigten. Meine Absicht, die Sprachproben von Kunewald möglichst reichlich mit solchen aus anderen Dörfern des Kuhländchens zu vergleichen, erwies sich leider zur jetzigen Kriegszeit als undurchführbar — liegt doch das Ländchen, wie eingangs erwähnt, an der Nordbahnstrecke Wien—Krakau—Lemberg und somit an der Hauptheeresstraße Österreichs nach Rußland! Ein Umherziehen von Dorf zu Dorf erschien nicht mehr ratsam, nachdem ich am eigenen Leibe hatte übel erfahren müssen, daß man dadurch leicht in den Verdacht der Spionage kommen kann. Ich mußte daher auch die beabsichtigte genaue Feststellung der Grenzen der kuhländischen Sprache einstweilen unterlassen.

Die folgende Darstellung der Mundart beschränkt sich auf die Lautverhältnisse, streift jedoch gelegentlich auch die Formenlehre. Die Lautschrift ist im allgemeinen die in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde zuletzt (1915) vorgeschlagene. Die Belege entstammen durchweg eigenen Aufzeichnungen.

Zur Einführung in die Volkskunde des Kuhländchens können die nachgenannten Schriften dienen, unter denen ich die von mir für diese Arbeit herangezogenen näher bezeichne:

K. J. Jurende, Über das Kuhländchen, in dessen Kalender „Mährischer Wanderer", Jahrg. 1809.

*J. G. Meinert, Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens, Wein und Hamburg 1817. Neudruck vom Deutschen Volkslied-Ausschuß



für Mähren und Schlesien, mit Biographie Meinerts von J. Götz. Brünn 1909.

F. Jaschke, Gesammelte Nachrichten von dem Kühlandel, 1818. Manuskriptwerk (im mährischen Landesmuseum in Brünn).

*J. Enders, Das Kuhländchen. Eine geographisch-ethnographisch-historische Schilderung, Neutitschein 1868.

*W. Müller, Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren, Olmütz 1893.

*F. Held, Das deutsche Sprachgebiet von Nordmähren und Schlesien. Brünn 1896. (Karte!)

*J. Ullrich, Handkarte des Bezirks Neutitschein. Neutitschein, bei Enders. (Berücksichtigt auch die sprachlichen Verhältnisse.)

*H. Schulig, Meine Heimat, das Kuhländchen. Jägerndorf 1908.

*Unser Kuhländchen, periodische Blätter für Volks- und Heimatskunde, Neutitschein, seit 1911.

J. Ullrich, Volkssagen aus dem Kuhländchen. Neutitschein und Wien (ohne Jahreszahl).

E. Frank, Untersuchungen über das Kuhländler Rind, Breslau 1903. (Druck von Friedrich Stollberg, Merseburg.)

Weitere Literatur ist bei Schulig (im Anhang) und in den Heimatsblättern zu finden.

(Schuligs Buch und die Heimatsblätter „Unser Kuhländchen" sind fortan in der Breslauer Stadtbibliothek erhältlich, Meinerts Lieder sowohl in dieser wie in der Universitätsbibliothek.)

Außer den bezeichneten Spezialschriften habe ich noch folgende Hilfsmittel vielfach benützt:

M. Lexer, Mittelhochd. Handwörterbuch.

— Mittelhochd. Taschenwörterbuch, 11. u. 12.

Benecke, Müller und Zarncke, Mittelhochd. Wörterbuch, Leipzig 1854—61.

Deutsches Wörterbuch.

F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 7. Straßburg 1910.

H. Paul, Mittelhochdeutsche Grammatik. 8. Halle 1911.

W. Wilmanns, Deutsche Grammatik. I. Band, Lautlehre, 3. Straßburg 1911.

Th. Siebs, Deutsche Bühnenaussprache, 10. Bonn 1912.

W. v. Unwerth, Die schlesische Mundart, in Wort und Brauch, 3. Heft. Breslau 1908.

O. Pautsch, Grammatik der Mundart von Kieslingswalde. I. Beiheft der Mitteilungen der Schles. Gesellsch. f. Volksk. Breslau 1901.

K. Weinhold, Über deutsche Dialektforschung. Wien 1853.

J. Rank, Allgemeines Handwörterbuch der böhmischen und deutschen Sprache, 8. Wien und Leipzig 1912.

Das mitgeteilte Verzeichnis von Spezialschriften bietet nur eine kleine Auslese der wichtigsten literarischen Hilfsmittel allgemeiner Art. Aber schon der Inhalt der genannten Heimatsblätter „Unser



Kuhländchen" läßt erkennen, daß über das Kuhländchen bereits eine rührige Heimatsforschung eingesetzt hat. Diese lehnt sich hauptsächlich an die alten hervorragenden Zeugen für Land und Volksart daselbst, Jurende, Jaschke und Meinert an, und weist in ihren Reihen verdiente Männer auf wie den rührigen Sammler Stephan Weigel in Neutitschein (den besten einheimischen Kenner des Kuhländchens), den Herausgeber der Heimatsblätter Alexander Hausotter und den besonders durch seine mundartlichen Erzählungen verdienten Schuldirektor Emil Hausotter, sowie auch den um die Sammlung und Aufführung alter Kuhländler Weisen und Tänze bemühten Lehrer F. Kubiena, denen ich allen für freundliche Förderung meiner dortigen Studien zu Dank verpflichtet bin. In besonderem Grade gebührt dieser jedoch meinem hochverehrten Lehrer Herrn Professor Dr. Theodor Siebs, der die vorliegende Arbeit angeregt und mit seiner Teilnahme freundlich begleitet, wie auch Herrn Professor Dr. Wolf von Unwerth in Marburg, der sie gewissermaßen aus der Taufe gehoben hat.

Vorbemerkungen

über den Lautstand und die Aussprache der Mundart.

1. Vokale.

a) Kurze Vokale.

a ist kurz und hell wie in bühnendeutsch (bd.) „Mann“.

e ist kurz und offen wie in bd. „hell“. (NB. Für überoffenes e, zwischen e und a, habe ich öfters eṛ, auch ɒ gesetzt.)

ẹ ist kurz und geschlossen, etwa wie in bd. „Kemenate“ (kẹmẹ, nātə), mit Neigung nach i (Meinert schreibt dafür ei, z. B. Streimperlai = šdṛẹmplən Strümpfchen).

ə ist der schwache (gemurmelte) e-Laut in unbetonten Silben (bə-, gə-, -ə).

i ist kurz und neigt, besonders im Diphthong ie, zu geschlossener Aussprache, etwa zwischen bd. „mit“ und „Spital“ (mit — špitāl). Übrigens erscheint i ziemlich selten, meist ist es durch ẹ ersetzt; mẹtiċh Mittag.

o ist kurz und offen wie in bd. „offen“.

ọ ist kurz und geschlossen, etwa wie in bd. „Lokalkolorit“ (lọkāl-kọlọrīt), mit Neigung nach u. (Meinert schreibt hierfür ou, z. B. Gould gọlt Gold).

u ist kurz und hell, etwa wie in bd. „Luft“, jedoch selten, meist durch ọ ersetzt.

b) Lange Vokale.

ā ist lang und hell wie in bd. „Tat“.

ē ist lang und geschlossen wie in bd. „Mehl“.

ę̄ ist lang und offen wie in bd. „Säle“. (Den häufig begegnenden Langvokal, der zwischen ę̄ und ā liegt, habe ich mit ɒ̄ [etwa = ę̄ṛ] bezeichnet.)

ī ist lang und geschlossen wie in bd. „Liebe“.
ō ist lang und geschlossen wie in bd. „Lohn“.
ǭ ist lang und offen, im Gegensatz zum bd. langen ō.
ū ist lang und geschlossen wie in „Huhn“.

c) Diphthonge.

In ai sind kurzes a und ganz kurzes helles i eng verbunden. Ebenso ist in au kurzes a mit kurzem hellen u eng verbunden.

Diesen gewöhnlichen Diphthongen stehen die dem Dialekt eigentümlichen āe und āo gegenüber. (Auch Meinert unterscheidet ae ao von ai au: 'Maedle Frao māedlə frāo Mädchen Frau, Waiv Haus waip haus Weib Haus.) In āe verbindet sich langes ā mit kurzem offenen e, z. B. hāem „heim“, āemōl „einmal“ (betont). In āo verbindet sich langes ā mit kurzem offenen o: frāo Frau, Herrin, bāom Baum.

Die Aussprache der übrigen Diphthonge ergibt sich danach aus der Schreibung ihrer Bestandteile: īe, ǭe, ūe (ūə) ūo, ae, ie, ui (ae und ie ganz kurz!). Beispiele: kīeċh Kirche, ǭem arm, wūeṛf Wurf, šḍrūo Stroh, tsubraeċhə zerbrechen, kieneċh König, fuim neben fūəṛm Form.

Neben ǭeṛ hört man oft oieṛ, neben ūeṛ (ūəṛ) auch uiṛ (ui(e)ṛ). Ich hörte diese i-Aussprache vielfach bei jüngeren Frauen. Die älteren Leute sprechen ǭeṛ und ūeṛ (ūəṛ), wie auch Meinert oe und ue schreibt (foen „fahren“, kuez „kurz“).

2. Konsonanten.

a) Gutturale und Palatale. g j ch ċh k h entsprechen den betreffenden bühnendeutschen Lauten: bd. „gut, Jahr, acht, echt“ etc.

ġ ist stimmhafter velarer Reibelaut und entspricht dem ch wie j dem ċh, z. B. āoġəbleḳ Augenblick.

b) Labiale. b p w f entsprechen den betreffenden bühnendeutschen Lauten.

v ist bilabialer, stimmhafter Reibelaut, z. B. šḍāve sterben.

ḅ Stimmloses ḅ erscheint namentlich in der Verbindung sp = šḅ, z. B. šḅałdə spalten.

c) Dentale. d t s ſ š wie im Bühnendeutschen.

ſ̌ ist stimmhaftes š, stimmhafter postalveolarer Reibelaut, z. B. mēṛſ̌l Mörser.



ḍ Stimmloses ḍ erscheint in der Verbindung st = šḍ: šḍoek stark.

d) Nasale. m n ŋ wie im Bühnendeutschen. (Silbisch: m̥ n̥ ŋ̥, nur in besonderen Fällen bezeichnet.)

e) Liquiden. r und l kennt der Dialekt in der gleichen Qualität wie das Bühnendeutsche, indes erscheinen beide häufig verändert.

ṛ ist reduziertes r, oft fast vokalisch (e-ähnlich).

ł ist der sehr häufige velare Vertreter für l.

(Silbisch: r̥, l̥, nur in besonderen Fällen bezeichnet.)

I. Die Vokale.

1. Die mittelhochdeutschen kurzen Vokale.

§ 1. mhd. a.

1. mhd. a ist im Dialekt meist zu o entwickelt, namentlich vor mhd. Geminaten, vor Konsonantenverbindungen und vor sch. womp Bauch, komp Kamm, ǫrofə abraffen, kropə Krapfen, lots Latz, kołp Kalb, kostə Kasten, bonſm̥ Bansen (Lagerraum in der Scheune), lomp Lampe, oš Esche (mhd. asch), posə passen, flonst verzerrter Mund, Zerrmaul (mhd. vlans), opl Apfel, osp Espe (mhd. aspe), ołp Alp, hombuos Amboß (mhd. anebôȥ), flom Flamme, šnorə schnarren, šḅonə spannen, šofə schaffen, šolk Schalk, šukorə Schubkarren, šmotsə küssen. gos Gasse, toš weibliche Scham, Frauenzimmer, wosr Wasser, rots Ratte, wošə waschen, floš Flasche.

Nur ausnahmsweise erscheint o auch bei mhd. einfacher Konsonanz: gəfotr Gevatter, tsomə zusammen, drop Trab, komīn Kamin, kolendr Kalender.

tołə schwatzen ist erst nhd. (schlesisch tallen aus älterem dallen, vgl. Grimm u. Kluge „dahlen").

2. Sehr häufig ist mhd. a zu ǭ gedehnt, namentlich bei Wörtern auf -er, -el, -eln, -ern und bei einfacher Konsonanz, auch wenn diese mhd. auf den Auslaut beschränkt ist. šnǭvl Schnabel, hǭvr Hafer, fǭtr Vater, tǭk Tag, ſǭk Sack, mǭlə mahlen, šḍǭl Stall, šǭf Schaff, hǭs Hase, tsǭspl Zaspel, wǭt Wade, dǭc̦h Dach, mǭn Mann, tsǭpl̥n zappeln, tsǭm zahm, grǭt gerade, hǭmr Hammer, hǭn Hahn, hǭdr Hader, tǭdl̥n tadeln, nǭs Nase, ſǭt satt, ſǭmət Sammet, šnǭtn schnattern, ſǭł soll (zu mhd. sal), ǭ ab, an, ǭdr (ǭvr) aber, fǭſnoc̦ht Fastnacht,



pǫpl Pappel, kwǭl Quelle (zu mhd. qual), kǭmr Kammer, lǭt Lade, klǭpr Klapper, kǭn kann, rǭpən geräuschvoll arbeiten (mhd. raffeln): ręmrǭpən herumwirtschaften, rǭdwr Radwer, rǭtęc̮h Unkraut im Korn, šlǭpr Schwatzmaul (mhd. slappern = klappern), šd̦rǭwl̥n strampeln (mhd. strabeln).

In einsilbigen Wortformen findet sich diese Dehnung auch vor mehrfacher Konsonanz, z. B. ǭst Ast, šǭft Schaft, šmǭts Kuß.

tōfl Tafel ist wie mhd. â entwickelt.

3. Vor r ist Diphthongierung zu ǭe (oie, vgl. Vorbemerkungen 1c) eingetreten, mit Reduktion des r vor nachfolgendem Konsonanten: gǭer̥n Garn, gǭer̥f Garbe, gǭer̥šd̦ęc̮h garstig, gǭer̥tə Garten, šb̥ǭer̥n sparen, šnǭec̮hə schnarchen, šǭer̥ Schar, šǭer̥f scharf, fǭer̥n fahren, ǭemə Arm. (Bei Meinert z. B. woem „warm".)

Auch pǭer Paar und klǭer klar haben im Schlesischen mhd. kurzes a.

Kurzes o vor r zeigen kwoek Quark, moek Markt, šwor̥ts schwarz.

4. Die mhd. Lautgruppe -age- ist zu ǭer̥ entwickelt: klǭer̥n klagen, mǭer̥t Magd, ſǭer̥n sagen, trǭer̥n tragen (oie), tǭer̥n tagen, Tag werden, jǭer̥n jagen, wǭer̥n Wagen (pl. wōr̥n), mǭer mag (ęc̮h mǭerən nī ich mag ihn nicht; r̥ vor Konsonanten: ęc̮h mǭer̥ nī ich mag nicht), gəšlǭer̥n geschlagen, nǭer̥l Nagel. (Bei Meinert Moed „Magd", ſoen „sagen" etc.) Dagegen frtsǭġə verzagen.

5. mhd. a ist erhalten

a) vor bloßem ch und k, soweit keine Dehnung eingetreten ist: kac̮hl Kachel, bak Backe, bakə backen, lac̮hə lachen, mac̮hə machen, gənak Nacken, akr Acker, hak Hacke; ausnahmsweise auch in akst Achse (sonst vor ch (k) mit folgendem Konsonanten o (vgl. 1): troc̮ht Tracht, floks Flachs, oksl Achsel, wokst Wachs, woksə wachsen, noc̮ht Nacht, oc̮htə acht, šloc̮htə schlachten, fršmoc̮htə verschmachten, und im Präter. gutturaler Verben mit sogen. Rückumlaut: gədokt gedeckt, gəšd̦rokt gestreckt, gəšmokt geschmeckt, gəšd̦okt gesteckt, gərokt gereckt, analǫg gəšopt geschöpft);

b) vor n + g, n + k: aŋl Angel, kraŋk krank, daŋk Dank, gaŋə gegangen, gedraŋ eng (adv.), gəfaŋə gefangen, tsaŋ Zange;

c) vor n + d, n + t, n + z: šant Schande, ant Ente, šwants Schwanz, lant Land, bant Band, tantse tanzen, hant Hand, kantsl Kanzel, gešd̦andə gestanden, gants ganz, analog auch in rantsə Bauch, Ranzen (mhd. rans);

d) vor ld, lt, lz: walt Wald, fałde falten, šḅałdə spalten, altr Altar, fałts Salz, bałt bald, kałt kalt, gəšḍałt gestellt, hergerichtet, hałde halten (hieł də gọš! Halt den Mund!).

§ 2. mhd. e (und ä).

1. mhd. e ist meist erhalten: hemt Hemde, teŋḻn dengeln, nets Netz, fetsə setzen, šḍekə stecken, šleŋkrlẹćh Perpendikel („Schlenkerling"), šmekə schmecken, šweł Schwelle, šḅerə sperren, šepə schöpfen, fet fett, flẹrnə weinen, derə dörren, deŋkə denken, ẹrnt Ende, estrẹćh Estrich, dekə decken, eck Ecke, lešə löschen, bet Bett, bek Bäcker (zu mhd. becke), lefl Löffel, heŋə hängen, kelvr Kälber, esl Nessel (über Abfall des n durch Lautabtrennung s. § 40); zu welr welcher? vgl. Paul § 43 Anm. 3 (das Relativum lautet dāṛdə, dīdə).

2. Bei Dehnung ist ē die Regel: ēfl Esel, wēdl Wedel, tsēdl Zettel, šēml Schemel, gējr gegen, gəhēćh Gehege, hēvə heben, fēnfọćht Sehnsucht, ēdl edel, ēneŋkl Enkel (mhd. enenkel), drtsēlə erzählen, dēnə dehnen, bəgrēpnis Begräbnis, knēbł Knebel, rēdə sprechen rētićh Rettich, blētr Blätter, rēdr Räder, kēt Kette, šlēćh Schläge, grēvr Gräber, lēdẹćh ledig.

3. Vor r wird mhd. e zu ẹ, unter Reduktion des r vor folgendem Konsonanten: gẹṛt Gerte, hẹṛvəst Herbst, hẹṛverẹćh Herberge, šḍẹṛk Stärke, fẹṛtẹćh fertig, ẹṛvə erben, ẹṛn Fußboden, dẹṛm Därme, drnẹṛn ernähren, kẹṛts Kerze, wẹṛn wehren, aber wär Wehr, Flußwehr.

4. Die Lautgruppe -ege- ist zu ẹ̄ṛ entwickelt: trẹ̄ṛt trägt, fẹ̄ṛt sagt, ẹ̄ṛdə Egge (mhd. egede), lẹ̄ṛn legen, (part. praet. gəlẹ̄ṛt). Dagegen gəhēćh Gehege, kējl Kegel, etc.

5. Sekundärumlaut (mhd. ä) wird zu a, gedehnt ā, fo harf herb, fasr Fässer, haksə pl. Haxen, Beine, fāt Pferd, gāvr Gerber, āwəs pl. Erbsen, ādə Ernte, šāmə schämen, ọ̄fāwə abfärben, āwẹćh verkehrt (mhd. äbich, vgl. schlesisch „ebsch" = verrückt, eingebildet) und die Diminutiv- und Komparativformen, soweit sie nicht Primärumlaut haben: kastlə Kästchen, kraplən pl. kleine Krapfen, Pfannkuchen, randlə Rändchen, bandlə Bändchen, šḍandəṛlə Ständchen, glāflə Gläschen, hāflə Häschen, gātlə Gärtchen, betšḍātlə Schlafstätte, kāovłə Kälbchen; nasr, dam nastə nässer etc., glatr, dam glatstə glätter etc., aber ẹ̄rmr ärmer, leŋr länger, ẹ̄rjr ärger, eldr älter.

6. Vor Gutturalen und Palatalen wird ä zu ae bezw. āe: maeksl Mächsel (zu machen), waećhtr Wächter, kwāeglən „Quärglein", kleine runde Käse, baeŋklə Bänkchen, nāećhtə gestern abend, naekə necken.



7. Die Lautgruppe -äge- wird durch äe vertreten, mit einigen Schwankungen: mäedlə Mädchen, täedijə hin und her reden (mhd. tägedingen, teidingen, vgl. verteidigen), wǭr̥n pl. Wägen (§ 1, 4), naiel pl. Nägel, nalə Nägelchen (mit Kürzung); auch gətrǟet Getreide schließt sich dieser Entwicklung an (wie überhaupt gesamtschlesisch, vgl. v. Unwerth § 110).

§ 3. mhd. ë.

1. mhd. ë ist gewöhnlich zu a, in den meisten Fällen unter Dehnung zu ā entwickelt, letzteres gilt namentlich vor Gemination außer ll.

a: mas Messe, malkə melken, hats Herz, mats Metze, klat Klette, kalə Kerl, šḍalts Stelze, trafə treffen, šḍapə steppen, fanstr Fenster, frgasə vergessen, faspr Vesper, frasə fressen, falt Feld, fafr Pfeffer, ar (hār) er, drašə dreschen, asə essen, lawéndeçh lebendig, batl̥n betteln, wał Welle, astr desto (zu mhd. dëster, wohl wie es § 2, 1 durch Lautabtrennung, etwa aus on‿dastr „und desto" entstanden), šwastr Schwester. masr Messer und talr Teller haben sich auch sonst im Schlesischen der Entwicklung von ë angeschlossen.

ā: māl Mehl, gāmə gähnen, dām dān dem den, bār Bär, Eber, wār wer, wātr Wetter, wān werden, šḍātsə Pflugsterzen, gənāfə genesen, tsān zehn, gəšān geschehen, gān gern, gān geben, gāšt Gerste, gəlāft gelebt, gāl gelb, hāt Herd, hār her, trāspə Trespe (Unkraut im Korn) jātə jäten, latān Laterne, šḍrān Strähne, šmār Schmer, krāvəs Krebs (mhd. krëbeȥ).

2. Vor ch- und k-Lauten gilt ae bezw. äe: šnaek Schnecke, flaeçht Flechte, (griech. πλεκτή), šḍaekə Stecken, tswaek Zweck, faeçhtsə sechzehn, šlaeçht schlecht, šaekeçh scheckig, faeçhtə fechten, dršḍaeçhə erstechen, laekə lecken, dr̥laekst ausgetrocknet, verschmachtet, blaeçh Blech, raeçht richtig, braeçhə brechen; wäek Weg, fäeçh Säge, fläek Fleck, brǫstfläek Leibchen, dräek Dreck, bäeçht Pech, räeçhə rechen, räeçht rechtsseitig, s fäeçh (das) Pflugmesser (mhd. sëch), fäeçh Felge. Eine ähnliche Entwicklung zeigt auch das Oberdörfische (vgl. Pautsch, § 40), wie überhaupt das Kuhländische im Vokalismus der Stammsilben vielfach Ähnlichkeit mit dem Glätzischen hat (bisher mhd. a > ǭ § 1, 2, mhd. e > ē [> ę̄ vor r] § 2, 2 u. 3). äe zeigt auch kläewə kleben, part. kläeft geklebt (zu mhd. klëben, nicht klîben, welches ai entwickelt haben müßte, s. § 11).

3. Mitunter ist ë erhalten, namentlich vor l- und r-Verbindungen:



gełt Geld, helfə helfen, wełt Welt, welə wollen, geldə gelten, kelə frieren (mhd. këllen), z. B. s kelt meḉh ọf də feɒr es friert mich an die Finger.

Bei Dehnung gilt in diesem Falle ẹ̄: fẹ̄jə Segen, flẹ̄jə pflegen (gəflẹ̄ḉht), bəwẹ̄jə bewegen, ọ̄wẹ̄je abwägen, wẹ̄rmərt Wermut, šẹ̄r Schere, šwẹ̄rt Schwert, šdẹ̄rtsə den Dienst wechseln (mhd. stërzen).

4. Die Lautgruppe -ëge- ist mit Kontraktion zu āe (gekürzt a) entwickelt: fāens Sense, rāen Regen, ran regnen, bəgan begegnen, gəlan gelegen.

§ 4. mhd. i.

1. mhd. i klingt im Kuhländischen meist wie geschlossenes ẹ: dẹstl Distel, ausgədeɒ Ausgeding, wẹnt Wind, wẹɒkl Winkel, blẹnt blind, bẹtr bitter, bẹndə binden, brẹɒə bringen, krẹstkẹndlə Christkindlein, lẹnfə pl. Linsen, rẹnt Rind, rẹḉhtə richten, wẹk Wicke, tsẹns Zins, tsẹplmẹts Zipfelmütze, tswẹšə zwischen, tsẹɒkə pl. Zinken, gəfẹḉht Gesicht, gəfẹnt Gesinde, hẹndrnis Hindernis, hẹɒkə gien hinken, hẹnə hinnen, hẹml Himmel, nẹpə einnicken, tẹšlr Tischler, trẹɒkə trinken, fẹḉhr sicher, fẹtsə sitzen, fẹɒə singen, fẹlwr Silber. (Meinert schreibt hier stets ei: Seilver, speinne „Silber, spinnen".)

Auch die Endung -ig (mhd. -ic, -ec) lautet regelmäßig -ẹḉh, z. B. fẹ̄rtẹḉh, ọ̄rtẹḉh, gọ̄ẹṛšdẹḉh fertig, artig, garstig. — šmet Schmiede und meliḉh Milch zeigen sogar offenes e.

2. Während die gewöhnliche Entwicklung i > ẹ mit dem Glätzischen übereinstimmt, ist bei Dehnung Diphthongierung zu īe die Regel: rīef Rippe, mīeḉh mich (betont), mīet mit (betont), mīest Mist, tswīevł Zwiebel, gəšḅieł Gespielin, Brautjungfer, gəwīes gewiß, gievł Giebel, hīen hin, nīedrdef Niederdorf, fīevə(nə) sieben, šmīerə schmieren, šmīet Schmied, šḍīeft Stift, šnīetliḉh Schnittlauch, šlīetə Schlitten, šrīet Schritt, šīef Schiff, fīeł viel, līet Deckel (mhd. lit.), z. B. kälrlīet Kellertür, bōdmlīet Bodentür, fīep Sieb, wīedə pl. Wiede (mhd. wit), dueḉhlīedn vergerben, durchprügeln (mhd. lideren neben lëderen).

3. r wird bei Dehnung reduziert: kīeṛš Kirsche, wīeṛt Wirt, šḅīetsə spucken (mhd. spirzen), hīeṛš Hirse, tsīeṛkl, Zirkel, gəbīeḉh Gebirge, kīeṛməs Kirmeß, šīeṛf Scherbe, kīeḉh Kirche, wīeṛkə wirken, gəšmīeṛt geschmiert. (Meinert schreibt einfach ie, z. B. Wietein „Wirtin").

4. Auch monophthongische Dehnung findet sich; ē besonders vor ḉh, j, š: wēš Wisch, gəšḍējə gestiegen, tsēḉh Ziege, tēš Tisch,



šdēćh Stich, šwējrfǭtr Schwiegervater, knētše drücken, kneten, quetschen; ī vor (dial.) n: kīn Kinn, bīnr Bienenzüchter (zu mhd. bin), gəlīn geliehen, auch in nī (ni) nicht u. fīk Sieg.

5. Die participia praeteriti der I. Ablautsreihe haben teils ẹ, teils īe (ē): grẹfə gegriffen, gərẹsə gerissen, gəbẹsə gebissen, gəšlẹćhə geschlichen; īe bei den Verben auf b g d t n: gərīevə gerieben, gəšdējə (vgl. 4) gestiegen, gəlīedə gelitten, gərīetə geritten, gəšīenə geschienen.

6. Abweichende Bildungen: fōš Fisch, pl. fẹš, Analogiebildung zu pōš Busch, pl. pẹš; wūthop Wiedehopf stimmt zu älterem wudhup (steirisch Wudhup(f), in Schleital i. Elsaß Wutthahn), nach Suolahti („Die deutschen Vogelnamen“, Straßburg 1909) onomatopoetisch.

§ 5. mhd. o.

1. mhd. o ist meist zu ō gedehnt (wie gebirgsschlesisch-glätzisch): knōtə Knoten, gəbōt Vorladung, grōp grob, gōt Gott, hōfə pl. Hosen, hōnẹćh Honig, tōćhtr (halblang!) Tochter, tōćht taugte, šbōt Spott, fōł voll, dōnən donnern, ōtr Otter, ōvə Ofen, ōbəst Obst, dōn Zug (ai āenr dōn in einem Zuge, immerfort, mhd. don Spannung), lōćh Loch.

ēbr- Ober- (in Zusammensetzungen, z. B. ēbrdef Oberdorf) ist wohl umgelautet.

2. Vor r tritt Diphthongierung ein (ǭe, glätzisch ǭ): kǭẹrn (koiern, vgl. Vorbemerkungen 1c) Korn, tǭer Tor, dǭẹrf Dorf, kǭẹrp Korb, mǭẹrn morgen. Die Kürze bleibt erhalten in gəfoećht gefürchtet, morjə Morgen.

3. Die Lautgruppe -oge- ist zu ǭẹr (oiẹr) entwickelt: gəflǭẹrn geflogen, gətsǭẹrn gezogen; aber gəbōǵə gebogen, gəwōǵə gewogen. (Die Entwicklung ist demnach die gleiche wie im Oberdörfischen, vgl. Pautsch, § 44).

4. Bei erhaltener Kürze gilt o, oft zu ọ verdunkelt: golt Gold, knop Knopf, wolwl billig („wohlfeil“), foṛnə vorn, ẹćh kont ich konnte, mr kondn, woldn, foldn wir konnten, wollten, sollten (sonst praet. selten!), šokḷn schaukeln (mhd. schocken), fołdǭt Soldat, glọk Glocke, fọlk Volk, ọks Ochs, rọšdl Pferdestall („Roßstall“), rọtsə rotzen, wọćh Woche, šdọpə stopfen; kumə kommen hat sogar u.

Vor r tritt in diesem Falle ui ein: uigl Orgel, fuim (neben fūəṛm) Form.

5. Die mittelhochdeutsch auf o lautenden participia praeteriti der II., III. und IV. Reihe haben in der Mundart teils ọ, teils ō:



kro̩chə gekrochen, gədro̩šə gedroschen, gōsə gegossen, gənōsə genossen (letztere beiden halblang!), gəſōtə gesotten, gəbōġə gebogen, gəšdōlə gestohlen, gəwōġə gewogen (dieses aus der V. in die II. Klasse überführt). In gəšduəvə gestorben ist o ganz zu u verdunkelt.

6. Besondere Entwicklungen: Neben doch „doch“ erscheint auch deċh, deċhr, z. B. mo̩er deċh mags doch! Von mhd. solch ist die Nebenform sülch zu ſe̩ċhə „solche“ entwickelt; über ſe̩tə = „ſotane“ solche vgl. Th. Schönborn, das Pronomen in der schlesischen Mundart, § 87 (Wort und Brauch, Heft 9) und Zeitschr. f. deutsche Philologie, Bd. 46, S. 167. diet „dort“ ist vielleicht umgelautet.

§ 6. mhd. u.

1. mhd. u erscheint meist erhellt als o̩ (wie auch im Glätzischen): mo̩ntr munter, wo̩ndr Wunder, gədo̩ŋkə Gutdünken (mhd. gedunc), tso̩kr Zucker, tso̩ŋ Zunge, gro̩nt Grund, fo̩nt Pfund, go̩nst Gunst, ho̩ndrt hundert, do̩ldə dulden, jo̩mfr Jungfrau, ho̩pə hüpfen, ho̩nt Hund, ho̩ŋr Hunger, po̩lwr Pulver, no̩tsə Nutzen, to̩mp dumm, to̩ŋkl dunkel, to̩n Tonne, tro̩ŋk Trunk, ſo̩mp Sumpf, ſo̩n Sonne, ro̩ŋ Runge, o̩f auf (unbetont).

u ist namentlich vor k und ch zu hören: kluk Gluckhenne, fuks Fuchs, duš dre̩ċh durstig, fr̥slukə verschlucken, ſup Suppe, šnupə schnauben, kuchl Küche (zu mhd. kuche), kukə neugierig schauen („gucken“); ebenso im Rückumlaut schwacher Verben: ǭgəflukt abgepflückt, ausgəšut ausgeschüttet, gədrukt gedrückt, gəbukt gebückt, fr̥rukt verrückt.

Auf Entwicklung durch Umlaut (§ 8) weisen: re̩m herum, ne̩s Nuß, (wohl aus dem Plural), temple̩ċh Dummkopf (mhd. tumplich), pe̩kle̩ċh bucklig, ke̩pər̥n kupfern, je̩kə jucken, še̩le̩ċh schuldig, finkle̩ċh funkelnd, ſinōvət Sonnabend.

2. Vor r gilt ūe (ui), meist unter Reduktion des r: fūer̥ċh (fuiċh) Furche, būər̥n (buir̥n) Born, Brunnen, wūər̥f Sensenstiel, gūər̥t Gurt, dūeċh durch, gəbūər̥t Geburt, fūer̥ts (uie) Furz. (Meinert schreibt bloß ue, z. B. kuez kurz).

3. Die participia praeteriti der III. Reihe haben o̩: gəbo̩ndə gebunden, gəšbo̩nə gesponnen, gəšo̩ndə geschunden, gəšlo̩ŋə geschlungen, kwo̩ŋə bezwungen.

4. Bei Dehnung erscheint ō, ūo und ū: ōf auf (betont), ſōntiċh Sonntag, šdōf Stube, pōš Busch, jūot Jude, kūoġl Kugel, ſūon Sohn, šlūs Schluß, gərūċh Geruch, kūmət Kummet, lūk Lüge, trūgł Truhe.



šnīec͜h Schwiegertochter (mhd. snurche) weist auf Entwicklung durch Umlaut, ebenso gəšnīedr Schnupfen (zu mhd. snuderen), vgl. § 8, 2.

§ 7. mhd. ŏ.

1. mhd. ö erscheint als e: šẹrts Schöps, tep Töpfe, flek Pflöcke, freš Frösche, šlesr Schlösser, kec͜hẹn Köchin, reklə Röckchen, unkestn Unkosten, felẹc͜h völlig.

2. Bei Dehnung gilt ē: fējl Vögel, hēwlẹc͜h höflich, gəwēnlẹc͜h gewöhnlich, hēflən Höschen, ēmẹrlə schwaches Kind (mhd. ome Spreu, überhaupt etwas Unbedeutendes).

3. Vor r gilt ẹ̄: kẹ̄rvlə Körbchen, hẹ̄rnlə Hörnchen, ẹ̄rtlə kleines eigenes Besitztum („Örtchen").

NB. Die Entwicklung ist demnach dieselbe wie im Glätzischen.

§ 8. mhd. ü.

1. mhd. ü erscheint wie im Glätzischen gewöhnlich als ẹ: kẹc͜h Küche (zu mhd. küche, vgl. § 6, 1), hẹpš hübsch, mẹlnr Müller, gəbrẹst „gebrüstet", stolz, kẹts Schürze (mhd. kütze), glẹk Glück, tẹmpl Tümpel, šdẹk Stück, šlẹprẹc͜h schlüpfrig, drẹkə drücken, tsẹpl-mẹts Zipfelmütze, āelẹtsẹc͜h einzeln (mhd. einlützec), lẹtslwais stückweise, eines nach dem andern (mhd. lützel); offenes e haben šesl Schüssel, hetlr kleiner Häusler („Hüttler", mit eigenem Haus, aber gepachteten Feldern), lekẹc͜h lückig (z. B. s kǭẹrn is hair̥ lekẹc͜h das Korn hat dies Jahr schwache Ähren); daneben erscheint auch i, z. B. kisə küssen, kit Schar, Haufen (Herde, mhd. kütte).

Ansatz zu Diphthongierung zeigen šietə schütten, šietl̥n schütteln, kienẹc͜h König, fiepəs fürbaß, vorwärts (sämtlich mit ganz kurzem Diphthong!).

2. Bei Dehnung tritt Diphthongierung zu īe ein: krīepł Krüppel, tīekl Edelstein (mhd. türkel), tīekltauf Turteltaube, mīel Mühle, šdīevlə Stübchen, šīetslə Dachvorsprung als Giebelschutz (mhd. schürzelîn), īevr über, īevl übel, šdrīetsl Striezel, jīedẹn Jüdin, bīet Bürde, hīevł Hügel,

fēn Söhne, tējə taugen, mējə mögen, kenə können, genə gönnen sind wohl über mhd. ö entstanden (vgl. Pautsch!).

3. Vor r erfolgt die Dehnung und Diphthongierung (letztere hier nicht immer deutlich!) wieder unter Reduktion des r vor Konsonanten: gīetl Gürtel, šdīr̥ts Stürze, šīetslə Giebelschutz („Schürz-

chen“), šıerjə schieben („schürgen“), bīršt Bürste, wīemlə Würmchen, ſeḉh drbīen (mhd. erbürn erheben) sich erholen, ſeḉh fīedn sich „federn“ = sich beeilen (mhd. vürdern), fīrwəst Schuh-Oberleder, Putzleder (mhd. fürben putzen), tīr Tür, fīr für, vor. (Meinert schreibt einfach ie, z. B. wiede „würde“.)

In terlə Türchen, feḉhtə fürchten bleibt die Kürze erhalten.

2. Die mittelhochdeutschen langen Vokale.

§ 9. mhd. â.

1. mhd. â ist durch ō (wie gebirgsschlesisch-glätzisch) vertreten: mōntiḉh Montag, amōl einmal (unbetont), hōt hat, hǭkə Haken, Ruhrhaken, gətōn getan, blō blau, grō grau, grōf Graf, tōpən tapern, tōḉht Docht (mhd. tâht), nōḉh nach, nōlt Nadel, šbōn Spahn, šdrōf Strafe, šlōfə schlafen, šōf Schaf, šwōġr Schwager, frrōt Verrat, frōġə fragen, dōḉht dachte, jōmən jammern, ōs Aas, ōvət Abend (tsōvəts abends, bei Meinert z 'Obed), klō Klaue, plō Plaue, krō Krähe, trōm Balken, drōt Draht, mōlə malen, šdōl Stahl, mōs Maß, šbōt (adv.) spät, lōn lassen, mōſn Masern, und wohl auch bōḉht Schimpfname, besonders auf ungezogene Kinder (mhd. bâht Kot, Kehricht, Unrat).

ǭ zeigen u. a. tǭt, ſołdǭt Tat, Soldat, šbinǭt Spinat, tsolǭt Salat, nǭlt Ahle.

Kürzung erscheint in hon haben (mr hon, ſə hon), bopst Papst, nokwr Nachbar, host hast, šlofə gien schlafen gehn.

2. Vor r gilt ǭe (oie): jǭer Jahr, wǭer wahr, kǭert gekehrt, gəlǭert gelehrt, gelernt (zu mhd. gekârt, gelârt).

3. Abweichende Bildungen: pēkə schreien (mhd. bâgen) ist wohl ebenso wie grātš Schritt und grātšə schreiten durch Umlaut zu erklären (§ 14; mhd. grât = lat. gradus, pl. græte).

§ 10. mhd. ê.

1. mhd. ê ist bei konsonantischem Auslaut zu īe diphthongiert: wīeneḉh wenig, grīedl gepflasterter Gang am Hause entlang (mhd. grêde), krīen Meerrettich, gīen gehen, šdīen stehen, ſīel Seele, lierḉh Lerche, tswīenə zwei (männlich, ohne Beziehungswort; weibl. tswūə, sächl. tswę̄).

2. Im Auslaut ist ē geblieben: klē Klee, wē weh, tswē zwei



(männl., mit Beziehungswort; weibl. tswū, sächl. tswę̄), auch in ēnr eher, früher.

3. Vor auslautendem r gilt offenes ę̄: mę̄r mehr, lę̄r Lehre, ę̄r Ehre (wie im Glätzischen).

4. Verkürzung zeigen tsin Zehe, pl. tsinə, eršt erst.

§ 11. mhd. î.

1. mhd. î ist gewöhnlich durch ai vertreten: laich Leiche, lait liegt, laidə leiden, faifə pfeifen, aivęš Eibisch, raist Flachsreiste, drbain dabei, šnait Schneide, šdaijə steigen, šraiwə schreiben, šrain schreien, šwain Schwein, šdraitə streiten, raitn reutern, sieben, ſaijə seihen, ſait Seite, glai sogleich, gaijə geigen, wais weiß, tsailwais zeilenweise, taich Teich, gəhai Spott (zu mhd. gehîwen), vgl. Grimms Wörterbuch ‚Gehei' = „Hohn" und ‚geheien' 3 f, g, woselbst auch des Kuhländischen gedacht ist.

2. Oft ist dieses ai zu a verkürzt (ae vor ch): dastl Deichsel, dratsə dreizehn, am = ai dam in dem, bam = bai dam bei dem, wa(e)l weil, fanr feiner, šan scheinen, strahlen, fratich Freitag, šmast schmeißt, rast reist, rat reitet, laecht leicht, watr weiter, falkə Veilchen, bast beißt, šnat schneidet, gran weinen (mhd. grînen). Die Verkürzung zeigt sich also namentlich in Komparativen, im Präsens (2. 3. sg., 2. pl.) der dental auslautenden Verben der I. Reihe und beim Zusammentreffen von Flexions-n mit Stammauslaut n.

Abweichend von der Regel bleibt der Monophthong, nur verkürzt, in šlisə schleißen, z. B. bam fādn šlisə beim Federnschleißen. Auch krāšə kreischen steht ganz abseits von der gewöhnlichen Entwicklung.

§ 12. mhd. ô.

1. mhd. ô ist gewöhnlich zu ūo diphthongiert, zumal in einsilbigen Wörtern: grūos groß, tūot tot, trūon Thron, nūot Not, nötig, šūos Schoß, šdrūo Stroh, šrūot Schrot, brūot Brot, rūos Rose, rūot rot, grūoslə Großmutter, būos Flachsbündel (mhd. bôȥe).

Daneben erscheint auch ō, so in ōstn Ostern, gəlōſə los werden (mhd. gelôsen), šdōse stoßen, asō so (schles. aſū, zu aſūnr „ein so einer", vgl. Zeitschr. f. deutsche Philologie, Bd. 46, 167); verkürzt in šǫn schon, hǫkst Hochzeit.

2. Vor r gilt ǭe (ǭie): kǭer Chor, rǭer Rohr, gəhǭert gehört. uir Ohr und luirwr Lorbeer werden mit ui gesprochen.



§ 13. mhd. û.

mhd. û erscheint als au: kraut Kraut, tsaum Zaun, maul Maul, hauf Haube, grauſleͨch abscheulich, kauən kauern (mhd. hûren) tauf Taube, tauſət tausend, ſaulə Säule, ſaur sauer, šdraus Strauß, kaut Kaute Flachs (= 10 Reisten), kaul Kugel, kaulə kugeln (mhd. kûle, kûlen neben kugel(en), tauvł(-gł) Faßdaube (mhd. dûge). — Vor r: uir Uhr.

Bei Verkürzung entstand a, wie in grap „Graupen“, Hagel, hafə Haufen, latr lauter (wie auch glätzisch).

Unregelmäßige Entwicklungen sind u. a.: klaovə klauben, mūſiͨch Musik, tūſl Dusel (zu mhd. tûzen, vgl. Grimm „duſen“ und „duſeln“), mūſereͨch mauserig, unwohl (mhd. mûȝen mausern), dršōdn erschaudern, erschüttert werden; traiunk Trauung und šlaidr Schleuder sind durch Umlaut über iu entstanden.

§ 14. mhd. æ.

Dem mhd. æ entspricht in der Regel ē (so auch glätzisch): glēͨch Gelege, das Zusammengelegte (mhd. gelæge; das Getreide wird beim Haun zu losen Häufchen zusammengelegt ai glējə gəlęrt), tēt täte (dient zur Umschreibung des Konjunktivs), ſēn säen, fēlə fehlen, drēn drehen, krēn krähen, šbēt spät (adj.), kēs Käse, kwēl Qual (zu mhd. quæle), lēgl Milchgefäß (mhd. lægel), nēnr näher, gē, gēleͨch plötzlich, hastig (zu mhd. gæhe) drēt Drähte, šbēn Spähne trēm pl. Balken, tēͨchtlə kleiner Docht, fēl Pfähle.

Vor r gilt ę: šwęr schwer, jęrleͨch jährlich.

ā zeigen lār leer, šdāt ruhig, langsam. Vgl. auch § 9, 3.

§ 15. mhd. œ.

1. Dem mhd. œ entspricht im allgemeinen īe: kliefle Klößchen, krīes Gekröse, šīen schön, šdīesr Habicht, bīes böse, lieſə lösen, rīestə rösten, trīestə trösten, krienlə kleine Krone.

2. Vor r ist ę entwickelt: hęrn hören, šdęrn stören, ręrn Röhren.

3. Verkürzung zeigen namentlich Komparative und Superlative: šinr, šinstə schöner, schönste, grisr, gristə größer, größte, retr röter, heͨchr heͨchstə höher, höchste; auch das Präsens des Verbums, z. B. šdist stößt. (2 und 3 ähnlich im Glätzischen!)



§ 16. mhd. iu.

1. mhd. iu (iuw) ist zu ai entwickelt: kaiən kauen, tsai(s)t zieh(s)t, flaiç̌ht fliegt, baiç̌ht biegt, hailə heulen, haiſlr Häusler, hait heut, hair̥ dieses Jahr, trai treu, naišīreç̌h neugierig, šlaiç̌hle kleiner Schlauch, nain(ə) neun, taiwl Teufel, aitr Euter, blail Bleuel, blail̥n bleuen = die Wäsche mit dem Bleuel klopfen, šbraitsle mhd. spriuz(e) „Spreize“, Holzscheitchen, aiſaiən einsauern, laigən (-ern!) lügen (zu mhd. liugen), frſaimə versäumen (mit Umlaut), gerain reuen.

2. Der Umlaut fehlt im Gegensatz zum Schriftdeutschen in knaul Knäuel, ſaule Säule, šaumə schäumen, šlaume gefallen, zusagen (unpersönlich gebraucht: s' šlaumt mr es gefällt mir).

3. Häufig tritt Kürzung zu a ein (ae, ganz kurz, besonders vor ç̌h): gast gießt, gənast genießt, šan Scheune, nantsə neunzəhn, fraen(t)šoft, frlast verlier(s)t, frast friert, raeç̌ht riecht, laeç̌ht leuchtet (laeç̌ht amōl! leuchte mal!), bedat bedeutet, lat leutet; also namentlich im Präsens (1. 2. sg., 2. pl.) der II. Reihe und vor n, ch und t, zumal in dentalen Flexionsformen.

3. Die mittelhochdeutschen Diphthonge.

§ 17. mhd. ei.

1. Als regelmäßige Vertretung von mhd. ei ist für unsere Mundart āe charakteristisch (wie im Oberdörfischen): lāem Lehm, māeſl Meißel, māe Mai, wāets Weizen, ẹç̌h wāes ich weiß, māene meinen gəmāen Gemeinde, hāelə heilen, hāelr „Heiler“, Arzt, āenlẹtsẹç̌h einzeln (einlützec), rāetl Reitel, rāetl̥n reiteln, ǭrāets „Anreiz“ (Backwerkgeschenk zum Taufen), hāetsə heizen, hāes heiß, hāem heim, nāe, ināe nein, tāek Teig, tāelə teilen, ſāejr Wanduhr (mhd. seigære von seigen seihen neben sîhen, also ursprünglich wohl Sand- oder Wasseruhr), ſāef Seife, hāet Heideland, šb̥āeç̌h Speiche, brāetə zuwegebringen (mhd. bereiten).

ā in gāsbọk (Ziegenbock, mhd. geiȝ) Spottname für Schneider, ist offenbar über āe entwickelt.

Ausnahmsweise erscheint ai, z. B. tsaije zeigen.

Im Auslaut ist ei zu ę̄ entwickelt: ę̄ Ei, tswę̄ zwei (sächl., vgl. § 10), gəšrę̄ Geschrei.

2. Kürzung zu a (ae) zeigt sich namentlich in Komparativformen und beim Zusammentreffen von Stamm- und Flexions-n, auch im



Präsensdental auslautender Verba: klanr kleiner, dam bratstə am breitesten, mẹt da šḍan mit den Steinen, aełwə elf, brat, bratst, gəbrat, z. B. ẹćh brats nī ich brings nicht zustande, ẹćh hǫ̈rš ni gebrat ich habs nicht fertig gebracht, es ist mir nicht geglückt; oft auch ẹćh was, du wast ich weiß etc.

§ 18. mhd. ou.

Dem mhd. ou (ouw-) entspricht āo (vgl. glätzisch ā!) tsāom Zaum, kāoft gekauft, gerāoft gerauft, hāon hauen, tāop taub, lāop Laub, tāof Taufe, šāon schauen, āo ā auch, āoch Auge, pl. āoġə, bāom Baum, ſāofə saufen, rāoch Rauch.

āe in kāefə kaufen, rāefə raufen, glāewə glauben u. a. geht auf md. Formen mit öu zurück. Ebenso weist hāept Haupt (Teil des Pfluges und des Ruhrhakens) auf Umlaut.

§ 19. mhd. ie.

1. Dem mhd. ie entspricht ī: knī Knie, tsīn ziehen, grīwə pl. Griefen, grīs Gries, sīdə sieden, šḍīr Stir, flījə fliegen, īdr jeder frlīſə verlieren, frīſə frieren, fīrə vier, bījə biegen, krījə kriegen, bekommen, brīf Brief, līt Lied, bətrījə betrügen.

2. Verkürzung zeigt sich namentlich vor mhd. ȝ und ch (h): gisə gießen, šisə schießen, šlise schließen, lisə das Wetter vorhersagen (mhd. lieȝen wahrsagen), ri͡chə riechen, li͡chtə blitzen; ebenso in niṛnt nirgends, dẹnstich Dienstag.

§ 20. mhd. uo.

1. mhd. uo erscheint meist als ū: hūt Hut, mūm Muhme, ältere Frau, mūs muß, glūt Glut, gūt gut, hūf Huf, tūn tun, šūch Schuh, pl. šū, šūl Schule, fūs Fuß, blūm Blume, tswū(ə) zwei (weibl., mhd. tswuo neben tswô).

2. Die Kürzung lautet u: kuchə Kuchen, mutr Mutter, rufə rufen, rut Rute, šḍrutə Stute, fluchtə fluchen, dṛtsun dazu, bust Bast (zu mhd. buost).

Vor r gilt ūə (ui): fūər (fuir) Fuhre.

fi͡che suchen, rif(s)t ruf(s)t beruhen auf Umlaut.

§ 21. mhd. öu.

1. Als legitime Vertretung von mhd. öu erscheint, dem Dialekt eigentümlich, āe, das zuweilen in ɷ (zwischen ā und ẹ̄) übergeht: rāevr (rɷwr) Räuber, hāeplə „Häuptchen“, kleiner Kopf, z. B. a



hāeplə tsolǭrt ein Kopf Salat, də bāem die Bäume, ſāemə säumen, einfassen, gāesl Handvoll (dim. zu mhd. goufe), šāevl „Schäubel" (dim. zu mhd. schoup) Strohbündel, šāevldǭch Strohdach. Vgl. außerdem § 18.

2. Die mhd. Lautgruppe öuw ist im Inlaut zu ai, im Auslaut zu ę̄ entwickelt: Im Inlaut hair Heuer, Mäher, frain freuen, frait Freude, jedoch šdrę̄rn streuen; im Auslaut hę̄ Heu, šdrę̄ Streu. Über die verschiedene Entwicklung vgl. v. Unwerth § 41.

§ 22. mhd. üe.

1. mhd. üe ist durch ī vertreten: brīn brennen (intr.), fīrn führen, frī früh, blīmlə Blümlein, rīf Rübe, krījlə Krüglein, grīn grün, kī Kühe, glīnech glühend, rīen rühren, fījə fügen, šīlən pl. Schuhchen, bənīmə versprechen (mhd. benüemen).

2. Die Kürzung lautet i: britə brüten, fitn füttern, fis Füße, fisə süß, hitə hüten, grisə grüßen, męsə müssen, gitlə kleines Bauerngut, hitlə kleiner Hut, kišdl Kuhstall, prelə brüllen.

In gəhut gehütet zeigt sich Rückumlaut.

4. Übersicht über die qualitativen Veränderungen der Stammsilbenvokale.

§ 23. Diphthongierung.

1. Diphthongierung langer Vokale:

ê > īe § 10. î > ai § 11. ô > ūo § 12. û > au § 13. œ > īe § 15. iu > ai § 16.

2. Diphthongierung kurzer Vokale:

a) durchgehend: ä > ae (āe) vor ch und k, § 2, 6. ë > ae (āe) vor ch und k, § 3, 2. i > īe bei Dehnung, § 4, 2. ü > īe bei Dehnung, § 8, 2.

b) vereinzelt: u > ūo § 6, 4. ü > ie § 8, 1.

3. Diphthongierung vor r:

a) kurze Vokale: ar > ǭer (oier) § 1, 3. or > ǭer (oier) § 5, 2. ur > ūər (ui(e)r) § 6, 2.

b) lange Vokale: âr > ǭer (oier) § 9, 2. ôr > ǭer (oier) § 12 ûr > ūər (ui(e)r) § 13.

4. Die mhd. Lautgruppen age, ege, äge, ëge, oge:



age > ǫeṛ (oieṛ) § 1, 4. ege > ẹ̄ṛ (ẹeṛ) § 2, 4. äge > äe (gekürzt a) § 2, 7. ëge > äe (gekürzt a) § 3, 4. oge > ǫeṛ (oieṛ) § 5, 3.

§ 24. Monophthongierung.

1. Regelmäßig tritt dieselbe ein bei:
ie > ī, i. § 19. uo > ū, u. § 20. üe > ī, i. § 22.

2. Nur bedingt:
ei > a bei Kürzung § 17, 2. öu > ẹ̄ im Auslaut § 21, 2.

§ 25. Umlaut.

Bezüglich des Umlauts tritt die Mundart oft in Gegensatz zum Schriftdeutschen.

1. Rein äußerlich ist dieser Gegensatz

a) beim Diminutiv der a-Stämme: hāflə Häschen, faslə Fäßchen, kanlə Kännchen, tamlə kleiner Damm, speziell auf dem Acker die Erhöhungen zwischen den Furchen (ādepltamlə = Kartoffelfurche), kastlə Kästchen, šāflə Schäfchen, hānlə kleiner Hahn, naplə Näpfchen;

b) bei Komparativen: nasr nässer, glatr glätter. — In all diesen Fällen stehen a und ā nur äußerlich zum schriftdeutschen ä im Gegensatz, mundartlich sind sie die Umlaute zu o und ǭ.

2. Der Umlaut fehlt

a) beim part. praet. der schwachen Verben mit ü in der Stammsilbe: gərukt gerückt, (gə)drukt gedrückt, (gə)bukt gebückt, gəhut gehütet, ausgəšut ausgeschüttet; § 1, 5a. Bezüglich des Präteritums vgl. Schlußbemerkung zu § 43.

b) auch sonst häufig, so bei manchen Nominalstämmen, zuweilen auch im Präsens der Verben: nochte Nächte, knaul Knäuel, faule Säule, oš Esche, osp Espe, šbōt spät (adv.); ǭfǭeṛvə abfärben, šaumə schäumen, hopə hüpfen, šnufl̥n schnüffeln, wokst wächst, gədraŋ gedrängt, eng, də šdrausə Sträuße.

3. Umgekehrt erscheint der Umlaut mitunter, wo er im Schriftdeutschen fehlt: heṛt hart, wǭṛn pl. Wagen, unkestn Unkosten, tẹ̄ch Tage (neben tǭch), pełstr pl. Polster, traiuŋk Trauung. kwēl Qual, kišdl Kuhstall, fiche suchen, rifst rufst, kaiən kauen, brain brauen, faierai Sauerei, schlechtes Wetter, meŋkl̥n munkeln, kailẹ̄ch kugelig, kullig, jẹkə jucken, u. a. (§ 6, 1 pẹklẹ̄ch bucklig, etc.).



5. Die quantitativen Veränderungen der Stammsilbenvokale

§ 26. Dehnung.

1. In mhd. offener Silbe ist die Dehnung allgemein wie im Gesamtschlesischen.

ſǭtl Sattel, pǭpl Pappel, šnǭwl Schnabel, kūoġl Kugel, tswīevł Zwiebel, gīevł Giebel, nǭerl Nagel, knēbł Knebel, ēdl edel, ēſl Esel, šēml Schemel, wēdl Wedel, rēdr Räder, blētr Blätter, wādr weder, wātr Wetter, lāvə leben, kāwr Käfer, šādl Schädel, šwāwl Schwefel, īewl übel, tǭdl̥n tadeln, nīedr- Nieder-, kīeſl Kiesel, šwējrfǭtr Schwiegervater, dōnr Donner, fādr Feder, ōtr Otter (mhd. oter), kwāndlən pl. Quendel (mhd. quënel), lādr Leder, kǭmr Kammer, hǭmr Hammer, šnǭtn schnattern, gəſōtə gesotten, rīef Rippe (mhd. ribe), šdōf Stube, kēt Kette (also auch wo durch jüngere Apokope später Einsilbigkeit entstand).

Die Dehnung unterbleibt häufig in mhd. offener Silbe, auf die die Endungen -er, -el, -en, -ern, -eln folgen, wie in glatr glätter, šmelr schmäler, pọtr Butter, gəfotr Gevatter, šẹml Schimmel, hẹml Himmel, witiwr Witwer, tsomə zusammen, kumə kommen, batln betteln. Eine Sonderstellung nimmt kienẹ́ch König ein.

2. In mhd. geschlossener Silbe zeigt die Mundart im allgemeinen in folgenden Fällen Dehnung:

a) vor allen einfachen Konsonanten (im Gegensatz zum Neuhochdeutschen auch vor t! vgl. Wilmanns § 239 ff.), ebenso vor ch und sch und vor auslautendem pf. Meist sind es einsilbige Wörter, auch solche, die mhd. inlautend Geminata zeigen.

šǭf Schaff, šīef Schiff, rǭt Rad, glǭt glatt, ſǭt satt, šdǭt Stadt, blǭt Blatt, brāt Brett, mīet mit, šmīet Schmied, šnīetlẹ́ch Schnittlauch, šrīet Schritt, šbōt Spott, gōt Gott, gəbōt Vorladung, betšdātlə Schlafstätte, ſǭk Sack, tǭk Tag, gəšmǭk Geschmack, wāek Weg, flāek Fleck, bōk Bock, rōk Weiberrock, šlǭk Schlag, grōp grob, rāophūn Rebhuhn, gərūch Geruch, mīech mich, dīech dich, īech ich, šdēch Stich, kōklefl Kochlöffel, lōch Loch, kwǭl Quelle, šdǭl Stall, fāl Fell, gāl gelb, šdǭm Stamm, šlǭm Schlamm, kīn Kinn, fōš Fisch, tēš Tisch, nǭp Napf, tōp Topf.

Natürlich finden sich Ausnahmen wie fet Fett, drop Trab, šlof schlaff, frẹ́ch frech, blaẹ́ch Blech, doch doch, tswaek Zweck.



b) vor r und r- Zusammensetzungen: gǫeṛf Garbe, gǫeṛšḍeç͡h garstig, gǫeṛtə Garten, gǫer gar, gǫeṛn Garn, wēṛn wehren, kẹṛts Kerze, drnēṛn ernähren, hār her, drkwār quer, wār wer, hāt Herd, šḍān Stern, šḅietsə spucken, wīewl Wirbel, šmīerə schmieren (mhd. smirwen), kīeṛš Kirsche, kīeṛməs Kirmeß, šḍāvə sterben, fır vor, dǫeṛf Dorf, kẹṛvlə Körbchen, šnīeṛç͡h Schwiegertochter (mhd. snurche), wūəṛf Sensenstiel, būəṛn, bīenlə Born Brunnen, tīr Tür, gīetl Gürtel, šīetslə Schürzchen, Giebelschutz, tīekltauf Turteltaube.

Ausnahmen: šwoṛts schwarz, moek Markt, kwoek Quark, feç͡htə fürchten, gəfoeç͡ht gefürchtet, dušdreç͡h durstig, harf herb, berk Berg (bāek niedrige Anhöhe — so wenigstens mitgeteilt!), kalə Kerl.

c) bei Wörtern auf -er, -el, -ern, -eln mit mhd. inlautendem p oder pp: krīepl Krüppel, klǭpr Klapper, klǭpən klappern, tsǭpln zappeln, lǭpən lappern, trinken, analog rǭpən (meist ṛemrǭpən) geräuschvoll tätig sein (herumwirtschaften, mhd. raffeln lärmen, klappern); ähnlich auch in kālr Keller (mhd. keller, kelre).

3. Die Kürze bleibt in der Regel erhalten bei mhd. Gemination und mehrfacher Konsonanz einschließlich z, ch und sch.

a) Gemination: kesl Kessel, esl Nessel, šesl Schüssel, šlẹsl Schlüssel, fokl Fackel, pẹkleç͡h bucklig, šietḷn schütteln, knẹtl Knüttel, lefl Löffel, tsẹpl Zipfel, wosr Wasser, masr Messer, talr Teller, akr Acker, fesr Fässer, tsọkr Zucker, slesr Schlösser, bẹtr bitter, welə wollen, klat Klette, gran weinen, flẹrnə weinen, gəwer Gewirr, tsuknẹlt zerdrückt, šmekə schmecken, šweł Schwelle, šḅerə sperren; mac͡hə machen, wac͡hə wachen, lac͡hə lachen, kac͡hl Kachel, keç͡h (kuc͡hl) Küche, keç͡hen Köchin, wọc͡h Woche, braeç͡hə brechen, šḍaeç͡hə stechen, drašə dreschen, toš weibl. Scham, Frauenzimmer, floš Flasche, wošə waschen, feç͡hl Sichel, seç͡hr sicher, lešə löschen, freš Frösche, tswẹšə zwischen.

b) Mehrfache Konsonanz: noc͡ht Nacht, ochtə acht, šloc͡htə schlachten, flaeç͡ht Flechte, waeç͡htr Wächter, goljə Galgen, kromf Krampf, klomp schnell vorübergehender örtlicher Krampf (am Finger, Fuß etc.), zu mhd. klambe Klemme? womp Bauch, gons Gans, floks Flachs, tsits Brustwarze, gəfeç͡ht Gesicht, gəfẹnt Gesinde, hẹndr hinter, hẹṅkə gien hinken, tešlr Tischler, trẹṅkə trinken, fẹnstr finster, frfẹtsə verfitzen (Fäden verwirren), šlẹndə schlingen, schlucken, lẹnfə pl. Linsen, krẹstkẹndlə Christkindchen, rọnt rund, jọmfr Jungfrau, šọldr Schulter, dọldə dulden, gọnst Gunst, grọnt Grund.

Ausnahmen: ſāovr selber, ǫst Ast, nāst Nest, mīest Mist, īes ist, šǭft Schaft, tōc͜ht taugte, rāec͜ht rechtsseitig, trāspə Trespe, tsǭspl Zaspel, dr ǭłmr Küchenschrank (mhd. almerlîn), nāec͜htə gestern abend.

§ 27. Kürzung.

1. Die Kürzung ist nicht so verbreitet wie die Dehnung; einsilbige Wörter trifft sie fast gar nicht, namentlich nicht vokalisch auslautende.

mōs Maß, hāes heiß, lāest Leiste, rōm Ruß, ſāeł Seil, nāe ināe nein, hāem heim, wais weiß, kail Keil, šrūot Schrot, brūot Brot, hūt Hut (dim. hitlə!), mūs muß, glūt Glut, gūt gut, tūn tun, brīf Brief, līt Lied, drōt Draht, kǭert gekehrt, grāts Schritt, šdrūo Stroh, kū Kuh, knī Knie, frī früh, wō wo, klē Klee, wē weh.

Auch bei mehrsilbigen Wörtern ist die Kürzung in geschlossener Silbe selten. Sie beschränkt sich somit fast nur auf eine verhältnismäßig kleine Zahl der zahlreichen zweisilbigen in offener Silbe.

Zweisilbige mit erhaltener Länge in geschlossener Silbe: mōntic͜h Montag, dōc͜ht dachte, ſołdǭt Soldat, laimət Leinwand, ōstn Ostern, jẹ̄rlec͜h jährlich, ſāens Sense, līẹrc͜h Lerche, haiſlr Häusler.

2. Kürzung erscheint namentlich:

a) öfters bei monophthongierten Diphthongen: mhd. iu vor n; uo namentlich vor ch, auch vor anderen stimmlosen Lauten; üe gleichfalls vor stimmlosen Lauten, namentlich vor ȝ und t, ie vorzüglich vor ȝ und ch; ei nur ausnahmsweise. Vgl. Unwerth, § 104.

iu: fraentšoft Freundschaft (ae ganz kurz!), šan Scheune, nantsə neunzehn; uo: kuc͜hə Kuchen, ſic͜he suchen, fluc͜htə fluchen, mutr Mutter, rut Rute, rufə rufen, šdrutə Stute, dṛtsun dazu; üe: gitlə kleines Gut, hitlə Hütchen, britə brüten, ſitn füttern, kišdl Kuhstall, ſisə süß, grisə grüßen, mẹsə müssen, prẹlə brüllen; ie: šisə schießen, gisə gießen, gənisə genießen, lisə das Wetter vorher sagen, ric͜hə riechen, lic͜htə blitzen, dẹnstic͜h Dienstag, niṛnt nirgends; ei: aełwə elf; auch in falkə Veilchen (mhd. vîol).

b) in Steigerungsformen: šinr schöner, šinstə schönste, watr weiter, klanr kleiner, fanr feiner, grisr größer.

c) in den dentalen Flexionsformen der Verben mit dentalem Auslaut: bedat bedeutet, hast heißt, gast gießt, rat(s)t reite(s)t, šmast schmeißt, frlast verlier(s)t, frast frier(s)t, gənast genießt, frdrast verdrießt, brat(s)t bring(s)t zuwege, gəbrat zuwege gebracht, gəhut ge-



hütet, bast beißt, rast reißt. snat(st) schneide(s)t, was(t) weiß(t), auch raeḉ̣ht riecht;

d) meist beim Zusammentreffen der Endung -en mit Stammauslaut n: šan scheinen, gran weinen, bəgan begegnen, mẹt fan šwan mit seinen Schweinen;

e) häufig vor cht (mhd. ht): laeḉ̣ht leicht, ſaeḉ̣ht seicht, faeḉ̣ht feucht, ſaeḉ̣htūḉ̣h Seihtuch, laeḉ̣htə leuchten, baeḉ̣ht Beicht;

f) sonst nur ausnahmsweise: wal Weile, dratsə dreizehn, draseḉ̣h dreißig, fratiḉ̣h Freitag, hafə Haufen, tsin Zehe. ẹršt erst, bopst Papst, šlepə schleppen, mr hon, ir hot wir haben, ihr habt, nọkwr Nachbar, tẹrlə Türchen.

II. Die Konsonanten.

1. Gutturale.

§ 28. mhd. g.

1. mhd. g ist im Anlaut erhalten (gọ̄ertə Garten, grọnt Grund, gīen gehen, gān geben, gē̦jr gegen, etc.). Nur in vereinzelten Fällen erscheint es in Eigennamen und in Fremdwörtern als j: Jīeṛḉ̣h = Jūrə Georg, jenərāl General. k steht für g in kukə gucken, koksə gacksen, kluk Gluckhenne; in Fremdwörtern wie kulaš Gulasch, kalup Galopp; in naišīreḉ̣h neugierig beruht das š auf dem sg von nd. nîsgirig.

2. Im Inlaut erscheint mhd. g zwischen Vokalen und nach r und l als Reibelaut, und zwar nach dunklen Vokalen als stimmhafter velarer (ġ), nach hellen Vokalen und r, l als palataler Reibelaut (j): frōġə fragen, wōġə wagen, frtsọ̄ġə verzagen, mọ̄ġə Magen, gəbōġə gebogen, gəwōġə gewogen, āoġə pl. Augen; šḍaijə steigen, gəšdējə gestiegen, ſāejə pl. Sägen, ọ̄wē̦jə abwägen, bəwē̦jə bewegen, flē̦jə pflegen, ſē̦jə Segen, tējə taugen, krījə kriegen, tsaijə zeigen, gaijə geigen, bətrījə betrügen, šīe̦rjə schürgen, schieben, aiējə eineggen, ſaijə seihen, morjə Morgen (aber mọ̄ẹrn morgen!), goljə Galgen, ẹ̄rjr ärger, fāejə pl. Felgen, foljə folgen (jedoch uigl Orgel, guigl Gurgel).

3. Wo im Dialekt durch Wegfall der Endung -e die Gutturalis in den Auslaut tritt, erscheint g als ch oder ḉ̣h, ebenso vor dentaler



Flexionsendung: frōch Frage, wīch Wiege, tǫch Tage, glēch Gelege, tsēch Ziege, šdēch Stiege, āoch Auge, gəhēch Gehege, gəbīech Gebirge, fäech Felge, hęrwerech Herberge, wōch Wage, šbäech Speiche, trǫch Trage, šlēch Schläge, krīch Krüge; baicht biegt, flēcht pflegt, flaicht fliegt, gəwōcht gewagt, gəplōcht.

4. In der Stellung vor l und r erscheint die Entwicklung zu ġ bezw. j nicht mehr so durchgehend: kūoġl Kugel, fējl Vögel, wājr wegen, gējr gegen, fäejr Wanduhr, šwōgr Schwager, šwējrfǫtr Schwiegervater, Grējr Gregor, krījlə Krügchen; daneben, offenbar unter dem Einfluß der Schrift: rēgl Riegel, guigl Gurgel, lēgl Milchgefäß, bēgln bügeln, šbīgl Spiegel, uigl Orgel, ergernus Ärgernis, mǫgr mager.

In pēkə schreien (mhd. bâgen), klǫŋkrlech liederlicher Mensch, Troddel (mhd. klungeler) wirkt der harte Anlaut auch auf den Inlaut:

Bezüglich ng vgl. § 40.

5. Außer in den Lautgruppen age, ege, äge, ëge, oge (§§ 1, 2, 3, 5) ist g auch sonst noch geschwunden: mǫern morgen, nirnt nirgends.

§ 29. mhd. k.

1. Im Anlaut und im Inlaut ist k erhalten (kęnt Kind, kǫm Kammer, krījə kriegen, kumə kommen, akr Acker, treŋkə trinken, šękə schicken, etc.).

mhd. qu lautet kw: kwęŋə, praet. kwǫŋə bewältigen, bezwungen kwāndlən pl. Quendel, kwǭl Quelle, kwēl Qual.

2. k im Stammauslaut (mhd. c, ahd. g und k) ist ebenfall erhalten: grīntsaik Grünzeug, täek Teig, gəšmǫk Geschmack, fǫk Sack, kraŋk krank. (NB. Demnach unterscheidet sich tǫk Tag von tǫch pl. Tage!)

jǫmfr zeigt Ausfall des k und Assimilation.

mhd. c im Auslaut unbetonter Silben wird im Dialekt durch stimmlosen palatalen Reibelaut vertreten (ch): mūfech Musik (mūfīchkantə Musikanten), fęrtech fertig, häelech heilig, ailech eilig, fōntich Sonntag, mōntich Montag (etc.), fīwich Viehweg, also namentlich in -ec = nhd. -ig, das im Dialekt -ech lautet; analog ist kǫerech karg, geizig gebildet.



§ 30. mhd. h, ch.

1. mhd. h ist im Anlaut als Hauchlaut erhalten (hont Hund, hāes heiß, drhenən erhungern, etc), im Inlaut zwischen Vokalen geschwunden: tsai(s)t zieh(s)t, lain leihen, gəlīn geliehen. ſān sehen, gəšān geschehen, tsān zehn, tsin sg. Zehe, pl. tsinə, kietlə = „Kühhirtlein".

NB. Das betonte hār „er" entspricht der md. Nebenform hër.

trūgl Truhe und wegərn wiehern zeigen g vor liquiden Endsilben des Dialekts.

2. Der mhd. Verbindung hs entspricht im Dialekt ks: beks Büchse, ſeks sechs, wokst Wachs, woksə wachsen, floks Flachs, waeksļn wechseln (wie im Bühnendeutschen!); aber dastl Deichsel (vgl. lausitzisch daistl).

3. Im Inlaut vor Konsonant erscheint mhd. h als ch bezw. ch: nocht Nacht, ochtə acht, šlochtə schlachten, flaecht Flechte, waechtr Wächter, gəſecht Gesicht, šlechtə schlichten, kämmen.

h in niht ist ausgefallen: nī (ni) nicht.

4. mhd. h im Auslaut (entsprechend seiner spirantischen Aussprache meist ch geschrieben) behält diese spirantische Aussprache meist bei: rau rauh, rō roh, gē jäh, aber šūch Schuh (pl. šū Schuhe, dim. šīlən und šūchlən), fīch Vieh, Tier, flōch Floh (pl. flēch, dim. flīlən Flöhlein!), ſīch sieh, hōch hoch. Die Aussprache ch ist auch in den Inlaut übertragen: außer šūchlən Schuhchen auch fīchr Tiere, hechr höher, hechstə höchste.

5. mhd. ch ist je nach dem vorhergehenden Vokal velar oder palatal entwickelt: machə machen, lachə lachen, lōch Loch, ech ich, mech mich (unbetont), šlaecht schlecht, rāoch Rauch, bauch Bauch, šdraichr Sträucher. Mitunter findet sich k für ch, so in kōklefl (unter der Wirkung des Anlauts?) Kochlöffel; in nokwr (mhd. nâhgebûr) Nachbar; drlaekst „erlechzt" = ausgetrocknet, verschmachtet.

Ausfall des ch in welr welcher? (nur Frage-Pronomen); Abfall in glai sogleich, āo ā auch. f statt ch zeigt blentšlaif Blindschleiche (vgl. mhd. slîfen gleiten).

§ 31. mhd. j.

mhd. j ist stimmhafter palataler Reibelaut geblieben (jōern jagen, jōmən jammern, jomfr Jungfrau, etc.)

Zwischen Vokalen ist es geschwunden: drēn drehen, ſēn säen, krēn krähen, brīn brennen (mh. brüejen), nēn nähen, wēn wehen, blēn blähen. (Auch im Glätzischen so, vgl. Pautsch § 124).



mhd. ieder hat im Dialekt kein j entwickelt: īdr jeder; ebenso ets (mhd. ie-zuo) jetzt, etsęc̮h jetzig (mhd. iezec): ęm də etsijə tsait.

(**Über mhd. g > j vgl. § 28, 2**).

2. Labiale.

§ 32. mhd. b.

1. mhd. b ist im Dialekt im Anlaut erhalten (bauc̮h Bauch, bek Bäcker, blō blau, bātə beten, bǭdə baden, etc.).

Zu den Wörtern, die v. Unwerth in seiner Abhandlung über die schlesische Mundart § 71 als gemeinschlesisch mit p anlautend anführt, tritt im Kuhländischen, wenigstens wie es in Kunewald gesprochen wird, noch pēkə schreien (mhd. bâgen), prentslęc̮h brenzlig, plūs Bluse, hałtpān entbehren und prāf brav (frz. brave), ferner wie im Glätzischen (vgl. Pautsch, § 103), paŋkrōt bankrott, pōntsltōp Bunzlauer Topf, preshoft bresthaft. Die übrigen lauten paur Bauer, pairęjęn Bäuerin, pǫkl Buckel, pęklęc̮h bucklig, pǫtr Butter, pōš Busch, pręlə brüllen, pręl Brille, pūęrš Bursche, (pęršlə Bürschchen), prakə ausschneiden.

2. Inlautendes b ist zwischen Vokalen und Liquiden zu bilabialem Reibelaut (v) entwickelt, dessen Bilabialität in der Stellung vor l am reinsten gewahrt ist, während er sonst zu labiodentalem w neigt. (Meinert hat v, z. B. lave „leben“, gave „geben“, Livle „Liebchen“).

Nach Vokalen: hǭvr Hafer, räevr Räuber, raivə reiben, grīwə pl. Griefen, rīwə Rüben, aivęš Eibisch, šraivə schreiben, ōvət Abend, šdīevlə Stübchen, knōvlęc̮h Knoblauch, lāvə leben, krāvəs Krebs, hēvə heben, klāovə klauben, lawendęc̮h lebendig, šnǭvl Schnabel, tswīevl Zwiebel, gīevl Giebel, lāvr Leber, ıevl übel, ſīevə(nə) sieben, rīewə pl. Rippen, rǭdwr Radwer (mhd. radeber), šǭve schaben, grǭvə graben, kläewə kleben, gläewə glauben, nāvr neben, šwāvə schweben, hīevl Hügel, šāwəsdekl Schabbesdeckel, schlechter Hut. Bemerkenswert ist f in pufī Bubi, Hundename; ferner wǭpə Waben (b > p).

Nach r und l: šdāvə sterben, hęrweręc̮h Herberge, kęrvłə Körbchen, bolwīr Barbier, gəšdūəvə gestorben, hęrvəst Herbst, ęrvə erben, ſāovr selber, kāovłə Kälbchen, fołwəblētr Salbei, ſęlwr Silber.

3. Tritt mhd. b im Dialekt in den Auslaut, so wird es zu f: šīrf Scherbe, rīf Rübe, rīef Rippe, kāf Kerbe, šdōf Stube, hauf Haube, fołf Salbe, drāf herrschaftlicher Diener, Gesindevorsteher (zu mhd.



draben?); ebenso vor Flexions-t: šdīeft stirbt, lāft lebt, gəlāft gelebt, klāoft (ge)klaubt, klāeft (ge)klebt, glāeft (ge)glaubt. (Meinert schreibt auch in diesen Fällen v, z. B. Liv „Liebe", derlaovt „erlaubt").

wos bis zeigt im Anlaut w. wos of Šīen bis nach Schönau.

4. Außerhalb der Flexion steht unter Verkürzung der mhd. Nebensilbe p für b: hepš hübsch, bopst Papst, häeplə Köpfchen (mhd. hübesch, bâbest, höubetlîn).

Zuweilen steht d für inlautendes b: ǫdr aber, ādr-oš Eberesche, waintraudl Weintraube.

5. mhd. mb im Inlaut wird zu m, auch wo es durch Wegfall des -e in den Auslaut tritt: kọmr Kummer, šwem pl. Schwämme, kem Kämme, a tọmr ein Dummer, tẹmr dümmer, ẹm um, rẹm herum jedoch womp Bauch (mhp. wambe).

mhd. Inlauts-b ist ganz geschwunden in gān geben, blain bleiben, gəblīen geblieben.

6. Auslautendes b ist wie im Mittelhochdeutschen durch p vertreten: laip Leib, waip Weib, grōp grob, grǭp Grab, tāop taub, lāop Laub, räophūn Rebhuhn, kǭerp Korb, kołp ganz junges Kalb (kolf nicht mehr ganz junges Kalb, wohl fem. „Kalbe", mhd. kalbe). In fātsdīf Pferdedieb ist f aus dem Inlaute flektierter Formen eingedrungen, vgl. bei Meinert z. B. S. 260 Waiv, Laiv „Weib, Leib").

b fällt ab in ǭ ab, rǭ herab (rǭfolə herabfallen, rǭšdaijə herabsteigen).

§ 33. mhd. p.

1. mhd. p ist im Anlaut erhalten (plōgə plagen, pẹmfl Pinsel, plọmpən plumpsen, mit dumpfem Aufschlag fallen, pǭer Paar, etc.). Wo mhd. p neben b steht, stimmt der Dialekt mit der Schriftsprache überein: plūdn pleudern (mhd. blôderen, plôderen), prēdijə predigen, połstr Polster.

mhd. pf (nh. pf) ist im Dialekt f: fafr Pfeffer, faifə pfeifen, fọnt Pfund, fāt Pferd, flējə pflegen, fieł Kopfkissen, šẹmfə schimpfen, fnūdn schnauben (mhd. pfnuten).

mhd. sp in Anlaut ist šḅ: šḅẹts Spitze, šḅrẹnə springen, šḅīetsə spucken, šḅōt spät (adv.); auch nach Vorsilben: gəšḅīelt gespielt.

Inlautend wechseln sp und šḅ: faspr neben fašḅr Vesper, hosp Haspe, rošḅln raspeln.

2. Inlautendes p (pp) (vgl. Wilmanns § 58) ist erhalten: raup



Raupe, grap „Graupe“ = Hagel, pǭpl Pappel, krīepl Krüppel, lǭpən lappern, klǫpən klappern.

mhd. pf im Inlaut und im Auslaut nach Vokalen erscheint in der Regel als p: hǫpə hüpfen, šlęprę͡ch schlüpfrig, šnupə schnauben, kępərn kupfern, šǫpə Schuppen, tōp Topf, tep Töpfe, klǫpə klopfen, šdǫpə stopfen, nepə einnicken, kropə Krapfen (kraplən pl. Pfannkuchen), tsopə Zapfen, fūstopə pl. Fußstapfen, wūthop Wiedehopf, opl Apfel, tęmpl Tümpel (mhd. tümpfel), plǫmpen plumpsen, ſaur-ompr Sauerampfer.

3. Im Auslaut nach Konsonanten erscheint pf unter dem Einfluß der Schriftsprache meist zu f entwickelt: kromf Krampf, domf Dampf, komf Kampf, aber šdrǫmp Strumpf (pl. šdręmp), ſǫmp Sumpf.

Im Gegensatz zum Schriftdeutschen bleibt auslautend mp (ahd. mb) erhalten (hier also keine Analogie nach dem Inlaut § 32, 5! So überhaupt im Gebirgsschlesischen und Glätzischen, vgl. v. Unwerth, § 73): komp Kamm, tǫmp dumm, šwomp Schwamm, šlęmp schlimm, krǫmp krumm.

p ist geschwunden in šęrts Schöps, ebenso in šukorə Schubkarren (durch Assimilation). b steht für orthographisches p im Ortsnamen Bǭęrtšədef Partschendorf.

§ 34. mhd. v, f.

mhd. f (v) ist in allen Stellungen als stimmloser labiodentaler Reibelaut erhalten: fǭtr Vater, frāo Frau, Herrin, rāefə raufen, trafə treffen, šīef Schiff, ſāef Seife, grōf Graf.

Wo es jedoch inlautend einem germanischen f entspricht, wird es zwischen Sonoren stimmhaft. Dabei bleibt es im allgemeinen labiodental: fęmwə fünf, tswełwə zwölf, šwāwl Schwefel, taiwl Teufel, kāwr Käfer, hēwlę͡ch höflich, šīwr Schiefer, ōvə Ofen, ebenso im Lehnwort pǫlwr Pulver.

Verwechselung mit anderen Lauten zeigen holstr Halfter (offenbar mit Holfter vermischt, vgl. Kluge „Holfter“), rǭpən geräuschvoll hantieren (mhd. raffeln).

§ 35. mhd. w.

1. mhd. w ist im Anlaut als labiodentaler Reibelaut erhalten: wō wo, wa͡chə wachen, woksə wachsen, waip Weib.

mīr, gewöhnlich mr, für „wir“ erscheint schon mhd. als Nebenform.



mhd. w nach Konsonant erscheint auch in der Mundart labiodental: šwastr Schwester, šwāwl Schwefel, šwain Schwein, tswē tswū tswę̄ zwei (absolut tswīenə tswūə tswę̄), tswīevł Zwiebel, tswęŋə zwingen, kwoek Quark.

2. Im Inlaut klingt mhd. w bilabial, auch wo es spätmittelhochdeutsch und schriftdeutsch als b erscheint: nǭeṛvə pl. Narben, gǭeṛvə Garben, ǭfǭeṛvə abfärben, mīṛvr mürber.

Vor t in der Flexion und im Dialekt-Auslaut wird mhd. inlautendes w zu f: fāṛft färbt, gəfǭeṛft gefärbt, fǭeṛf Farbe, nǭeṛf Narbe, mīṛf mürb, gənǭeṛft genarbt.

m für w in šwolm Schwalbe und mẹlm Milbe, (pl. šwolmə, mẹlmə) mẹlmẹch milbig (so auch im Glätzischen!) ist nach Pautsch, § 118 durch Assimilation von w + n in den flektierten Formen entstanden.

3. Nach langen Vokalen und Diphthongen (ou, öu) ist mhd. w wie im Schriftdeutschen geschwunden: klō Klaue, hāon hauen, šāon schauen, traiuŋk Trauung (zu mhd. triuwen), šdrę̄ Streu, haiṛ Häuer, Mäher, knaul Knäuel, nai neu, kain kauen, frain freuen, rūn ruhen.

In Übereinstimmung mit dem Schriftdeutschen fehlt w auch in šmīerə schmieren; außerdem noch in den flektierten Formen von gāl gelb: pl. gālə. Assimilation ist in laimət Leinwand und laŋkəṛt Langwiede eingetreten.

3. Dentale.

§ 36. mhd. d.

1. mhd. d ist im allgemeinen im Anlaut und Inlaut als stimmhafter alveolarer Verschlußlaut erhalten (dǭch Dach, dōnr Donner, dū du, deŋkə denken, etc.).

In Lehnwörtern erscheint im Anlaut oft t für d: tukǭtə Dukaten, tāliə Dahlie, tistlīṛn destillieren, tēsntẹ̄ṛn desertieren, tọlīn Doline, tọplt doppelt, tūsl Dusel, tauvł Daube (mhd. dūge), tauəṛn dauern. In tefə dürfen ist das t aus mhd. turren übertragen (vgl. § 37). Mit d fand ich dātum Datum, dūtsət Dutzend, dẹrektr Direktor.

Anlautendes d ist geschwunden in astr desto (genau so im Glätzischen, vgl. Pautsch, § 107), Beispiel für Lautabtrennung nach F. Vetter (Lautverwachsung und Lautabtrennung im Schweizerdeutschen, Herrig's Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen, Bd. CXXX 1913). Das Gegenteil findet bei dam „am“ beim Super-



lativ statt, z. B. dam mäeʒtə am meisten (Lautverwachsung, wie jene aus häufigem Zusammentreffen mit vorhergehendem dentalem Auslaut zu erklären). Auch in der Flexion des Artikels ist d geschwunden: ẹćh hǫr a kǫẹrp mẹm flāeš frgasə ich habe den Korb mit dem Fleisch vergessen; ẹćh hǫr̥m fǫtr gəſǫẹrt ich habs dem Vater gesagt.

2. Im Gegensatz zum Schriftdeutschen steht d in ọndr unter, hẹndr hinter, dropə draben, ſoldn sollten, kondn konnten, woldn wollten (einige der wenigen Präterita; das Präteritum wird meist durch die Formen von hon „haben" und tūn „tun" umschrieben). Für dieselbe Erscheinung im Glätzischen vgl. Pautsch § 106.

In polkr̥n poltern erscheint k (mhd. bollern, spätmhd. boldern). t für d findet sich auch in wǫtə pl. Waden, šwǫtə Schwaden.

Im Inlaut fällt d gelegentlich nach Liquiden aus: wān werden, gəwūər̥n geworden, ǫẹr̥ntlẹćh ordentlich, šelẹćh schuldig.

nd ist abweichend vom Schriftdeutschen auch in šlẹndə schlingen, schlucken und grendl Grengel erhalten. In glīnẹćh glühend (mhd. glüendec) und in on „und" ist d geschwunden.

4. Im Auslaut wird d stimmlos wie in der Bühnensprache (kẹnt Kind, họnt Hund, etc.), natürlich auch, wo es erst im Dialekt in den Auslaut tritt (durch Wegfall von -e): ẹr̥nt Ende (ẹr = überoffenes e!), šḍunt Stunde, wǫt Wade, nōlt Nadel (mhd. nâlde neben nâdel); in fẹnt findet, bẹnt bindet, gəbot gebadet, ǫgətsẹnt angezündet bei Verschmelzung mit dem Flexions-t von -et, überhaupt in verkürzten Formen (šnat schneidet, lat leidet).

§ 37. mhd. t.

1. mhd. t ist im allgemeinen in allen Stellungen, namentlich in der Gemination, als stimmloser alveolarer Verschlußlaut erhalten (tūn tun, tūot tot, bātə beten, bietə bitten, bẹtr bitter, haut Haut, etc.).

Im Gegensatz zum Schriftdeutschen findet sich anlautendes t auch in folgenden Wörtern erhalten (wie überhaupt gemeinschlesisch, vgl. v. Unwerth, § 66): tọŋkl dunkel, tǫm Damm, (tamlə § 25, 1a), teŋgl̥n dengeln, tōtr Dotter, tọmp dumm, tẹl Dille, teŋə düngen, ferner wie im Glätzischen (vgl. Pautsch, § 108) in tōc̮ht Docht, trac̮h Drache, trōm Balken (trēmlən), tǫr̥ darf, (tẹr̥št darfst, tẹr̥n neben tefə dürfen; zu mhd. tar, turren), dazu hier noch in tẹćhtə dichten.

st wird im Anlaut šḍ gesprochen: šḍāen Stein, šḍān Stern, šḍīen stehen; auch nach Vorsilben: gəšḍalt gestellt, zugerüstet.



Im Inlaut und Auslaut bleibt st alveolar: hušt Husten, hǫst hast, fest fest, kostə Kasten.

Zu den schriftdeutschen Fällen mdh. tw > qu = kw (kwoek Quark, drkwār quer) tritt hier noch kwęṇə bezwingen, überwältigen.

2. Nach l ist inlautendes t durch d vertreten (wie oft schon im Mittelhochdeutschen): šḅałdə spalten, fałdə falten, hałdə halten, šǫldr Schulter, ełdn Eltern, gełdə gelten, gǫldə gegolten. Die in diesem Falle gemeinschlesisch geltende Dehnung von a unter gleichzeitiger Assimilation des d (v. Unwerth § 67, Pautsch § 109) tritt hier nicht ein.

Folgende Beispiele zeigen Verlust des t durch Assimilation bezw. Kürzung: hampriḉh Handwerk, hamfl Handvoll, hanškə Handschuh, franšoft Freundschaft, tęṇk Tinte, kāſəmāk Kasematte.

Die Verba auf d und t der ersten Klasse verhalten sich im part. praet. wie im Schriftdeutschen: gəšḍrīetə gestritten, gəšnīetə geschnitten, gəmīedə gemieden, nur analog dem letzteren gəlīedə gelitten.

rots Ratte (pl. rotsə) ist schon mhd. ratz(e).

3. Die Wörter mit Stammauslaut -cht verlieren das t vor dentaler Flexionssilbe: dam laeḉhstə am leichtesten, dam ſaeḉhstə am seichtesten, laeḉhst leuchtest, laeḉht leuchtet, gəlaeḉht geleuchtet (ae überall ganz kurz!).

Stammauslauts-t verschmilzt mit dem Flexions-t: bədat bedeutet, rat reitet, tǭt tatet, bit bittet, gəbat gebetet.

prēdiḉh Predigt (mhd. bredige) und kēriḉh Kehricht sind gegenüber den schriftdeutschen Formen die ursprünglichen. moek Markt kann schon mhd. und īes „ist“ bereits ahd. ohne t erscheinen. Ähnliche Bildungen wie kēriḉh zeigen auch Flurnamen, so šḍekiḉh Steckicht (vgl. Dickicht!), Oderwiese zwischen Kunewald und Seitendorf b. F., waidęḉh Weidicht, Wiese zwischen K. und Hausdorf. Für nacket „nackt“ wurde nakęḉh gebildet; hîrâten ist zu haiə̣rn heiraten verstümmelt. Bemerkenswert ist auch hieł halte (ganz kurz! hieł də gǫš halt den Mund! hieł dęjęm palánts halt dich im Gleichgewiḉht! hiełdr̥š behalt dirs!); vgl. schles. hilst hilt analog zu štilst štilt (schles. štāln-hāln), Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Heft 20 S. 37).

4. Folgende Wörter zeigen unorganisches t (Wilmanns I § 152), eine rein physiologische Folge der Artikulation der voraufgehenden Spiranten: pulst Puls, ōbəst Obst (mhd. obeʒ), akst Achse, wokst Wachs, fāšt Ferse (pl. fāšḍə), flonst Zerrmaul (mhd. flans), mōst

Moos, ristl Rüssel, dosthołp deshalb, kastrōl Kasserolle, Schmortiegel, ǫnst Anis, gəšmāest „Geschmeiß", Schimpfname besonders auf Verleumder, ẹrtst Erz, ſemft Senf, fluchtə fluchen (hier t im Inlaut nach Analogie des Auslauts!), bāecht Pech, analog bechtə pichen. Das bekannte Schimpfwort heißt jedoch ōs Aas.

§ 38. mhd. s, z.

2. Bezüglich des Unterschiedes zwischen stimmhaftem und stimmlosem Reibelaut gelten im allgemeinen im Dialekt dieselben Gesetze wie im Bühnendeutschen: ſ wird im Anlaut vor Vokalen und im Inlaut zwischen Sonoren (außer nach r) gesprochen (ſǭtl Sattel, ſān sehen, fǭſnocht Fastnacht, kīeſl Kiesel, lāſə lesen, etc.), s stets im Auslaut und für mhd. ȥ, ȥȥ, ss (wǭs was, fǭs Faß, hāes heiß, hāesə heißen, wosr Wasser, fesr Fässer, etc.) sowie in mhd. z und in nichtsonoren Konsonantenverbindungen im In- und Auslaut — außer inlautendem sp und nach r (tsitsə saugen, kostə Kasten, flonst Zerrmaul, osp Espe, woksə wachsen, tsẹns Zins, mīest Mist, etc.).

Die mhd. Verbindungen sl sm sn sw sp st werden im Anlaut wie im Bühnendeutschen mit Zischlaut (postalvaolar) gesprochen (wie mhd. nhd. sch = š): šl, šm, šn, šw, šb̥, šd̥. Also šlǭm Schlamm, šlōn schlagen, šmaisə schmeißen, šmǭl schmal, šnǭvl Schnabel, šwẹmə schwimmen, šbẹts Spitze, šbrẹŋə springen, šdǭl Stall, etc.

šb̥ erscheint auch im Inlaut (fašbr Vesper neben faspr, rošbln raspeln), aber nicht, wo es mit Auslautsstellung wechselt wie in wespə pl. Wespen zu wesp, auch nicht in trāspə Trespe, tsǭspl Zaspel.

2. Die wichtigste Abweichung vom Bühnendeutschen (Siebs „Deutsche Bühnenaussprache" § 17 A 5; § 18, 2; § 19 A 2) ist in der eingangs aufgestellten Hauptregel bereits angedeutet: mhd. rs (rȥ) wird in der Mundart im Inlaut wie im Auslaut stets r̥š, vor Sonoren r̥ſ gesprochen; indes ist dies der gemeinschlesische Standpunkt. Also andr̥š anders, er̥št erst (kurz!), fẹr̥š Vers, ǭer̥š (oier̥š) Arsch, hīer̥š Hirse, hir̥š Hirsch, mẹr̥ſl Mörser, ſech ōfpēr̥ſə sich stolz aufblähen, fāšt Ferse, (pl. fāšdə), gāšt Gerste, duər̥št Durst, wuər̥št Wurst, šmīer̥ſlkuchə Schmierselkuchen, ebenso in wir̥št wirst, wẹr̥št wärst, wẹ̄r̥ſə wäre sie, fīr̥ſə für sie, im Genitiv (nǫpwr̥š hẹndlə Nachbars Hündchen, waiwr̥šlait Weibsleute) sowie in der Enklisis: gẹmr̥š gib mirs! nẹmdr̥š nimm dirs!

3. š haben auch sonst zahlreiche Dialektausdrücke und Lehnwörter: grāts Schritt, trotšə schwatzen, grotšə pl. (unschöne) Hände,

trɒšən = plǫtšṛn (stark) regnen, nūtšḷn saugen, nẹšḷn an den Haaren zerren, nuškəṛlə Ferkel, hǫpatš Hops, Sprung, šgākə spucken, šganíts kleine Tüte, Papierbeutel, ǭſǫẹṛšḷn vordreschen (vor dem Aufbinden der Garben, „anforscheln"), trōtšr Hochzeitskuchen, šītšeṛlən pl. Buschbirnen, hẹtšə trǫẹṛn (Kinder) im Brusttuch tragen, hetšəpetš Hagebuttenmarmelade, šlīškə pl. eine Art Knödel, Gänsenudeln, katš—katš (auch kātš) Lockruf für Enten, lūš Pfütze (pl. lūſə, dim. līſlən), nūš Messer (pl. nūſə), gāš Gage, rāš Wut, etc. etc.

4. Besonderheiten: Mit s beginnende Nachsilben behandeln dieses wie im Anlaut, z. B. šbǫẹṛſom sparsam. — In māeſl Meißel, klīeſlen Klößchen wird auch mhd. ʒ stimmhaft gesprochen. — In frīſə frieren und frlīſə verlieren hat sich im Gegensatz zum Schriftdeutschen das alte s erhalten. — Das Verbum lōn lassen stößt das s aus: lēt läßt, lōt laßt, gəlōn gelassen (außer im Imperativ 1. pl. lōsmrš blain lassen wirs bleiben!). — Genetivisches s zeigen klaps leichter Schlag, šluks kleiner Schluck (partitiver Sinn!). — ts statt s erscheint in tsolǭṛt Salat, tseṛlr Sellerie (mit überoffenem e!).

4. Nasale.

§ 39. mhd. m.

1. mhd. m ist überall erhalten (māl Mehl, šmotsə küssen, nāmə nehmen, hemt Hemd, trōm Balken, etc.), auch im Auslaut der Wörter auf -em häufiger als im Schriftdeutschen: ōdm Atem, bōdm Boden, bonsm Bansen, fǭdm Faden, bāſm Besen, būſm Busen. trǭdm Webabfälle, brōdm Brodem.

ində immer (nur so! indəfoṛt immerfort) gehört wohl nicht zu mhd. iemêr, sondern iendert; zum Bedeutungsübergang vgl. die Beispiele mit inde bei Schönborn § 101 (s. S. 30).

2. Auch im Artikel hat sich m besser als r und n erhalten, wie folgende Deklinationsproben zeigen:

Sing. Mask. N. dəṛ (da) ſǫk Sack, G. fǫm (fǫ dam) ſǫk, D. m (dam) ſǫk, A. a (da) ſǫk.

Sing. Fem. N. də fon Pfanne, G. fǫ dəṛ (da) fon, D. dəṛ (da) fon, A. də fon.

Plur. N. də ſek Säcke. G. fǫ a (da) ſekn, D. a (da) ſekn, A. də ſek.

Sing. Mask. N. a hǫnt ein Hund. G. fǫ am hǫnt, D. am hǫnt, A. an hǫnt.

Sing. Fem. N. a mǫeṛt eine Magd, G. fǫnəṛ mǫeṛt, D. anəṛ mǫeṛt, A. a mǫeṛt.

Die betonten Formen des Artikels (da, dam) stellen den Gegenstand als schon bekannt hin. Eine Genetivform gibt es nicht. Eine Dativendung -e erscheint nur ausnahmsweise, so bei einsilbigen Substantiven auf nd (m kẹndə dem Kinde, m họndə dem Hunde).

§ 40. mhd. n.

1. n ist im An- und Inlaut erhalten (nǭeṛl Nagel, nāst Nest, ẹndə finden, ſūon Sohn, etc.)

Anlautendes n ist in esl Nessel ausgefallen. Vgl. Natter — Otter; Nordschwaben > Ortschwaben, Ortschaft bei Bern (F. Vetter, Lautverwachsung und Lautabtrennung im Schweizerdeutschen, in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Bd. CXXX, 1913).

2. Im Inlaut steht mitunter m für n (namentlich vor Labialen): ſemft Senf, hombuos Amboß (mhd. anebôȥ), ſomft sanft, -kumft = kunft (auskumft Auskunft), laimət Leinwand, jọmfr Jungfrau, fẹmf fünf, fẹmwə z. B. du konst mẹc͡h fẹmwə etwa „du kannst mich gern haben, du bist mir gleichgültig", ramftlə (romtt) Ränftchen, hẹmplbẹ̄r Himbeere, pẹmſl Pinsel, hamſl Handvoll.

Übergang zu m zeigen auch tsaum Zaun, šlaumə (mhd. slûnen) behagen, ǭlaum Alaun, gāmə gähnen.

Vor Gutturalen gilt n > ŋ wie in der Bühnensprache (Siebs „D. B." § 13 II). Ganz anders wie in dieser ist jedoch die Aussprache von ng (= ŋ bezw. ŋk). ng im Inlaut = ŋ: ſẹŋə singen, ſẹŋ singt. Im Auslaut gilt ŋk (laŋk lang, baŋk Bank), bei ausgefallenem -e nur ŋ: laŋ lange Zeit, baŋ bange, ebenso im Imperativ: heŋſ ōf hängs auf! ſẹŋ amōl sing einmal!

Inlautendes n ist ausgefallen in ādə Ernte, in fuftsẹc͡h fünfzig, drōc͡h = drnōc͡h danach. Verschmelzung von Inlauts- und Auslauts-n ist bei den Wortformen auf -nen die Regel: šan scheinen, won wohnen, rọn regnen, bəgan begegnen, mẹt da šdan mit den Steinen, mẹt dan bridn mit deinen Brüdern, mẹt man šwastn mit meinen Schwestern (jedoch nicht bei Stämmen auf nn § 43, 1).

3. Auslautendes n ist abgefallen:

a) in mai, dai, ſai in attributiver Stellung (mai fǭtr mein Vater);

b) in a (āe) ein, ka (kāe) kein, āes eins, kāes keins (amōl mal, āemōl is kāemōl einmal ist keinmal);



c) in ai „in", nai hinein, rai herein, ǭ an, drǭ dran, fǫ von, hendrdrai hinterdrein;

d) in nāe (ināe) nein (ja — ēiə!);

e) in dratsə dreizehn, fomftsə fünfzehn etc., ſieptə siebente (ſievətə), dratsətə dreizehnte etc., tauſət tausend, dūtsət Dutzend, ōvət Abend (tsōvəts abends);

f) in unbetonten Silben, besonders in -ing und -ling: foltə vollends, pōlš polnisch (dər went kemt pōlš der Wind kommt von Norden), hērich Hering, šbērlich Sperling, hīnlich Pfifferling, ſeflich Säufer, šeprlech Schipperling; in nävr neben, wäjr wegen, gējr gegen ist n mit r vertauscht.

no nun, mō Mohn, hust Husten, wāets Weizen sind schon mhd. ohne n. — Umgekehrt zeigt nōn nahe (nēnr näher, ai dr nēn in der Nähe) schon mhd. n. Ebenfalls mit n erscheinen ēnr eher und tsien Zehe (pl. tsienə; ie ganz kurz!).

Die Endung -en lautet -ə: šdävə sterben, lāvə leben, falde pl. Falten, riewə pl. Rippen, ōvə Ofen, ōbə oben, ofə offen.

Euphonisch ist n in drtsun dazu, tsūnəm zu ihm, bainr bei ihr.

5. Liquiden.

§ 41. mhd. r.

1. r ist im Kuhländischen häufig verkümmert. Als vollwertiges Zungenspitzen-r erscheint es im Anlaut, nach Konsonanten, in der Gemination und in den Vor- und Nachsilben er-, ver-, -er, auch nach langen Vokalen im Auslaut. rots Ratte, rǫn regnen, brūot Brot, trenkə trinken, šukorə Schubkarren, gəwer Gewirr (das verstreute Getreide), fanstr Fenster, šustr Schuster; tsu kuir z. B. renə hin und her rennen, bār Bär, bēr Beere, drfīr dafür.

Deutliches Zungenspitzen-r zeigt die Vorsilbe ver-: frgasə vergessen, frlīſə verlieren, ſech frfrachtə sich aufmachen, wegbegeben („sich auf die Strümpfe machen") sowie dr in Vertretung der Vorsilbe er-: drlaekst verschmachtet, drfrīſə erfrieren, drbǭermə erbarmen und in Vertretung von mhd. dâr- der-: drfīr dafür, drtsun dazu, drmīet damit, drfōn davon, (betont dōdrtsun, dōdrmiet, dōdrfōn), drhāem daheim, drhienə über, oben, drnōch > drōch danach, drwael derweil, drhendr dahinter, drnāvə daneben, während der tonlose Artikel mehr dr dər klingt (wenn auch allenfalls dr schreibbar); betont lautet er dār. — zer- klingt tsu-: tsuresə zerrissen.

2. r wird fast durchweg vor allen Konsonanten im Inlaut und



Auslaut reduziert, meist unter gleichzeitiger Dehnung des Stammvokals: gǫeṛf Garbe, šwoṛts schwarz, foṛnə vorn, gəhǭeṛt gehört, gəlǭeṛt gelehrt, kǫeṛt gekehrt, gǫeṛšdeḉh garstig, eṛšt erst, gǫeṛtə Garten, šbǭeṛn sparen, šnǭeḉhə schnarchen, būəṛn, bīenlə Brunnen, wūəṛf Sensenstiel, šnīeṛḉh Schwiegertochter, dǫeṛf Dorf, šdǫṛk Stärke, bǭeṛwəs barfuß, drbǭemə erbarmen, ẹ̄ṛn Fußboden.

Das r wird geradezu vokalisiert bei vorhergehendem ī (Meinert ie!) und verschwindet ganz bei vorausgehendem a (außer vor Guttural): šbıetsə spucken (mhd. spirzen), wıewl Wirbel, šīetslə Giebelschutz, tīekl Edelstein, tīekltauf Turteltaube, bīet Bürde, kıeḉh Kirche, bıenlə kleiner Brunnen, wīeṛt Wirt, šmīeṛn schmieren, kīeṛš Kirsche, lıeṛḉh Lerche (überall deutliche Diphthongierung, wenn auch das r nicht mehr so völlig verdrängt scheint wie offenbar zur Zeit Meinerts, der durchweg Hiet „Hirt", wied „wird" u. s. w. schreibt); ferner hāt Herd, ānst Ernst, gān gern, šdān Stern, wāt wert, gāšt Gerste, šdāvə sterben, šdātsə Pflugsterzen, āwəs pl. Erbsen, kalə Kerl, hats Herz; dādə der, welcher, wādə wer (Relative); vor Guttural bāek niedrige Anhöhe (aber berk Berg — so wenigstens mitgeteilt!), wāek Werg, kwāeglən pl. kleine runde Käse. Auch in uigl Orgel und guigl Gurgel schwindet r ganz.

3. Die Reduktion bezw. Vokalisierung des r tritt natürlich auch vor der Endung -en > n ein: hałtpān entbehren, rīen rühren, fīṛn führen, hẹṛn hören, lẹṛn lehren, šbīen spüren. Insbesondere schwindet r gänzlich in kauən kauern, ferner in aifaiən einsauern (mhd. siuren), dōnən donnern (mhd. dunren).

In der Nominalendung -ern verschwindet r stets ganz: də andn die anderen, də šwastn die Schwestern, də kǭmən die Kammern, gestn gestern, ōstn Ostern, də ōdn die Adern, də blōtn die Blattern, hẹndn hintern (z. B. hẹndn bāom hinter den Baum). Vgl. folgende Deklinationsproben:

N. də kẹndr Kinder, G. fǫ (d)a kẹndn, D. (d)a kẹndn, A. də kẹndr.

N. də šwastn Schwestern, G. fǫ (d)a šwastn, D. (d)a šwastn, A. də šwastn.

In der Verbalendung -ern (-eren) erscheint r mindestens stark reduziert: klǭpən klappern, šnǭtn schnattern (gəšnǭtət), fitn füttern, jōmən jammern, feḉh fīedn sich beeilen, tǭpən tapern, drhẹuən erhungern, klātn (auch klādn) klettern. Dasselbe gilt vor der Endung -et: gəfitṛt gefüttert, drhẹuət erhungert.

4. Im Gegensatz zum Schriftdeutschen bleiben auch folgende



Lokalbezeichnungen ohne r: denə drinnen, dausə da draußen, hausə hier draußen (in anderen Dörfern hasə, dasə wie im Glätzischen, vgl. Pautsch § 94), dōndə drunten, dōvə droben, dīevə drüben (z. B. dīevə hotechs on hīevə hǫrechs frluirn drüben hatte ichs und hüben hab ichs verloren), hemə hier drum (mhd. hier-umbe), demə da drum (mhd. dârumbe).

l tritt für r ein in małtr Mörtel, bolwīr Barbier. Umstellung des r hat dušdrech durstig. Unorganisches r haben šdrutə Stute und (meist nur alleinstehend oder am Satzende) die Partikeln etsr jetzt, dochr (dechr) doch. okr nur (mhd. ocker, ockert) hat sein r aus dem Mittelhochdeutschen in der Enklisis bewahrt, in der Proklisis verloren, z. B. s ſain ok tsānə (Proklisis) es sind nur zehn; aber als unmittelbare Antwort auf die Frage: Wieviel sind es?: tsān okr (Enklisis) nur zehn.

5. Nach Diphthong im Dialekt wird das r silbisch: paur Bauer, fair Feuer, ſaur sauer; maur Mauer; maur kann auch Maurer bedeuten und zeigt dann wie for Pfarrer Verschmelzung des Stamm-r mit der Endung -er.

-dorf in Ortsnamen ist derf > def: Bānsdef Barnsdorf; auch stets ēbrderf Oberdorf, nīedrdef Niederdorf.

§ 42. mhd. l.

1. l ist im Kuhländischen im In- und Auslaut, namentlich aber als silbisches l, vielfach velar entwickelt. Im Anlaut ist es alveolar (gewöhnliches Zungenspitzen-l), während die velare Bildung (in meiner Arbeit nur in den deutlichsten Fällen bezeichnet) in der Hauptsache die Stellung vor Konsonant, nach dunklen Vokalen und in der Gemination betrifft. lǫn Lunge, lävr Leber, šlōn schlagen, lǫft Luft, połm Palme, pǭpł Pappel, kwǭł Quelle, šneł schnell, ſołf Salbe, ādepł Kartoffeln („Erdäpfel"), tǫdłn tadeln, kāłr Keller, kołp Kalb, kāovłə Kälbchen, aelwə und ałwə elf, tswełf zwölf, bałt bald, kwēl Qual, hīnlich Pfifferling, epłpišlən Äpfelscheibchen. Wie in kāovłə ist auch in ſāovr „selber" das velare ł geradezu vokalisiert.

2. Ausgefallen ist l in fāejə Felgen, ſost sollst, ſechə solche, und wohl auch in doswī „alswie" mit epithetischem d (vgl. Pautsch § 96 os = als; F. Blumenstock „Die Mundart von Klein-Allmerspann O. A. Gerabronn", Diss. Tübingen 1911: § 103: aswi = „als, wie" in Vergleichen).

III. Die Betonung in Nebensilben und Zusammensetzung.

§ 43. Flexionssilben.

1. -en > ə nach Konsonanten außer einfachem r: bātə beten, kwēlə quälen, tọłə schwatzen, ſẹtsə sitzen, haldə halten, tsaijə zeigen, gisə gießen, šmaisə schmeißen, mōlə malen, ōfšbẹrə aufsperren, gähnen (Doppel-r!); bolkə Balken, plur. tsaŋə Zangen, flošə Flaschen.

-en > n nach Vokalen und nach r: blain bleiben, brīn brennen, nēn nähen, ſēn säen, tsīn ziehen; də ſēn die Seen, də wēn Wehen, lẹ̄rn lehren und lernen, fọ̄ern fahren, šbīern spüren, hẹ̄rn hören; plur. bẹ̄rn Beeren, paurn Bauern; im dat. plur. da hǫndn den Hunden, da ſekn den Säcken, da rotsn den Ratten (vgl. § 39); ferner im Plural der Konjugation: mr wān, welən, ſeln, rēdn, lāvn wir werden, wollen, sollen, reden, leben.

Nach einfachem n im Stammauslaut wird -en meist mit diesem zusammengezogen: šan scheinen, ran regnen, frdin verdienen, gran weinen, mẹt man šwan mit meinen Schweinen. Dagegen mit Doppel-n im Stammauslaut: šbǫnə spannen, šbẹnə spinnen, frdẹnə verdünnen, gəwẹnə gewinnen, dat. plur. mẹt konə mit Kannen. Aber auch mit einfachem n nach langem Vokal dēnə dehnen, mäenə meinen.

2. -ern > eṛn > ən (n̥): šnǭtn schnattern, plǫmpən plumpsen, dumpf aufschlagen, fitn füttern, feṛnstn gien fenster(l)n gehen; als Nominalendung stets n: gestn gestern, hełtsn hölzern (hełtsnṛ hölzerner) mẹt da andn kẹndn mit den anderen Kindern, ǫf da defn auf den Dörfern.

-eln > l̥n: batl̥n betteln, šaufl̥n pl. Schaufeln.

3. -e ist abgefallen: 1. sg. ẹćh rēt ich rede, gis gieße, bīćh biege, šmais schmeiße, bāt bete; kīech Kirche, tsaŋ Zange, fon Pfanne, rẹk Rücken (mhd. rücke); plur. də rek Röcke, də kẹ̄rf Körbe, gəbīes Gebisse.

In einigen Fällen ist jedoch -e erhalten:

a) in manchen Partikeln und Adverbien: foṛnə vorn, hẹmə hier drum, dẹmə da drum, ēiə (dial.) ja, inə freilich.

b) bei den Zahlen von 2—12, wenn sie allein stehen: tswīenə, tswūə zwei (§ 10, 1), fẹmwə fünf, tsānə zehn, etc. und bei den Ordnungszahlen: deṛ ſīevətə der siebente, oćhtə ochtə etc.



c) beim Adjektiv in attributiver Stellung: a bīefə kū eine böse Kuh, a tǫmə toš ein dummes Frauenzimmer, pl. šīenə māedlən schöne Mädchen.

d) auch sonst vereinzelt: šḍrutə Stute, faulə Säule, kalə Kerl, fisə süß; in der Komposition kwīetəgāl quittegelb; neben ǭeṛm Arm und mōnt Mond hört man auch dṛ oemə (sg!), dr mōndə.

4. -et > t, oft mit auslautendem Dental eng verschmolzen: rat reitet, bədat bedeutet, gəbat gebetet, gəbot gebadet, šmast schmeißt, laec͡ht leuchtet, gəlaec͡ht geleuchtet.

5. -el > l: tswīevł Zwiebel, uigl Orgel, šādl Schädel, mẹṛfl-šḍrɒmpl „Mörserstempel"? (mhd. morselstein) Mörserstampfer. (Mit šḍrɒmpl Stempel wäre šḍrutə Stute zu vergleichen).

-er > ṛ: fanstr Fenster, akr Acker; menr Männer, kẹndr Kinder; grisr größer, klanr kleiner. Im Gegensatz zum Schriftdeutschen fehlt -er in bek Bäcker (mhd. becke neben becker).

Für die Konjugation ergibt sich demnach folgendes Schema: ẹc͡h brẹn ich bringe, du brẹnst, (h)ar brẹnt, mr brẹnən, ır brẹnt, fə brẹnən; ẹc͡h kọnt konnte, du kọntst, (h)ar kọnt, mr kọndn, īr kọnt, fə kọndn; ẹc͡h tēt täte, würde, du tētst, (h)ar tēt, mr tētn, īr tēt, fə tētn.

Besondere Formen für das Präteritum kommen (namentlich bei starken Verben) selten vor, wie ẹc͡h hot ich hatte, wǭer war, wolt wollte, folt sollte, kọnt konnte, fǭeṛt sagte, fotst setzte, kǭm kam, toc͡ht taugte, tǫt tat (vereinzelt auch toft durfte, gun ging). Noch seltener sind Formen für den Konjunktiv, der außer ẹc͡h het hätte, wẹ̄ṛ wäre, kēnt könnte, kēm käme, auch felt, feldn sollte, sollten mit tēt umschrieben wird. Von den zahlreichen unregelmäßigen Präsensbildungen sind eine Anzahl an verschiedenen Stellen der Arbeit erwähnt.

§ 44. ge- beim Präteritum.

ge- beim part. praet. lautet gə: gəwuəṛn geworden, gəšrīevə geschrieben, gəblīen geblieben, gəfasə gesessen, etc.

Das participium praeteriti bleibt im Kuhländischen häufig ohne Präfix, besonders vor gutturalem, zuweilen auch vor labialem Wurzelanlaut: gān gegeben, ganə gegangen, kumə gekommen, grẹfə gegriffen, ǭfanə angefangen, gōsə (halblang!) gegossen, kwọnə bezwungen, bewältigt, kāoft gekauft, kneṛt „geknetet" = getreten (z. B. ẹc͡h bīen ai wos naikneṛt ich bin in was hineingetreten, ẹc͡h hǭṛmr a fūs frkneṛt ich habe mir den Fuß vertreten), krọc͡hə ge-



krochen, kǫeṛt gekehrt, klāoft geklaubt, klāeft geklebt, glāeft geglaubt, brōc͡ht (neben gəbrōc͡ht) gebracht, kric͡ht gekriegt, klātrt geklettert, gasə gegessen, tsukne̥lt zerknüllt, duec͡hkne̥lt durchgeprügelt, knurt geknurrt und geknarrt, grant geheult, grāntst gegrenzt, gasə gegessen, krēt gekräht, grist gegrüßt, kǫc͡ht gekocht, ǭflǫkt abgepflückt, (ǭ)klǫpt (an)geklopft, kǫst gekostet, knolt geknallt, kwēlt gequält, ōfknept aufgeknöpft, klǫŋə geklungen, guiglt gegurgelt, kokst gegackert, kukt geguckt, grǭft gegraben (neben grǭvə), ausglętšt ausgeglitten, kwetšt gequetscht, kwītšt, kwātšt gequietscht, geschrieen, ǭpakt angepackt, ǭkętst abgekürzt, auskǭtrt „ausgekatert", verfärbt, verblichen, krādlt gestohlen (dial.)

Dagegen lautet das schriftdeutsche „worden" in Verbindung mit dem partic. praet. stets gəwuəṛn, z. B. hait ies də hǫkst ǫfgəbōtə gəwuəṛn heut ist „die Hochzeit" (!) aufgeboten worden.

§ 45. Vorsilben.

Hier wie im folgenden Paragraphen werden nur die wichtigsten, vom Schriftdeutschen abweichenden Prä- und Suffixe aufgeführt, **bə-** und **gə-** mehr wegen ihrer Wirkung auf den Wortsinn.

be- > **bə-**: bənīmə versprechen, ſec͡h bedeŋkə sorgfältig überlegen.

ge > **gə-**: gərain reuen, gədǫŋkə Gutdünken (mhd. gedunc); gəklāef Füllung beim Backhuhn („Geklebe"), gəšnīedr Schnupfen, gəšlǭpr „Geschlapper", Weibergeschwätz, gəšḅints Fopperei und zahlreiche andere Dialektausdrücke:

er- > **dr̥**: drgān ergeben, drfrīſə erfrieren, drbǭemə erbarmen.

ver > **fr̥**: frgasə vergessen, ſec͡h fr̥frac͡htə aufbrechen, sich wegbegeben.

zer- > **tsu**: tsušlǭeṛn zerschlagen, tsuręsə zerrissen.

ent > **hałt** (Meinert hat-): hałtkēṛn entgegen, hałtfaŋə empfangen, hałtnāmə entnehmen, hałtpān entbehren.

ab- > **ǭ**: ǭwękln abwickeln, ǭlǭdə abladen.

an- > **ǭ**: ǭfǭeršḷn = fīrdrašə vordreschen („anforscheln"), ǭlēṛn anlegen, ǭſān ansehen.

dâr- > **dr̥**: drfōn davon, drnōc͡h danach, drmīet damit.

§ 46. Nachsilben.

-ec > **ęc͡h**: fēṛtęc͡h fertig, ſompęc͡h sumpfig, dušdręc͡h durstig.

-lich > **lęc͡h**: ǭeṛntlęc͡h ordentlich.

-linc > **lic͡h** (lęc͡h). Bildungen mit -lic͡h = ling sind im Kuhländischen zahlreich. šbēṛlęc͡h Sperling, grǭmlęc͡h verdrießlicher



Mensch, hinlić͡h Pfifferling, šnǫtrlić͡h Schwätzer, frīewlić͡h „Verderbling“, Taugenichts, šlenkrlić͡h, wētsrlić͡h Bezeichnungen für Perpendikel, vgl. § 49.

-haft > hoft: nǫerhoft nahrhaft, bōsthoft boshaft, wos šnakrhoftijəs was Lustiges zum Lachen.

-schaft > šoft: fantšoft Feindschaft, wīetšoft Wirtschaft.

-sam > ſom: šbǫerſom sparsam.

-muot > mət: ǫermət Armut, wẹrmət Wermut.

-ære > r̥: waećhtr Wächter.

-isch (-nisch) > š: pōlš polnisch, bēmš böhmisch.

-heit, -keit > häet, -käet: kraŋkhäet Krankheit (kraŋkət fallende Sucht!), daŋkbǫerkäet Dankbarkeit.

-mat > mərt: häemərt Heimat.

-lîn > lə, pl. -lən: hāflə Häslein, pl. hāflən. Die Verwendung der Diminutiva ist im Kuhländischen sehr häufig.

-inne > ēn (ẹn): pairẹćhẹn Bäuerin, də Mẹkšēn die „Frau Miksch“.

§ 47. Komposition.

1. Meist Verkürzung des zweiten, unbetonten Gliedes: bǫerwəs barfuß, jǫmfr Jungfrau, hamfl Handvoll. hanškə Handschuh, kǫpfl > kǫpl Kopfseil, Tragseil zum Karrenziehen, wolwl wohlfeil, hǫkst Hochzeit, ǭrtšt Ortscheit, šnīetlẹćh Schnittlauch, knōblẹćh Knoblauch, jǭermət Jahrmarkt, fōntić͡h Sonntag, mōntić͡h Montag, dẹnstić͡h Dienstag, ēbrdef Oberdorf, nīedrdef Niederdorf, laŋkərt Langwied, fīrtsə vierzehn, fǫmftsə 15, rāenwerẹćh Rainwegerich, etc.

2. Beide Glieder sind verkürzt in: fratić͡h Freitag, laimət Leinwand, šiemlkǫmə schön willkommen! dratsə dreizehn, rǫšdl Pferdestall, kišdl Kuhstall, nǫkwr > nǫpwr > nǫpr Nachbar, rāofn-kẹrr̥ Rauchfangkehrer, Schornsteinfeger.

3. Wie im allgemeinen das Flexions-e im Kuhländischen verpönt ist, so ist auch das mhd. Verbindungs-e in der Komposition weniger vertreten. Ich hörte nur kwīetəgāl quittegelb mit Flexions-e, dagegen grǭsgrīn für grasgrün (glätzisch grǭfəgrīn). Dafür zeigt sich öfter genetivisches s (š): fātsdīf Pferdedieb, monslait Mannsleute, waiwršlait Weibsleute, espəslāop Espenlaub, fātsbūf Pferdejunge, kẹntsfrāo Kindfrau, Wöchnerin, fātskraplən Pferdedünger, hǫntsluiwr̥ „Hundelorbeer“ (beides launige Euphemismen!), peltsẹrmlsdik pelzärmel-

dick, wandršpiŋkl „Wanderspinkel“, Reisebündel, holpšäet „Halbsheit“, Hälfte.

NB. Bemerkenswert ist die häufige Verbindung mit der Mehrzahl: kišdl Kuhstall, kietlə Kuhjunge, eigtl. Kühstall, Kühhirtlein, kītsövr Kuhzober, etc.

§ 48. Anlehnung.

1. Eine Anzahl einsilbiger Wörter, namentlich Pronomina, zeigen verschiedene Quantität, je nachdem sie betont oder unbetont, gewissermaßen schwach angelehnt gebraucht werden. Solche sind: wǭs — wos was, dǭs — dos das, īeḉh — ẹḉh ich, mīeḉh — mẹḉh mich, dīeḉh — dẹḉh dich, īem — ẹm > əm, ihm, sich, hār — (h)a er, dār — da(r) dəṛ der, dān — da den, mīet — mẹt mit, īes — is ist, etc. — „ja“ lautet betont ēiə, angelehnt jə.

2. Bei stärkerer Anlehnung pflegen namentlich der Artikel und die Personalpronomina sehr zu verkümmern: ẹḉh hǭṛm fǭtr gəſǭẹṛt ich habs dem Vater gasagt. wǭṛtṛn āo ai dr kieḉh? Wart ihr denn auch in der Kirche? mr wāndr an šēml naigān wir werden dir einen Schemel hineingeben. də hon mr a tōp on də floš tsušlǭẹṛn die haben mir den Topf und die Flasche zerschlagen. ſə hōt baina mǭẹṛt ǭnam tsaum gəšdandə sie hat bei einer Magd an einem Zaun gestanden. hǫsdn ni gəſān? Hast du ihn (denn) nicht gesehen? mr lōnən a naiə tīṛ naimaḉhə wir lassen ihnen eine neue Tür hineinmachen. dō wamrəm misə amōl šraivə da werden wir ihm einmal schreiben müssen. mr was jə ni, wīs wātr wiet man weiß ja nicht, wies Wetter wird. inə dō wamrǫns frfraḉhtə nun, da werden wir uns verfrachten (= aufbrechen, wieder gehen). wos hotṛn dō? inə mō! Was habt ihr denn da? nun, Mohn! gẹmrs gǫšlə, ẹḉh gā drš wīedr gib mir (das Mündchen =) einen Kuß, ich geb (dirs wieder =) dir auch einen!

§ 49. Fremdwörter.

1. Mehrsilbige Fremdwörter, namentlich lateinische und französische, erscheinen mehr oder weniger entstellt, z. B. perpətikl Perpendikel (auf gut altkuhländisch übrigens sehr treffend mit šleŋkəṛlẹḉh oder wētsəṛlẹḉh bezeichnet!), pātsoŋkələ Portiuncula, gəšbenstkǭẹṛt Korrespondenzkarte, šbiklīṛn spekulieren, tēſntẹṛn desertieren, konīrə kujonieren, ekšbens Dispens, tikūṛš Diskurs. ſupəṛnatsiōn Subordination, šdandobē auf der Stelle (stante pede), palánts Gleichgewicht, šmīſl Vorhemdchen.



2. Die infolge der tschechischen Umgebung ziemlich zahlreichen slavischen Lehnwörter sind im ganzen besser erhalten geblieben, wie pówīdl Pflaumenmus, lūs Pfütze, nūš Messer, kaš Hirse, katš — katš Lockruf für Enten, šlīškə Stopfnudeln, kleingeschnittene Klöße, kapəs Tasche, plūtsr Kürbis, tšītšorlən Buschbirnen und wohl auch hetšə in hetšə trǫern (Kinder) im Brusttuch tragen, taránt ungezogenes Kind, powǫnk großblütige Gartenblume (vgl. tschechisch hejčka Schaukel von Leintuch, taranda Plaudertasche, povonny duftend).

§ 50. Eigennamen.

1. Stark vereinfacht erscheinen namentlich die Rufnamen: Dolf Adolf, Lex Alexander, Lois Aloysia, Tōn Anton, Bābrlə Barbara, Bǫertlmę Bartholomäus, Līs Līflə Elisabeth, Tīnə Ernestine, Nantlə Ferdinand, Jierǵh Jūrə Georg, Lēn Helene, Sef Bepš Josef, Dit Judith, Līnə Linkə Karoline, Kāt Katharina, Lēn Magdalena, Mērtə Martin, Mátēs (Mǫts) Tēs Matthias, Meǵhl Michael, Sinkə Sīn Rosina, Rūdl Rudolf, Sūfi Susanna, Trēs Theresia. Bemerkenswert ist Anšə Anna, vielleicht nach Analogie des Gebrauchs der Familiennamen, z. B. die Schmidtsche, die Müllersche, vielleicht auch unter dem Einfluß des slavischen Deminutivs -uš.

2. Nicht so stark ist natürlich die Tendenz zur Kürzung bei den Familiennamen, von denen hier einige aus Kunewald genannt seien: Bläškə Blaschke, Bēnš Böhnisch, Häekəwełdr Heikenwälder, Hīkl Hückel, Klēmš Klemisch, Kōflr Kosler, Māk Maak, Monsbǫert Mansbart, Mekš Miksch, Mīkə Mücke, Rīepr Repper, Schrǫm Schramm.

NB. Zur Unterscheidung gleichnamiger Familien erhalten diese Namen oft besondere Zusätze, z. B. Sanə-Goldəs „Scheunen-Gold's" (weil ihr Besitztum bei der herrschaftlichen Scheune in Kunewald liegt), Bienbaom-Hīkls (weil vor deren Hause ein großer Birnbaum steht), Kōflr:Bābəs Kosler-Barwigs (weil ein früherer Besitzer dort Kosler hieß). Auch der Stammbaum wird umständlich mit dem Namen in Verbindung gebracht, wie Telškə-Tōnəs Anlə Teltschik-Antons Anna, Menstr-Hanfəs-Dāwits Sef Münster-Hansens (Großvater) Davids (Vater) Seff.

3. Heimische Ortsnamen: Kūnwalt Kunewald, Šīen Schönau, Sīel Söhle, Satndəf Seitendorf, Bǫertšədet Partschendorf, Bānsdef Barnsdorf, Semftlāvə Senftleben.



Wortgeschichtliche Studien II.

Von Dr. G. Schoppe in Breslau.

Ablaut und **ablauten:** Kluge, Et. Wb. (1915) 3b: ‚von Jakob Grimm 1854 im DWB. zufrühst gebucht, und in seiner Grammatik 1819 (2. Aufl. 1822 1, 10 geprägt). Grimm verzeichnet DWB. I, 69 unter Ablaut: permutatio vocalium literarum, geregelter Übergang des vocals der wurzel in einen andern'; und unter ablauten vermerkt er als Bedeutung auch nur ‚den vocal der wurzelsilbe wechseln'. Es war ihm also unbekannt, daß wir das Wort geraume Zeit früher haben. So lesen wir bei J. P. Zwengel 1568 Formular Buch 3b: ‚In bewegung des leibs sind warzunemen die theil der stimm (davon ablaut) sich darnach zu bewegen.' Im Jahr 1673 erschien in 4° zu Braunschweig ohne Namen ein Büchlein ‚Horrendum bellum Grammaticale Teutonum antiquissimorum', das Schottelius verfaßt hat. Hier lesen wir auf Seite 42f.: ‚Die beiden übrigen Regimenter bestanden in lauter ungleichfliessenden [1]) Zeitwörtern, waren stärker dan die vorigen (sc. die aus gleichfliessenden bestanden), und musten alle Dragoner werden, dan sie nicht wie die gleichfliessenden Zeitwörter, einerlei Ordnung und gleichmessigen Zug und March behielten, sondern bald lings, bald rechts, dan zu Pferd, dan zu Fuß, sich setzten, stellen und fechten kunten. Waren versuchte Leute, hatten zwei erfahrne Obristen, die hiessen: Fechten und halten, die zwantzig Dragoner-Haubtleute waren diese: Brechen, denken, fahren, fangen, finden, gelten, hauen, helfen, kennen, können, nehmen, rauffen, reissen, reiten, schiessen, schlagen, stechen, treffen, wachsen, werfen: welche alle unter sich wakkere

[1]) Die Ausdrücke gleichfließende und ungleichfließende Zeitwörter hat Schottelius der niederländischen Grammatikersprache entnommen. Gegen diese Verdeutschung von transitiv und intransitiv hat sich J. Grimm in der Vorrede zum 1. Bande des DWB. ebenso entschieden ausgesprochen, wie gegen die jetzt beliebte zielend und ziellos.



Kriegs Kinder hatten, so willig folgten, und mit dem Tode den Gehorsam enderten, wiewol ihre Ordnung und Nachmarch ungleichförmig, und ihr Dragoner Trummelschlag ungleichfliessend und ablautend war': Seite 90: sonderlich dem Teutschen Pöbelvolke, sei das Maul so krum und voll geworden, und die Zunge und Lippen so scheef und knobbicht gewachsen, daß man so unartig, ablautend und übel sprechen und ausreden müssen'; und Seite 85 finden wir ablautsam: ,Aber über zwantzig Jahren nach dieser Sprach Vergiftung und misteutschen Wassertrinken, war diesen teutschen Wörter Kinderen der Hals, Maul, Zunge und Lippe gantz breit, misförmig, ablautsam und unkennlich'. Schottelius ist also das ablautende, das ungleichmäßige, das unschöne. Aber wichtig bleibt es doch, daß er die ungleichfließenden Zeitwörter, also die starken, ablautende nennt.

Sich abmarachen. Vgl. Schmeller I, 1640; Sanders II 239[a] belegt das Wort aus Voß und Zs. f. d. W. 13, 306 aus Joh. Gottwerth Müller; Paul im WB. bringt einen Beleg aus Immermann; aus Ostpreußen belegt vonE.Lemke, Volkstümliches ausOstpreußen157; auch bei K. Sallmann (Reval 1880) Beiträge zur deutschen Ma. in Estland 48. Früher als diese Belege ist eine Stelle bei Zinzendorf. 1748 In den Reden über die Augsburgische Konfession Seite 174 spricht er von dem Stimulus des Todes, der die Hütte abmarachet, bis sie da liegt. Ich füge noch bei aus dem von Vahlen (1892) herausgegebenen Briefen Lachmanns an Moritz Haupt aus dem Jahre 1844 eine Stelle Seite 132: ,Letzte Woche war ich wie ein Gaul abmarecht. In der Vorrede XII erwähnt der Herausgeber, daß Weinhold ihm das Wort gedeutet habe. Die Ableitung ist ohne weiteres klar.

Abweichung. Nach Piur (Halle 1903) Studien zur Sprachlichen Würdigung Christian Wolfs 39. 93, wäre das Wort von der Abweichung der Magnetnadel zuerst bei diesem zu belegen; er beruft sich auf Stieler, dem dieser Gebrauch noch unbekannt ist. Diese Behauptung Piurs bedarf, wie so manche andere in dem Büchlein, der Berichtigung. Bei D. Specker 1589 Architectura 5[a] heißt es: ,So merck fleißig wenn der schatten vom Stylo, so inn der mitten stehet eim Circkelriß eben gleich kompt im Abweichen, so mach ein fleißiges Püntlin dahin'; und ibid. ,wie viel Gradus und Minuten das Züngle (des Kompasses) von Mittag abweiche'. Der Ausdruck, die Abweichung des Magnets' steht bei H. Röslin 1610 Mitternächtige Reisen 68. Noch andere Belege sind: E. Weigel 1665 Erd-Spiegel



70: ‚daselbst der Magnet auch nichts merkliches abweichen soll': und S. 78: ‚Abweichung des Magnet-Züngleins'; und Chr. A. Knorr v. Rosenroth 1680 Pseudoxia Epidemica 467.: ‚es ist eine Abweichung der Magnet-Nadel gegen die Ost- und West-Seite von der wahrhaften Mittags-Linie'. — Ich möchte mir die Frage erlauben: Wann werden wir endlich einmal dahin kommen, daß wir die Wörterbücher nicht als absolut sichere und untrügliche Zeugen anrufen, sondern nur als Kontrolle benützen bei der eigenen Durcharbeitung gleichzeitiger Schriftsteller? Denn es ist doch schon hervorgehoben worden, daß bei Schottelius, Stieler usw. sich Lücken finden, und sie naturgemäß auch nachhinken müssen. Tut das etwa das DWB. nicht, und finden sich hier keine Lücken? So fehlt z. B. unter abweichen und Abweichung die hier behandelte Bedeutung.

Affenschande. Im Jahre 1819 scheint das Wort noch nicht bekannt gewesen zu sein; sonst hätte es Vilmar wohl gebraucht. In einer bei Hopf I, 78 abgedruckten Briefstelle sagt er: „wo sich über 120 Gießener und — o Afterschande! nur 40—50 Marburger einfanden'. Man könnte freilich auch daran denken, daß Vilmar, der bei dem Wort Affenschande an den Affengreuel erinnert wurde, absichtlich hier eine Umbiegung vorgenommen hat. Vgl. noch Gombert, Zs. f. d. W. 8, 122. So dürfte der bis jetzt frühste literarische Beleg folgende Äußerung Jahns aus dem Jahre 1831 sein, Briefe 329: ‚Auch gehört Belgien, wenn es sich von Holland trennt, wieder zu Deutschland, und seine Festungen sind als deutsche Bundesfestungen zu besetzen, wenn sich nicht die neue Affenschande blau, rot, weiß darin einnisten soll. Diese Dreifarbe ist eine Herausforderung von ganz Europa von Lissabon bis Moskau'. Man vergleiche auch noch folgende Stelle Ludwig Feuerbachs (3 II. 1835) an Christian Rapp bei Bolin I, 252: ‚Bei uns ist allein, wenigstens auf unsern Universitäten, die Affenschande noch in Activität'. Der Ausdruck wird dann bald geläufiger cf. Zs. f. d. W. 4, 310; Sanders, WB. III, 889c; Sanders 1852 Das deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm I, 23, wo er das Fehlen des Wortes im DWB. tadelt; Sanders mochte der Ausdruck auch aus dem Plattdeutschen bekannt sein: es verwendet ihn z. B. John Brinckmann, Kasper-Ohm un ick 11 (Hesse, Band 2) und öfter.

Anbiedern. Zu dem Mitt. XVIII, 75 beigebrachten Nachweis sei noch nachgetragen aus Fr. v. Raumer (1816) Lebenserinnerungen II, 21: Daß er (Canova) aber zwei Ringer auf den Vatikan setzen ließ, ist eine



die Kritik übermäßig reizende Thorheit. Nicht als wenn dort nicht hundert schlechtere Bildsäulen ständen, sondern weil er der einzige Neuere ist, der sich dort anbiedert.'

Anheimeln. Das von Kluge 1912, Wortforschung und Wortgeschichte 76f. behandelte Wort (vgl. auch Kluge bei Pfaff 1906, Volkskunde im Breisgau 151) erscheint 1815 bei C. Graß, Sizilische Reise II, 94 in Klammern, wodurch doch wohl angezeigt werden soll, daß es schweizerisch und nicht schriftsprachlich ist: ,Ich nahte einem stillen Thal, das etwas so Heiteres, Friedliches (Anheimelndes) hatte, wie in der Schweiz das Haslithal den Wanderer anspricht'. In etwas ungewöhnlicher Wendung haben wir es denn 1820 bei Vilmar: ,Meine Zeit ist sehr beschränkt, da ich für jetzt nur strebe, mich so viel als möglich ein- und anzuheimeln'. Vgl. Hopf, August Vilmar, ein Lebens- und Zeitbild I, 90. Das hier gebrauchte Wort einheimeln, von dem das DWB. nichts weiß, verwendet nach F. J. Schneider 1911 Theodor Gottlieb Hippel 12 dieser Schriftsteller: ,die „einheimelnde Simplizität" ihres Witwensitzes blieb ihm in Erinnerung'. In den fraglichen Stellen konnte ich aber diesen Ausdruck nicht finden.

Animos. Von Schulz wird animos im Fremdwörterbuch übergangen, Animosität aber erst von dem Jahre 1802 ab belegt. So mögen hier einige Nachträge stehen. ,Haben denn Ew. Wohl-Ehrwürden damals, als sie ihre animosische Feder wider mich spitzeten, an den gewissenhafften Radt des frommen Justins gedacht?' H. B. Schultes 1730. Wohlmeynende Erinnerung 6; vgl. 18: ,und läßt sein animöses Gemüthe Wirken'; Zinzendorf 1746 Natürl. Reflexionen 201: ,so war der Syndicus in seinen Ausdrücken so rund, so animos, und ging so direct wider den Mann an'.

Animosität (vgl. Schulz, Fremdwörterbuch) ist mir zuerst bei E. G. Happel 1692 Historia modernae Europae 36ª begegnet: ,darauß die Animosität deß einen Theils gegen das andere gnugsam erhellet'; dann bei Jo. W. Petersen ungefähr 1718: ,Sie würden sich solcher Animosität gewiß nicht angenommen haben, wenn sie nicht gedacht hätten'. Kurtze Abfertigung 16. Gar nicht selten finden wir das Wort bei Zinzendorf. ,daß die alte Animosität gegen alle diejenige, welche das wahre Gute suchen, noch immer währet' 1734 Bedencken 47; 1735 Aufsatz von Christlichen Gesprächen 4: ,wenn man ihm (sc. dem Wort Sekte) die unfehlbare Idee einer Trennung, Ausschlüssung anderer, und eine nothwendige Animosität und Verfolgungs-Geist gegen die Widriggesinnten andichten will'; 1740



kleine Schriften 477: ,als hier ein unpartheyischer Kirchen-Historicus mit einiger Animosität étalirt'; 1746 Natürl. Reflexionen: ,die generale Widrigkeit, die damals gegen die Separation gewesen, die hat sich verloren, seitdem die Animosität gegen die Gemeine allgemein worden ist'; vgl. auch 1747 Wunderlitaney 274. Noch einige Beispiele aus anderen Schriftstellern mögen folgen: Joh. Paul Weise 1747 Ungezwungene Heimleuchtung 2: ,und hierauf (sc. die Querellen) bis jetzo in einer Animosität fortgesetzet, die niemand hinter ihm gesucht hätte'. H. Forster 1784 an Sömmering, Briefwechsel 125: ,Von aller Animosität ist man hier weit entfernt, so sehr auch in Berlin gehetzt wird'; Doro Caro 1797 Novellen I, IV: ,so erscheint in jeder Messe ein Bändchen, bei dessen Abfassung ich die Warnungen einer ohne Animosität geschriebene Critik sorgfältig benuzen werde'; und zum Schluß J. Fr. Rebmann 1793 Briefe über Jena XXIII: ,Animosität und Leidenschaft gegen Jena kann dem Verfasser gewiß nicht Schuld gegeben werden'.

Annektieren. vgl. Ladendorf 6. Lothar Bucher 1862 Bilder aus der Fremde I, 374 Anm. berichtet: ,Dieser zartere Ausdruck (sc. annexieren für Aneignung fremden Gutes) ist, soviel ich weiß, zuerst von den Yankees gebraucht worden, als sie sich Texas nahmen, und daher in der englischen Form to annex in die europäische Zeitungssprache übergegangen. Seit der obige Artikel geschrieben (d. h. 1855), haben die Deutschen mit gewohnter Gründlichkeit bewiesen, daß man von L. Napoleon nicht sagen müsse: er annexirt, sondern: er annectirt — was ihm ziemlich gleichgültig sein wird, wenn die Deutschen ihn nur nicht hindern zu nehmen, was er haben will'. Nach dieser Angabe wäre 1845 als Geburtsjahr des Ausdruckes festgestellt. Man darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß Treitschke diese Äußerung Lothar Buchers gekannt hat und sein bei Ladendorf abgedrucktes Urteil hierauf zurückgeht.

Beeinträchtigen. Weigand-Hirt nennt als ältesten Beleg Schottelius 1641: Frisch 1741 bezeichnet das Wort als Juristencompositum, Adelung 1793 hält er für einen Oberdeutschen Juristen ausdruck, während es Heynaz 1796 empfiehlt. Im DWB. wird uns ein Beleg aus Wieland beigebracht. Gottsched kennt das Verbum nicht, wohl aber das Substantivum, vgl. Reichel, s. v. Mir ist das Wort noch begegnet 1605 Beschreibung des Rheinstromes 365: ,und Handelsschafft keineswegs turbiret oder beeinträchtiget werden'. Beeinträchtigung haben wir dann noch 1683 Das verwirrete König-



reich Ungarn 275: ,Zugleich aber auch die Beeinträchtigung der Evangelischen Freiheit ihren Anfang genommen habe': 1684 Jesuiter Rahts-Stube 78: ,Beeinträchtigung ihrer Privilegien und Freiheiten'. Zinzendorf verwendet des öfteren beide Worte: ,So kan auch nicht alle Beeinträchtigung der guten Sache von einem weisen Fürsten geandet werden'. 1734 Bedenken und besondere Sendschreiben 19; ,der Vater will, daß eine Seele nicht den allergeringsten Schaden habe, daß nicht das mindeste abgehe, daß sie sich über einige Beeinträchtigung nicht zu beschweren habe'. 1749 Gemein-Reden 305; ,darum ohne alle Beeinträchtigung, Despotismum und Tyranney bleibt' 1748 Londoner Reden 124; ,und was Jesus denen Jüngern überhaupt sagt, sie sollen den Beeinträchtigungen nie widerstehen, Matth. 5, 39, das wird wohl mehr gelten, wann der unsere Obrigkeit ist der uns beeinträchtiget'. 1741 Jeremias 96. Wegen des Gebrauches dieses Wortes an dieser Stelle wird der Graf hart gescholten von Joh. Chr. Adami 1747 Jeremias 71: ,Ich will nur noch anbringen, daß der Herr Verfasser auf dem 96. Bl die Stelle aus Matth. 5, 39 sehr undeutlich übersetzt, da das Wort *πονηρός*, durch Beeinträchtigungen gegeben. Ob es aber die böhmisch- und mährischen Bauern verstehen werden, glaube ich nicht. Beeinträchtigung und Übel ist ja nimmer mehr ein Wort, und warum wird es dann in der Übersetzung des hernhuthischen neuen Testaments durch Boßheit gegeben Bl. 10, wenn es Beeinträchtigung heißen soll?'

Bergfex. Ladendorf im Schlagwortwörterbuch belegt das Wort nach Sanders vom Jahre 1880. Früher taucht das Wort auf bei J. Nordmann, Meine Sonntage. Ich kenne nur die zweite Auflage vom Jahre 1880. Dort lesen wir auf Seite 315 in einem Artikel aus dem Dez. 1872: ,Es ist in der jüngsten Zeit Mode unter den Bergfexen geworden, Höhenpunkte selbst dann, wenn voraussichtlich nicht die beschränkteste Fernsicht zu gewinnen ist, und nur deshalb um oben gewesen zu sein, zu erklimmen'. —

Auf Seite 18 schreibt Nordmann in einem Aufsatz vom 22. V. 1864: ,Von Dr. Genczig stammt auch die genaue Spezificirung der Touristen die er nämlich in „Sternfexe" oder Mineralogen, in „Gras- und Heufexe" oder Botaniker, welche beiden er als sehr gefährliche bezeichnete, weil sie die Felsen zum Absturz bringen und die Alpenwiesen zertreten, und in die ungefährlichen „Aussichtfexe" eintheilte, in welche letztere er etwas unberechtigt auch die Landschafts-

maler und Schwärmer für Sennerinnen subsumirte'; Seite 214 (29. Juni 1867): ,und verlege mich, vom Aufsteigen ermüdet, auf die Aussichtsfexerei'; Seite 98 gebraucht er das Wort Theaterfex.

Blasiert. Schulz im Fremdwörterbuch gibt Belege aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Dazu vergleiche man: ,Wenn ihr doch wüßtet, welch ein Compliment ihr mir macht, ihr blasirten Geschöpfe, die ihr gar keiner Zeit euch zu entsinnen wißt, wo ihr noch neu waret'. Fr. Bouterwek. 1793 Graf Donamar III, 72.

Boudieren, so ist Zs. f. d. W. XV, 179 statt des verlesenen bondieren zu verbesern. Dieses Wort läßt sich auch anderweitig belegen. So schreibt F. L. Stolberg 1784 an Voß, Briefe 114: Neulich hat Boie in einem Briefe an Luise geklagt, ich boudirte ihn, das ist sein Ausdruck (in einem Briefe an meine Schwägerin)'; und Wilhelm von Humboldt 1819 an seine Gemahlin: ,Dann mußte ich mich auch damals sehr hüten, daß ich nicht zu boudieren schiene, nicht Bernstorffs Platz zu haben'. Briefwechsel VI, 437; und bei Pückler-Muskau 1840 Südöstl. Bildersaal I, 80 heißt es: ,In einer solchen Lage wird sogar das Boudiren (auf deutsch glaube ich „Schmollen" genannt, drückt die Sache aber nicht ganz so gut aus), welches eigenmächtige Herren keinen Augenblick vertragen, am Platze sein'; und III, 499: ,Er aber warf sich, wie gekränkt, und boudirend wegen meiner harten Worte, in die tiefere Fluth'.

Briese. Kluge bringt als ältesten Beleg für das Wort in der Seemannsprache ein Zitat aus dem Jahre 1726. Mir ist das Wort mehr als 100 Jahre früher begegnet, und zwar gleich sehr häufig bei J. de Acosta 1605 America; wir finden hier Seite 58: ,Eins ist, daß in der Region oder Gewest Ostwind herrschen, die sie Brysen nennen'; ,daß ihnen nimmermehr an Brysen mangelt'; ,da finden sich alsobald die Brysen'. a. a. O., Seite 59: ,dann man find allweg bey der Linea Vorwinde, welches sind die Wind Brysen', 60: ,was wir mit dem Namen Brysas und Vendanalen andeuten wollen'; 65: ,Unter denen (Winden) so sie Brysen nennen, begreifen sie alle die, welche von Orient oder Ost her blasen'; ähnlich 62: ,daß derselben Seiten Winde unnd rechte Orienten oder Ostwinde die sind, so gemeinlich in der Torrida blasen, und Brysen genennet werden', auf Seite 86 werden aber die Nordwinde einmal Brisen genannt: ,an denen Orten, da die Brysen oder Nordwinde hinwehen', und bei D. Dapper 1673 America 442b: ,wann sie (die Sonne) aber von



Mitternacht nach dem Mittag zu lauffet, dann wehen die scharffen Ostwinde Brises des Morgens um die siebente Stunde'. Das Wort wird aus dem Spanischen entlehnt sein, wo brisa frischer Nordostwind heißt. Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch 95a vermutet, man müßte vielleicht von dem engl. breeze ausgehen. Vielleicht wäre dann ein Zusammenhang mit ndl. bruisen nhd. brausen anzunehmen. Ich denke hierüber bald näheres beibringen zu können.

Crême der Gesellschaft. vgl. Ladendorf, Schlagwörterbuch 45fg. Hinzuweisen wären auf die Denkwürdigkeiten der Caroline Pichler I, 322: ,Die Versammlung war sehr glänzend; es war die Crême de la Société, obwohl sie damals noch nicht so genannt wurde. Gemeint ist der Fasching vom Jahre 1808, als die Frau von Staël in Wien war. Geschrieben sind diese Worte im Jahre 1836, wie die Pichler 332 selbst sagt. Pückler-Muskau 1835 Semilasso in Europa II, 12 spricht von der Crême der aristokratischen Nuance der Gesellschaft'; Crême de la Noblesse lesen wir bei W. v. Rahden 1847 Wanderungen II, 78 und B. Weber, Charakterbilder 324 spricht von der Crême deutschen Volkstums, wie er die Abgeordneten der Paulkirche nennt: E. Förster 1853 Gedichte 169:

,Frei sind wir und oben auf als die Reiches Crême,
Unsere Devise bleibt: Königtum Quand même!

H. Püttmann, Soziale Gedichte 153:

,Und dann (schaut) die Majestät von Niederland;
Den Bürgerfreundlichen von ehedem,
Und viele der Geschichte unbekannt,
Obwohl der deutschen Adelsstämme Crême'.

L. Kalisch 1845 Schlagschatten 85: ,die Crême der haute volée'.

Dank. A. Götze hat Zs. f. d. W. XII, 206 zuletzt über die bekannte Lutherstelle ,und kein danck dazu haben' gehandelt, und mit Recht gegen Leitzmann hervorgehoben, daß an der Deutung Dank = gratia festgehalten werden müsse. Ich möchte hier auf eine bisher übersehene nicht lutherische Stelle aus J. Andree 1567 Erinnerung 31 hinweisen: ,da sie dann jhr schlemmen und prassen, fressen und sauffen werden lassen müssen, und dennoch kein danck darzu haben. Deine Weib, spricht er, würdt in der Statt zur Huren werden, deine Sön und Töchter sollen durchs Schwert fallen, du aber solt in einem unreinen Land sterben und Israel soll aus seinem



Land vertriben werden'. Der Sinn ist doch hier: Ihr Fressen und Saufen werden sie lassen, aber es wird ihnen nichts nützen sie werden dazu keinen Dank haben, denn außerden werden ihre Weiber zu Huren werden (Amos 7, 17). Angeschlossen sei noch ein Beleg aus dem Theatr. Diabol. II, 227[b] aus J. Schütz, Sacrament teuffel: ,jr letsterer ir müsset mir Christum nicht unter gott, sondern neben gott, auch nicht an die linke, sondern an die rechte seite setzen, und keinen danck darzu haben'. Für die Bedeutung Dank = ,Wollen' könnten reichere Belege als bisher beigebracht werden, aber wort- und sprachgeschichtlich ist aus ihnen nichts zu lernen. Deshalb unterbleibt hier ein Abdruck [vgl. O. Brenner 1917, in den Lutherstudien 72 fg.]

Demagogische Umtriebe. Jahn schreibt Anfang September 1819 (Briefe 140) an den König: ,Auf bloßen Verdacht wegen Teilnahme an heimlichen Umtrieben bin ich auf die Festung gesetzt worden'; aber am 27. September 1819 auf Seite 165 lesen wir: ,Ich weiß nichts von demagogischen Umtrieben, verstehe nicht einmal den Ausdruck, und weiß sogar nicht, welche sprachliche Falschmünzerei diese Neuerung geprägt hat'. Wir werden also nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß im September 1819 der unglückliche Ansdruck zuerst gebraucht wordeu ist, vermutlich von der Untersuchungskommission. Bald bildet Jahn nun Umtriebsriecher u. a. S. 241; Umtriebshetze 266; Umtriebshände 270; Umtriebsjäger 271; Umtrieber 263; umtriebern 297; Zauberumtriebe 248.

Dunstkreis. Gombert, Programm 1908 S. 7 weist das Wort als Übersetzung von Atmosphäre im Anfange des 18. Jahrhunderts bei Scheuchzer nach und nimmt an, daß von diesem, also von der Schweiz, her sich das Wort verbreitet habe. Das ist ein Irrtum. Denn bei E. Francisci 1676 Das eröffnete Lust-Haus 52 steht: ,Durch sie (sc. die griechischen Philosophen) wissen wir, daß jedwede Himmelkskugel, mit jhren Atmosphaeris, oder lufftigen Dunst-Kreisen umgeben. Wie man dieses Wort Atmosphaera aufs deutlichste zu Teutsch geben möchte'. Vgl. auch S. 19: ,Haben nicht die Planeten ihre atmosphaeras oder Dunst-Kreise?' Aber früher verwendet E. Weigel das Wort ohne das Fremdwort daneben zu stellen, so daß er also glauben mußte, so verstanden zu werden. Er sagt 1661 Himmels-Spiegel B_3[a]: ,wie solche Erdkugel rings umher mit Lufft umbgeben, das ist mit einem Dunst-Creiß'; und B_3[b]: ,Bei



diesem Dunst Creiß ist dieses wohl zu betrachten würdig, daß er zwar gantz durchsichtig ist'.

Energie. Gombert 1908 Beiträge zur deutschen Wortgeschichte 10 verzeichnet Belege von 1777 an: Ihm schließen sich Schulz im Fremdwörterbuch und Kluge, EWB an. So werden frühere Nachweise für das Wort nicht unwillkommen sein. ‚Es sind etliche Frantzösische und Lateinische Wörter (woran dem gemeinen Mann wenig gelegen) in ihrer Sprache um der mehreren Energie willen gelassen worden, die man sich (zur Noth) von einem guten Freund kann erklären lassen'. Zinzendorf 1732 Der teutsche Sokrates 301; Büdingesche Sammlung (1741) I, 654: das eintzige, was ich (d. i. Zinzendorf) noch gegen sie habe, ist dieses, daß sie nicht aus der Fülle ihres Hertzens, aus der genauen Erkänntniß von meiner Armuth und Nichtigkeit, von meinem Elende, mit aller Freymüthigkeit, Deutlichkeit und Energie, allen unsern Gemeinen klar machen, daß ich ein Arbeiter bin, auf den keine Reflexion mehr zu machen ist'; A. G. Spangenberg 1752 Apologetische Schluß-Schrift I, 193: ‚die occidentalischen Sprachen aber sind durch ihre Netigkeit von aller Energie entblösset, und so trocken, daß er anbrennen möchte; ‚das Wort *Δύναμις* zeigt auch eine wörtliche Energie an'. Zinzendorf 1757 Londoner Predigten II, 248; ‚wem dieselben (Lieder) nicht bekannt sind, wird öfters die Energie des ausdrucks nicht verstehen'. 1758 Kinder-Reden, Vorerinnerung; Z bildet das Wort energi*κῶς* bei A. G. Spangenberg a. a. O. II, 597; Außer Z. möge noch J. A. Ebert angeführt werden 1763 Young's Nachtgedanken II, 38: ‚Deßgleichen Wortfügungen haben ihr (der englischen Sprache) gewiß den Ruhm der Energie, den sie bei andern Nationen erlangt hat, mit erwerben helfen'.

Engelsmutter. ‚In einer rheinischen Stadt belegt der Volkswitz die letzteren (Kinderverpfiegerinnen) mit dem sarkastischen Namen „Engelmütter", weil die ihnen anvertrauten Kinder schnell in den Himmel kommen'. K. Braun 1874 Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers II, 197 (Geschrieben ist die Abhandlung in dem Jahre 1864). Das Wort Engelmacherin belegt Gombert, Programm 1908, 11 vom Jahre 1842.

Erbfeind. F. Behrend 1916 Altdeutsche Stimme 16 findet es auffallend, daß Kaiser Maximilian, der zuerst die Franzosen als Erbfeind, der nach dem Rheine stehe, bezeichnet habe, fast keine Nachfolge gefunden. Zu dem Beleg von Behrend aus dem Jahre 1513 auf Seite 18 komme nun ein zweiter aus Mechtel (1569—1632?).



In der von Knetsch herausgegebenen Limburgischen Chronik lesen Seite 6: ‚Alani und Schwaben, der Franken haupt- und erbfeind, iure belli herzukommen'. —

Der Teufel als Erbfeind der Frommen bei Adam Berg (München 1588) Warhafftige und gründliche Historia, Vom ursprung . . Montis Serrati B_2[b]: ‚Als er nun in seinem heiligen Wandel also fortgefahren, hat der böß Geist, als ein Erbfeind solcher andechtiger Leut, . . disen list erdacht'. Behrend 8. — Etwas ungewöhnlich werden bei (B. de las Casas) 1597 Newe Welt 32 die Spanier wegen ihrer Grausamkeit und Mordsucht ‚Erbfeinde deß menschlichen Geschlechts' genannt. Das Original konnte leider nicht verglichen werden.

Franstreck. Im DWB. ist eine Stelle aus S. Franck beigebracht, Grimms Vermutung, das Wort dürfte bei Franck häufiger erscheinen, ist wohl nicht der Fall, denn Fischer kennt auch nur diesen einen Beleg bei ihm, fügt aber noch einen aus einer Augsburger Bibel hinzu. Über die Etymologie weiß ich nichts beizubringen, nur hinweisen möchte ich auf eine Reihe von Belegen, aus denen wenigstens die Bedeutung sich unschwer feststellen läßt. Merkwürdig ist, daß die Quellen alle aus Augsburg stammen. So lesen wir in einer Übersetzung des Buches de libera vita (Augsburg 1490) des Walterus Burleus von Anton Sorge6[b]: ‚Nun magst du sy (sc. die Widerwärtigen und Widerspännigen) nicht als gar vertryben, noch ganz vertilgen, dann dir wyder sein würdet franstrechlychen der dir yetz nit verdachtlich ist, vnd jm fürcht darumb er schweiget, vnd der jm nit fürcht tut dich pringen'. Der lat. Text heißt: Adversabitur autem aliquis non suspectorum'. Fast genau so steht die Stelle in einer Ausgabe aus Augsburg vom Jahre 1519, die übrigens H. Kunst, Stuttgarter litter. Verein 177, 414 Anm. 1 nicht kennt. (Breslauer Stadtbliothek 4O 194.)

Gar nicht selten gebraucht das Wort C. Huberinus, über den erst Th. Koldes Artikel in der RE. uns recht belehrt hat. Im Spiegel der Haustzucht (1553) 21[b]: machen damit die Kinder störrig, fronstreck, und ungehorsam'; 26[a]: Dieweil doch solche Kinder so fronstreck seind, und so gar keyne zucht, noch vermanung an jhnen erschießen will, so muß hellesch fewer zuletzt drein schlagen'; 169[a]: ‚Frau Venuß hat sondere besoldung, die sie jhren kriegern zu lohn gibt, erstlich das sie wild, fronstreck werden'; 221[b]: ‚darumb nur bey zeit darzu gethon, die weil sich das rütlin nun biegen läst, sonst werden sie (sc. die Töchter) fronstreck, und geben um kein zucht,



und kein vermanung, noch straff mer'; im Christlichen Ritter (1558) n_1^a: Oder bist nie ungehorsam gewesen, sondern nur streflich, mutwillig, fronstreck unnd unbendig'. Im Jahre 1573 erschien zu Augsburg eine Übersetzung des Werkes Ordini di Cavalcare von Frid. Griso durch J. Fesser, hier steht 204: Wann es (das Pferd) aber gantz franstreck, das ist, nichts umb die strafl geben wolt, so magstu die selbige scherpffen der gestalt'. Genau so in der Ausgabe von J. Fayser (Frankfurt 1643) Hippokomike 201. — Sicherlich ist heranzuziehen niederd. wranten „mürrisch sein", wrantrig, frantrig, wfries. wrantelich „ärgerlich, verdrießlich"; der Übergang von nd. wr. in obd. fr. ist bekannt; vgl. z. B. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache [4] 228.

Gattichen. Das Mitteil. XVII, 87 aus Fr. Seidel 1626 Türck Gefängnis beigebrachte und von Diels erklärte Wort kommt in der Form Giattchen vor bei Reinhold Lubenau, der zu derselben Zeit wie Fr. Seidel in Konstantinopel weilte und auch mit ihm bekannt war (vgl. die Ausgabe der Reisen des Reinhold Lubenau von W. Sahn, Königsberg II (1915) 49. Er hat sich ein kurzes Wörterverzeichnis zum täglichen Gebrauch zusammengestellt und a. a. O. 60 verzeichnet er unter den Kleidungsstücken die ‚Giattchen'. ‚Ihre (der Araber) Weiber tragen Ungarische Gatic, das ist Hosen aus weißen oder blauen Leintuch bis an die Knoten lang'. J. G. Harant 1678 Der christliche Ulysses 652. Diese Gattichen trug der ungarische Pferdeknecht noch im 19. Jahrhundert, wie Karl Braun 1878 Reise-Eindrücke aus dem Süd-Osten II, 55 meldet: ‚Der Tschikosch ist in der Regel beritten; er trägt den bekannten kleinen schwarzen Hut, blaues Hemd und blaue Gatyen (so heißen die fabelhaft weiten ungarischen Beinkleider)'; vgl Paul Kretschmer 1916 Wortgeographie 112 Anm. Reinhold Lubenau a. a. O. 61 verzeichnet auch Paputsch. cf. Zs. f. d. W. 15, 117[b].

Dunkle Gefühle. Über das Aufkommen dieses Ausdrucks hat O. Walzel im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft (1914) I, 7f. gehandelt, ohne zu einem Abschluß gekommen zu sein. Ich wage hier sehr zögernd eine Vermutung zu äußern, die nur als ein Tastversuch gelten will, um in diese Frage mehr Licht zu bringen. Als ich vor Jahren anfing mich mit Zinzendorf näher zu beschäftigen, war ich verwundert, bei ihm den Ausdruck nicht zu finden, bis mir allmählich das Verständnis des Begriffes Gefühl bei ihm aufging. Wo nämlich Z. sich vorsichtig ausdrückt, wenn es ihm darauf ankommt scharf umrissen zu sprechen, klingt bei ihm bei dem Wort



immer das Fühlen durch, wie z. B. ganz grobsinnlich verstanden als tasten, greifen. Wohl spricht er einmal vom geheimen Gefühl 1741 Jeremias 87: ‚Dergleichen Ideen pflegen die Obrigkeiten zu haben, deren Glück Gott stabilirt, und bey denen ein geheimes Gefühl ist, wem sie es zu dancken haben'.

Dagegen fiel bald ein anderer Ausdruck auf. Z. nennt die Mystik einen dunklen Glauben[1]), so 1742 Büd. Samml. III, 193: ‚Ich habe sehr lange und mehr als es jemand nöthig zu rathen ist, in dem sogenannten duncklen Glauben gestanden, davon die Mystici sehr viel schreiben und ihn zu einem hohen Grad machen ich aber nicht'; und 1746 Natürl. Reflexionen 98: ‚Wenn aber der ungefühlige, oder dunkele Glaube so viel sagen solle, daß man seinen Erlöser einen Tag lieber hat, als den andern, einen Tag mehr traut als den andern: so habe ich was gegen diese Sache einzuwenden, weil der Ausdruck sie in ein falsches Licht setzet'; Zwei und Dreyßig einzele Homiliae oder Gemein-Reden in denen Jahren 1744. 1745. 1746. XVII. Rede S. 6. ‚Und daraus ist endlich diese solution geworden, die man schon lange vorher gehabt, und die man nicht nöthig hatte, itzo von neuen zu erfinden, daß ein Christ seines Gläubens nicht gewiß ist, noch gewiß seyn kan; sondern daß man so dahin geht in einem dunkeln glauben, und so oft einem einfällt, ob das ding auch wahr ist, bey sich selbst immer wiederholet: ‚Ich gläube; welches Doctor Luther zu seiner Zeit nennt, sich einen gedanken machen, der da spricht: Ich gläube; damit fängt man sich nun bey ernsthaften leuten an zu behelfen, wenn man keine gewißheit und beständige freudigkeit erlangt.' —

XXX. Rede S. 6. Wir finden aber auch noch eine andre art von leuten in unserm wege, die mit uns noch weniger auskommen können, als wir mit ihnen. Das sind die leute, die vom dunkeln glauben reden, und die in praxi auch Atheisten sind: ob man ihnen gleich gern zugibt, daß sies nicht von herzen und mit vorsatz sind, und denselben grund nicht dazu haben haben, der in den theoretischen Atheisten liegt, die da wünschen, daß weder eine active noch passive unendlichkeit seyn möchte.'

Wäre es nun nicht möglich, daß dieser Ausdruck später von

[1]) Wohl bekannt ist mir, daß der Ausdruck dunkler Glaube früher vorhanden ist, z. B. bei A. H. Buchholtz 1666 Herkules I, 21 b: ‚Behalte dir deinen tunkeln und überverständlichen Glauben'. Hier wird der Glaube der Heiden so genannt im Gegensatz zu dem hellen, lichten Christusglauben'.



dem andern ‚dunkle ‚Gefühle' abgelöst ist? Fr. v. Raumer, der Schleiermacher nahe stand, schreibt z. B. 18. 4. 1802 Lebenserinnerungen I, 186: ‚Er (Lessing) ist der unwidersprechliche Beweis, wie die größte Klarheit und Bestimmtheit sich mit der lebendigsten, thätigsten, tiefsten Empfindung vereinigen kann und soll; ohne alle die vorgeblich nothwendige Beimischung von Mysticismus, von dunkelen unbestimmten Gefühlen, die bei den mehrsten leerer Dunst sind'. Die Verbindung von Mysticismus und dunkelen Gefühlen ist hier beachtenswert. J. v. Baader verwendet den Ausdruck öfter in den von Schaden herausgegebenen Tagebüchern; z. B. S. 45 vom Jahre 1786.

Gemütlich. Da frühe Belege für das Wort sehr spärlich sind (vgl. DWB.); so seien ein paar nachgetragen. Das puch der himl. offenbarung der heil. wittiben Birgitte (Nürnberg 1502) 8. Vorrede: ‚wann ettlich stund in verzückung des gemütlichen aufferhebens, sehend in der verpildlichen oder geistlichen gesiht'. (elevationis mentalis.); ‚da die vorgenant fraw von Christo: und der junckfrawen Maria völligklich ward underwissen von der materi ze erkennen die geist und gesicht und gemietlich empfindung. a. a. O. 8 Vorrede 2 (mentalia sentimenta). — ‚Item das gebett, das da ist ein uffsteigung des gemütz in got: und also heist es ein gemütlich gebett, daruß das munndtlich gebett mit den worten, auch das gesang und lob gotts entspringt. Johan von Lanßpurg 1518: Eyn schöne unterrichtung was die recht Evangelisch geystlicheit sy, und was man von den Clöstern halten soll $B_2{}^a$. Valentin Weigel 1613 Gulden Griff $B_3{}^b$: ‚Mit dem Verstand des Gemüths, siehe ich an die Engel und den ewigen Gott, Also ist Gott und die Engel ein Gegenwürff des gemüthlichen Auges'. Diese Belege und die Verwendung des Wortes gemüthlich in ihnen ermöglichen uns auch das Verständnis des im DWB. zu kurz abgetanen Gebrauchs des Wortes bei Zinzendorf; cf. IV, I, II, 3330. Ich stelle eine Auslassung Zinzendorfs voran, die ganz klar ist. Bei A. G. Spangenberg 1752 Schluß-Schrift II, 471: ‚Gefühl und Salbung ist nicht einerley. Gefühl ist der Effect von der Salbung. Die Salbung ist die Theilhaftigkeit an seinem Geiste, die agirt, und der Effect von dieser Action ist das Gefühl. Das Wort Gefühl ist ein schlechtes Wort. Denn im Grunde heißts nicht Gefühl, sondern es ist mir so. Denn beim Gefühl stellen sich die Leute vor, als wenn einem etwas stieße, oder über die Haut liefe. Gemüthlich drückt es besser aus. Die Salbung macht uns ge-



müthlich. Was Zinzendorf auch anders einmal so ausdrückt Sokrates 1725 Nr. 23: ‚Ich kann nicht alles sehen, woran ich denken kan; aber ich kan darauf treffen mit meinem Gemüth; Welches eben so viel bei der Seelen ist, als das Fühlen beim Cörper'. Das heißt also mit anderen Worten: ‚Das Gemüt ist für die Seele dasselbe, was für den Leib das Fühlen ist. Es ist gleichsam der ins Geistige erhobene Tastsinn'. Die Berührung dieser Auffassung Zinzendorfs mit den oben vermerkten aus dem Buch der heiligen Brigitte und der Weigels ist klar, wenn auch nicht so scharf pointiert wie bei Zinzendorf. Ja, ich vermuthe, daß Z. diese Begriffsbestimmung von gemütlich von Gichtel oder dessen Quelle Valentin Weigel übernommen hat. Denn Z. kannte beide. Einen Beleg aus Gichtel bringt das DWB. IV, I, II, 3330. — In dieser zugespitzten Form wendet nun Z. das Wort durchaus nicht immer an. Wir begegnen ihm des öfteren in der uns verständlicheren Bedeutung. 1757 Londoner Predigten II, 25: ‚Einem ordinairen Heiden ist, wie man im Teutschen sagt, gemüthlich, es ist nach seinem Sinn, er findet nichts revoltirendes drinnen'; 1746 Natürliche Reflexionen 222 ‚. . kan auf drey Seiten betrachtet werden, je nach dem einem Leser gemüthlicher ist'; 193: ‚denn weil man einem Hauffen super-klugen und zum Theil angesehenen Leute das Maul stopffen mußte: so war es mir ganz gemüthlich, um denen ehrlichen und gottesdienstlichen Pennsylvaniern zu helfen', 194: ‚und es war beynahe einem jeden gemüthlicher, an mir zum Ritter zu werden, als mich zu hören'. Diese Ausdrucksweise verspottet z. B. J. G. Schütze 1758 Herrnhuthianismus in literis: ‚Weil aber das Urtheil Zinzendorffen nicht gemüthlich, so leugnete er hernach die Klage gar'. Von hier ist nun der Weg nicht mehr weit zu einer gemütlichen Unterhaltung, Kneipe, usw.

Gewächs. Wunderlich lehrt in DWB. IV, I, 3, 4724 unter 8, daß die Ausdruckweise ‚Gewächs der Reben' zuerst von Luther in der Bibelübersetzung verwandt worden sei. Mc. 14, 25 und Mt. 26, 29; hinzufügen kann man Lc. 22, 18. Diese Behauptung ist aber nicht richtig. Denn wir lesen bereits bei Matthäus Ringmann 1513 Der text des Passions und lidens Christi $C_2{}^a$: ‚Wann ich sag vch das ich nun hinfürder nit werde trincken von dem gewechß der reben'.

Glaubensbekenntnis. Gombert, Programm 1908, 14f. wies für die übertragene Bedeutung des Wortes auf das grammatische



Glaubensbekenntnis Gottscheds vom Jahre 1748 hin. Diese Verwendung des Wortes ist aber älter: ‚Noch zu guter Letzte mit dem grösten Amts-Eiffer ein Glaubens-Bekäntniß gethan; Das wolte er noch hiermit sagen, daß er von des Lipsius Schreib-Art nichts hielte, weil Sie allzu kurtz wäre‘. J. B. Mencken 1716 Zwei Reden von der Charlatanerie 131. Das politische Glaubensbekenntnis begegnet auch etwas früher als a. a. O. in den von Geiger herausgegebenen Briefen Ifflands (8. II. 1793) I, 206: ‚Zuvor mein politisches Glaubensbekenntnis über die gegenwärtige politische Lage der Dinge‘. — Für Glaubensartikel in übertragener Bedeutung sei bei dieser Gelegenheit folgender Beleg beigebracht aus P. J. Marperger 1716 Beschreibung des Hanffs und Flachs 285: ‚sintemahl es ein Glaubens Articel der Wäscherinnen ist, daß so lange die Lauge noch nicht braun scheint, so lang habe auch die Lauge ihre gebührende Schärfe noch nicht‘.

Glitschen. Weigand-Hirt verweist auf ein mrh. Voc. ex quo vom Jahre 1469, wo glitschen neben glitsen erscheinen. Und fährt dann weiter fort: ‚Nach Campe von Wieland in die Schriftsprache eingeführt‘. Diese Bemerkung ist irreführend. Denn was Campe unter Schriftsprache verstand, verstehen wir heut unter dem Wort nicht mehr. Es wäre eine verdienstliche Arbeit, einmal zu untersuchen, wie der Begriff des Wortes Schriftsprache sich geändert hat.

Wer nun keine eigenen Sammlungen hat und z. B. Sanders vergleicht (I, 600[a]), wo, unter sehr kurzem Hinweis auf Fischart, nur Belege aus dem 18. und 19. Jahrhundert gebucht sind, der kann leicht vermuten, das Wort wäre seit dieser Zeit erst gebräuchlich und stimmt Campe zu. Für das Schwäbische gibt nun Fischer schon ein paar Belege aus Brenz und Kraffts Reisen. Hier mögen noch einige andere stehen, aus denen man entnehmen kann, daß das Wort seit dem Ende des 16. Jahrhunderts ganz geläufig ist und von Schriftstellern gebraucht wird, die für ihre Zeit anerkanntes schriftsprachliches Deutsch geschrieben haben. Z. Rivander 1591 Fest Chronica I, 7[a]: ‚die (Höllenbande) glitzschete abe‘. H. v. Breüning 1612 Orient. Reise 163: ‚gleich als auff einem Eyß glitschen‘. Harsdörffer 1661 Heraclitus u. Democritus 562: ‚glitschet ihm der Fuß‘. E. Francisci 1680 Lufft-Kreis 868: ‚das Hellschen oder Rutschen und Glitschen auf dem Eise‘. F. v. Sandrart 1680 Iconologie deorum 131[b]: ‚Der breite Weg zeigt uns ein Rosenlindes Reisen



Allein das Ende glitscht auf harten Klippen ab'. H. Widerhold 1681 Beschreidung der sechs Reisen I, 49ª 52ª. Diese Belege ließen sich leicht vermehren, dürften aber genügen.

Grell. Im DWB. IV, 1, 6, 102 wird bei Grell m. hinter die Bedeutung Zorn, Grimm ein Fragezeichen gesetzt. Folgende Stelle ergibt für das Wort als f. fraglos diese Bedeutung; ‚welcher bei seinem Leben die Rhodiser mit einer sonderbarn unmenschlichen Grell und grausamkeit hat verfolgt'. H. Lewenklaw 1590 Neuwe Chronica Türck. Nation 301. Was heißt aber Grelle bei Joh. Faustus 1619 Fasti Limpurgenses 19ª? ‚Er was ein herrlich starck man, von Leib, von Person, und von allem gebeine, und hatte ein groß haubt mit einer strauben, ein weite braune grelle, ein weit breit anlitz mit bausenden backen, ein scharpf manlich gesicht, einen bescheidenen mund mit gleffe'.

Grellheit. Das DWB. belegt das Wort zuerst aus Heinsius 1801 und bringt nur Belege aus dem 19. Jahrhundert. Wir finden das Wort aber in der Bedeutung Grausamkeit bereits bei H. Lewenklaw, a. a. O., und noch viel Unruhe vorhanden, wegen des Schach damals unfürsichtiglich geübter Grellheit', 95 und 124: ‚auch allem Blutdürstigen Weisen und Grellheit zuwider seyn'.

Hausmusik. Das DWB. weiß über das Wort weiter nichts zu berichten, als daß es einen Beleg aus einem Schriftsteller des 19. Jahrhunderts anführt. Es hat also keine Ahnung von der Entwicklung des protestantischen Kirchen- und Gemeindegesanges. Es ist dies übrigens nicht die einzige Stelle, wo es in dieser Hinsicht den Benützer völlig im Stich läßt. Das Quellenverzeichnis führt S. 33 Joh. Heermann, Devoti Musica Cordis Hauß- und Hertz-Musica Lpz. 1630 u. 1636 an. Indessen ist das Wort älter. Hierüber berichtet jetzt Herman Petrich 1914 Paul Gerhardt 75f. Jetzt sei noch ein von Petrich nicht bemerkter alter Beleg für das Wort beigebracht: ‚Die beste Haus-Musica stehet in andächtigen Psalmen und Lobgesängen'. V. Herberger 1619 Trawrbinden VI, 202. Auch ein Beispiel aus dem 18. Jahrhundert: ‚Diß ist die schönste Haus-Music, (wenn nämlich Mann und Frau zusammen stimmen). H. v. Assig 1719 Ges. Schrifften 314. Den Aufsatz von C. J. Becker, Zur Geschichte der Hausmusik, Neue Zs. für Musik. Juliheft 1837 konnte ich nicht erlangen. Ebenso stiefmütterlich ist das Wort Hauskirche bedacht, obgleich hier aus Büchertiteln sich mancherlei beibringen ließ. So seien denn hier wenigstens ein paar Nachträge

verzeichnet. Andreas Fabritius, Pfarherr in Eisleben zu S. Niclas 1569 in 8°. Die Hauskirche: Das ist: Wie ein Hausvater neben dem offentlichen Predigtampt, auch daheime sein Heufflein zu Gottes Wort und dem lieben Catechismo reitzen soll; Roth 1573 Catechism. Predigt I, 148[b]: ,Hierzu nemet nu in ewrer Hauskirchen die schönen Weihenachts Gesenge'; Wolffg. Musculus 1595 papist. Wetterhan 64: ,das ist mein haußkirche, vnd haußzucht'; ,und wollen (Braut und Bräutigam) ihrem lieben Gott eine keine Hauzkirche anlegen'. S. Artomides 1609 Christliche Auslegung I, 759. E. Weigel 1685 Rechenschaftliche Forschung 17: ,Denn Mahlzeiten sind Hauskirchen-Zeiten, die mit lauter Gottes-Furcht und Christlicher Erbauung zuzubringen'.

Heimweh. J. A. Walz hat Zs. f. d. W. XII, 184 darauf hingewiesen, daß das Wort sich im Gesangbuch der Brüdergemeinde finde. Wir haben es aber hier nicht etwa bloß vereinzelt. Man vergleiche Gesangbuch (1737) nr. 8° 1496, 2:

Ihr friedenskinder, ich hab euch im Herzen,
nicht ohne heimweh, und desselben schmerzen'.

Aus den Zinzendorfischen Schriften mögen folgende Stellen genügen, die sich leicht vermehren ließen. 1738: ,Ferner ist noch bey unsrer Heyden-Sache sorgfältig zu vermeiden das Heimweh'. Büd. Samml. I, 675; 1755: ,ein heimweh verursachender wunden-blick'. Kinder-Reden 12; 1755: ,unds heimweh mach ausstehlich, durchs heilige Abendmahl'. Kinder-Oden III. Zinzendorf und die Brüdergemeinde verwendet ja überhaupt Zusammensetzungen mit heim sehr gern: heimgehen, heimkehren, Heimkehr, Heimgang, Heimfahrt, Heimgangsgedanke usw. — Bei dieser Gelegenheit seien auch noch ein paar schlesische Belege beigebracht: ,Vor allem soll Juste die Wehmut, d. h. auf gut Breslauisch: das Heimweh nicht aufkommen lassen'. Joh. Tim. Hermes (31. V. 1806) an seinen Schwiegersohn Zahn in Neumarkt, abgedruckt bei G. Hoffmann 1911 Joh. Tim. Hermes. Ein Lebensbild 85, und Seite 87: ,vor allem soll auch sie das Heimweh, diese schlesische Unart nicht aufkommen lassen.

Hep! Hep! Ladendorf hat Zs. f. d. W. VI, 50 auf eine Germ. 26,382 angezogene Stelle aufmerksam gemacht, nach der das Hep! Hep! spöttische Nachahmung des Rufes jüdischer Hausierer gewesen sei. Hierzu vergleiche man John Brinkmann, Kasper Ohm un ick 61 (Hesse): ,Hepp-hepp-hepp, Schachermachei'; und F. Gregorovius, Wanderjahre in Italien I, 96: ,Man sah sie (die



Juden) also bis auf diese Zeit mit allen Sachen hausieren gehen, und in den Straßen hörte man sie **Hep!** rufen, womit sie sich ankündigten und zum Kauf ihres Bettels einluden'. Warum Ladendorf seinen ursprünglichen Weg nicht weiter verfolgt und sich der höchst unwahrscheinlichen Erklärung des DWB. angeschlossen hat, für die er ja noch weitere Zustimmung gefunden, ist schwer zu sagen. Ich bin immer noch geneigt anzunehmen, daß die bereits 1819 aufgestellte Vermutung, Hep sei Verkürzung aus Hebräer, richtig ist. Das man das Wort Hebräer in der Bedeutung Händler, Hausierer gebrauchte, bestätigt der unter dem Wort im DWB. abgedruckte Beleg aus Thümmel, und mir persönlich ist dieser Gebrauch sehr geläufig. Die Frage ist nur, ob die jüdischen Händler sich selbst so nannten. Hierzu fehlen mir die Nachweise.

Inneres Düppel (vgl. Gombert, 1903, Festschrift 33) Fr. Engels schreibt am 7. XI. 1864 an Karl Marx: ,wie jetzt Wagener einen „inneren Düppel" verlangt'. Briefwechsel III, 192. Wenn Engels hier auf den Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 30. September 1864 anspielt, so wäre also Hermann Wagener der Präger dieses Wortes in der zugespitzten Form.

In puncto puncti. Gombert, Zs. f. d. W. VIII, 130 hatte eine burschikose Abänderung des Ausdruckes in puncto sexti vermutet. Dies wird bestätigt durch eine 1791 namenlos erschienene Schrift: ,Freimüthige Briefe über Bahrdts Lebensbeschreibung'; in dieser wird p. 73 das in puncto puncti ausdrücklich ein „lustiger Studentenausdruck" genannt.

Kleine Leute. (Gombert, Z. s. f. d. W. VII, 8; Ladendorf, Schlagworte 171). Mir ist der Ausdruck zuerst begegnet bei A. A. Rhode 1755, Schlüssel zu Herrnhut 86: ,Das sind kleine Leute in ihren (der Herrenhuter) Augen. Sie sehen und kommen viel weiter'. Mit den kleinen Leuten sind die Apostel Petrus und Paulus gemeint. Hier sind die kleinen Leute offenbar unbedeutende Leute, die kein Gewicht und Ansehn verdienen. Ob dies die ursprüngliche Bedeutung des Ausdrucks ist, scheint sehr fraglich. — In demselben Sinne lese ich ihn bei Fr. v. Raumer 1824 in einem Briefe an W. Müller, Lebenserinnerungen II, 162: ,Einverstanden sind wir, . . daß ein ungemein großer Dichter dagewesen sein müsse, und nicht alles auf eine Menge kleiner Leute zurückgeführt werden könne'. In der Antwort verwendet Müller den Ausdruck (II, 165): ,Für die kleinen Leute, um mich ihres Ausdrucks zu bedienen, ist ein

solches Nacharbeiten und Nachhelfen recht eigentlich eine passende Arbeit'. Ebenso wie uns heut scheint Müller die Anwendung des Ausdrucks auf unbedeutende geistige Männer fremd geklungen zu haben. — Es ist vielmehr zu vermuten, daß die Redensart aus bäuerlichen oder ländlichen Verhältnissen stammt und später allgemeinere Bedeutung bekommen habe. So schreibt z. B. E. Ziehen 1874 Geschichten und Bilder aus dem wendischen Volksleben: ,Einige andere Hofbesitzer erhoben ähnliche Klagen und stimmten Warnow bei, daß man bei einigen verdächtigen „kleinen Leuten" Haussuchung halten solle. Zur Erklärung dieses Vorschlages muß bemerkt werden, daß die wendischen Hofbesitzer vor Zeiten eine auffallende Geringschätzung, ja oft eine unerbittliche Härte gegen diejenigen Gemeindeglieder an den Tag legten, die entweder gar kein Eigenthum oder nur ein unbedeutendes besaßen und daher auch in der Versammlung der „großen Leute" keine Stimme hatten'. Sehr oft spielen die kleinen Leute eine Rolle in den Werken des Lehrers Adam Lange, der die ländlichen Verhältnisse seiner glätzischen Heimat genau kennt und mit diesem Ausdruck einen ganz bestimmt umschriebenen Begriff verbindet: kleine Besitzer, die, um sich durchzubringen, noch für andere arbeiten müssen. In den Erinnerungen aus dem Leben eines Dorfschullehrers (1908) schreibt er: ,Von den Familienfeiern der Bauern erhalten auch die in der Nähe wohnenden sogenannten „kleinen Leute" ihren Anteil und dadurch wird Neid und Haß vermieden', Seite 8. Besonders wertvoll aber sind seine Angaben in dem Roman ,Der Prozeßgeist 1911'; z. B. 78: ,aber die „kleinen Leute", die bloß eine Kuh oder Ziege im Stalle haben, die müssen das Futter auf dem Rücken herbeischleppen, und doch ist ihnen das nicht zu beschwerlich. Sie sind vielmehr froh, wenn ihnen der Bauer einen dürren Rand oder eine Lichtung im Walde zum Abgrasen überläßt', 325: „kleine Leute" — Häusler und Gärtner'; 369: ,Die sogenannten „kleinen Leute": Stückbauern (Stückmänner), Feldgärtner, Gärtner und Häusler hatten Handrobot zu leisten und zwar jeder 54 Tage innerhalb eines Jahres'. — Hiermit vergleiche man, was Fürst von Pückler-Muskau 1834 Tutti Frutti 1, 174 bemerkt: ,Sie (die Bauern) schaffen die Pferde ab, weil sie sie nicht mehr auf eigenem Grund und Boden ernähren können. Sie werden nun sogenannte kleine Leute, keine Art von weiter greifender Industrie kommt ihnen mehr nahe, sie bearbeiten und düngen ihr bischen Feld notdürftig selbst mit Frau und Kind nebst



ein paar Kühen, und sind für ewig zufrieden, wenn sie nicht Hunger leiden'. Während der Korrektur stoße ich auf folgende Stelle: ,Unter denen Heinrichauischen Closter-Gestiffts-Unterthanen, wird durchgehends bei allen Gemeinden die sehr nützliche Umwechslung in steter Übung gehalten, solcher gestalten, daß alle Anlagen, wie sie auf einander folgen, die eine nach der Indiction, die andere nach der Huben-Zahl, ohne Eigen-Nutz eingetrieben werden. Und solcher Gestalten kommt der Bauers-Mann guth daran: daß bei der Huben-Zahl 4. Gärtner vor eine Huben, und wiederum acht Häußler vor eine Huben mit concurriren; Und diese kleine Leuthe kommen auch wiederum guth daran, daß sie nach Indiction gar nichts beitragen'. J. A. Friedenberg 1738 De generalibus et particularibus quibusdam Silesiae Juribus 319 u. ö. z. B. 320. 327.

Kneipe. Zu Kluges Artikel über die Geschichte des Wortes Kneipe (zuerst Zs. f. d. W. III, 114 fg.; dann Wortforschung und Wortgeschichte 1 fg.) hat Meiche, Mitteilungen des Vereins f. sächsische Volkskunde 6, 84. 173 sehr dankenswerte Nachträge gebracht. Er hat das Wort hergeleitet von kneipen, kneifen, zwicken, schrauben. Seine Ansicht findet eine Bestätigung durch den Ausdruck ,Kneipzange', den wir für eine solche Wirtschaft angewandt finden: ,Aber wo logieren wir? Doch nicht in der Kneipzange?' (F. A. Kritzinger) 1764 Die bunte Reihe, oder eine Handvoll lustig satyrischer Gespräche, zwischen Leipziger neugierigen Junggesellen und politischen Mädchen 17. Auf Seite 33 desselben Werkchens erfahren wir mehr von dem Betrieb in einem solchen Hause: ,Geht er nicht manchmal da drüben nein, in die Kneipe, ich weiß alles, was da passieret. — Ich habe ein paarmahl da was zu vermeublen hingebracht, je nun Herr Wohlfeil will auch leben, man hat da allemal gleich baar Geld davon. Ist es auch etwas Heimliches, so verkaufen es diese Leute an die stöckischen Juden, da kriegts niemand zu sehen, da werden Sachen hingebracht, ich kann es Ihnen nicht sagen, manchmal aber kömpts doch raus, da thut Ihnen die Gesellschaft desto weher. Es sind nun solche ehrliche Leute, die einem manchmal aus der Noth helfen und besser sein sollten. Doch Silentium, mit Schmerzen sich verrät niemand'.

Koloß auf tönernen Füßen, vgl. R. F. Arnold, Zs. f. d. W. VIII, 15. Ich verweise auf R. Prutz 1847 Kleine Schriften I, 61: ,Dazu kommt, daß dieser Koloß (d. h. Rußland), im Grunde doch nur ein Götzenbild ist, das auf thönernen Füßen steht'. Wo



dieser Aufsatz ‚Der nächste Krieg', aus dem diese Stelle stammt, zuerst erschienen ist, konnte nicht ermittelt werden. Außerdem führe ich an F. Gustav Kühne 1843 Portraits und Silhonetten I, 100: ‚und was hat Rußland zu tun? — China zu gewinnen, sagt List. Hierzu gehören Menschenalter; aber der Coloß auf thönernen Füßen muß vor der europäischen Bildungskraft stürzen'.

Lebenskünstler. Ladendorf 189 bringt als frühesten Beleg eine Stelle aus Goltz 1860 Typen der Gesellschaft. Einviertel Jahrhundert früher finden wir das Wort bei Pückler-Muskau, Semilasso in Europa III, 140: ‚Ein sehr liebenswürdiger Sanskritgelehrter sagte mir einmal, „ich sei der größte Lebenskünstler, der ihm je vorgekommen wäre."

Löwe. Im DWB. VI, 1216, 5 wird für dieses Wort in der Bedeutung für einen geistig, künstlerisch hervorragenden Menschen ein Beleg aus Heine angeführt. Diese Bedeutung des Wortes ist natürlich älter. Es schreibt Karl Julius Weber 1826 Deutschland I, 194: ‚Auf der andern Seite der Stadt über die Feuerbacher Haide nach Leonberg, Geburts-Ort des philosophischen Löwen Schellings und des freimüthigen Paulus'; während G. Forster 1786 in einem Briefe an Sömmering (Briefwechsel 335) für Löwe das Wort Phönix braucht: ‚dieser Phönix unter den Philosophen'. Blücher wird der Löwe der Schlachten genannt bei L. Rellstab 1827 Gedichte 30.

Krach. Über das Aufkommen des Wortes im Mai 1873 in Wien berichtet L. v. Przibram 1910 Erinnerungen eines alten Österreichers I, 360: ‚Erinnere ich mich recht, so tauchte dieser Terminus (sc. Krach) zum ersten Male in dem Börsenberichte eines Wiener demokratischen Blattes auf, dessen Reporter ihn aus dem Munde eines Börsenbesuchers galizischer Provenienz vernommen haben wollte.

Matthäi am letzten wird von Weigand-Hirt aus Bürger belegt. Mir ist die Redensart viel früher begegnet: ‚Der eine Koch so anrichten sollen ein Polack, spricht auff sein böse Deutsch, Nu ist mit uns der letzte Mattheus'. Friedrich Seidel 1626 Türckische Gefängnuß $D_4{}^a$.

Mob. Das Wort wird von Sanders, Ladendorf, Weigand-Hirt erst aus dem Jahre 1840 bei Heine gebucht. In der Mitte des 18. Jahrhunderts ist aber der Ausdruck bei uns ganz geläufig. ‚Der Heiland wird uns wohl einmal von dem liederlichen Mob wieder erlosen'. Zinzendorf bei A. G. Spangenberg, Apologet. Schluß Schrift II, 612 und 498: ‚da heist der Mob auch Gemeine'; in



den Zeyster-Reden 1759: ‚Sie wolten des Heilands Sache zu einer art von einem Mob, einer émeute du peuple, zu einem tumultuarischen Schwindelgeist machen, der über die gemeinen Leute gekommen wäre‘ 85. In der Büdingischen Sammlung können wir aus dem Zinzendorfeschen Kreise das Wort noch öfter belegen; z. B. III, 583: ‚Kaum hatte man angefangen zu singen, so machten die Reformirten einen Mobb, fielen wie Teufel mit den horribelsten Ausdrücken und Geschrei: Schlagt den Hund todt, in die Lutherische Versammlung ein‘; III, 585: ‚das er (sc. Zinzendorf) durch keinen Mobb sich etwas nehmen ließ‘, und auf derselben Seite: ‚daß er dem Reformirten dieses Haus nicht cediren wolle, weil sie es durch einen Mobb an sich gerissen‘; D. Cranz 1771 Alte und neue Brüder-Geschichte 374 schreibt: ‚Des bösen Feindes Absicht war wohl keine andere, als das Volk gegen die Brüder aufzuwiegeln und einen Mob (das sind die schrecklichen Tumulte, die in England oft große Noth und Lebens-Gefahr anrichten) zu verursachen‘; vgl. noch A. G. Spangenberg 1775 Leben Zinzendorfs 1922; ‚Auch liessen feindselige Leute fast täglich solche Dinge in die Zeitungen einrücken, die gar leicht die Folge hätten haben können, daß ein Mobb, daß ist ein tumultuarischer Zusammenlauf des Volks, welcher in London was sehr gefährliches ist, gegen die Brüder entstanden wäre‘. Im 19. Jahrhundert finden wir das Wort bei Gutzkow 1834 Wellington: dieser Mob tritt Präzedenzien in den Kot, die damals als sie neu waren, vergöttert wurden‘? VIII, 41 (Hesse); das Eigenschaftswort ‚mobisch‘ lesen wir bei J. Venedey 1845 England III, 161.

Moralische Eroberungen. Nicht erst Treitschke (Ladendorf 206) steht 1864 den ‚moralischen Eroberungen‘ skeptisch gegenüber. Bereits 1860 schreibt Dahlmann an Gervinus (Briefwechsel II, 439): ‚so verläuft es mit den ‚moralischen Eroberungen‘, die unser gegenwärtiges Ministerium für Preußen in Deutschland machen wollte‘.

Mucker. An die Zs. f. d. W. III, 99; VI, 110. 332; VIII, 103 gesammelten Belege reiht sich ein, was Tobias Friedrich am 5. Mai 1730 aus Jena an Zinzendorf schreibt: ‚Gestern ging er (sc. August Wilhelm Spangenberg) auf der Straße, da kam ein kleiner Gassenjunge, sah ihm munter ins Gesicht und sagte: Du Mucker! Darüber kam er so vergnügt nach Haus und erzählte uns solches mit innigster Freude‘. Gerhard Reichel 1906 A. W. Spangenberg 51 Anm. 3.

Da Muckernest im DWB. übergangen ist, so stehe hier ein allerdings später Beleg: „das ist rein weg um des Teufels zu werden,



wenn man tagaus tagein in dem verdammten Muckerneste hocken muß'. Freiligrath 1838 bei Buchner I, 277.

Musterstaat. (Zs. f. d. W. VIII, 129). Oelsner spricht von einem erwünschten Musterstaat Preußen in den Politischen Denkwürdigkeiten 75: ,Preußen nicht bloß für sich zu ordnen, sondern auch als Musterstaat für Deutschland aufzustellen; und Weber 1826 Deutschland I, 179 bezeichnet sein geliebtes Württemberg als den deutschen Musterstaat. Für das Wort Musterregierung, das im DWB. auch übergangen ist, möge Gustav Pfizer 1849 die deutsche Einheit und der Preußenhaß 18 einen Beleg liefern: ,es fällt kein Gelehrter, kein Staatsmann vom Himmel, und ebensowenig eine konstituelle Musterregierung'.

Naiv. Weigand-Hirt belegt das Wort zuerst vom Jahre 1746 aus Bodmer und meint, dieser habe es in die Literatur eingeführt. In demselben Jahre nun gebraucht Zinzendorf den Ausdruck in seinen in London gehaltenen Reden, die dann 1748 gedruckt worden sind. Es ist kaum wahrscheinlich, daß Z. sich um Bodmer und seine Arbeit gekümmert haben wird. So wird das Wort bereits vor 1746 bei uns gebraucht sein; die Belege sind nur noch nicht gefunden. Zinzendorf Londoner Reden 31: ,Das ist der naive und einfältige Sinn der vierten Bitte'. Einige andere Belege aus Zinzendorfschen Reden seien angeschlossen; so z. B. Gemeine Reden (gehalten 1747, gedruckt 1748) ,da wird ein naive confession draus'; 1747 Vier und dreißig Homilien, Vorrede 2b: ,Weil Du nun eine beständige Liebhaberin von denen einfältigen und naifen Ideen gewesen bist und dich der in den ersten Jahren unserer Anstalten einschleichenden Trokkenheit und gecirkelten Wesen . . entgegengesetzt hast; so bedancke ich mich bei dieser Gelegenheit ganz herzlich dafür'. Neben Zinzendorf möge noch Joh. Paul Weise angemerkt werden: ,auf eine recht naive Art abgeschildert'. 1747 Ungezwungene Heimleuchtung. Naivität habe ich mir nur vom Jahre 1752 aus A. G. Spangenbergs Apologetische Schluß-Schrift I, 199 angemerkt: ,es konnten aber doch noch allemal Critiquen über die Naivität oder Dunckelheit mancher Stellen gemacht werden'; und II, 464: ,Die Menschen Gottes sollen von allen Sachen, die Gott geschaffen, reden, wie die H. Schrift davon redet, mit eben der Naivität'.

Putsch (Ladendorf, a. a. O. 257). J. G. Kohl 1849 Alpenreisen II, 456 behauptet: Hier (bei den Bewohnern von Baselland)

ist das Vaterland des widerlichen Wortes „Putsch“ und des davon abgeleiteten Verbums „putschen“, das seitdem auch in Deutschland mit so großem Beifall adoptiert worden ist‘.

Rechnung tragen. Durch den Nachweis, daß die Redewendung bei Heynatz im Antibarbarus vom Jahre 1797 gebucht ist (vgl. Weigand-Hirt s. v.), sind die früheren Behauptungen und Vermutungen über ihre Entstehung und Aufkommen (vgl. R. M. Meyer 400 Schlagworte, S. 57f.; Gombert, Zs. f. d. W. II, 270 u. a.) hinfällig geworden. Wir finden aber diese Wortverbindung bereits im 16. Jahrhundert. So lesen wir bei Hieron. Halverius 1570 Warhafftige Beschreibunge aller Chronikwirdiger namhafftiger Historien und Geschichten 18: ‚sonder (er hat) der Florentiner Jugend freffel und mutwillen ernstlich gestraffet, damit er in einer ungewissen zweiffelhafftigen Sach dennoch seines gethanen Eyds, auch seines grossen Ampts, ein Rechnung trüge‘. In dem lateinischen Original des Paulus Jovius, Historiarum sui temporis Tomus Secundus (Florentiae 1552) 17 steht ‚ut in re dubia atque ancipiti magistratus fidem sincerumque personae munus tueretur‘. Ferner bei C. Wurstisen 1572 Paulj und Aemilij und Arnoldj Ferrarj . . Historien I, 263: ‚Die Teutschen herren trugen jhrer nation rechnung‘; ferner I, 429; ‚ihr solten doch der zeit rechnung getragen haben‘ II, 65, od. II, 72; 103 u. ö. J. Schlusser von Suderburg, Beschreibung des Protestierenden Kriegs 25 (nach der Ausgabe von Basel 1573): ‚er trage auß ungepürlicher gemüts trotzheit weder Göttlicher noch Weltlicher sachen rechnung. Im Original des Lambertus Hortensius (Basel 1560) De bello Germanico libri septem S. 29 steht: ‚Eum nihil divini aut humani juris, pre impotenti animi ferocia, sanctum servare‘. Johann Fuglinus 1586 de praestigiis daemonum 133a: ‚Nun aber ob ich jhn gleich als wol kenne, als der jhn selbst gemacht hat, wil ich doch seines namens auff dißmal verschonen, vnnd meiner eignen conscientz, die mir bescheidenheit vnnd frembder lastern verdeckunge, soviel jmmer müglich gebent, rechnung tragen‘. Aus dem Original bei Wierus lib. II, cap. XVII ist nichts zu erschließen. — J. Gugger 1590 Christliche Heerpredigten II, 32: ‚Dargegen aber welche Kinder jhrer Eltern kein rechnung tragen, die kommen zuschanden‘. Aus dem 17. Jahrhundert stammen drei Belege:

‚Darneben ich noch mehr da find
Wohnungen vil der Oberkeit,
Die aller Sachen Rechnung treit‘.



J. R. Rebmann 1620 Naturae Magnalia 632. — J. J. Grasser 1623 Waldensische Chronica 47: ‚Sie pflegten auch den Gefangnen bald den Todt zu träwen, sprechende, trage deiner Seele rechnung, und widerspreche deinem Irrthumb'. Bei dem dritten konnte leider das französische Original nicht verglichen werden. H. Widerhold 1681 Beschreibung der sechs Reisen I, 65[a]: ‚Welches die Ursach, daß dieser Mosquée wenig Rechnung getragen wird'. Schirmer 1911 Kaufmannssprache 155 hat nachgewiesen, daß wir bei den Redensarten mit Rechnung ein Bedeutungslehnwort von Conto annehmen müssen. So wird auch, worauf Herr Professor Siebs mich hinweist, ‚Rechnung tragen' auf italienischen Ursprung zurückgehen, vielleicht ist es eine Wiedergabe des italienischen render conto, oder portare conto'. Dr. Hilka belehrte mich, daß render conto in der lombardischen Geschäftsprache gebräuchlich gewesen ‚und von hier in die französische ‚rendre compte' übernommen worden sei. Für ‚Rechnung tragen' begegnet gelegentlich auch ‚Rechnung halten, so z. B. bei Wurstisen, a. a. O. I, 191: ‚Er hielt nicht nur seiner verwandtschafft, sonder auch wolverdienter leuten und guter freunden rechnung'.

Reinschen. Im DWB. VIII, 708 ist das Wort aus Campe (1807) III, 405, der es als ein obersächsisches gewöhnlicher Rede angehöriges bezeichnet, übernommen. Belege bringt keiner. Im 16. Jahrhundert haben wir das Wort noch in der Predigtliteratur. ‚welches denn jhr viel begeren und darnach reinischen'. J. Mathesius 1591 Corinthier I, 220[b]: ‚Pferde rinschen' bei Geo. Phil. Harsdörffer 1654 Geschichtspiegel 720; Helwig 1666 Ormund 9: ‚welcher (Schimmel) sich mit stetem wiehelm oder rinschen streitbar erzeigete'; Reichel 1754 Bodmerias 33: ‚nach unserem Beyfall reinscht, letzt nur ein Tröpfchen Lob'. Wieder aufgenommeu hat dann das wohl ziemlich seltene Wort G. Regis 1832 in seiner Rabelaisübersetzung I, 659: ‚Ich lechz, ich reintsch nach bravem Dienst und Arbeit, wie vier Acker Ochsen'. Die Niederdeutsche Form wrinschen verwendet A. H. Buchholtz 1666 Herkules I, 238_a: ‚Worauf die Pferde ein solches wrinschen, schlagen und beißen unter sich anfigen . . .' Hier wie bei Harsdorffer und Helwig heißt es nur wiehern', (vgl. übrigens Schiller-Lübbeu s. v. und Neumarkter Rechtsbuch 167 (cap. 564): ‚pfert die rennischz sint'; und Lexer II, 405[a] s. v. renschen; Germ. VII, 491; Graff I, 978; Frisch II, 458[a]; Müller-Fraureuth II, 346).



Salbader. Von den bisher versuchten Erklärungen, die DWB. VIII, 1682, Weigand-Hirt II, 640 verzeichnet stehen, dürfte keine befriedigen, auch die Schröders, Streckformen 178 ist sehr unwahrscheinlich. Sollte das Wort nicht entstanden sein aus Salmbader? Was Salm bedeutet, erklärt das DWB. VIII, 1698 u. Weigand-Hirt II, 642. Sachlich und lautlich dürfte diese Deutung keine Schwierigkeit machen, und einfach ungesucht ist sie auch.

Schaumblasen des Widerspruchs. Über die Schaumspritzen jugendlicher Freiheit hat Gombert gehandelt Zs. f. d. W. III, 330. Die Schaumblasen des Widerspruchs ist eine Redewendung, die B. Weber in den Charakterbildern 399 gebraucht. Das Buch ist erst 1853 erschienen, der hier in Betracht kommende Aufsatz aber bereits 1848 im Tiroler Boten. Er kann frühestens im Oktober geschrieben sein, denn Dölliger hat den Vortrag, den Weber hier meint, damals bei Gründung des Piusvereins gehalten. Es heißt dort also: ‚Sein Vortrag (sc. Döllingers Vortrag in Mainz) floß bestimmt und überzeugend im Bette logischer Entwicklung, mit unerbittlicher Consequenz alle Schaumblasen des Widerspruchs fortreißend, nicht ohne die Artigkeit eines gebildeten Gesichtes‘.

Schneiden. Vergleiche Gombert, Zs. f. d. W. VIII, 133 fg. Zu beachten ist, was Kohl 1844 Land und Leute auf den brit. Inseln sagt II, 97 fg.: Gefällt ihm (dem Peer) ein Plebejer, mit dem er einmal bekannt wurde, nicht, so nimmt er nie wieder Notiz von ihm. Er blickt ihn nicht einmal an, oder fällt sein Auge etwa zufällig auf ihn, so kennt er ihn nicht mehr. Will er ihn nicht wieder in seinem Hause sehen, „schneidet er ihn ab“ (he cuts him) und dabei hat die Sache für ewig ihr Bewenden‘.

Seelenpflege. Das DWB. belegt das Wort zuerst aus Herder. Dieser hat es aber fraglos von Zinzendorf übernommen. Daß Herder die Schriften Zinzendorfs kannte, ist bekannt. Ferner aber gehörte das Wort zu den sogenannten Hernhuter Schlagworten und als so einzig Herrnhutisch, daß jeder, der es gebrauchte, sich sofort als Hernhuter offenbarte. Bei Fresenius 1746 Bewährte Nachrichten II, 344 finden wir: ‚Wenn aber nachhero die Zeugen-Sache und Seelen-Pflege, wie die Sprache der Hernhuter lautet, allhier ordentlich übergeben habe, ist mir noch nicht so merklich vorgekommen‘. Maria Philippine Rönnau klagt 1755: ‚Wann sie die arme Seele durch verkehrten Unterricht, in dem sie die Seelenpflege nicht verstehen, verwundet haben‘ in ihrem Büchlein ‚Wahrhaftige und gründliche



Entdeckung Einiger Geheimnisse 3. Ich schließe einige Belege aus Zinzendorf an. Gesangbuch der Brüdergemeinde Nr. 2103. 7: ‚Sein Geist, die Mutter (denn das heißt und ist er) der masset sich der Seelenpflege an, salbt und bestellt auch der Gemeine Priester, und giebt ihnen leicht verstand und plan'; und Nr. 2140,6:

‚Zu ihrer desto bessern seelen-pflege,
hast du's gerichtet in die selge wege'.

Zinzendorf 1748 Marienborner Gemeinreden II, 228: ‚Dann wird man gepfleget und gewartet: dann wird einem alles auf die Seite geräumt, was einem schädlich sein könnte, und das heißt Gemeinschaft, Ordnung, Einrichtung Seelen-Pflege: aber keine Seelenpflege kann uns so machen, sondern nur, wenn sie so sind, bewahren, fortführen, schmücken, die Gnade, die da ist, merklicher, gebräuchlicher und appicabler machen'. Sehr oft verwendet Spangenberg das Wort in seiner Biographie des Grafen, z. B. 424. 543. 841. 960, deßgleichen Cranz, der erste Verfasser einer Brüderhistorie, z. B. 622: ‚damit sie an ihren Orten die nöthige Seelen-Pflege und Erbauung genießen könten'; und Seite 548: ‚und ihnen eine heilsame Seelen-Pflege nach ihrem Grad angedeihen zu lassen'. Früher findet sich das Wort bei A. Pape 1605 Jonas Rhythmicus b 7[a]: ‚zu seinen Amptsgeschäfften und Seelenpfleg seinen Göttlichen Segen sprechen, das eine reiche Erndte drauff erfolge'; und 1673 bei Chr. Gryphius, Heliconischer Reichs-Tag 154: ‚und solche zu denen Postillen verdammte und geschworne geistlose Geistliche von der hochwichtigen Seelen-Pflege gänzlich ausschließen oder abschaffen sollen'. Dann bei E. Francisci 1681 Trauer-Saal 4, 889: ‚angemerckt, der König ihm, auf seine Bitte, den neun und zwantzigsten, daran er sonst hätte sterben sollen, zu seiner Seelen-Pflege verwilliget hat'. Das Wort Seelen- oder Seel-Pfleger, das Francisci a. a. O. II, 1036 (ehe ihn sein Seel-Pfleger mit Trost und Rath versorget) gebraucht, scheint sich bei Zinzendorf nicht zu finden; das Wort ist aber viel älter; vgl. Lexer, s. v. u. Zs. f. d. W. XV. 205[a].

Seelenstille. Im DWB. wird es erst aus Jean Paul belegt. Im Gesangbuch der Brüdergemeinde finden wir es in Liedern, die aus dem Jahre 1729 stammen; z. B. 1446, 3:

‚Dein seeliges Häufflein nehme zu
an innrer Seelenstille,
und gehe ein in seine ruh,
denn das ist Gottes Wille'.

744, 16: Und gegenüber ruht ein leue,
der seelen-stille heist:
und wenn die welt zerreist,
so hofft er auf eine neue'.

Spangenberg bemerkt in der Lebensbeschreibung Zinzendorfs zum Jahre 1729 auf Seite 551: ‚Mit der Hofnung (sc. verband er in der Auslegung 1. Kor. 13, 13) die Begnügsamkeit, Gelassenheit, Weisheit, Vorsicht, Seelenstille usw.'.

Stimmvieh. Ladendorf 303; R. F. Arnold, Zs. f. d. W. VIII, 20. Als Beleg möge noch angefügt werden eine Stelle aus J. Scherr 1872 Hammerschläge und Historien 146: ‚das Stimmvieh', wie die Yankees ihre irischen Mitbürger nicht gerade schmeichelhaft nennen'. In Hessen war der Ausdruck Wahlvieh im Gebrauche, wie K. Braun, Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei II (1881) 121 bezeugt.

Streber (Gombert, Zs. f. d. W. II, 310; Ladendorf 304; Arnold, Zs. f. d. W. VIII, 21; Gombert VIII, 136). S. Hensel, Familie Mendelssohn I, 181 druckt einen Brief der Fanny M. ab vom 25. XII. 1828: ‚Wissen Sie aber auch, daß er (d. h. A. v. Humboldt) auf Höchstes Begehren einen zweiten Kursus im Saal der Singakademie begonnen hat, an dem alles Theil nimmt, was nur einigermaßen auf Bildung und Mode Anspruch macht, vom König und ganzen Hof, durch alle Minister, Generale, Offiziere, Künstler, Gelehrte, Schriftsteller, schöne und häßliche Geister, Streber, Studenten und Damen bis zu dero unwürdigen Correspondentin herab? — Hier hat das Wort augenscheinlich noch nicht den unangenehmen Beigeschmack. Man vergleiche nun damit folgenden Satz aus B. Weber 1841 Tirol und die Reformation 34: ‚Um den eigenen Priesterbedarf zu decken, hatten die Stiftsvorstände ohne Rücksichten auf die Vorschriften der Kirche oft unreife Jünglinge von 18 Jahren, Laienbrüder ohne gelehrte Kenntnisse, weltdurchtriebene Strebeköpfe zu den höheren Weihen des Priestertums befördert'. Es scheint Weber das Wort Streber mit dem übelen Übersinn bereits gekannt zu haben, war ihm aber wahrscheinlich für diese durchtriebene Gesellschaft noch zu edel, oder aber, es war diese Bedeutung noch nicht durchgedrungen, und so griff er zu dem Ausdruck Strebekopf.

Das tolle Jahr. vgl. Gombert, Zs. f. d. W. VIII, 137. Wir lesen nun noch bei Henke 1867 Jacob Friedrich Fries 208 in der Anm. Kunstausdruck (d. h. daß das Jahr 1819 das tolle Jahr ge-



nannt worden ist), des Bearbeiters der Geschichte dieses Jahres, L. K. Ägidi aus dem Jahre 1819 (2. Aufl. Hamburg 1861)'. Ich kenne das Buch von Ägidi nicht; ob er aber gewußt hat, daß Erfurt das Jahr 1509 so geheißen hat, wäre auch erst noch festzustellen.

Überproduktion. Gombert 1903 Festgabe 71 führt einen Ausspruch des Fürsten Lichnowsky aus der Sitzung des Vereinigten preußischen Landtages vom 17. Mai 1847 an. Ich verweise auf J. G. Kohl 1844 Reisen in England und Wales I, 95: ,Denn die außerordentliche und übertriebene Production (overproduction) in ihren immensen Manufacturen hat die englischen Kaufleute zu oft verzweifelten Mitteln und zu einer gezwungenen Ausfuhr verleitet'; und II, 134: ,Außer der eigenen Überarbeitung (overproduction) sind dann auch von außen her mächtige Competitoren aufgetreten'. Das Wort ist also wahrscheinlich aus dem Englischen herübergenommen.

Umsatteln. Weigand-Hirt belegen das Wort zuerst 1780 aus Adelungs Versuch. Kluge dagegen EWB.[8] 465 verweist auf Stieler! Mitteil. XVII, 113 ist eine Stelle aus Herbergers Predigtsammlung über Jesus Sirach abgedruckt, in der das Wort in der uns jetzt geläufigsten Bedeutung erscheint, das Studium wechseln. Gedruckt sind diese Predigten erst 1698; sie sind aber gehalten worden in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts, wie Herberger selbst mehrfach andeutet, z. B. 579[a]: ,und sie (die Predigten) auff den nächsten Dienstag (Anno 1588, den 7. July) wieder anfangen wollen'. So gehört dieser Beleg in das Ende des 16. Jahrhundert, und wird bis jetzt der früheste sein. Bemerkenswert ist, daß bei einer ziemlich reichen Zahl späterer Belege aus dem 17. und 18. Jahrhundert nur noch ein einziger zur Verfügung steht, wo das Wort in derselben Bedeutung steht, wie bei Herberger; 1735 Historisch = als Theol. Nachricht von der Herrnhuthischen Brüderschafft 37: ,der erstlich Theologiam studiret, und umgesattelt'. In den anderen Belegen drückt das Wort aus ,die Meinung, die Gesinnung, den Glauben wechseln'. ,So beklagt sich im gleichen Zwinglius von seinen Jüngern, das sie auch bei gelegenheit leichtlich umbsatteln wen sich der wind nur ein wenig verdrehet'. C. Ulenberg 1589, Erhebliche und wichtige Ursachen 346. ,Es ist jetzo in der Welt dahin kommen, daß mancher mit seiner Religion spielet, und sie umb ein Hand voll Seid oder Ehrgeitz gantz wiederlich dahin gibt. Und das heißet man mit einem Gelächter umgesattelt'. D. v. Rudelstadt 1638 Frühlingsgedichte 20. Casper Danckwerth 1652 Neue Landesbeschreibung



der Zwey Hertzogtümer Schleswich und Holstein 122[a]: ‚als jhr Raht mit Eydes Pflichten verbunden, dennoch umgesattelt, und sich auf des Königs Seite begeben‘. E. Francisci 1672 Trauer-Saal III. 629 ‚daß sie wieder umsattelte, und zum Heidentum fiele‘; Kramer 1681 Leben und Tapffere Thaten der . . Seehelden 289: ‚so bald sie unsere Fahnen und Standarten sehen, unverzüglich umsatteln und das schwere Dienst-Joch mit der sanfft- und friedlichen Christen-Regierung. von Hertzen gern verwechseln werden‘; und 456: ‚der (sc. der Kardinal) sonsten gar wankelmütig. und leichtlich umsatteln dörffte‘. Hier ist das Holländische om te aerselen so wiedergegeben worden; J. W. Valvasor 1689 Die Ehre des Hertzogthums Crain II, 188: ‚weil die Sclavonische Völcker beydes an Gemüt, und auch sonst äußerlich, sehr wandelbar und unbeständig gewest, in ihren Entschließungen gar leicht umgesattelt, und sich von einem zum Andren bald gewendet‘; III, 291: ‚weil er dann sorgte, König Ladislaus dörffte eine Ungnade auf ihn werffen, und dieselbe über solche seine Güter, auslassen: sattelte er um, und beschloß dem König zu Liebe, den Keyser, in der Stadt Cilli, zu überfallen‘; K. F. Paullini 1695 Zeit-kurtze Erbauliche Lust 23: ‚da wirstu sehen, was er für ein Heiligen-Fresser sey, wie bald wird er umsatteln, und doch ins Angesicht (öffentlich) segnen und vermaledeien‘; J. Kraus 1716 Schwachheiten des Lutherischen Confessionisten II. 36: ‚. . weil die Lutheraner bewiesen haben, daß die Luthrischen ihrer Lehre nicht öffters umgesattelt, wie es der Catholische Author vorgegeben hat‘; Karoline Schulze-Kummernik, Lebenserinnerungen II, 118: ‚Ja, H. v. Very behält die Direktion bis er wieder umsattelt und von neuem andern Sinnes wird‘. Man vergleiche auch noch E. Francisci 1678 Seelen-labende Ruhstunden I, 1142: ‚der trauet dem Winde, der doch alle Stunden umsatteln kann‘. Ganz ähnlich Valvasor, a. a. O. I, 308. Das Hauptwort begegnet bei Valvasor a. a. O. II, 402: ‚Die Länder Karndten und Crain folgten aber denen Ungarn, in vorerzehlter ihrer Umsattlung vom Christen- zum Heidenthum, nicht nach‘; I, 275 wird der Timavus, weil er bald über, bald unter der Erde fließt ‚Umsattler‘ genannt. Auf die von Sanders II, 2, 860[b]: Schwz. Idiot. VII, 1440; Martin-Lienhart II, 379; Müller-Fraureuth II, 596, gesammelten Belege braucht hier nicht eingegangen werden, weil sie wortgeschichtlich nichts Neues bieten.

Unternehmer. In der Neuauflage von Weigand wird behauptet, das Wort trete erst im 19. Jahrhundert auf und sei nach



entrepreneur gebildet. Doch bei J. A. Ebert 1760 Young's Nachtgedanken I, 142ª Anm. lesen wir: ‚Es gibt nämlich in England Leute, die man Upholders oder Undertakers (Unternehmer) nennt, unter welcher letztern Benennung sie mir nur sonst bekannt waren; die, sobald eine Standesperson öffentlich begraben werden soll, für ein gewisses bedungnes Geld, das der Feyerlichkeit des Begräbnisses gemäß ist, die Einrichtung der ganzen Ceremonie übernehmen, und alles, was dazu erforderlich wird, anschaffen'; 1784 Reise durch den Bayrischen Kreis 88: ‚der Muth der Unternehmer lebte wieder auf'; 148: ‚Die Unternehmer dieses Schweinehandels reisen in ganz Bayern herum, und heißen gewöhnlich Sautreiber'; J. Chr. Fr. Gutsmuths 1799 Meine Reise im deutschen Vaterlande 14: ‚Unsere Lese Gesellschaften leisten ziemlich viel, wenn sie nur nicht zum Theil erbärmliche Unternehmer hätten, welche der Welt das Romanfieber inokulirten'. W. v. Kaltenborn 1790 Briefe eines alten Preußischen Offiziers I, 79: ‚und hat sich sehr oft von Unwissenden oder gar treulosen Unternehmern betrügen lassen'. Vgl. auch Chr. T. Weinling 1784 Briefe über Rom III, 28. 80.

Voll und ganz (Zs. II, 313. 343; V, 124). Denn so durch vnsern unvleis die lere vnsers glaubens nicht lauter und rein gehandelt, oder nicht gantz und vollig dem volck furgetragen und nicht recht geteilt wird, so werden wir gar schwer straff dafür leiden müssen'. Urbanus Regius, wie man fürsichtiglich und ohne ärgernis reden soll 30; E. Sarcerius 1553 Hausbuch für die Einfeltigen Hausveter 143ᵇ: ‚Denn es kan wol geschehen, das der Mensch das Sacrament völlig und gantz habe, und doch einen verkerten glauben'. ‚es sein etliche actiones, vermittelst deren wir nit allzeit dasjenige, was man uns schuldig, gantz und völlig, sonder bißweilen weniger bekommen'. B. Lang 1645 Zinß Scharmützel 248. ‚Denn voll und ganz müssen die beiden Wesen, Mann und Weib, sich vereinen und zusammen einen höheren Leib bilden'. (Aus dem Jahre 1830). J. C. Bluntschli, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben I, 108. 1848 schreibt H. von Mühler: Krank, und das in solcher Zeit, wo es aller Kraft und Gesundheit bedarf, um voll und ganz der Zukunft ins Auge zu sehen' 39.

Weinerlich. Weigand-Hirt II, 1231 aus Duez 1664: Von Lessing 4, 110 als Übersetzung des frz. Larmoyant verteidigt. Als Adv. bei Hermes, Soph. Reis. I, 641. Das Wort findet sich bereits 1503 das buch geistlicher Gnaden 67ᵇ: ‚daruber hat sie verlorn alle



gnade vnd gewohnliche sußigkeit auch besuchung gotis alßo das sie auch weinerlich claget'.

Weltmarkt. vgl. Gombert 1903 Über das Alter 78; Ladendorf 1906 S. 333; Weigand-Hirt verweist auf Ladendorf, hebt aber nur das Auftreten als Schlagwort um die Mitte des 19. Jahrhunderts hervor, und gibt nicht wie sonst den frühesten Beleg an. Gombert hatte nun das Wort aus dem Jahre 1651 beigebracht. Etwas früher hinauf kommen wir durch folgenden Beleg. Jeremias Dyke 1638 Nosce te ipsum 370: ,Ein andermal haben wir Ochsen, Pferd, Schwein, etc. vom Weltmarck heimbracht'. Die Beziehung auf Lc. 14, 19 ist nicht zu verkennen.

Windfeier. Theodor Matthias, Moltke in der Sprache seiner Briefe 261 (Heft 28 der Wissenschaftlichen Beihefte zur Zs. d. ADSp.) scheint anzunehmen: daß der Ausdruck ,mehrere Stunden wurden gewindfeiert' eine Bildung Moltkes sei. Doch vgl. jetzt DWB. s. v. Das Verbum habe ich noch angemerkt aus W. H. v. Hohberg 1663 Der Habspurgische Ottobert Ttt$_2$^{b}: ,wann muß Windfeyren ein Schiffmann auf der See'. Das Wort ist von ,Windfeier' gebildet. Wir lesen nämlich bei K. J. Weber 1827 Deutschland II, 116: ,es geht langsamer und langweiliger her (die Fahrt auf der Donau zu Schiffe), als auf dem Postwagen, und der Reisende ist Nebensache, die Waren sind Hauptsache, und alle Augenblicke hält man Windfeier'. Das war nun ein Ausdruck der Donauschiffer, wenn sie wegen Mangel an Wind still liegen mußten, oder, worüber Weber das nötige bemerkt, aus allen möglichen Ursachen Windfeiern machen wollten. Weber gebraucht das Wort öfter. Das Verbum habe ich mir nicht angemerkt. Warum im DWB. das Wort Windfeier übergangen ist, wo diese Weberstelle der Zentralsammelstelle bekannt war, ist nicht recht zu ersehen.

Ziviler Preis. Gombert, Zs. f. d. W. II, 62 hat den Ausdruck aus Liscow vom Jahre 1736 beigebracht, Weigand-Hirt aus Nehring 1710. Im Jahre 1668 gebraucht ihn J. G. Glauberus in dem Schriftchen Glauberus concentratus: ,Deßgleichen alle diejenige Medicamenta, . . gleicherweise umb einen civilen Preiß an dehnen die solche rare Medicamenten etwan nöthig haben möchten, über zu lassen'. Angeschlossen sei noch P. J. Marperger 1717 Ausführliche Beschreibung des Haar- und Feder-Handels 177: ,vnd so etwan ein Herr Johannes . . gern eine Blonde Peruque tragen wolte, so kann er mit einer solchen . . gar wol und in civilen Preiß . . . bedienet werden'.



Ein schlesisches Quellenbuch der Kundensprache.

Von Dr. Helmut Wocke in Haynau.

Mehrere (schon gedruckte) Wortlisten aus der Sprache der Handwerksburschen gibt Friedrich Kluge in dem 1. Band seines „Rotwelsch“ wieder[1]). Eine weitere wichtige Quelle, auf die man aber m. W. noch nirgends hingewiesen hat, ist der autobiographische Roman des schlesischen Schriftstellers Paul Barsch „Von einem, der auszog“ (Schweidnitz. Volksausg., 5. Aufl. o. J.), in dem wir ein anschauliches Bild von dem Leben auf der Landstraße erhalten. Die in dem Buche verstreuten Ausdrücke der Kundensprache stelle ich, zugleich mit Barschs Erklärungen, in alphabetischer Reihenfolge zusammen[2]).

abklopfen betteln. — arbeiten Geschenke einholen. — Asche Geld. — Bankarbeit machen auf der Bank in der Gaststube schlafen. — Berliner Ränzel. — Bettelstempel ein Stempel, der anzeigt, daß man ein Ortsgeschenk erhalten hat; S. 325; „seine eigenen Fleppen seien noch ganz dufte“, d. h. einwandsfrei, ohne

[1]) Die neuesten Veröffentlichungen über Rotwelsch und verwandte Sprachen sind Ernst Bischoff, Wörterbuch der wichtigsten Geheim- und Berufssprachen. Jüdisch-deutsch, Rotwelsch, Kundensprache: Soldaten-, Seemanns-, Weidmanns-, Bergmanns- und Komödiantensprache, Leipzig 1916 und L. Günther, Das Gefängnis im Gaunermunde, Kölnische Zeitung, 29. Juni 1917 (N. 619) und 8. Juli 1917 (Beilage N. 27).

[2]) In den Anmerkungen sei auf die gleichen Ausdrücke in der Soldatensprache hingewiesen. Horn = Paul Horn, Die deutsche Soldatensprache, 2. Aufl., Gießen 1905. Hochst. = Gustav Hochstetter, Der feldgraue Büchmann, Berlin, o. J. Bächtold = Hanns Bächtold, Aus Leben und Sprache des Schweizer Soldaten, Basel und Straßburg 1916. Maußer = Otto Maußer, Deutsche Soldatensprache, Straßburg 1917. Imme = Theodor Imme, Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor, Dortmund 1917.



viele Bettelstempel. — Biene Kleiderlaus[1]; es wird gebient die Kunden werden (vor dem Schlafengehen) auf Ungeziefer untersucht; vgl. z. B. S. 183 ff. — Billett Schlafmarke. — Bleier Zehnpfennig. — dalfen fechten. — in Dalles sein abgerissen sein. — Deckel Gendarm. — Draht Geld[2]. — Drehscheibe Arbeitshaus. — eine dufte Winde ein Haus, dessen Bewohner freigebig sind. — auf die Fahrt steigen auf Bettelei ausgehen. — Familientag halten sich beraten. — Fechtmünze erbetteltes Kupfergeld; S. 370: „Zehn Pfennige besaß ich noch in Fechtmünze". — Fechtspruch: „ein armer reisender Handwerksbursche bittet um eine Unterstützung." — — Flachs Markstück. — Flebbe Ausweispapier. — Galgenposamentierer Seiler. — Gallach Pfarrer. — Grüne S. 214 f.: „Ich wurde gefragt, woher ich komme und ob die Strecke heiß sei. „Nicht schlimm," sagte ich. „In Sachsen tippelt sich's ganz gut." „Da gibt's aber die Grüne." „Und hier die Gelbe. Wir tippeln nach Sachsen." Auf die Gefahr hin, mich zu blamieren, fragte ich, was das für Dinger seien, die Grüne und die Gelbe. Da brachen alle sechs in ein Gelächter aus, und der Kunde mit dem gelehrten Gesicht und der Brille sagte: „Wenn Du die Grüne kriegst, so zeigen Dir die Deckel den Weg zu Muttern; Du darfst aber nicht danebentreten, sonst stecken sie Dich ins Kittchen. Kriegst Du die Gelbe, so kannst Du fahren, aber in der Knochentonne." . . . Ich glaubte den Sinn des Rätsels erraten zu haben. Die Grüne und die Gelbe waren meines Erachtens amtliche Schriftstücke, auf denen für Kunden, die auf den „Schub" kamen, die Marschrichtung vorgeschrieben stand. Wer die Grüne erhielt, mußte zu Fuß nach der Heimat laufen; wem die Gelbe zuteil wurde, den schaffte man mit der Bahn dorthin . . ." — Gurkenmacher Gärtner. — Hanf Brot[3]. — heiß, die Strecke ist heiß hier ist man nicht sicher vor dem Gendarm. — Kaff Dorf[4]. — Kaffer Bauer[5]. — Katzenkopp Schlosser. —

[1]) Soldatensprache: Horn 106 (= Flöhe). Hochst. 69 (= Laus und Floh). Hochst. 86: Besonders leichtfertige junge „Damen" werden Bienen oder gar Bruchbienen genannt. Imme 93 (= allgemein Ungeziefer).

[2]) Soldatensprache: Horn 96 f. (Auch volkssprachlich aus Halle). Hochst. 36 (= Löhnung). Imme 96.

[3]) Soldatensprache: Horn 90, 125 (am grünen Baum im Hanf ersaufen). Hochst. 56, Bächtold 63, Maußer 63, 66, Imme 96 (= Geld), 106 (= Brot).

[4]) Soldatensprache: Horn 104, Bächtold 62.

[5]) Soldatensprache: Horn 19 (= Civilist). Hochst. 26 (= Civilist), Imme 12 (= Civilist).



Kies Geld. — im Kittchen stecken eingesperrt sein. — Kluft Kleidung im allgemeinen[1]). — Kohldampf schieben Hunger haben[2]). — Krauter Meister. — Kunde reisender Handwerksbursche; dann Losungswort. (Gegenlosung kenn). — Landkarte Gesicht. — Leiche Käse. — Macht's gut Kundengruß. — massenbach massenhaft. — Messingdrähte Mohrrüben. — Metall Geld. — eine mieße Winde ein Haus, dessen Bewohner nicht freigebig sind. Mutter Herbergsmutter. — Penne Herberge; meist: christliche Herberge zur Heimat, in der der Wirt auf Ordnung und Ruhe hält, im Gegensatz zur wilden Penne. — Pennebos Herbergsvater. — Pflanzer Schuhmacher. — Pickus, ein guter Pickus etwas Zünftiges für den Magen. — pochen bei den Meistern seines Handwerks um Arbeit anfragen oder Geschenke einsammeln; S. 320: „Uns fragte er, ob wir auf die Fahrt gestiegen seien, und Heinrich erwiderte, wir seien nur pochen gewesen". — Pocht Bett. — Polende Polizei. — Poscher Pfennig. — Putz Gendarm. — Rasse. S. 193: Da sieht man gleich, was Rasse, d. h. was ein rechter Kunde ist. — Deutsche Reichskäfer Kleiderläuse. — Religion Beruf, Handwerk; S. 206: „Was hast Du für eine Religion?" — Rüsselschaber Barbier[3]). — Sänftchen Bett. — Sänftling Bett. — Schallach Schulmeister. — Schenigelei Arbeit. — schenigeln arbeiten. — Schlafpulver Schnaps. — Schlummerkarte Schlafmarke. — Schlummerkies Geld für eine Schlafmarke, für ein Bett. — schmoren das erbettelte Geld vertrinken; S. 193: „Am Tage dalf ich zünftig und abends schmor' ich zünftig[4])." — auf den Schub kommen nach der Heimat zwangsweise befördert werden, wegen wiederholten Bettelns oder Landstreichens. — schwarz sein keine Papiere besitzen. — Schweechen Schnapstrinken; S. 194: „Mir kommt nich bald eener gleich; im Tippeln nich, im Dalfen nich und im Schweechen nicht." — sitzen lassen ausgeben; S. 195: „Was ich am Tage zusammendalfe, laß ich abends auf der Penne sitzen. Das ist bei mir Ehrensache." — Soroff Schnaps. — Spitz Gendarm. — Staude Hemd[5]). — gut stecken freigebig sein; S. 304:

---

[1]) Soldatensprache: Horn 9, 62 (= Waffenrock), Hochst. 9 (= Waffenrock), Imme 112 (a) Anzug des Soldaten, b) Waffenrock).

[2]) Soldatensprache: Horn 87, Hochst. 52, Bächtold 62, Maußer 65, 100, Imme 17 (Kohldampfschieber = Beiname des Unteroffiziers), 18, 105.

[3]) Soldatensprache: Hochst. 28, Imme 45.

[4]) Soldatensprache: Horn 88, Imme 97.

[5]) Soldatensprache: Horn 63 (Hanfstaud) u. Anm. 6.

„Aber ich sollte denken, Dir könnt es nicht schwer fallen, fünf Flachsen zusammenbringen. Bei Dir stecken doch die Krauter gut". — Stromer, Landstreicher, Vagabund. — tafter Kunde ein ausgebildeter Kunde; noch nicht taften sein. S. 320: „Dabei fand ich Gelegenheit, meine schon recht beträchtlichen Kenntnisse der Kundensprache zu erweitern und mir noch sonst allerlei nützliches Wissen anzueignen, das einem Kunde zur Ehre gereicht und ihm das Anrecht gibt, sich als „taften", das heißt als ausgebildet zu bezeichnen." — tippeln laufen[1]). — Usinger Schlesier[2]). — verschütt gehen arretiert werden. — Wagenschmierer Lackierer. — Walzbruder ein Handwerksbursche, der auf der Wanderschaft begriffen ist. — auf der Walze sein auf der Wanderschaft sein. — Winde Haus. — Zinken Stempel. — Zinkenmacher Stempelfälscher; S. 323 f.: „Der Zinkenmacher, ein alter, kahlköpfiger und bartloser Kunde mit hellen, lauernden Augen, saß mir schrägüber am Tische. Er schrieb soeben eine neue „Flebbe" für einen Kunden. Die alte Flebbe (eine Arbeitsbescheinigung), die herumgezeigt wurde, war über und über mit Bettelstempeln bedruckt, so daß es Mühe kostete, die Schrift zu entziffern. Ich hatte mir erzählen lassen, daß in vielen Gegenden, besonders in Süddeutschland, an reisende Handwerksburschen sogenannte Ortsgeschenke ausgeteilt werden, und daß der Austeiler jedem Geschenknehmer einen Stempel in das Arbeitsbuch oder in das Arbeitszeugnis drucke. Wer viele Bettelstempel in den Papieren habe, gelte bei der Polizei als ein Herumtreiber und Faulenzer und sei keinen Augenblick seiner Freiheit sicher. Nur der Zinkenmacher könne in solcher Not helfen. Mit flinker Hand schrieb nämlich der Zinkenmacher ein neues Zeugnis und drückte einen Stempel darauf. . . . Dem Inhaber war auf dem Papier bescheinigt, daß er anderthalb Jahr hindurch bei dem Fleischermeister Franz Meßner in Altenau gearbeitet und sich während dieser Zeit zur vollen Zufriedenheit geführt habe. In veränderter Handschrift folgte dann das Wort „Beglaubigt", und darunter befand sich der Stempel in Blaudruck. Inmitten des Stempels war eine Kirche zu sehen. Im Randkreise stand deutlich und sauber zu lesen: „Gemeinde Altenau". Der Namenszug unterhalb des Stempels war unleserlich, das Wort „Ortsvorsteher" aber gut zu entziffern. Als ich

[1]) Soldatensprache: Hochst. 8, Imme 78, 120.

[2]) Zur Erklärung des Namens vgl. Schlesische Geschichtsblätter. 1916, N. 1, S. 23f.



erfuhr, daß der Zinkenmacher den Stempel oder Zinken mit eigener Hand hergestellt hatte, galt er mir als verehrungswürdiger Künstler ... Er besaß noch andere Zinken mit anderen Ortsnamen und war bereit, sie zu verkaufen, das Stück für acht Bleier. Die Zinken gingen von Hand zu Hand, und ich sah, daß sie aus Schieferplättchen bestanden. Mit einer Feinheit, die ich garnicht für möglich gehalten hätte, waren sie ausgraviert. Wie er ein solches Kunstwerk für nur achtzig Pfennige verkaufen konnte, blieb mir unklar." — zotteln betteln[1]). — Zwirn Geld[2]). —

Ein paar Ausdrücke, die ich mir aus dem Munde eines Handwerksburschen aufgezeichnet habe, seien zum Schluß noch angeführt:

Äffchen sein noch nicht „taften" sein. — Barbuz Barbier. — Elementenfärber Brauer. — Finne Schnapsflasche. — er wird gefleppt er muß seine Ausweispapiere dem Gendarm vorzeigen. — hoch gehen arretiert werden. — Kalfaktor Gehilfe des Herbergsvaters, Handlanger[3]). — Kenn, Mathilde Losungswort. — Klinke putzen betteln. — er pickt er ißt: ich habe etwas zum Picken ich habe etwas zum essen[4]). — Platte reißen im Freien übernachten[5]). — Polizeifinger Mohrrübe[6]). — Schale Kleidung[7]); er schält sich, er zieht sich an; bist Du heute fein in Schale bist du heute fein angezogen. — Schwärze Nacht. — Schwarzkünstler Buchdrucker. — Schwimmling Fisch, bes. Hering[8]). — Sonnenschmied Klempner. — Speckjäger ein verbummelter, aber gerissener Kunde. — Stenz Stock. — Stichler Schneider. — Trittchen Schuh[9]). — Verpflegung schieben bei jmd. arbeiten und dafür Essen und Trinken erhalten. — Vicebos Gehilfe des Herbergsvaters. — Walmusch Rock. — Winde Arbeitshaus. — Windfang Mantel[10]).

[1]) Soldatensprache: Horn 81, Imme 123.

[2]) Soldatensprache: Horn 95 (= Schnaps) und Anm. 3, Maußer 42.

[3]) Soldatensprache: Horn 38 (= Offiziersbedienter) und 83 (= Angeber). Imme 82 f. und 90. [4]) Soldatensprache: Horn 87, Hochst. 53, Imme 7, 104.

[5]) Soldatensprache: Horn 120 (Platte ruppen = Ausbleiben in der Nacht ohne Urlaub), Hochst. 35 u. Imme 75 (in ders. Bedeutung).

[6]) Soldatensprache: Horn 91, Hochst. 55, Maußer 62 (= gelbe Rübe, hannöv.), Imme 110 (= Mohrrübe).

[7]) Soldatensprache: Imme 112 (= Waffenrock).

[8]) Soldatensprache: Hochst. 53.

[9]) Soldatensprache: Horn 9 u. 64, Hochst. 10, Bächtold 60 (Tritt, Trittlig). Imme 7 u. 113.

[10]) Soldatensprache: Horn 63, Hochst. 10, Imme 113.



Wie der Bauer den Flachs zubereitete.

Von Karl Rother in Breslau.

Noch ums Jahr 1850 stand im Frankensteiner Kreise der Flachsbau in hoher Blüte. So besonders in Stolz, dem Geburtsorte meiner Mutter, deren Erzählung die folgenden Aufzeichnungen wiedergeben. Heute ist der Flachsbau im ganzen Kreise so gut wie ausgestorben, und darum geraten auch die Bezeichnungen für die verschiedenen Tätigkeiten und Geräte in Vergessenheit, die mit der Flachsverarbeitung zusammenhingen.

Jeder Bauer baute nicht nur so viel Flachs, als er für sich und seine Leute brauchte, sondern noch sehr viel darüber für den Handelsmann oder für den Markt. In Frankenstein war der Flachsmarkt auf dem „Schinderplane". Mit Flachs bezahlte der Bauer auch einen Teil des Gesindelohnes. Holtei berichtet im Lammfell 2. 23, daß der Hauslehrer auf einem großen Landgute neben fünfzig Taler Jahreslohn und freier Station auch „jährliche Leinwand auf sechs Hemden" bekam. Eine Großmagd beim Bauer erhielt jährlich 6 Reichstaler, 15 Ellen wirkene (werknə grobe), 15 Ellen flächsene (fleksnə feinere) Leinwand, 6 Kloben Flachs, eine grobe Leinwandschürze und eine leinene Sonntagsschürze, an deren Stelle bisweilen einen weiteren Taler. Häufig wurde auch in gegenseitigem Einverständnisse für den einzelnen Dienstboten eine Metze Lein ausgesät. Den Samen mußte dieser selbst kaufen und die Bearbeitung „außer der Zeit" besorgen. Dafür erhielt er 2 Kloben Flachs weniger, stand sich dabei aber etwas besser, da die Arbeit doch nicht gerechnet wurde. Sparsame Dienstboten verfügten auf diese Weise bei ihrer Verheiratung über einen erheblichen Vorrat an Flachs und Leinwand, der auf Jahrzehnte ihren Familienbedarf deckte. Eine volle Lade war die schönste Mitgift. Auch die armen Leute des Dorfes kauften den Flachs



klobenweise vom Bauer. Durch Spinnen verdienten sie sich den notwendigen Lebensunterhalt. Das fertige Garn holte allwöchentlich der Garnmann (goʳnmǭn). Daher die Redensart: Er hat Geld wie ein Garnmann.

Für den Flachsbau mußte das Land sehr „akrat“ vorbereitet werden. Noch heute sagt man, der Acker ist fein wie ein Leinbeete. Nach alten Bauernregeln fand die Aussaat vornehmlich in einem Leinzeichen (laęntsēcha) statt; das sind Tage, die ein gutes Gedeihen der Saat voraussehen lassen. Alte Kalender dürften solche Leinzeichen noch anführen. Für Stoppelrüben gelten z. B. als Rübenzeichen Laurentius am 10. und Rochus am 16. August[1]).

Waren die Pflänzchen etwa fingerlang, so wurde gejätet (jāta, jatə, gəjat). Dieses Wort wurde allein vom Flachs gebraucht: Getreide, Rüben, Kartoffeln u. dgl. werden „ausgefluckt“ (fluka, Hw. də flukə). Das Jäten mußte sehr sorgfältig geschehen. Nach der Getreideernte kam das Flachsraufen (s fláks rēfa). „Hamfelweise“ ausgebreitet, blieb der Flachs auf dem Felde liegen, bis die „Knutta“, (Mz. knuta), d. i. Samenköpfchen, dürre waren. Einmaliges Umdrehen war gemeiniglich nötig. In großen „Gebündern“ (gəbunt, Mz. gəbinder) wurde er auf „das Tenne“ (s tenə) gefahren und geriffelt. Auf einem in die Seitenwände des Tennes eingelassenen Balken waren je nach der Tennbreite drei oder vier Riffeln (de rifl, Mz. rifaˡn) angebracht, damit mehrere gleichzeitig riffeln konnten. Jede Riffel bestand aus sechs etwa 22 cm langen, an der Spitze leicht gebogenen eisernen Zinken, die so eng standen, daß beim Durchziehen die „Knutta“ abgerissen wurden. Diese wurden auf dem Boden aufbewahrt, bis sie, am liebsten bei großér Kälte, gedroschen werden konnten. „Knuttadrascha war keene leichte Arbeit“. Knuttenspreu (knutašprēə) bildete ein beliebtes Viehfutter. Vgl. hd. Rüffel, rüffeln.

Der geriffelte Flachs wurde auf einem Stoppelfelde ganz dünn zum Rösten (rista) ausgebreitet und blieb wochenlang liegen, damit er durch Regen, Tau und Sonnenschein mürbe und zum Brechen vorbereitet wurde. Danach wurde er gebießelt (gəbıslt), d. i. in Gebießel (gəbīsla vgl. mhd. bôȝe) zusammengerecht und gebunden. Ein Gebießel war etwa zwei „Hamfeln“ stark, und eine bestimmte An-

[1]) Holtei deutet ein solches Leinzeichen an in „Bilder aus dem häuslichen Leben“ 1, 74: Für die Rübensaat möchte das seine Vorteile haben; auch für den Flachs, den „Margarete bringt auf die Beete“.



zahl gaben ein Gebund. Im Winter erfolgte das Dörren (deⁿn) und Brechen (breḉha). Das Dörr- oder Brechhaus war Gemeinde-eigentum und stand der Feuersgefahr halber vom Dorfe abseits. Dem Dörrmanne (dr dérmǫn) lag die Heizung und Bewachung des Hauses ob; er schlief auch des Nachts darin, wohnte aber im Dorfe. Jeder Bauer hatte seinen festgesetzten Brechtag. Zwei Tage vorher fuhr der Knecht den Flachs hinaus ins Dörrhaus, und der Dörrmann setzte ihn recht fest in die Dörrstube (dėrštūbə) ein. In diese war eine Art Backofen eingebaut, dessen Einfeuerung sich aber in einem Nebenraume befand. Unter sehr starker Hitze etwa achtundvierzig Stunden gedörrt, war nun der Flachs zum Brechen geeignet, das aber in einem andern Raume des Dörrhauses erfolgte, der auch einen besonderen Eingang von außen hatte. — Wahrscheinlich an Stelle dieser Art dieser Vorbereitung zum Brechen war in noch früheren Zeiten der Flachs gerumpelt (gərumplt) und gepucht (gepuḉht) worden. Über das Rumpeln und die Rumpel konnte ich nichts erfahren. (Vgl. Rumpelkammer, wahrscheinlich die Kammer, in der die Rumpel stand — heut: in der ṣich Gerümpel befindet.) Gepucht, d. i. mit Knütteln geklopft, wurde der Flachs auf der Puchbank (puchbaŋkə). An diese Verrichtung erinnert heute noch der Ausdruck Puch-olp als Schelte für ein Mädchen mit widerwärtigen Eigenschaften. An die Rumpel knüpfen sich die Scheltworte: n ālə rumpl, a āləs rumplšaet. —

Im Brechhause standen zu ebener Erde und auf dem Boden etwa dreißig bis vierzig Brechen; sie gehörten den Brechweibern, von denen sie am Ende der Brechzeit samt dem Rumpelfuße (rumplfūs, rumplfisla), dem Gestell, auf dem die Breche befestigt wurde, mit nach Hause genommen wurden. Die hölzerne Breche (breḉhə) war ein einarmiger Hebel zum Zerknicken der festeren Stengelteile, wodurch die Flachsfasern freigelegt wurden. Am „angesagten“ Tage schickte der Bauer die Weibsbilder, die Mägde, hinaus, und in ein bis zwei Tagen war die Arbeit fertig. Denn die Weibsbilder brechten nach der Zahle (nǭch dr tsǭlə); die Zahle, die vom Bauer festgesetzte Menge, mußte eine jede Magd den Tag über fertig bringen; eher hatte sie nicht Feierabend. Was sie aber darüber hinaus noch fertig stellte, wurde ihr besonders vergütet. Die Brechweiber erhielten nach Kloben ihre Bezahlung. Die beim Brechen herabfallenden Annen (oną, um Münsterberg grona, um Neustadt šīwa, hd. Scheben) nahmen sich die Brechweiber zur Feuerung mit



nach Hause. Zwei Hamfeln gebrechten Flachses gaben eine Reiste, (raęstə, mhd. rîste,) und sechzig Hamfeln oder dreißig Reisten wurden in einen Kloben (klōba mhd. klobe) gebunden; fünf Kloben gaben ein Gebund (gəbunt). Was an Flachsfasern beim Brechen abfiel, hieß die Zulle (tsulə).

Vorm Spinnen mußte der Flachs noch gehechelt (gəhec͡hlt) werden. Die Hechel (hec͡hl) stand in einem Schuppen: auf einem meterhohen Gestell waren in quadratische hölzerne Platten die Hechelzinken (héc͡hltsiŋka) eingelassen, die auf der einen Platte enger, auf der anderen weiter zusammen standen. „Beklieben" ist das Wort in der Redensart: die Saat geht auf wie die Hechelzinken = sie geht sehr dicht auf. Der fein gehechelte Flachs wurde in Käutel (koętla) gedreht; (obersächsisch Flachskaute.) Ein Käutel genügte zu einem Rocken (roka). Sehr vorsichtig wurde der Rocken angelegt (ǫgəlęt). Der Flachs wurde fein auseinander gezogen, ausgebreitet, um das Überrücke (îbərikə, mhd. überrücke,) gehüllt und mit einem bunten Bande umbunden. Das Überrücke wurde mit dem Rocken auf den Rockstecken oder Rocksterzel (rokšteʳtsl) gesteckt.

Der Abfall vom Hecheln hieß das Werg (werk); dieses wie auch die Zulle wurde gekratzelt (kratsaln, gəkratslt), mit zwei Kratzen gleichsam ausgekämmt. Die Kratze (krotsə) bestand aus einem Brettchen mit Handgriff, auf dessen Außenseite eine Reihe etwas gebogener Zinken (krótsatsiŋka) stand, weiter auseinander als bei der Hechel. — Ein ungemein sparsames Weib nennt man eine alte Kratze (krotsə), weil sie alles zusammenkratzt; schmutzig sein, schlecht gekleidet gehen und ein runzeliges Gesicht sind Nebenbegriffe des Ausdrucks. Ist ihr vielleicht die alte Kratzbürste des Schriftgebrauches verwandt? — Durch das Kratzeln entstanden die Kratzeln (kratsla Ez. Mz.) Kratzel machen war eine mühsame Arbeit, und Kratzel spinnen überließ man gern den ältesten Personen. Durch die Öffnung im Handgriff wurde die Kratze auf den Rocksterzel gesteckt, ein Kratzel eingelegt, d. h. an den Zinken befestigt, und nun übers Rad gesponnen. Aus diesem gröberen Garne wurde die wirkene Leinwand (wérknə láęmt) gemacht; die feine Leinwand hieß im Gegensatz dazu flächsene (fleksnə laęmt). Häufig wurde der Leib eines Hemdes aus werkener, die Ärmel aber aus flächsener Leinwand hergestellt; denn mit schön weißen, feinen Hemdsärmeln machte man Staat, wenn man am Sonntag Nachmittag „hemdsärmelig" (hémtsermlic͡h) ging.



Gesponnen wurde mit der Spille (špilə), hd. Spindel, oder mit dem Spinnrade (špinrǫt, spinrādla). Die Spille war ein geglättetes Holzsteckchen etwa von der Länge des Unterarmes, nach unten zu etwas stärker werdend. Daran steckte unten der steinerne Wirtel, (wertl), durch den der Schwerpunkt auch bei voller Spille unten blieb. Gedreht wurde die Spille mit Daumen und Mittelfinger, und es gehörte eine gewisse Geschicklichkeit dazu, damit einen recht langen Faden zu spinnen, der dann auf die Spille aufgewickelt wurde. Daher das Sprichwort: Lange Fädchen, fleißige Mädchen; kurze Fädchen, faule Mädchen (lanə fādəmə, flaesəjə mādla, koʳtsə fādəmə, faolə mādla). Manche Bauersfrau ließ ausschließlich mit der Spille spinnen, weil so das Garn viel feiner wurde. Beim Spinnen mit dem Spinnrade wurde leicht der Flachs zu wenig ausgezogen oder der Faden zu scharf gedreht. So wurde er knörplich (knerplich) oder meeseldrehtich (mēfəldrētich, mīfldrētich, mēsldrētich). Meeseldrehtig oder miseldrehtig ist heutzutage ein Mensch, wenn er „verdreht", mürrisch und ärgerlich ist. — Wurde nachmittags in der Nachbarschaft ein Besuch gemacht, so wurde zur Ausnutzung der Zeit das Spinnzeug (špintsoek) mitgenommen, und zwar der Bequemlichkeit halber lieber die Spille als das Rad: man ging spillen (špila). „Spilla giehn" heißt heut einfach, einen kurzen (Nachmittags-) Besuch in der Nachbarschaft machen. In ähnlicher Weise fand am Abend das „Rockengehen" statt, man ging „zum Rocken". Die Rockengänger unterhielten sich mit Gesang und Erzählen von Geistergeschichten, wurden wohl auch etwas bewirtet. Ans Rockengehen erinnert noch die Drohung: „Komm du mir nur zum Rocken! (kum du mr ok tsum roka!) Von den von P. Drechsler in „Sitte, Brauch und Volksglaube" Lpz. 1903 erwähnten Gebräuchen an den Rockenabenden war besonders das Aschentopfwerden (S. 171 a. a. O.) üblich. An die beim Werfen des Topfes gerufenen Worte: dō bren īch a ošatōp! faet gəbāta un bot mr s lōch! knüpft sich die noch erhaltene Drohung: dīr wār ich s lōch bǫda! = dich will ich tüchtig verprügeln. Auch der Scheidabend (šēdōbnt) wurde gehalten. (S. ebd. S. 173.)

Aber auch beim Kratzelspinnen blieben noch nutzbare Reste, die Puzen (pūtsa). Sie wurden auf dem größeren Puzenrade (pūtsarādla) gesponnen. Bisweilen wurde auch das gewöhnliche Spinnrad dazu eingerichtet. Der Aufsatz, das Flachsgestelle, wurde abgenommen und das Puzengestelle pūtsagəštelə) aufgesetzt.



Puzengarn = das gröbste Gespinst, Puzenleinwand fand Verwendung zu Arbeitsschürzen, Grastüchern, Pferdedecken, Stubenhadern, Futterstoff u. dgl. Wer große Augen hat, hōt aǫga wī a pūtsarǫt.

Für das Spinnrad hat Karl Urban (Landwirtschaftliche Volksausdrücke, Neustadt O. S. 1897), die Bezeichnung Geist, der in meiner Heimat gänzlich unbekannt ist. Die unteren Teile des Spinnrades sind das Trittbrett, der Trittlich (trītlich); der Bettelmann (batlmǭn), seltener Leiermann (laeərmǭn), bei Urban der Hansel genannt, der die Verbindung mit der Radkurbel herstellt; das eigentliche Rad (rādla), über das die Rädchenschnur (rādlašnūrə) läuft, die fast stets aus starker Darmseite bestand und die Bewegung des Rades auf den Wirtel überträgt. Dieser gehört aber schon zum Rädchengestelle (rādlagəštelə), das ein Flachs-, Werg- oder Puzengestelle sein kann. An einer eisernen Spille steckt das Schleifel (šlēfla), bei Urban Pfeifel (faefla), hd. die Spule, dahinter der hölzerne Wirtel mit zwei, drei Rillen zur Aufnahme der Schnur. Durch längeren Gebrauch vertiefen sich die Furchen, der Wirtel wird ausgeniffelt (aǫsgəniflt) und muß einmal ergänzt werden. Vor das hölzerne Schleifel wird die hufeisenförmige Feder (fādr) gesteckt; ihre beiden Enden reichen über das ganze Schleifel, und durch ihre Löcher wird der Faden auf das Schleifel geleitet. Der Faden muß ein Loch weiter gesteckt werden, sobald ein Närbchen (nerbla) oder Hälschen (halfla) voll ist. Reißt der Faden einmal ab und „fährt hinein" (naefǭrn), so ist sein Ende oft schwer zu finden, und es muß von neuem eingefädelt (áegəfādmt) werden. Daher der wohlmeinende Rat der Eltern an ein aus dem Hause gehendes Kind: Laß dir nur den Ort (das Ende des Fadens) nicht hineinfahren! lǫs dr ok a ūrt ni naefǭrn! = vermeide bald von Anfang das Schuldenmachen, man kommt nicht so leicht von Schulden los.

Ist die Spille oder das Schleifel voll, so wird abgeweift oder geweift (opwēfa, wēfa). Jene heißt dann Spule (špūlə); daher „spulen" auch für gierig, mit vollen Backen essen. Die Weife (wēfe) war eine kurze oder Breslauer Elle (ēlə) lang; auf ihre im rechten Winkel zueinander stehenden „Hörner" (wēfahorn) wurde das Garn so übertragen, daß ein Faden vier Ellen maß. Er „weift" (a wēft), sagt man vom schwankenden Gange eines Betrunkenen. Beim Weifen sagte man, wohl nur mehr zum Scherz, die folgenden Zählreime (vgl. Mitt. XV, 256; XVI, 153).



in Stolz:

aẹns, tswaẹ, doc͜h,
fiml, fiml, foc͜h;
fiml, fiml, fíml foc͜h
fiml, fiml, foc͜h.
wen ić͜h glaẹ ni tsēla kǭn,
tswantsić͜h wāʳnr doc͜h.

um Ziegenhals:

ēs, tswēə, doc͜h,
fiml, fiml, foc͜h;
fiml, fiml ībr fiml,
fiml, fiml, foc͜h.
wenn ić͜h glaẹ ni tsēla kǭn,
tswantsić͜h wāʳnr doc͜h[1]).

Je 20 Fäden wurden in der Mitte durch einen besonderen Faden, den **Fitzefaden** (fitsəfǭdm), zusammengebunden, **gefitzt**. Hat man die Fäden nicht richtig gezählt, so hat man sich **verfitzt**. Verfitzt sind indessen auch Zwirn, Wolle, Stricke, die ganz verwirrt sind. In einen Strick kann man sich auch derart verfitzen, (verfuchsen frfuksa), daß man hinfällt. Die gefitzten zwanzig Fäden waren ein **Gebind** (gəbint). 20 Gebind = eine **Zaspel** (tsǭspl), 3 Zaspeln = ein **Strähn** (štrān, štrānla), 4 Strähne = ein **Stück** (štikə). Zehn oder mehr Stücke wurden zum Weber getragen; nach dem Stücke wurde er bezahlt. Zaspel (tsǭspl) bezeichnet jetzt eine unbestimmte Menge: er hat eine ganze Zaspel Kinder.

Der Weber (in ursprünglicher Bedeutung) gehört natürlich ebenfalls der Vergangenheit an. An ihn sich knüpfende Redensarten werden aber bestehen bleiben: **Webern** (wābarn) = die Beine (heftig) hin und herbewegen. **Der Fleischer guckt durch den Weber** (dr flēšr gukt dorć͜h a wābr) = durch das zerrissene Hemd sieht man die Haut des Armes. Das in katholischen Kirchen gesungene observaveris deutet der Volksmund scherzhaft: ops a wābr īs ǭbr a gornmǭn, (mit dem Zusatze) wen a ok gelt gənunkə hōt = **ob es ein Weber ist, oder ein Garnmann, wenn er nur Geld genug hat.** Zum Zusammenknüpfen zweier Fäden dient der **Weberknoten** (wābrknōta), der nie aufgeht. Gar viele aber können ihn nicht mehr knüpfen. Darauf bezieht sich Logaus Sinngedicht: Ein Weber liegt allhier; sein Faden ist zerrissen, Weiß keinen Weber-Knopff, denselben auszubüßen. (Knopf von knüpfen.)

Die fertige Leinwand (laẹmt) legte man **auf die Bleiche** (blēchə) zum Bleichen, oder man trug sie in die Stadt in die

[1]) Vgl. in Ztschr. Oberschlesien I 481:

Äs, zwe-e, doch,
Fimmalla, fimmalla, foch.
Fimmalla, fimmalla, fimmallafei,
Fimmalla, fimmalla foch.
Wenn ich glei ne zehla koan,
Zwanzich sein ihr doch.

Es sind jedesmal 20 betonte Silben, entsprechend den 20 Faden des Gebinds.



Bleiche. Selbstgebleichte Leinwand (falbr gəblēc̯htə laẹmt) war nie so ganz weiß; halbgebleichte (holpgəblēc̯htə) sollte angeblich haltbarer sein als ganz gebleichte; aus ungebleichter machte man die Säcke. Zuweilen wurde auch schon das Garn auf der Garnbleiche (gornblēc̯hə) selbstgebleicht; anderes ließ man in der Farbe (forbə), d. i. in der Färberei, blau färben, zur Anfertigung von Züchenleinwand (tsichạlạemt).

Über die Lichtenabende (lic̯hta-ōmdə) ist schon verschiedentlich berichtet; aber der Ausdruck zum Lichten gehen = einen Abendbesuch machen, ist nicht mehr so üblich wie spillen gehen. Auch an den Lichtenabenden wurde nach der Zahle (s. o.) gesponnen. Ging die Arbeit besonders gut von statten und man hatte besondere Lust dazu, so zahlte es gut, (tsält, tsät), welcher Ausdruck noch heut von allerhand andern Arbeiten üblich ist (tsäln), und die Frage: Na, wie zahlts? wird sehr häufig von Vorübergehenden an einen Arbeitenden gestellt. Wollte die Arbeit des Spinnens nicht recht schlaumen (šlaọma), so zahlts wieder besser, wenn die Bauersfrau eine Netze (netsə) brachte, die meist in verschiedenem Backobste bestand. Sie beförderte die Speichelabsonderung, und man konnte wieder besser netzen = die Fingerspitzen mit Speichel befeuchten. —

Wenn auch die Not der Zeit wieder zu vermehrtem Flachsbau zwingt — für immer wohl vorüber ist diese Art der bäuerlichen Flachsbereitung.

Mundartenprobe aus Mazedonien.

Von Tassilo Schultheiß.

Der folgende volkstümliche Text stammt aus einem Dorfe nördlich von Monastir.

Kóga dójdoa Sărbite, so Túrčina se bia. Ništo lóšo ne stórija, ni ná momi ni ná bulki. Séga pak dójdoa Búgari, ništo lóšo ne stórija i tie, ni Gérmancite. Ako déjdat sétne Francúzite, sičko lóšo ke nápravat i ná momi i ná bulki. Mnógo ot Francúzite i straf. Déne i nóke se ṣtrášvam ot Fréncite, da ne dódat. Síte site hóra se bijat, áma nájveke Jónčica se bóit i vo sónot skópat ot úplava. Ako da se digne Bugárija i Germánija, níe ke otivame, sámo se žáljame mládosta, šo loš vèk dójde za, mládite. Ako da íma,



mir, néma nikoj da se pógubit. Ako dójdat Fréncite, sičko ke se pógubit imládosta ke se pógubi naša i vekot. Dévet méseci sédame, vo Makedónija, ótkako otstápiome ot pärva pozicija. Sétne sédavme vo édna kášta úbava vo Särpci. Ímaše nátre vo káštata déset duši vamílija, samo so édna búlka se blagodárime mnogo. Nie só neja, ta só nas. Dókaj Búgari sédoa, site se oplakvaa. A tája búlka, šo sédeše prínas, níkak ne se óplaka ot Gérmancite. Bíle mnógo čéstni Gérmancite, mnógo čéstni hóra bile. I mólit Bóga i Góspoda da sédat Búgarite i Gérmancite, da stánet éden mir i da si ójt sékoj vo kášta si. I nášite lúgje da si dójdat, da se slobódime. Óti sékoj kážvat: Pústa Makedónija bez máži. Se čúdat céla Évropa so Makedónija, deka mnogo osiromaši, i toj šo imaše, maž óstana béz maži, i toj šo némaše, édno dójde. Mnógo máčno mu dójde so vójnata, déka mu vélat: Maži ke set za spiene, a za ránjenje máži ne mu set.

Als die Serben kamen, schlugen sie sich mit den Türken. Sie taten nichts Schlechtes, weder Mädchen noch Frauen. Jetzt sind wieder Bulgaren gekommen, auch die haben nichts Böses getan, auch nicht die Deutschen. Wenn später die Franzosen kommen, werden sie alles Schlechte tun, sowohl Mädchen als Frauen. Sie haben viel Angst vor den Franzosen. Tag und Nacht fürchte ich, daß die Franzosen kommen. Alle alten Leute fürchten sich, aber am meisten Jončica, und erschauern im Schlaf vor Entsetzen. Wenn Bulgaren und Deutsche weggehen, werden wir fortgehen, nur bedauern wir unsere Jugend, denn ein schlechtes Zeitalter ist für die jungen Leute angebrochen. Wenn es Frieden gibt, geht niemand zugrunde. Wenn die Franzosen kommen, wird alles zugrunde gehen, auch unsere Jugend wird zugrunde gehen. Neun Monate wohnen wir in Mazedonien, seitdem wir aus der ersten Stellung zurückgegangen sind, dann wohnten wir in einem schönen Hause in Srpci. Im Hause war eine Familie von 10 Köpfen, nur mit einer verheirateten Frau sind wir sehr gut ausgekommen. Wir mit ihr, sie mit uns. Solange Bulgaren da wohnten, haben sich alle beklagt. Aber diese Frau, die bei uns wohnte, hat sich nie über die Deutschen beklagt. Die Deutschen waren sehr anständig, es sind sehr anständige Leute gewesen. Und sie bittet Gott und den Herrn, daß die Bulgaren und Deutschen da bleiben, daß ein Friede werde und jeder in sein Haus zurückkehrt. Und auch unsere Männer mögen zurückkommen, damit wir frei werden. Denn alle sagen: Leer ist Mazedonien ohne Männer. Ganz Europa wundert sich über Mazedonien, weil es so sehr verarmt ist, und was einen Mann hatte, hat ihn verloren, und wo keiner war, ist einer gekommen. Recht schwer ist es (ihm) geworden mit dem Krieg, denn man sagt: Die Männer werden zum Schlafen sein, aber zur Ernährung sind keine Männer da.

Husarenlied.

Von Dr. Friedrich Andreae in Breslau.

Graf Ernst zur Lippe teilt in seinem Husarenbuch Berlin 1863 S. 545 „ein Lied der alten schwarzen Husaren, einen ungedruckten [?] Feldgesang“ mit:

1. „Es ist nichts Schöneres auf der Welt und auch nicht so geschwind,
Als wenn Husaren ziehn ins Feld, wenn wir beisammen sind.
Wenns blitzt, wenns kracht, wenns donnert gleich, wir schießen rosenrot,
Wenns Blut von unsern Säbeln fließt, sind wir couragevoll.

2. O ihr Husaren wohl ins gemein, schlagt eure Pistolen an,
Ergreift den Säbel wohl in der Hand, und gebet kein Pardon.
So lang die Franzosen nicht deutsch verstehen, so haut nur immer drein,
Und sprechet bassateremtem: der Kopf muß unser sein.“

In einem vom Kaiser-Wilhelm-Dank durch Rob. Gersbach herausgegebenen, „der kleine Kamerad“ betitelten Soldatenliederbüchlein Berlin o. J. bei Alfred Wall verlegt, fand ich eine nicht wesentlich abweichende Variante dieses Liedes, die allerdings eine Strophe mehr enthält:

1. Es ist nichts lustgeres auf der Welt und auch nichts so geschwind,
Als wir Husaren in dem Feld, wenn wir in Schlachten sind.
Wenns blitzt und kracht dem Donner gleich, wir schießen rosenrot;
Wenns Blut von unserm Körper fließt, sind wir des Mutes voll.

2. Da heißts Husaren insgesamt, schlagt die Pistolen an,
Ergreift den Säbel in die Hand, und gebet kein Pardon!
Wenn ihr das Franzsche nicht versteht, so haut auf Ungrisch drein,
Und sprecht Bassateremtete! Der Kopf muß unser sein.

3. Wenn gleich manch treuer Kamerad muß bleiben in dem Streit:
Husaren fragen nichts danach sind all dazu bereit.
Den Leib begräbt man in der Gruft, der Ruhm bleibt auf der Welt,
Die Seele schwingt sich durch die Luft ins blaue Himmelszelt.

Strophe 2 dieses Liedes, ist, wie mir der Besitzer dieses Büchleins, ein Unteroffizier, aus seiner mehr als zehn Jahre zurückliegenden Dienstzeit versichert (offenbar weil nicht mehr recht verständlich), nie gesungen worden, und auch weitere Erkundigungen bei alt gedienten Husaren führten zu demselben Ergebnis. Während des Krieges habe ich das Lied folgendermaßen singen hören:



1. Es gibt nichts schöneres auf der Welt und kann nichts schönres sein,
Als wenn Husaren ziehn ins Feld, wenn wir beisammen sein.
Schatz lebe lebe wohl, und vergiß nicht mein,
Denn wir können ja nicht immer beisammen sein.

2. Wenns blitzt, wenns donnert und wenns kracht, wir schießen rosarot,
Wenn das Blut von unsern Lanzen rollt, also haben wir frohen Mut. Schatz usw.

3. Der Feind, der kommt von Frankreich her, zu Pferde und auch her zu Fuß,
Husaren und auch Infanterie[1]) die Welt regieren muß. Schatz usw.

4. Es gibt ja nur ein Österreich, es gibt ja nur ein Wien.
Es gibt ja nur ein deutsches Reich und die Hauptstadt heißt Berlin. Schatz usw.

Diese letzte Strophe ist erst durch den Krieg entstanden, und irre ich mich nicht, ist sie für das Wachsen des Volksliedes recht bezeichnend. Die durch den Krieg erst unmittelbar ins Leben getretene deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft hätte doch auch auf eine ganz andere Art und Weise ausgedrückt werden können, als durch Berufung auf die beiden Hauptstädte als sinnbildlich dafür. Aber man knüpft wohl gern an naheliegendes schon vorhanden Volksliedmäßiges an und kommt wohl über das „Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien“ als Bindeglied zu der neuen Formung.

Agla.

Von Dr. A. Landau (Wien).
Zu Mitteilungen Band XVII, 55.

Agla ist nicht türkisch, sondern aus den Anfangsbuchstaben des im jüdischen Morgengebet vorkommenden Satzes אַתָּה גִּבּוֹר לְעוֹלָם אֲדֹנָי: „Du bist mächtig in Ewigkeit, Herr!“ gebildet. Im mitteldeutschen Arzneibuch des Meisters Bartholomaeus (Hs. der Wiener Hofbibl. 15. Jahrh.) erscheint es unter den „zwain und sibenzig namen Christi“, von denen aber viele gar keine Gottesnamen sind. Haupt in Sitzungsber. d. Wiener Akademie, ph.-hist. Kl. 76. Bd. 521. Die unrichtige Übersetzung vitulus beruht auf einer Verwechslung mit עֵגֶל, ʻègel, Kalb.

Agla findet sich in der Mitte eines „Davidsschildes“ (Hexagramms) Kopp, Palaeogr. critica III p. 67, besonders häufig in Amuletten zur Abwehr von Feuersbrünsten. Beschreibung eines solchen bei Bischoff, Elemente der Kabbala II, 193 f. (nach Schudt, Jüd. Merckwürdigkeiten, Frkf. u. Leipz. 1714 ff. 2. Tl. VI. Buch 2. Kap. § 5). Abbildungen bei Wülfer, Theracia Judaica,

[1]) Hierfür wird auch gesungen: Husaren und auch Kürassier.

Nürnb. 1681. 74. Man schreibt das Wort, das deutsch als Allmächtiger Gott, lösch aus! ausgelegt wird, auf ein Brot oder einen Teller, und wirft diese ins Feuer. Mitteilungen zur jüd. Volkskunde Heft 5, 11. 43. H. 24, 125 f. Ztschr. d. Vereins f. rhein. u. westf. Volkskunde II, 202. Český Lid XVIII, 301. Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar verordnete mit Patent vom 27. XII. 1772, daß hölzerne Teller, „worauf schon gegessen gewesen", nach der beigefügten Zeichnung mit AGLA, Consummatum est ††† „des Freytags bei abnehmendem Monde Mittags zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Dinte und neuen Federn beschrieben" in jeder Stadt vom Bürgermeister und auf dem Lande von den Schultheißen und Gerichtsschöppen vorrätig gehalten und bei Ausbruch eines Brandes mit den Worten „Im Namen Gottes" ins Feuer geworfen werden sollten. Nötigenfalls sollte dies dreimal wiederholt werden, „dadurch denn die Glut ohnfehlbar gedämpft wird". Beaulieu-Marconnay, Ernst August Herzog v. Sachsen-Weimar-Eisenach. Leipz. 1872. 260 f.

Auch in anderen Besegnungsformeln kommt Agla vor, so im Wurmsegen einer Breslauer Hs.: In nomine patris † et agla et filij usw. Mitt. H. 18, 11. In einem Spruch beim Schatzgraben mit der Wünschelrute: Güdemann, Gesch. d. Erziehungswesens u. d. Kultur d. Juden in Italien. Wien 1884, 333. Beim Wahrsagen aus einem wassergefüllten Glasgefäß: Schweiz. Arch. f. Volkskunde XII, 123 und in vielen anderen Formeln. Mitt. z. jüd. Volksk. H. 5, 35. 40. 41. 58. 78. H. 19, 113. 117. H. 42, 43. Auch auf Glocken und Ringen: Otte, Handb. d. kirchl. Kunstarchäologie[5] I, 400, und auf einem in der kaiserl. Schatzkammer zu Wien aufbewahrten Horoskop Wallensteins.

Worauf Kopps Angabe l. c. p. 78 beruht: „Item pontifex Romanus erat, qui Ferdinando II gladium ad debellandos et jugulandos Bohemos offerret, cui haec inscripta erant: Tetragrammaton, Alpha et Omega, Agla, Sabaoth", ist nicht ersichtlich. Von der großen Zahl geweihter Schwerter, die die Päpste zu verleihen pflegten, sind, soweit bisher bekannt, nur 25 erhalten; keines davon trägt eine andere Inschrift als den Namen des Papstes und das Jahr seines Pontificats. Über die Verleihung eines Schwertes an Ferdinand II ist nichts bekannt. H. Modern, Geweihte Schwerter und Hüte. Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses Bd. XXII. Heft 3. Wien 1901.

Zum schlesischen Wörterbuch.

Von Dr. A. Landau in Wien.

Zu Mitteilungen XVI, III ff.

Kukelskorn S. 111. *Kockelkörner*, cocculae orientales, die Früchte von Menispermum cocculus. In Indien zum Fischfang gebraucht. DWb. V, 1566.

Müchinzen 117. Nicht von mhd. *müchen*, sondern Iterativbildung von *müchen*, schimmlicht riechen. Schlesisch in Frommanns Dtsch. Mundarten IV, 178. DWb. VI, 2604.



Policke 124. Poln. *poléwka*, čech. *polévka*, Suppe, Brühe. Gaunersprachlich in verschieden entstellten Formen sehr verbreitet vgl. Kluge, Rotwelsch 202. 218. 227. 230.

Ritschütt 128. Diese Schreibung beruht nicht auf ungenauem Berichte. Vgl. die Formen *ritschat* bei Überfelder, Kärntner. Idiotikon, Klagenf. 1862. 201. *ritschad*, Lexer, Kärnt. Wörterb. 209. sloven. *ričet*, Arch. f. slav. Philol. 14, 540. österr. *ridschat*, Mareta, Progr. des Schottengymn. Wien 1865. 18. Die anderen österr. Idiotika: Höfer, Idiot. austr., Castelli, Loritza, Hügel haben *ritscher*, *ritscha*. Knothe, Schles. Mundart in Nordböhmen 447: *rëtsche*, *rëtscher*.

Schicker, bešikert 136 gehört nicht zu *šlikern*. Es ist das hebräische in md. und nd. Mundarten sehr verbreitete *schikkör*, betrunken. DWb. VIII, 2657. Auch elsässisch: Els. Wörterb. II, 405.

Schmiere stehen 138 hat mit *Schmeere* nichts zu tun. Es geht auf das hebr. *schĕmirâ(h)*, Wache, zurück. DWb. IX, 1080, 4.

Tschetter 147 ist *Schetter*, gesteifte Leinwand. DWb. VIII, 2603.

Zu Band XVII.

Radebane 107 ist wohl *Radehaue* zu lesen. DWb. VIII, 46 vgl. *Rodehaw* Knothe 452.

Nachtrag zu Seite 105 Anm. 2.

Von Dr. Franz Kampers in Breslau.

Die Auflösung, des „lapsit exillis“ in „lapis elixir“ schlug K. Burdach schon in seinem 1900—1902 entstandenen, aber bislang unveröffentlichten Werke „Longinus und der Gral“ vor, das er in der „Deutschen Literaturzeitung“ [1903, 14. Nov., Sp. 2821—24 und 12. Dez., Sp. 3050—58] sowie in seiner mir leider entgangenen nnd für die Salomonsage wichtigen Mitteilung „Zum Ursprungi der Salomo-Sage“ im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“ [108 (1902) 131 f.] anführt. Diese letztere Mitteilung enthält einige anziehen de Belege für die Entstehungsgeschichte jener Sage vom weisen Judenkönige. Burdach ist geneigt, die Gralsage „aus altchristlichen Pilgermärchen und aus der Popularisierung, Paganisierung und Magisierung der Meßliturgie, insbesondere des Vorbereitungsteiles und der großen Introitusprozession der byzantinischen Messe“ herzuleiten — eine Auffassung, die sich bis zu einem gewissen Grade mit der meinigen in Einklang bringen läßt.



Literatur.

Günther, Fritz, Die schlesische Volksliedforschung (= Wort und Brauch, volkskundliche Arbeiten namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, herausgegeben von Th. Siebs und M. Hippe, Heft 13). Breslau, M. H. Marcus, 1916. VIII + 232 S. 8,00 M.

Eine der größten und wichtigsten Aufgaben, die unsere Gesellschaft noch zu lösen hat, ist die Veranstaltung einer neuen umfassenden Ausgabe der schlesischen Volkslieder, die im Laufe ihres Bestehens und namentlich seit ihrem Aufrufe von 1909 in einer fast unübersehbaren Fülle ihren Sammlungen zugeströmt sind. Hat doch Günther, der sich mit anerkennenswertestem Eifer und Fleiß der Ordnung dieser Stoffmassen annahm, nicht weniger als etwa 12 000 Zettel gebraucht, um einen ausreichenden Überblick über sie zu gewinnen und sie praktisch zugänglich zu machen. Eine schöne und wertvolle Frucht dieser Bemühungen ist nun das vorliegende Buch, das zugleich als Einleitung zu der künftigen großen Gesamtausgabe unserer Lieder gedacht ist. Es gliedert sich in zwei Hauptteile. Der erste ist der Geschichte der schlesischen Volksliedforschung gewidmet, der zweite bringt verschiedene quellenmäßige Übersichten schlesischer Volkslieder.

Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit dem „schlesischen Volksliede vor 1842". Da sind insbesondere die ältesten, bisher unbekannten Zeugnisse wichtig, die Günther aus Urkunden des Breslauer Stadtarchivs mitteilt. Diese frühesten Nachrichten über das schlesische Volkslied sind Verbote, die der ehrsame Rat der Stadt erlassen hat. Unter dem 23. Oktober 1512 findet sich die Verordnung, es solle ausgerufen werden, „*das nymandt schandt lider und gesangk tichten noch singen sal*", und unter dem 28. März 1564 heißt es: „*Fürs dritte soll sich hinfüro keiner, weder Jung noch alt mit unvorschampten ergerlichen schand und Bull lidern und singen bei nechtlicher weile noch bei Tage hören noch vernehmen lassen.*" Darauf folgt dann eine Reihe amtlicher Verbote gegen die Rocken- und Spinnstuben aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert, darunter auch eines, das eine sehr ausführliche und bemerkenswerte Beschreibung eines Rockenganges aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts bringt, und hieran schließen sich Mitteilungen über die ältesten in schlesischen Handschriften erhaltenen Volkslieder und über die schlesischen Zeitschriften, die am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts Volkslieder bringen. Die Ausbeute ist im ganzen recht bescheiden, und es muß festgestellt werden, daß die große Bewegung, die mit dem Erscheinen von Herders „Volksliedern" begann, in der Zeit der

Romantik blühte und mit Uhlands „Alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern“ in die Wissenschaft Eingang fand, in Schlesien ziemlich spurlos vorübergegangen ist.

Die erste und einzige allgemeine, groß und wissenschaftlich angelegte schlesische Volksliedersammlung ist die von **Hoffmann-Richter**, die im November des Jahres 1842 erschien und bisher noch keine neue Auflage erlebt hat. Ihrer Entstehungsgeschichte und Würdigung dient der erste Teil des nächsten Abschnittes „das Jahrzehnt der großen Volksliedarbeiten in Schlesien“. Eine weitere, ziemlich starke Schicht gedruckter schlesischer Volkslieder enthalten Ludwig Erks „Deutsche Volkslieder“. Die darin erschienenen gehen zum größten Teil auf die Sammlungen des trefflichen, um die Pflege unseres Volksliedes hochverdienten Kantors, Organisten und Lehrers F. A. L. Jacob zurück, der, 1803 zu Kroitsch bei Liegnitz geboren, von 1824—1884 in Konradsdorf bei Haynau lebte und lehrte. Er sammelte gegen 600 Volkslieder, von denen etwa 400 in vier stattlichen handschriftlichen Bänden erhalten sind, während sich die übrigen vielleicht noch in seinem Nachlasse finden können. Über Jacobs Leben, seine Volksliedersammlungen und seinen höchst einflußreichen Sängerbund handelt Günther ausführlich S. 44—62. — Hieran schließt sich dann ein Überblick über die „Zeitungen, Zeitschriften und Bücher von 1842 bis 1913“, in denen schlesische Volkslieder abgedruckt oder besprochen sind[1]. Noch ein volles halbes Jahrhundert nach Hoffmann-Richters Werk ist es im ganzen ziemlich still, und es findet sich nur selten etwas Bemerkenswertes, bis infolge der Begründung unserer Gesellschaft ein neues reges Leben auf diesem Gebiete erwacht. Was in unseren „Mitteilungen“ an Volksliedern und über sie erschien, was die Gesellschaft durch Aufrufe und Sammeltätigkeit wirkte und erreichte, wird besonders berichtet.

An quellenmäßigem Stoffe bringt Günther folgendes bei: 1) 35 „bisher ungedruckte Lieder und bisher ungedruckte Fassungen bekannter Lieder (S. 111—152), zum Teil mit Weisen; 2) „Stark abweichende Lesarten schon gedruckter Lieder (S. 153—174: Nr. 36—50); 3) vier höchst lehrreiche Beispiele „Eigenartiger Zersingungen von neuen Kunstliedern“ (S. 175—179). Es handelt sich um die Lieder „In einem kühlen Grunde“, „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein“, Am Brunnen vor dem Tore“ und „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“. Den Abschluß bildet dann ein „Alphabetisches Verzeichnis aller schon gedruckten Volkslieder aus Schlesien“ (S. 181—230) mit genauen Quellenangaben.

Das Buch ist eine sehr tüchtige Leistung und für jeden, der sich fortan in irgend einer Weise mit dem schlesischen Volksliede beschäftigen will, unentbehrlich. Eine besondere Anerkennung hat der Verfasser dafür bereits dadurch erfahren, daß sein Werk im Jahre 1912 von der Philosophischen Fakultät unserer Universität mit dem Preise der Neigebaur- (Neugebauer-) Stiftung gekrönt worden ist. H. Jantzen.

---

[1]) Der Vollständigkeit wegen hätten hier auch mit Rücksicht auf die bibliographischen Angaben Partschs „Literatur zur Landes- und Volkskunde Schlesiens (1900) und die drei wichtigen Nachträge dazu von Nentwig (1904—13) erwähnt werden können. (Vgl. Mitteilungen 17, S. 228 ff.).

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. Zwanzigster Jahrgang. Festschrift für Eduard Hoffmann-Krayer. Herausgegeben von Hans Bächtold. Basel und Straßburg 1916. VII, 539 S. 8°. Frcs. 10.

Eine schöne Festgabe ist es, zu der sich Gelehrte verschiedener Länder und Sprachen vereinigt haben, ein internationales Geschenk, wie es inmitten des Weltkrieges nur dem Angehörigen eines neutralen Staates dargeboten werden konnte.

Übrigens steht die deutsche Sprache im Vordergrunde dieses vielzüngigen Werkes, selbst Angehörige einiger fremder Staaten haben sich ihrer bedient: so z. B. Aarne, Professor in Helsingfors, der über die Einrichtung der finnischen Volksliederausgabe handelt, Feilberg, der von allerlei Volkskundlichem berichtet, das sich auf das Meer bezieht, und v. Sydow in Lund, der das Märchen vom Rumpelstilzchen in Perraults „Riquet à la houppe" wiedererkennen will — wenn Sydow einige gewagte Namenzusammenstellungen gibt, ja sogar Riquet im Namen Ecke Neckepenn und Knirrficker wiedererkennen will, so sei demgegenüber auf die mythische Grundlage des Motivs hingewiesen, die ich in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1893 S. 383 erörtert habe.

B. Ginet Pilsudzki in Krakau, der in deutscher Sprache über Almenviehzucht im Tatragebirge, in französischer über litauische Kreuze handelt, wird verschiedenen Idiomen gerecht. Auf französisch berichtet Delachaux über Johann Jakob Hauswirth, einen volksmäßigen Silhouettenkünstler im Waadlande. Gauchat untersucht, ohne freilich zu vollbefriedigender Erklärung zu kommen, das waadländische Wort *patifou* (= komische Person?) und *prerai* (= Bettstroh): Mercier in Genf erzählt von dem dortigen Kinderspiel des Seilspringens: Rossat in Basel teilt das Märchen von Aladdin in der Mundart des Jura bernois mit. Auf italienisch berichtet Corso aus Rom über die „scapigliata" d. h. den Brauch, daß der Freier sich seine Braut durch Abschneiden von Haar, Raub eines Kusses oder des Kopftuches vor der Kirche gegen den Willen der Eltern zu eigen gewinnt — eines der vielen Symbole der Besitzergreifung, die in der Raub- wie in der Kaufehe bezeugt sind. Leite de Vasconcellos in Lissabon teilt ein portugiesisches Volkslied mit, Decurtins eine rätoromanische Ballade: de Cock handelt in niederländischer Sprache über das weeroog (Gerstenkorn).

Allgemeine Fragen der Volkskunde erörtert Waser in Zürich unter dem Titel „Volkskunde und griechisch-römisches Altertum". Er würdigt die Arbeit klassischer Philologen zur Volkskunde und nennt vor Allem Dieterich, Usener, Wünsch, Diels, Roscher u. a. (Skutsch wird nicht erwähnt); dann wird eine schematische Einteilung der volkskundlichen Arbeit gegeben: I. Sachliche Volkskunde (Urgeschichte, Wirtschaft, Haus, Tracht, Volkskunstbetrieb, Nahrung, Volksmusik und -tänze), II. Volksdichtung und Volksmund, Volkslied und -epik, Märchen und Sagen und Schauspiele, Sprüche und Rätsel usw., Volkswitz, Formeln und Flüche usw., Onomatologisches, Volkssprache). Alle diese Gebiete werden in höchst lehrreicher Weise an der Hand der Antike durchgesprochen, und so ergibt sich in diesem wertvollsten Beitrage der Sammlung nicht nur eine kurze Übersicht über das bisher Geleistete, sondern auch manche Anregung.

Allgemeinere Gebiete volkskundlicher Überlieferung pflegen Bächtold, der über den Ritus der verhüllten Hände, namentlich im Hochzeits-



brauche, handelt, und Fehrle, der zu demselben Stoffe deutsche Beispiele bringt; Sartori bespricht die Zauberkraft gestohlener Gegenstände; Becker stellt Beispiele von Gebetsparodien aus dem jetzigen Kriege zusammen; Bertholet zeigt, daß gewisse jüdische Ackerbaubräuche des alten Testamentes vorjahwistisch seien: Helm spricht über Häufung von Zaubermitteln, besonders bei Amuletten und in Segensbriefen, Höhn über den Kropf im Volksglauben. John Meier behandelt das Volkslied „Ein Schifflein seh ich fahren".

Eine größere Zahl von Aufsätzen betrifft die schweizerische Volkskunde; natürlich sind auch sie deswegen nicht minder wertvoll für die Volkskunde überhaupt. Dübi gibt einen Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Volkskunde; Wymann teilt eine Gersauer Karfreitagsprozession von 1696 mit; Forcart-Bachofen bringt Soldatenlieder aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, Bolte eine Versnovelle aus dem 15. Jahrhundert, Jörg Zobels Gedicht vom geäfften Ehemann; Pfarrer Buss erzählt persönliche Erlebnisse auf dem Gebiete des Aberglaubens aus Glarus; Mathilde Eberle spricht vom Volkstheater in Oberwallis, Geiger über den Kiltgang und über die blaue Farbe bei Totenbräuchen; Kessler über „das festliche Jahr in Wil", Pult über „Volksbräuche und Volkswohlfahrt", Rütimeyer über archaistische Gebräuche und Gerätschaften im Kanton Wallis, Stauber über Schatzgräberei im Kanton Zürich, Zindel-Kressig gibt volkskundliche Anekdoten aus dem Saarganserland, Greyerz gibt Dichtungen von Bendicht Gletting, einem Dichter des Berner Oberlandes aus dem 16. Jahrhundert, und andere Stücke; Zahler erzählt vom Lugitrittli, Lügengeschichten einer volkstümlichen Person im Simmental; Singer gibt alte schweizerische Sprichwörter; Brandstetter handelt von der Katze im Schweizerdeutschen und im Indochinesischen — die sonderbaren Parallelen sind interessant und im Hinblick auf manche Art volkskundlicher Arbeit nicht ohne humoristischen Beigeschmack. Siebs.

Freud, Prof. Dr. Sigm. Zur Psychopathologie des Alltagslebens (Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum). 5. vermehrte Aufl. Berlin, Karger 1917. 232 S. M. 6.—

Der bekannte Verfasser spricht zunächst über Vergessen von Namen, Fremdwörtern usw. und zieht die sogenannte „Verdrängung" hervor. Ihm fällt z. B. der Name Signorelli nicht ein, und er sagt statt dessen Botticelli oder auch Boltraffio: die Begriffe (Bo)snien, (Tra)foi, Herr und (Her)zegowina, die ihm nahe lagen, dienten zur Verdrängung. Den nicht Eingeweihten wird derartiges kaum glaublich erscheinen, sondern gesucht und willkürlich. Selbstverständlich bleibt auch der Vermutung im einzelnen Falle weiter Spielraum; aber im Ganzen ist die Methodik der Erklärung höchst bedeutsam. Bei der Behandlung des Versprechens geht der Verfasser auf Meringers und Mayers Arbeiten ein; er bestreitet die alleinige Bedeutung der Wundtschen „Kontaktwirkung der Laute" und will besonders dem Anlaute keinen entscheidenden Einfluß beimessen. — Ich finde nicht hervorgehoben, wie das Versprechen, Stammeln und Stottern auch dem Redegewandtesten geschieht, wenn er ermüdet ist; auch wird die Tatsache, daß man sich selber unter dem Namen des Angeredeten vorstellt, vielleicht ohne zwingenden Grund (S. 69) auf bestimmte Absichten zurückgeführt: der Name dessen, dem man sich vorstellt, liegt einem im Sinne,



so ist es mir auch schon geschehen, daß ich einen Brief mit dem Namen dessen unterzeichnet habe, an den er gerichtet war. — In einem besonderen Abschnitte wird ein für die volkskundliche Forschung recht beachtenswerter Gedanke erörtert: ein großes Stück der mythologischen Weltauffassung und auch des Aberglaubens ist nichts anderes als in die Außenwelt projizierte Psychologie. Wenn Jemand von einem Unternehmen absteht, weil er an der Schwelle seiner Tür gestolpert ist, so war ihm dies Stolpern der Beweis einer Gegenströmung in seinem Innern, deren Kraft ihn vom Handeln abziehen und den Erfolg schädigen konnte. Daher sagt Tell zu Geßler: „Mit diesem zweiten Pfeil durchbohrt ich Euch, Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte, Und Euer — wahrlich — hätt' ich nicht gefehlt." — Der Glaube an prophetische Träume kann sich darauf stützen, daß vieles sich in der Zukunft so gestaltet, wie es der energische Wunsch im Traume vorgespiegelt hat. — Umgekehrt wird die Empfindung, daß wir ein Erlebnis schon einmal erlebt, eine Situation schon einmal mitgemacht hätten, dies aber durchaus nicht nachweisen können, damit erklärt, daß wir bei diesem „Déjà vu" mit der Erinnerung an eine unbewußte Phantasie zu rechnen haben. Sollte nicht hier auch etwa die Aufnahme eines Erlebnisses in das Unterbewußtsein eine Rolle spielen, sowie wir uns eines in der Hypnose erfahrenen Erlebnisses später sehr wohl erinnern, es aber nicht feststellen können? Diese Bemerkung eines Laien in der Psychopathologie möge die Teilnahme an diesen beachtenswerten Forschungen bekunden. Siebs.

Bohn, Dr. Erich, Der Spuk in Öls. Beiträge zur Metaphysik in Einzel-Darstellungen. Im Verein mit Fachleuten des In- und Auslandes herausgegeben von Dr. Erich Bohn. Breslau, S. Schottländer, A. G. 1918. 47 S. M. 2,50.

Der als Sachverständiger in einschlägigen Dingen bekannte und in okkultistischen Fragen wohl erfahrene Breslauer Rechtsanwalt nimmt hier einen von ihm aufgeklärten Spuk, der zu einem Prozeß geführt und viel von sich reden gemacht hatte, als Beispiel dafür, wie solcher Spuk — den es ja in allen Zeiten und Völkern gegeben hat — sich nur als Summe normaler Tatsachen erweisen kann. Meist wird es sich um beabsichtigten Unfug handeln, wie in diesem Falle.

In der Reihe, die der Herausgeber eröffnet, sollen die verschiedensten „metaphysischen" Vorwürfe behandelt und damit dem dilettantischen Einflusse entzogen werden. An manchen von ihnen nimmt die Volkskunde eifrig Anteil. Siebs.

Bruinier, J. W., Das Deutsche Volkslied. Über Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. 5. Aufl. „Aus Natur und Geisteswelt." 7. Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner. 1914. 137. S. M. 1,50.

Bruinier, J. W., Die germanische Heldensage. Ebenda 486. Bändchen. 1915. 139 S. M. 1,50.

Böckel, O., Die deutsche Volkssage. 2. Aufl. Ebenda 262 Bändchen. 1914. 122 S. M. 1,50.

Das hübsche Büchlein Bruinier's über das deutsche Volkslied hat verdienten Erfolg gehabt. Die kurzen und treffenden Bemerkungen von Wüst



über Dynamik, Harmonik, Rhythmus und Tonmalerei des Volksliedes kommen dem Ganzen sehr zu Gute. Das Wesen des Volksliedes ist gut gezeichnet, ohne daß in kleinlicher Worterklärungslust versucht würde, die unbestimmbaren Grenzen gegenüber dem volkstümlichen Liede immer wieder festlegen zu wollen. Klarer Stil und hübsche Beispiele wirken erfreulich. Die geschichtliche Entwicklung von den ältesten Zeiten an wird fesselnd geschildert, indem immer die Verbindung mit der Gegenwart aufrecht erhalten wird: übermäßiges gelehrtes Beiwerk ist geschickt vermieden. Vielleicht ließe sich erwägen, ob nicht das oft wiederkehrende germanische Fremdwort *skop* für den alten Sänger zu vermeiden wäre: einbürgern wird sich diese Wortform schwerlich. Geschichte, Zweck, Stimmungsgehalt, Stoff der verschiedenen Gattungen der Volkslieder werden übersichtlich behandelt: die Arten der Ballade, der Liebeslieder, der Standeslieder, der Anteil des Schreibers und des Sängers kommen gut zum Ausdruck. Mit einem freudigen Blicke in die Zukunft schließt das hübsche Büchlein. Es ist so gut in sich abgerundet und geschlossen, daß der Verfasser wahrlich nicht nötig hätte, es nach Art minderwertiger Schriftsteller in eine Reihe von Punkten oder Gedankenstrichen ausklingen zu lassen.

In der Darstellung des Volksliedes hat Bruinier öfters auf die Heldensage hingewiesen, und nun hat er ihr ein besonderes Büchlein gewidmet. Es beginnt mit einem Stück über Begriff und Entstehung der germanischen Heldensage. Freilich ließe sich gegen die da geäußerten Ansichten vieles einwenden: es ist durchaus nicht zu beweisen, „daß jede germanische Heldensage sich immer erst in einer germanischen Fremde voll entfaltet hat“, und es ist mir höchst unwahrscheinlich, daß das altenglische Wídsíðlied „das älteste Denkmal germanischer Dichtung in heimischer Sprache“ sei, und daß wir von einem „ursprünglich altsächsischen Hildebrandsliede“ zu reden haben. Es ist fraglich, ob derartige Vermutungen nicht lieber in fachmännischen Untersuchungen erörtert und gestützt als in volkstümlichen Handbüchern als Tatsachen erwähnt werden sollten. Auch in den Einleitungen zu den einzelnen Sagen steht manches, was Zweifel erregt. Um so mehr stimmen wir der anregenden Weise zu, in der die Sagen von Wieland dem Schmied, den Hartungen (Tacitus scheint sie Alcis zu nennen, nicht Alci), Wolfdietrich, den Welsungen und Nibelungen, den Amelungen u. a. erzählt sind.

In die deutsche Volkssage führt Otto Böckel ein. Er handelt zunächst über ihren Begriff und Art: nach guter deutscher, aber nie erfolgreicher Gepflogenheit wird eine Erklärung des Begriffes der Sage versucht; wichtiger und nützlicher ist uns die sich anschließende Gruppierung. Mythische Sagen, Sagen mit geschichtlichem Hintergrund, Natursagen, Zauber- und Schatzsagen werden geschieden. Sodann wird eine Reihe von bezeichnenden Zügen der Sage hervorgehoben: die Auffassung des Familienlebens, der Wohltätigkeit, der Treue, des Rechts. Die nach örtlicher Ordnung gegebene allerwichtigste Literatur und eine Aufforderung zur Mitarbeit beschließen das mit warmer Empfindung geschriebene Büchlein. Ein kleines Sachregister erleichtert die Benutzung: leider fehlt ein solches den von Bruinier herausgegebenen Bändchen.

Siebs.



Petsch, Robert, das deutsche Volksrätsel (= Trübners Bibliothek 6. Grundriß der deutschen Volkskunde, herausgegeben von John Meier, Bd. 1). Straßburg, K. J. Trübner, 1917. V + 88 S. 2,25 M.

Schon 1899 hat R. Petsch mit seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit, den *Neuen Beiträgen zur Kenntnis des Volksrätsels* (Berlin, Palästra, Bd. 4; vgl. meine Anzeige im *Arch. f. d. Stud. d. neueren Sprachen u. Lit.* 104, S. 379 ff.) eine ausgezeichnete Leistung zur Förderung unserer Erkenntnis auf diesem schwierigen und viel verschlungenem Gebiete dargeboten. In dieser galt es ihm hauptsächlich, eine stilistische Beschreibung und den Versuch einer zweckmäßigen Einleitung des Volksrätsels vorzulegen. Seitdem hat er in weiteren kleineren Arbeiten eine Reihe von Einzelfragen erörtert, z. B. 1899 noch in der *Neuen philologischen Rundschau*, Heft 8 und 9, das schottische Volksrätsel behandelt und 1916 in seinen *Rätselstudien* in Paul und Braunes *Beiträgen* 41 und in der *Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde* 16 verschiedene alte deutsche Rätsel untersucht.

In der hier vorliegenden Schrift kommt es ihm darauf an, einen geschichtlich begründeten Überblick über die Arten und Formen des heute bei uns lebenden Volksrätsels zu geben, und wenn auch infolge schwieriger, durch den Krieg verursachter Umstände, über die er sich im Vorwort ausspricht, nicht eine vollständige Benutzung und Verarbeitung der gesamten Literatur und seiner eigenen Vorstudien durchgeführt werden konnte, so ist doch sein Buch als eine wertvolle, ja grundlegende Einführung in dieses Sondergebiet dankbar zu begrüßen.

Er beginnt mit einer Untersuchung über „Das Wesen des Rätsels und seiner Vorstufen und handelt darin über die Geschichte, den Begriff und die Bedeutung des Wortes „Rätsel", über Weisheitsproben, unwirkliche Rätsel, Rätselmärchen und die Salomosage, zu der noch, namentlich wegen der wichtigen Literaturangaben, die Ausgabe des *Salomo et Marcolfus* von Walter Benary (Heidelberg 1914) in A. Hilkas *Sammlung mittellateinischer Texte* heranzuziehen gewesen wäre. Weiter folgt die „Geschichte des Rätsels, besonders in Deutschland"; in ihr verfolgt er die Gattung in ihren Haupttypen von der ältesten Zeit und den einfachsten Formen an, nimmt auch auf den Inhalt Bedacht und sucht der Entstehung des Volksrätsels näher zu kommen, indem er das Rätsel vom Vogel Federlos, das er schon in Paul und Braunes *Beiträgen* 41 ausführlich besprochen hatte, als Beispiel für die Entwicklung genauer erörtert. Inhaltlich kommen insbesondere Gedächtnisfragen, Scharfsinnsproben und Kenningar in Betracht; auf den engen Zusammenhang der deutschen und lateinischen Rätseldichtung wird nachdrücklich hingewiesen. Eine wichtige und eigenartige Rolle spielen auch das Traugemundslied, die Rätsel-, Wett- und Kranzlieder. — Das Kapitel über „die älteren gedruckten Sammlungen deutscher Rätsel" legt die Wurzeln für einen künftigen, von Petsch selbst in Aussicht gestellten Stammbaum der deutschen Rätselbücher frei. Die recht reichliche Fülle der älteren Denkmäler dieser Art gliedert sich um zwei Kerngruppen: Die früheste ist das sogenannte „Straßburger Rätselbuch" von 1505, die jüngere eine Bearbeitung davon, ein „neu verwahrtes Ratbüchlein" von 1678. Weitere wichtige alte Rätselbücher sind im Anhange verzeichnet.



— Darnach folgt in engem Anschlusse an die vorausgehende „Geschichte des Rätsels" ein „Überblick über die Formen unserer Volksrätsel", der sich mehrfach mit den Ausführungen in den *Neuen Beiträgen* berührt, aber auch über sie hinausgeht. — Sehr schätzenswert ist dann noch der „Bibliographische Anhang", der eine gut ausgewählte Übersicht über die wichtigste Rätselliteratur bringt.

Mit seinen vielseitigen und kenntnisreichen Ausführungen reiht sich diese Schrift würdig den früheren Arbeiten des Verfassers an und bedeutet zugleich einen erfreulichen Fortschritt in der Rätselforschung. — Schließlich sei noch um einiger bibliographischer Nachträge willen auf die Anzeige Karl Reuschels in der *Deutschen Literaturzeitung* 1917, Sp. 1038 ff. hingewiesen. H. Jantzen.

Mogk, Prof. Dr. Eugen, Deutsche Heldensage. Deutschkundliche Bücherei. Leipzig, Quelle und Meyer 1917, 48 S. M. 0,60.

Böckel, Otto, Das deutsche Volkslied. Ebenda 1917, 103 S. 0,80 M.

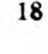
Auch hier werden die germanischen Heldensagen erzählt. Wenn es überhaupt möglich und nützlich ist, den Stoff in solcher Kürze darzustellen, so ist es hier von Mogk geschehen. Der Name des Verfassers bürgt für die Zuverlässigkeit des Gebotenen. Das Gleiche gilt von Böckels Behandlung des deutschen Volksliedes. Bei der kurzen Form, und da der Verfasser uns ja vielfach an anderen Orten mit seinen Ansichten vertraut gemacht hat, dürfen wir neue Gesichtspunkte nicht erwarten: Werden und Wesen des Volksliedes werden behandelt, die Arten der Volkslieder und die Gelegenheiten ihrer Verwendung.

Siebs.

Fehrle, Eugen, Deutsche Feste und Volksbräuche (= Aus Natur und Geisteswelt, 518. Bdch.). Mit 30 Abbildungen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1916. 107 S.

Das Büchlein will eine volkstümliche, nicht für Forscher, sondern für recht weite Kreise bestimmte Übersicht über Art und Sinn unserer Feste und Bräuche geben. Diesen Zweck erfüllt es in durchaus brauchbarer Weise, und darum ist es freundlich willkommen zu heißen. Denn es kann nie genug geschehen, gerade unsere „Gebildeten" über diese Teile unserer heimatlichen Überlieferungen möglichst gründlich und vielseitig aufzuklären; sind doch leider noch immer allzuviele geneigt, ebenso wie sie die Sprache des Volkes, die Mundart, einfach für falsch und entstellt halten, auch jene ohnehin nur noch dürftigen Reste ursprünglichen Volkslebens, die sich in Sitte und Brauch, namentlich bei festlichen Gelegenheiten, erhalten haben, zu belächeln, wo nicht gar zu verachten und — polizeilich verbieten zu lassen.

Verfasser bespricht im ersten Teile des Buches die Jahresfeste vom Martinstage an über Weihnachten, Neujahr, Dreikönige, die Frühlings-, Oster- und Pfingstfeiern bis zu den Sommer- und Herbstfesten, die mit dem Erntefest und der Kirchweih schließen. Der zweite Teil behandelt die wichtigsten Volksbräuche im Anschluß an den Lauf des Menschenlebens: Geburt und Taufe, Krankheiten, Jugend, Liebe, Hochzeit und Tod. Vollständigkeit ist selbstverständlich bei dem knappen Raume auch nicht annähernd angestrebt, wohl aber ist es dem Verfasser gelungen, die bezeichnendsten Züge herauszuheben.





Überall ist, wenigstens in kurzen Andeutungen, auch der Versuch gemacht, neben der Beschreibung des einzelnen durch geschichtliche und vergleichende Betrachtungen auf die Grundgedanken, den Sinn und die ursprüngliche Bedeutung der besprochenen Erscheinungen einzugehn. Hier und da sind auch kleine Proben von Volksdichtung eingestreut. — Die Abbildungen sind nur zum Teil als gelungen zu bezeichnen. Das Literaturverzeichnis beschränkt sich auf knapp 1½ Seiten und hätte wohl ein wenig ausführlicher ausfallen können.

H. Jantzen.

Lauffer, Otto, Niederdeutsche Volkskunde (= Wissenschaft und Bildung, 140. Bd.) Leigzig, Quelle und Mayer, 1917. 136 S. 1,25 M.

Dieses Büchlein bietet, da es sich auf ein eng begrenztes Gebiet beschränkt, inhaltlich mehr und geht gründlicher in die Tiefe als das vorgenannte von Fehrle. Der Titel ist insofern nicht ganz zutreffend, als es keineswegs das gesamte niederdeutsche Sprachgebiet behandelt, sondern ausschließlich das niedersächsische. Der Bereich der Niederfranken nämlich und insbesondere fast ganz Ost-Niederdeutschland bleibt außerhalb der Betrachtung. Die Darstellung ist durchaus allgemeinverständlich, bietet aber auch dem Forscher manches Bemerkenswerte. Denn Lauffer hat nicht nur landläufige Literatur benutzt, sondern vieles aus eigenen Sammlungen und Beobachtungen beigebracht und außerdem eine Reihe von Quellen herangezogen, die bisher in der volkskundlichen Forschung nicht eben sehr beachtet wurden, wie die Pommersche Chronik des Thomas Kantzow aus dem 16. Jahrhundert, die Gedichte des alten Johann Heinrich Voß und die Schriften Ernst Moritz Arndts.

Die Arbeit beginnt mit einer allgemeinen Übersicht über „Niederdeutsche Stammeskunde und Stammesveranlagung“, die geschichtliche und psychologische Tatsachen bringt. Ein weiterer Abschnitt behandelt „Die äußeren Lebensformen des Niederdeutschen Volkstums“ und verbreitet sich eingehend über Siedlungs- und Hausformen und über die Tracht. Es folgen dann recht gute Ausführungen über die Sprache und die volkstümliche Dichtung, über Volksglauben und volkstümliche Sitte. Diese Abschnitte sind trotz der durch den beschränkten Raum bedingten Knappheit sehr reichhaltig und bringen eine verhältnismäßig stattliche Fülle von Proben und Belegen.

Zwanzig meist wohlgelungene Abbildungen veranschaulichen gut die wichtigsten Grundformen des niederdeutschen Dorfes, des Hauses und der Wohnräume und geben eine hinreichende Vorstellung von der Mannigfaltigkeit der Trachten. Sehr lehrreich ist auch eine Karte, welche die Abweichung der altsächsischen Hausgrenze von der niederdeutschen und niedersächsischen Sprachgrenze darstellt.

Dieses Buch verdient ebenso wie das Fehrles weite Verbreitung und namentlich Eingang in die Büchereien unserer Schulen und Lehrerbildungsanstalten.

H. Jantzen.

Meier, John, Das deutsche Soldatenlied im Felde. Trübners Bibliothek 4. Straßburg 1916. 76 S. M. 1,25.

Meier, John, Volksliedstudien. Trübners Bibliothek 8. Straßburg 1917. X, 246 S. M. 5,75.



Bächtold, Hans, Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube. Trübners Bibliothek 7. Straßburg 1917. IV, 48 S. M. 1,50.

Mausser, Otto, Deutsche Soldatensprache. Trübners Bibliothek 9. Straßburg 1917. VIII, 132 S. M. 3,—

Die Arbeit Meiers über das Soldatenlied ist die erweiterte Gestalt eines Vortrages: die bisherigen Ergebnisse der ins Feld gesandten Fragebogen sind hierzu verwertet worden. Es werden die Fragen erörtert: weshalb singt der Soldat, was und wann singt er? Der Gesang fördert den Rhythmus des Marsches, er belebt die Stimmung, auch ist er vielfach Arbeitslied und erhöht die Lustigkeit bei Feiern: in höchstem Maße ist er von der Stimmung abhängig. Gesungen werden allgemein beliebte Volkslieder, sogenannte volkstümliche Lieder, aber auch religiöse Lieder und vor allem Vaterlandslieder. Für alles dies werden Beispiele gegeben. Auch der Anteil der Standeslieder und die Eigenart der Stämme, die sich im Soldatenliede kundgibt, wird besprochen. Zum Schlusse wird über die Veränderung der Melodien beim Marschgesang und über das Zusammenwachsen mehrerer Lieder gesprochen; natürlich spielt hierbei „Der gute Kamerad" eine besondere Rolle: unaufgeklärt bleibt, im Gegensatze zum Hesekiel'schen „Gloria Viktoria", die Herkunft der Worte „Die Vöglein im Walde usw.", deren Melodie um 1850 von dem poetischen Pastor Knak geschaffen sein soll. — Das Heft unterrichtet sehr gut über die einschlägigen Fragen. Zu den fremden Bestandteilen der Soldatenlieder sei jetzt auf Hermann Tardels Aufsatz (Neuere Sprachen 25,285 ff.) verwiesen.

Das gleiche Urteil gilt auch von den Volksliedstudien. In vier Aufsätzen, von denen uns einer (Es ging einst ein verliebtes Paar) bereits bekannt ist, werden in methodischer Weise Lebenserscheinungen und Entwicklungsvorgänge der volksläufigen Lieder an Beispielen aufgezeigt: Stehe ich am eisernen Gitter; die Lieder auf Karl Ludwig Sand, den Mörder Kotzebues; die Lieder auf Hecker, die namentlich im badischen Oberlande und weiterhin in ganz Süddeutschland verbreitet worden und sogar ins Kinderlied übergegangen sind. Näher auf die Ergebnisse Meiers einzugehen, hieße seine Arbeit wiederholen; ein Abriß von ihr läßt sich nicht geben. — Sehr richtig bemerkt Meier in der Vorrede, daß es „nicht den geringsten Zweck hat, . . . die alten Fragen zu erörtern" (nämlich nach Begriff und Wesen des Volksliedes): nur die Entwicklung vieler Lieder kann uns hier belehren. Und gerade auch Meier als trefflichem Kenner danken wir, daß wir über die Methodik der Volksliedarbeit und die Grundsätze der Entwicklung der Liedertexte jetzt genügend unterrichtet sind und wenig mehr hinzuzulernen haben.

Mit Aberglaube und Brauch des Soldaten beschäftigt sich der Schweizer Bächtold. Wahrsagung und Vorzeichen, Schutzmittel und Schießzauber bilden die sich leicht ergebende Einteilung für den auf der Verbandstagung gehaltenen Vortrag. Eine nützliche Literaturzusammenstellung beschließt das Heftchen. Einen größeren Vortrag über die gleiche Sache, der vor dem Erscheinen dieser Arbeit druckfertig war, bringen wir demnächst.

Eine sehr dankenswerte Leistung zur Volkskunde des Soldatenlebens bietet die „Deutsche Soldatensprache" von Mausser, ebenfalls die Erweiterung eines Vortrages und veröffentlicht, um die Teilnahme an der Sammlung des



Soldatischen zu heben. Wie sich das Militär aus Angehörigen der verschiedensten Stände zusammensetzt, so sind auch die ihm eigenen Ausdrücke (und darum handelt es sich ja bei der Soldatensprache) aus den verschiedensten Kreisen und Gegenden entnommen. Dieser Beurteilung der Herkunft wird die Arbeit im ersten Abschnitt gerecht, mehr als die seinerzeit höchst verdienstliche Sammlung Horns. Im zweiten Teile werden Sammlungen mitgeteilt, die nach einzelnen Gebieten soldatischer Lebensäußerungen geschickt geordnet sind (Befehl, Tadel, Strafen usw; Lazarett, Krankheiten usw.; Waffen usw.) Schließlich werden die Aufgaben der soldatensprachlichen Forschung kurz zusammengefaßt, und dabei wird auch erwähnt, daß ein Vergleich fremder Soldatensprachen lehrreich sein würde. Die geschickte Arbeit von Maußer ist ein vorläufiger dankenswerter Beitrag zum deutschen Wörterbuche. — Sehr störend war uns die gerade auf diesem Gebiet unerfreuliche Häufung ganz überflüssiger Fremdwörter: man braucht kein verwegener Sprachreiniger zu sein, um sie in solcher Fülle unangenehm zu empfinden. Siebs.

Löwis of Menar und **Hoerschelmann,** Märchen und Sagen der Baltischen Provinzen. Die Baltischen Provinzen. Band 5. Berlin-Charlottenburg, Felix Lehmann. 1916. XVIII, 172 S. M. 3.—

Eine reiche und wohl geordnete Sagensammlung, die begreiflicherweise jetzt besondere Teilnahme weckt, wo die Frage nach den Beziehungen der baltischen Provinzen zu Deutschland viel erörtert wird. Wir haben in jenen Landen mit drei verschiedenen Stämmen zu rechnen: den Deutschen, die uns dort zuerst um 1200 begegnen; den uns durch kulturgeschichtliche Verwandtschaft verbundenen Litoslawen, von denen hier besonders die Letten in Betracht kommen; den uns ganz fern stehenden finnisch-esthnischen Bewohnern. Daß zu Tacitus Zeit und wohl noch bis ins dritte Jahrhundert gotische Völker dort saßen, kommt für uns hier nicht in Betracht. Zunächst werden Gründungssagen zusammengestellt: Riga, Dorpat, Reval u. a. Städte sind berücksichtigt. Viel Originelles erscheint da nicht. Eine Menge von sonstigen Ortssagen schließt sich an, auch schwedische Quellen sind berücksichtigt. Sagen, die mit dem Seelenglauben in Verbindung stehen (Seelenwanderung, Werwolf), Riesen-, Schatz- und Teufelssagen folgen: Stücke epischer Dichtung der Finnen (von dem Sohne des Kalew, dem Kalewipoeg), Märchen und Schwänke bilden den Abschluß. — Auch in den nichtgermanischen Stücken wird man manchen Zug finden, der in deutschen Sagen wiederkehrt. Siebs.

Teutsch, F., Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. Schriften zur Erforschung des Deutschtums im Ausland. I. Leipzig, K. F. Koehler. 1916. XIII, 350 S.

Stenner, Friedrich, Die Beamten der Stadt Brassó (Kronstadt) von Anfang der städtischen Verwaltung bis auf die Gegenwart. Brassó 1916. 166 S.

Der allgemein verehrte treffliche Bischof Teutsch bietet uns eine dankenswerte Geschichte der ältesten, heute noch blühenden deutschen Siedlung, des Landes der Siebenbürger Sachsen. Kein anderer kennt besser als er dies sein Volk und seine Geschichte. Um 1141 unter Geisa II., der deutsche Bauern herbeirief, hat die Besiedlung begonnen. Diese Frühzeit wird ziemlich kurz



abgetan. Viel Raum aber ist der religiösen Entwicklung gewidmet: Reformation und Gegenreformation werden ausführlich dargestellt; der Hauptteil gilt der Schilderung des 18. und 19. Jahrhunderts. Für die Volkskunde ist das Buch nicht sehr ergiebig: erst die letzten Abschnitte, die die Sachsen als Volksindividualität und ihr Erbe besprechen, gehen gelegentlich auf Herkunft aus Franken und auf Mischung mit Magyaren und Rumänen ein, auf wirtschaftliche Organisationen, auf Leistungen in Wissenschaft und Kunst; hübsche volkstümliche Skizzen von der Wirkung des Kriegsausbruchs 1914 beschließen das Buch.

Stenners Zusammenstellung hat eigentlich nur rein ortsgeschichtliches Interesse für die Stadt Brassó (Kronstadt); für ihre Entwicklung und Organisation ist es beachtenswert.

Nitschke, Richard, Geschichte des Dorfes Proschlitz Kreis Kreuzburg O.S. Mit 5 Bildern und Karte. Breslau 1916. X, 131 S. Nicht im Handel.

Es ist ein Verdienst des Herrn Rudolf von Watzdorf, Rittergutsbesitzers auf Proschlitz, die Herstellung und die prächtige Ausstattung dieser Ortsgeschichte veranlaßt zu haben. Die Geschichte beginnt erst mit dem 14. Jahrhundert; aber auch auf die vorgeschichtliche und die slavische Zeit und die deutsche Einwanderung in Schlesien ist ein Streiflicht geworfen. Die ortsgeschichtlichen, wirtschaftlichen, politischen, religiösen Verhältnisse von den ältesten historischen Nachrichten über Proschlitz bis auf den heutigen Tag werden behandelt, und so wird die Arbeit, namentlich in Verbindung mit anderen Darstellungen ähnlicher Art, für die Kulturgeschichte und die Volkskunde beachtenswert.

Manz, Gustav, 100 Jahre Berliner Humor. Mit zahlreichen Bildern Berlin Verlag Dr. Eysler &. Co., 1916. 272 S. 3,50 M.

Eine hübsche, von kundigster Seite gebotene Auswahl des eigenartigen Humors, wie er den Berliner kennzeichnet. Seine Art ist ganz besonders in dem ersten Abschnitte ‚Da haben sie den Berliner‘ geschildert. Den zweiten Teil nimmt die erste Hälfte des Jahrhunderts, bis zur Revolution, ein: Berliner Originale jener Tage ziehen an uns vorüber, wir hören vom Stralauer Fischzug, von Droschkenkutschern u. a. m. Sodann wird die Zeit bis zum neuen Reich vorgenommen: der Kladderadatsch spielt eine Rolle, wir lernen Helmerding, Döring, Beckmann kennen, und die berühmten Gestalten des Schusterjungen und des Eckenstehers treten auf. Im letzen Abschnitt „Berlin wird Weltstadt“ werden wir bis auf die Gegenwart geführt; Stettenheim und Stinde kommen zu Worte. und Fontane, Trojan, Seidel u. a. sind nicht vergessen. Die Ausstattung mit hübschen Bildern ist sehr gelungen. Ein Literaturverzeichnis beschließt das Buch; für eine Neuauflage der zu empfehlenden Sammlung wäre ein Namensregister wünschenswert. —e—

Eckart, Rudolf, Der Wehrstand im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern, Volksliedern, Kinderreimen und Inschriften an deutschen Waffen Gund eschützen. München, Militärische Verlagsanstalt, 1917. 121 S.

Dieses Büchlein ist zunächst für Soldaten und die breiten Massen des Volkes bestimmt und soll dann auch ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte

sein. Dem zuerst genannten Zwecke genügt es völlig, denn es gibt eine zwar kleine, aber nicht übel gelungene Auswahl aus dem reichen Schatze unseres Soldatenliedes, der zu allen Zeiten im Volke lebte und noch lebt, dann eine Auslese von Kinderreimen, in denen Krieg und Soldaten eine Rolle spielen, desgleichen eine Sammlung von Sprichwörtern, unter denen sich aber auch andere Äußerungen, z. B. von Bismarck und Wellington, sowie Verse von Schiller und Arndt finden. Den Schluß bildet eine Zusammenstellung von deutschen Waffen- und Geschützinschriften, bei denen freilich auch ein paar Italiener mit untergelaufen sind. Sehr reich ist dabei Niederdeutschland, insbesondere Bremen bedacht, drei Beispiele stammen auch aus Breslau.

Für wissenschaftliche Zwecke ist das Bändchen nicht bestimmt und kommt dafür auch nicht in Betracht, aber zur Unterhaltung und ersten Belehrung ist es wohl geeignet, zumal es mit einer ganzen Reihe guter Bilder nach den trefflichen Holzschnitten von Jost Ammann (von 1573) geschmückt ist. Die mitgeteilten Lieder und Inschriften stammen sämtlich aus der Vergangenheit, die Gegenwart ist nicht berücksichtigt. H. Jantzen.

Rössler, Hans, Der Förschter-Hons. Eine Liebesgeschichte in schlesischer Mundart. Breslau, S. Schottlaender A.-G. 1917. 86 S. M. 1,50.

Eine Liebesgeschichte vom Dorfe: der arme Försterbursche liebt sie, sie soll aber einen Anderen, Wohlhabenden heiraten; der Dorfklatsch kommt dazu; der Krieg bricht aus: als der Försterbursche aus dem Felde kommt, hat sie doch den anderen geheiratet. So etwas gefällt dem Geschmacke des Volkes. — Es sind ganz nette Verse, die im allgemeinen glatt fließen; freilich könnten sie ebenso gut, ja besser in der Schriftsprache als in schlesischer Mundart geschaffen sein; viele scheinen geradezu in sie umgesetzt. Manchmal ist die Sprache mundartlich unmöglich: so heißt es S. 14:

doo tritt er ei im Finstern
a Kärle ei a Waig.

„ei im Finstern“ (für eim Finstern) gibt es nirgends, und Waig spricht man nicht dort, wohin sonst die Mundart des Verfassers weist. S. 19 „a gilt woas bei n a Leuta“, brĕta mit dem Infinitiv sind meines Wissens nicht die übliche Ausdrucksweise; vor allem aber sind ü-Formen wie hücher (statt hicher „höher“), küssa, Geprüll usw. ganz undenkbar. — Es wäre wirklich erfreulich, wenn die sogenannte Schlesische Mundartendichtung sich nicht mit der üblichen Bewunderung seitens der Stammtische oder anspruchsloser Käseblättchen begnügen, sondern ihre Sache ein bischen ernster nehmen wollte; sehr empfehlenswert wäre für solche guten Absichten, sich einmal die Urteile in Kurt Wagner's neuem Buche „Schlesiens mundartliche Dichtung von Holtei bis auf die Gegenwart“ anzusehen. —e—

Der gemittliche Schläsinger. Kalender für 1918. Schweidnitz, L. Heege 1918. M. 0,60

Der wohl eingebürgerte, von Hermann Bauch herausgegebene Kalender gibt auch für das kommende Jahr — nächst seinem notwendigen Rüstzeug — eine ganze Reihe von literarischen Beiträgen. Unter ihnen nehmen auch jetzt wieder diejenigen die erste Stelle ein, die Kriegsereignisse behandeln. Ab-



gesehen von einem kurzen Christkindelspiel, wie es ähnlich schon an anderen Stellen öfters erschienen ist, und kurzen Bemerkungen über schlesische Spitzen ist das Volkskundliche diesmal leider bei Seite geblieben. Denn, was da von Rübezahl gesagt wird, das haben wir schon bei Besprechung des letzten Jahrganges als ganz unvolksmäßig bezeichnet, und von so manchem, was in angeblich schlesische Mundart umgesetzt erscheint, gilt das gleiche. So steht — auch wenn wir einige Beiträge von Barsch, Klings, Lichter, Keller, Hönig u. a. gern anerkennen wollen — der gemittliche Schläsinger nicht auf dem gleichen Boden wie dereinst. Wenn etwa die Käufer anderer Ansicht sein sollten, so bedeutet das nichts: ein solcher Volkskalender könnte eine Pflicht darin sehen, das Urteil und den Geschmack weiterer Kreise heranzubilden. —e—

Mitteilungen.

Volkskunde und Jungdeutschland.

Volkskunde und Heimatkunde streben auf verschiedenen Wegen denselben Zielen zu: die Kenntnis der engeren Heimat zu wecken und zu fördern, das erhaltene alte Gut zu sammeln und zu erforschen, das Lebenswerte liebevoll zu pflegen und dem Leben zu erhalten. Mit der vor 20 Jahren einsetzenden starken Bewegung für die Pflege des Heimatssinnes zog die Heimatkunde auch in die Schulen ein, und ihr tatkräftiger Förderer Conwentz wies darauf hin, wie neben den Lehrausflügen vor allem die Schulwanderungen in den Dienst der Sache gestellt werden könnten, um ein heimatkundiges und heimatfrohes Geschlecht zu erziehen. Die Pflege des Wanderns übernehmen neben den Veranstaltungen der Schule alsbald die unter dem Banner Jungdeutschlands zusammengeschlossenen Vereinigungen, und war es zunächst ihr Zweck, die heranwachsende Jugend zu körperlich tüchtigen Menschen zu machen, so brachte das Schweifen durch Wald und Flur bei besonnener und unterrichteter Führung ganz von selbst auch eine innigere Kenntnis der Heimat mit sich. Neben einem stärkeren Naturempfinden erwachte auch Teilnahme und Verständnis für die geschichtlichen, vorgeschichtlichen und Naturdenkmäler, für die mannigfache Gemeinschaft der Lebewesen, für die mit der Natur verwachsenen Siedelungen der Menschen, ihre Sitten und Bräuche, ihre Sagen und Lieder. Damit aber hielt auch die Volkskunde ihren Einzug ins Schulleben, nicht als tote Wissenschaft und neues Lehrfach, sondern als Gegenstand angeregter Beobachtung und freier, lebendiger Betätigung. In wie schöner Weise dies geschieht, davon zeugten zwei von den fünf Vorträgen, welche der Jungdeutschland-Mädchenbund im Mai als „Führerinnenlehrgang“ veranstaltete; sie behandelten die deutschen Volkstänze und das deutsche Volkslied. Fräulein Heisler schilderte die hervorragende Bedeutung des Tanzes im Volksleben und brachte



dann mit ihren Schülerinnen den Inhalt ihrer Rede zu wirkungsvoller Anschauung durch eine Reihe schöner Volkstänze. Die Darstellung begann mit einigen jener schlichten und anmutigen Kinderreigen („mach auf das Tor, mach auf das Tor" — Wagenschieben — „mit den Händchen klapp . . ."), die leider heute fast völlig verschwunden sind, und stieg allmählich zu den Tanzspielen und Volkstänzen auf. Besonders anzuerkennen war, daß die prächtigen Tänze aus der Kiesewälder und Oberdieckschen Spinnstube vorgeführt wurden: der Fuhrmanns-, Trampel- und Würgewalzer, Samtmanchester, Kuckuckstanz, „Herr Schmidt", Besentanz u. a. Die Bedeutung des Volksliedes schilderte Prof. Dr. Olbrich. Er ging davon aus, daß das Volkslied infolge der neuzeitlichen Daseinsbedingungen trotz aller Wiederbelebungsversuche im Volks- und Schulleben nicht die Rolle spiele, die ihm gebühre und die es gewinnen müßte, soll unseres Volkes Innenleben nicht völlig verarmen. Berufen dazu aber seien gewiß die wander- und sangeslustigen Scharen Jungdeutschlands, besonders infolge der stärkeren Gemütstiefe und musikalischen Empfindungsvermögens der Mädchenbund Unter steten Hinweisen auf die entsprechende Literatur zeigte der Redner dann, wie man das echte Volkslied von Nachahmungen unterscheiden und aus dem reichen Schatze unserer Volksliedersammlungen manch köstliches Gut gewinnen könne. Der lebendigen Erweckung des Volksliedes im gemeinschaftlichen Gesange galt der zweite Teil des Vortrages. Im engen Anschluß an das Vorbild des Volkes wurde die rechte Art, ein Volkslied zu singen, nachgewiesen. Der Vortragende bekämpfte hier vor allem die übliche Gebundenheit an Noten und Text, die angebliche Notwendigkeit eines Dirigenten und einer Begleitung, das gedankenlose Singen nur um des Singens willen und zeigte, wie das Volkslied, zur rechten Zeit, am rechten Orte gesungen, Innen- und Außenleben harmonisch einend, sein reinstes und höchstes Leben gewinnt. Mit einem Hinweis auf den ewig frischen Born des Volksgesanges als Quelle innerer deutscher Gesundung, neuer Lebensfreude und Lebenskraft schloß der Vortragende. Die musikalischen Erläuterungen zu dem Vorgetragenen gab Herr Organist Lange mit dem Sängerinnenchor der Viktoriaschule. Die Gegenüberstellung echter Volkslieder und volksläufiger Lieder und Lieder im Volkstone, echter Volksweisen und späterer Vertonungen desselben Textes ließ so recht hervortreten, welche Schätze an Gemüt und Schönheit das Volk in seinen Liedern besitzt. — Der Vortragende und Herr Provinzialschulrat Jantzen wiesen auf die Bestrebungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde hin und regten zur Mitarbeit an; zehn Mitglieder traten der Gesellschaft bei, auch die von dem Verbande herausgegebenen „Alten und neuen Lieder" wurden stark begehrt.

Mit den Führerinnen dringt die Pflege des Heimischen hinaus zu Tausenden derer, die die Zukunft und Hoffnung unseres Volkes bilden. Möge es in ihnen die echte Liebe zur Heimat entzünden und sie vor all dem häßlichen und ungesunden Fremden bewahren, das vor dem Weltkriege unser deutsches Empfinden überwucherte und erstickte. —ch.

Am Freitag den 9. Februar 1917 hielt der Professor der Musikwissenschaft Dr. Max Schneider, einen Vortrag über „das Wesen volkstümlicher Musik."



In der Volksliedforschung, dem gepflegtesten Gebiete des Studiums der Volksmusik, ist bisher dem Worte mehr Arbeit gegönnt worden als der Weise. Es mag mit daher kommen, daß die Musikforschung erst eine junge Wissenschaft ist: aber auch daher, daß wir kaum jemand haben, der zugleich Literaturhistoriker und Musiker ist. Was unter Volksmusik fällt, ist schwer zu bestimmen. Ganz abgesehen von der unnützen Definition dieses Begriffes, bei der so wenig herauskommt wie bei der viel umstrittenen Deutung des Wortes Volkslied — die Frage, wo deutsche Volksmusik oder volkstümliche Musik vorliegt, ist schwer zu beantworten. 1913 erging an die Stadtverwaltungen die von Kretzschmar, Graf Hochberg und Anderen unterzeichnete Bitte, festzustellen, ob sich musikalische Weisen aus alter Zeit erhalten hätten, für Sänger und Spielleute, kurz oder lang, Signale, Fanfaren, ganze Lieder usw. Aus nahezu 250 Orten kamen Beiträge, freilich recht ungleicher Art; am besten war Schlesien vertreten mit Liedern, Tänzen, Turmsignalen, Festfanfaren und ähnlichem. — Wodurch kennzeichnet sich nun die sogenannte Volksmusik? Im allgemeinen ist sie mehr einstimmig melodisch, kunstmäßige Harmonieverbindungen sind ihr fremd. Die Melodik besteht in leicht zu treffenden Tonschritten wie Terz, Quinte, Quart, Oktave, wie sie uns gewohnt sind in den Stimmen der Natur, ferner in den Volksausrufen, Signalrufen, beim Spielen, in den Ausrufen der Händler, der Nachtwächter usw.; die harmonische Konsonanz tritt in den Stützpunkten solcher Volksweisen stets hervor. Wo das Rhythmische das ja mit so mancher Tätigkeit des Volkes verbunden ist, zum Melodischen hinzutritt und zur Gliederung im Takt führt, beherrscht es alsbald das Melodische. Es führt zur Symmetrie.

Für alle volkstümliche Musik ist charakteristisch die Singbarkeit, wie denn auch das Instrument unwesentlich ist und das Volk allen Signalen usw. gern einen Text unterlegt. Die Volksweise ist selbstständig und selbstherrlich und ziemlich unabhängig vom Worte, und so werden viel öfter neue Worte auf alte Weisen gesungen als umgekehrt. Und so liegt das eigentliche Wesen des Volksliedes in der Musik, nicht im Gedicht.

All dieser Volksmusik steht nun die Kunstmusik mit ihrem bewußten Gestalten gegenüber. In älterer Zeit, z. B. im 16. Jahrh., galt nicht das Erfinden der Melodie als die eigentliche Kunst, sondern die Arbeit des Tonsetzers, des Symphonikers. Freilich hat die hohe Kunst stets zu ihrem Heile die Volksmusik als Quelle genutzt, und sie ist, wo sie dadurch allgemeinverständlich wirkt, volkstümlich im besten Sinne, und zwar nicht durch äußerliche künstliche Nachahmung volksmäßiger Lieder, sondern wie sie die einfache innige Eigenart der volksmäßigen Musik erfaßt und verwendet. Besonders im 15. und 16. Jahrhundert hat das üppig quellende Volkslied die Kunstmusik bereichert. So wurden bekanntlich viele Volkslieder in die Musik der Kirche aufgenommen; und so manches, was uns kirchlich in der Tonart erscheint, hat nur die bis ins 17. Jahrhundert in aller Musik herrschende Tonart. Daß auch Verirrungen vorkommen und die Volkstümlichkeit mißbraucht wird, ist begreiflich: so wurden Melodien aus der Zauberflöte wie „Bei Männern, welche Liebe fühlen“ auch auf das Kirchenlied übertragen, so finden wir heute bei der Heilsarmee die uns lächerlich anmutenden weltlichen Melodien vor u. a. m.

Im 18. Jahrhundert trat man mit neuen volkstümlichen Bestrebungen hervor: die Lieder müssen eingänglich sein, sie müssen (so sagt Joh. Abr. Peter Schulz)



den Schein des Bekannten“ haben. Das wurde die Formel, und sie läßt sich auch auf die Instrumentalmusik ausdehnen. Einfachheit der Melodik, in der Resonanz ruhende Harmonik, klare symmetrische Gliederung des rhythmischen Aufbaus — durch alles dies sind unsere Militärmärsche volkstümlich, sind die Symphonien von Haydn und Mozart es mehr als die Beethovens, ist Schubert und in vielen seiner Werke Wagner dem Volke so lieb. Hieraus erwachsen nun volkserzieherische Aufgaben für die Forschung. Sie müßte sich der musikalischen Weise mehr als bisher annehmen. Diese wurde vielfach nur von Ohr zu Ohr übermittelt, und die schriftliche Aufzeichnung bleibt Geheimnis der Zünfte, der Stände und der ihre eigene Hausmusik pflegenden Höfe. Aber auch praktische Aufgaben ergeben sich: man wird den Geschmack des Volkes heben können, indem man seine musikalische Vergangenheit kennen lernt und die Ergebnisse verwertet. Dann wird auch die Musik deutsch bleiben, und das bedeutet im Lande Bachs, Beethovens und Wagners gewiß keinen Rückschritt. Die ausländischen, namentlich englisch-amerikanischen Flachheiten der Operette, die nicht Menschen, sondern Fratzen und Weichlinge auf die Bühne stellt, haben genug Unheil gewirkt. Hoffen wir, daß die Zeit nach dem Kriege Besserung bringt. Mit dem kriegerischen Soldatenliede haben wir ja gute Erfahrungen gemacht. Die Musik muß mit dem Scheine des Bekannten dem Volke entgegenkommen, mit Einfachheit und Charakter und liedhafter Melodik: dann wird sie auch dem Volke Führer sein können.

Am Freitag den 12. Januar 1917 fand im Hörsaal I der Universität die Hauptversammlung statt. Zunächst gab der Vorsitzende, Universitätsprofessor Dr. Siebs einen Überblick über die Tätigkeit der Gesellschaft im verflossenen Jahre. Die Vorträge, auch Gästen zugängig, haben regelmäßig stattgefunden: die „Mitteilungen“ sind im üblichen Umfange erschienen. In der wissenschaftlichen Reihe „Wort und Brauch“ ist ein weiterer Band herausgegeben worden: eine dankenswerte „Geschichte der schlesischen Volksliedsforschung“ von Dr. Günther, in der die bisher unbekannten schlesischen Volkslieder mit ihren Weisen gedruckt sind. Eine schon längst als notwendig empfundene „Geschichte der mundartlichen Dichtung Schlesiens“ von Holtei bis auf die Gegenwart ist im Druck und wird in kürzester Frist im Verlage von M. und H. Marcus erscheinen. Die Sammlungen der Gesellschaft schreiten gut voran. Wünschenswert freilich wäre, daß jetzt auf dem Gebiete des Soldatenliedes, des Kriegsaberglaubens (z. B. Vorzeichen, Zauber- und Abwehrmittel, Prophezeiung usw.) und der Soldatensprache reichlich gesammelt und an den Vorsitzenden der Gesellschaft eingesandt würden. Manche müßige Stunde im Felde oder in den Lazaretten könnte zu solcher wertvollen volkskundlichen Arbeit genützt werden.

Darauf legte der Schriftführer, Professor Dr. Hippe, im Namen des abwesenden Schatzmeisters Dr. von Eichborn Rechnung, und auf Antrag der Rechnungsprüfer Geh. Reg.-Rat Dr. Appel und Prof. Dr. Hilka wurde Entlastung erteilt. Als Vorstand wurden wiedergewählt die Herren Dr. Dr. Siebs, Hillebrandt, Hippe, Seger, von Eichborn, Körber, Feit, Schrader, Kühnau, Olbrich, Klapper und Jantzen.

Sodann hielt der ordentliche Professor der englischen Sprache und



Literatur, Dr. Levin S. Schücking, einen Vortrag über „Shakespeare als Volksdramatiker“. Dabei ging er von der Frage aus, inwieweit Shakespeares Werke die Chronik seiner Lebenserfahrungen darstellen, und faßte zur Beantwortung namentlich die Periode seiner großen Tragödien ins Auge, die sich deutlich als eine Zeit der seelischen Erschütterungen, des Wandels seines Weltbildes, der Stimmungsgedrücktheit und von Anflügen der Verbitterung kennzeichnet. Innere und äußere Gründe für diese Erscheinung wurden durchgegangen. Die Frage, ob die Sonette autobiographischen Aufschluß gewähren könnten, ob das Schicksal des Essex als eines Gönners des Dichters in Betracht komme oder Gründe der inneren Entwicklung maßgebend seien, wurden kürzer, länger dagegen die Frage behandelt, inwiefern Shakespeares Stellung in seiner Zeit von Bedeutung für sein Seelenleben sein mußte. Nach Behandlung der pekuniären und sozialen Seite dieser Stellung kam der Vortragende zu dem eigentlichen Kernpunkt seiner Darlegungen, der künsterischen Stellung Shakespeares. Eine Schilderung des elisabethanischen Theaterlebens zeigte die soziale Stellung des Theaters sowie die Zusammensetzung der Zuschauerschaft auf, soweit die zeitgenössische Literatur ihre auffallendsten Züge widerspiegelt. Daran knüpfte sich die Behandlung der Frage nach den eigentlichen Trägern der Shakespearischen Kunst, die als eine verhältnismäßig dünne Schicht festgestellt wurde. Es wurde dann erwogen, wie Shakespeares Abhängigkeit von seinem Publikum auf seine Kunst eingewirkt haben muß, und an dem Beispiel der Kleopatra-Figur wurde gezeigt, wie Shakespeare den Anschauungen eines großenteils seelisch grobschlächtigen Publikums auch künstlerische Opfer bringt. Bei dieser Abhängigkeit vom Publikum sind die soziologischen Veränderungen die sich in dieser Zeit in ihm vollziehen, von der größten Wichtigkeit für die Kunst. Als solche Veränderungen kommen die beiden Strömungen des Puritanismus für das Bürgertum und der Aristokratisierung für den Adel am meisten in Frage. Hand in Hand mit dem letzteren geht in der Kunst die Hinneigung zum Neoklassizismus. Dessen Forderungen beschrieb der Vortragende eingehend: sie sind der Shakespeareschen Dramatik, die durchaus volkstümlich ist und großenteils volkskundliche Quellen benutzt, ganz entgegengesetzt. Und daß so der Dichter unmodern wurde, stellte der Vortragende zum Schlusse als eine der wahrscheinlichsten Ursachen für Shakespeares seelische Verdüsterung in dem gedachten Zeitraum hin. — So wurde bedeutsam und mit tiefer Erkenntnis die Wirkung Shakespeares auf sein Publikum, das gegenseitige Verhältnis von Dichter und Volk behandelt.

Am Freitag den 8. November 1917 hielt Pastor Lic. Dr. Erich Bunzel aus Schreibendorf (Kreis Strehlen) einen Vortrag über „Kriegsaberglauben“, am Freitag den 14. Dezember sprach Professor Dr. Karl Olbrich über „Waffensegen und Amulette bei den deutschen und russischen Soldaten.“ Diese Vorträge werden in den „Mitteilungen“ erscheinen.

Die hübschen kleinen Volksliederhefte „Alte und neue Lieder“ mit Weisen und Bildern (von Ludw. Richter, Kalkreuth, Slevogt, Ubbelohde) sind bei dem äußerst billigen Preise für unsere Mitglieder (25 Pfg. das Stück) sehr

begehrt. Anmeldungen seitens der Mitglieder sind an Professor Dr. Hippe (Stadtbibliothek) zu richten.

Am 16. Juni 1917 starb in Steglitz Professor Dr. Paul Regell; er war ein trefflicher Kenner des Riesengebirges und hat uns manche Aufsätze zur Rübezahlsage geliefert.

Als Mitglieder sind der Gesellschaft beigetreten:

in Breslau: Univ.-Prof. Dr. L. Schücking, Kandidat d. höh. Lehramts Dr. J. Giernoth, Dr. phil. G. Schoppe, Oberlyceistin Gertrud Lerche, Kandidatin d. höh. Lehramts Ilse Schiff, Kandidatin d. höh. Lehramts Eva Cramer, Kandidatin d. höh. Lehramts Adelheid Cramer, Oberlehrerin Elise Anders, Lehrerin Elisabeth Winter, Lehrerin Elisabeth Hermes, Kandidatin d. höh. Lehramts Dr. phil. Elisabeth Benedict, Lehrerin Lotte Finger, Lehrerin Gertrud Keller, Oberlehrer O. Kretschmer, Frau Marie Kretschmer geb. Schumann, Kandidatin d. höh. Lehramts Dr. phil Gertrud Brüning, Zeichenlehrerin Ilse Weber, Kandidatin d. höh. Lehramts Johanna Räthling, Handelsschul-Leiterin Elsa Drechsler, Professor Dr. Ing. Hilpert, Pastor lic. theol. Konrad Müller,

von auswärts: das Kaiser Franz-Josef-Museum in Troppau, Österr.-Schles.

Alle diejenigen, denen es gegeben ist, in jetziger Zeit für die Aufzeichnung von **Soldaten-** und Kriegsliedern zu wirken, bitten wir, der Bestrebungen unserer Gesellschaft zu gedenken. Wort und Weise in allen ihren Besonderheiten und Abweichungen sind für die Volksliedforschung wichtig. Manche unserer Krieger werden in den Lazaretten und auch sonst Muße, Gelegenheit und Lust zu solchen Aufzeichnungen finden. Auch bemerkenswerte Erlebnisse und Erfahrungen in Freundes- und Feindesland bergen manche volkskundlich wertvollen Dinge; und für Sammlung und Mitteilung solcher Erinnerungen, mögen sie Sitte und Brauch, Volkslied oder Mundart betreffen, wissen wir Dank.

Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, gegründet im Jahre 1894, verfolgt den Zweck, der Wissenschaft der Volkskunde zu dienen und das Interesse für volkstümliche Überlieferungen zu beleben und zu pflegen; auch will sie möglichst alles, was sich von solchen Überlieferungen in Schlesien erhalten hat, sammeln.

Der Eintritt in die Gesellschaft erfolgt durch Anmeldung bei dem Schatzmeister Dr. **Kurt von Eichborn**, Bankier, Breslau, Blücherplatz 13 II. oder bei dem Schriftführer **Direktor der Stadtbibliothek Professor Dr. Max Hippe**, Breslau, Brandenburgerstrasse 48.

Schluß der Schriftleitung: 14. Dezember 1917.

A. Favorke, Breslau II





MITTEILUNGEN

DER

SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Mit einer Bildtafel

Band XX

Jahrgang 1918

BRESLAU

Kommissionsverlag von M. & H. Marcus

1918



Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

Besprechungen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die Golemsage und die Sage von der lebenden Statue.

Von Lic. Konrad Müller in Breslau.

Zu den eigenartigsten Gestalten der jüdischen Sagenwelt gehört der durch kabbalistische Rabbinerweisheit geschaffene und wieder ausgetilgte, mit Leben begabte und wieder in Trümmer geschlagene künstliche Mensch, den man den Golem nennt. In letzter Zeit ist sie durch Gustav Meyrinks vielgelesenen Roman: „Der Golem" in allerdings stark verwandelter Form der Öffentlichkeit bekannt geworden, hat aber auch schon früher, im neunzehnten Jahrhundert, eine Reihe literarischer Verwertungen gefunden. Trotzdem bietet noch heute ihre Entstehung und Ausgestaltung eine Anzahl beachtenswerter und zum guten Teil noch nicht geklärter Fragen und ist meines Wissens außer in einem geschickt einführenden Artikel in der Jewish Enzyklopedia[1]) und in einigen populären Darstellungen bisher nur in einer ebenso gelehrten wie durch die Hinneigung des Verfassers zu kabbalistischen Spekulationen sonderlichen Arbeit von Hans Ludwig Held: „Vom Golem und Schem"[2]) eingehender behandelt, aber in ihren sagengeschichtlichen Problemen auch noch durchaus nicht restlos gelöst worden. Im Folgenden seien daher Tatsachen und Beobachtungen zur Entwicklung und Behandlung der Golemsage vorgelegt, freilich ohne daß dabei eine völlige Aufhellung aller vorhandenen Unklarheiten oder auch nur eine vollständige Beherrschung des weitschichtigen und schwer zu überblickenden Stoffes

[1]) The Jewish Enzyklopedia 1904, Band VI S. 36 f.

[2]) Der Artikel von Held erschien in der Zeitschrift „das Reich" herausg. von A. Freiherrn v. Bernus, I. Jahrgang 1916 S. 334—379, 515—559.



erreicht werden kann[1]). Dabei scheint es, weil in der Sage eine eigentümliche Form der allgemein verbreiteten Vorstellung von lebenden Statuen und künstlichen Menschen geboten wird, angemessen zu sein, diese letztere Sagengruppe zunächst im Überblick zu skizzieren, sodann die Entstehung und Ausgestaltung der jüdischen Legende selbst zu beschreiben und schließlich die Formen und Besonderheiten ihres Vorkommens in der Literatur zu besprechen.

I.

Die Vorstellung von lebenden Statuen, sich bewegenden, redenden oder beseelten Standbildern und Kunstwerken läßt sich in vielen Zeiten und bei verschiedensten Völkern nachweisen.

Aus dem Altertum sei zuerst an das allerdings stark umstrittene Wesen des ägyptischen „Ka“, eines eigentümlichen Schutzgottes oder Seelengebildes des Menschen, erinnert. In ägyptischen Gräbern finden sich nämlich neben anderem Zierat häufig eine oder auch mehrere Statuen des Toten aufgestellt, in denen man sich den Ka des Gestorbenen verkörpert dachte, und zu deren Standort der Hauch der im Grabe geopferten Speisen oder der Duft des dort entzündeten Weihrauchs dringen konnte. Sicherlich herrschte dabei nicht selten die Annahme, „daß die Seele die Leiche in der Sargkammer verlasse und diese Statue wie einen zweiten Körper beziehe[2]).“ Darum wollte im Jahre 1873 der französische Gelehrte Maspéro[3]) den Ka als den Doppelgänger, le double, des Menschen erklären, durch den die Grabstatuen ein selbständiges Leben empfingen. So wie, sagte er, in altarabischen Legenden wunderbare Standbilder und Kunstwerke die Wächter der heiligen Gräber seien[4]), denen Bewegung und Leben innewohne, so wie in den dem Hermes Trismegistos zugeschriebenen Dialogen einmal von belebten und prophetischen Statuen die Rede sei, die deshalb als die Ka's des Gottes Vervielfältigungen seiner

[1]) Für manche gütige Unterstützung bei meiner Arbeit bin ich Herrn Professor Dr. Brann und Herrn Stadtbibliothekar Dr. Dedo in Breslau zu aufrichtigstem Dank verpflichtet.

[2]) Erman: Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum 1883, S. 415, 421, 424; Erman: Die ägypt. Religion. 2. Aufl. 1909, S. 148.

[3]) Maspéro: „Le double et les statues prophétiques“ abgedruckt in seinen Études de mythologie et d'archéologie égyptienne I 1893, p. 77—91.

[4]) Nach den „Merveilles de l'Égypte de Moustadi“, trad. par Vattier p. 46 ff.



selbst darböten[1]), so wie zu Zeiten der 19. Dynastie in Theben an die Wundertätigkeit einzelner Statuen unzweifelhaft geglaubt werde, der König sich im Tempel mit allerlei Fragen an sie wende und die Standbilder durch Kopfneigen Antwort erteilten, so wie in einer Erzählung Diodors eine Statue zu Napata bei der Königswahl wirksamen Einfluß übe und Synesios von Ptolemais diese Geschichte später in vergröberter Form auf ägyptischen Boden übertrage: so sei der Glaube von belebten Statuen im ägyptischen Altertum ganz allgemein verbreitet. Von ihr zeugt die Sage der Bentreschstatue, die aus der Zeit des Pharao Ramses XII. ungefähr 1000 v. Chr. von einer wunderkräftigen Statue des Gottes Chonsu von Theben berichtet, welche in ein fernes Land zur Vollbringung einer Heilung gesandt, dort aber zurückgehalten wurde und erst nach drei Jahren den Fürsten des Gebiets durch einen Traum zur Heimschickung nötigte[2]). Vielleicht seien sogar mechanische und technische Vorkehrungen in den Statuen zu solchen Bewegungen und Betätigungen angebracht gewesen, jedenfalls bedeute das Wort Ka „l'âme de la statue" und lasse sich am besten durch ein Wort „exprimant l'idée complexe d'une statue prophétique et d'une statue vivante" wiedergeben[3]). Aber schon Le Page Renouf äußerte sich über den Begriff des Ka weit zurückhaltender als Maspéro und sah in ihm eher den Genius als den Doppelgänger des Menschen[4]), und später wollte Steindorff den Sinn des Wortes Ka noch enger einschränken, ihn ursprünglich nur als den Genius des lebenden Königs auffassen und den Glauben an die Fortexistenz des Toten in der Grabstatue als eine einfache Vorstellung von allgemeiner Verbreitung erklären[5]). Immerhin bleibt jedoch — auch für das Urteil des in der ägyptischen Mythologie

[1]) Louis Ménard: Hermès Trismégiste, traduction complète 1867 p. 146; 167—169. Die genannte Stelle entstammt dem neunten Kapitel des *τέλειος λόγος*, dabei ist die Vorstellung mystisch gedeutet, die Statuen sind die von Menschen gefertigten dieux terrestres qui annoncent l'avenir par les sorts et les divinations, qui veillent, chacun à sa manière, aux choses qui dependent de leur providence spéciale et viennent à notre aide comme des auxiliaires, des parents et des amis. (cap. XIII p. 159).

[2]) Vgl. z. B. Brugsch: Geschichte Ägyptens unter den Pharaonen 1877. S. 637 ff.; Kiesewetter: der Occultismus des Altertums I, S. 274.

[3]) Maspéro, a. a. O. p. 91.

[4]) Le Page Renouf: Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion der alten Ägypter. 1882, S. 138 ff.

[5]) Steindorff: „Der Ka und die Grabstatuen" in der „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde". 1911, S. 152—159.



Unbewanderten — bestehen, daß die Religion des Nillandes die Annahme belebter Statuen seit alters kannte, wie dies auch beispielsweise in ihrer Art die volkstümliche Erzählung vom König Khufu und seinen Magiern bestätigt, in welcher von einem Hofbeamten ein Krokodil aus Wachs gebildet wird, das sich in ein lebendiges verwandelt und die Bestrafung eines Ehebrechers herbeiführt [1]).

Und ähnliche Vorstellungen finden sich auch bei manchen Aussprüchen in den Werken griechischer und römischer Schriftsteller, wie sich die alten Magier ja überhaupt gern mit der Herstellung künstlicher Automaten befaßt haben mögen, durch die sie in den Ruf geheimnisvoller Wunderkraft kamen, und auch in Mesopotamien Standbilder, sogenannte lamassu, an hervorragenden Plätzen der Gebäude Aufstellung fanden [2]). So erzählt schon Homer in der Ilias von lebenden Statuen aus Gold, die dem hinkenden Hephästus dienten [3]), und Schriftsteller des sechsten und fünften Jahrhunderts melden, daß Daedalus Statuen geschaffen habe, welche die Gabe der Bewegung und der Sprache besaßen, wie bei Euripides, Plato, Aristoteles unter anderem zu lesen ist, wie es aber auch schon der Komiker Philippos durch die witzige Behauptung, Daedalus habe in seine Statuen Quecksilber gegossen, parodierte [4]). So wendet sich in der taurischen Iphigenie des Euripides das Bildnis der Artemis beim Anblick des Muttermörders Orestes ab, so raten in der Elektra die Dioskuren dem Orestes, er solle, von den Furien verfolgt, in Athen das Bild der Pallas umfassen, damit es den Gorgoschild schützend über ihn halte [5]), und so weiß auch Ovid in den Fasten von sich bewegenden Götterbildern zu berichten [6]).

Auch gehört hierhin die bekannte Pygmalionsage der Metamorphosen, nach der ein aus Elfenbein geschnitztes Frauenbild durch

---

[1]) Maspéro: Les contes populaires de l'Égypte ancienne 1889, p. 58 ff.

[2]) A. Lehmann: Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart (deutsche Übers.) 1898, S. 30, 90. Lebende Statuen sind mir sonst in der Keilschriftliteratur unbekannt; die Legende von Ištars Höllenfahrt gehört natürlich nicht hierher. Aus dem Alten Testament ist 1. Sam. 5, 3 zu vergleichen.

[3]) Ilias XVIII 417 ff.

[4]) Paulys Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, herausg. v. Wissowa IV, 2; 1901, Sp. 2002 f.

[5]) Radermacher: „Aus Lucians Lügenfreund" in der „Festschrift für Gomperz" 1902, S. 197—207; vgl. auch Horaz Satiren I 8.

[6]) Ovid: Fasti III 41—48; VI 611—619.



die Liebe des Künstlers am Venusfest Leben bekommt und sich mit seinem Erschaffer vermählt[1]), eine Erzählung, die Philostephanus, wie Arnobius angibt[2]), in etwas anderer Form berichtet und die auch Poseidippus, wie Clemens Alexandrinus schreibt,[3]) in seinen Werken berührt, ja die mit starken Veränderungen später auch im Mittelalter begegnet.

Weiterhin überliefert Tacitus gelegentlich in seinen Annalen die Sitte, ein Apollobild wegen einer kaiserlichen Vermählung zu befragen[4]), und Sueton schreibt beim Ende des Caligula:

> „Futurae caedis multa prodigia extiterunt. Olympiae simulacrum Jovis, quod dissolvi transferrique Romam placuerat, tantum cachinnum repente edidit, ut machinis labefactis opifices diffugerint. . . .“[5]),

erwähnt außerdem einen Traum Galbas, in welchem ein Bild der Fortuna ihm erschien und sagte, es stehe vor seiner Tür und werde, falls er es nicht aufnehme, jedes beliebigen Menschen Beute werden, und nach Erwachen habe Galba wirklich eine Fortunastatue vor der Schwelle seines Hauses gefunden[6]), und berichtet im Vespasian, daß sich das Standbild Cäsars zur Begrüßung des neuen Herrschers selbsttätig nach dem Orient gewendet habe[7]). Nach Pausanias hatte ferner ein Apollobild zu Manesia am Maiander Kraft zu jeglichem Werk, nach Plutarch war ein Athenebild zu Pellene besonders unheilswirksam[8]), nach Libanius begab sich zur Zeit des Ptolemaeus II. Philadelphus im dritten vorchristlichen Jahrhundert mit einem syrischen Standbild der Artemis eine der ägyptischen Bentreschstatuensage ähnliche Geschichte[9]), nach Dio Chrysostomus sprang die von einem Feinde gepeitschte Statue des Theagenes von Thasos von ihrem Sockel herab und erschlug den Beleidiger, nach Aristoteles stürzte die Bildsäule

---

[1]) Ovid: Metamorphosen X 242—297.

[2]) Arnobius: Adversus nationes VI cap. 22 fol. 132 [ed. Reifferscheid im corpus scriptorum ecclesiasticorum latin. IV S. 233].

[3]) Clemens Alexandrinus: Protrepticos cap. IV 57, 3 (ed. Stählin I S. 44 f.)

[4]) Tacitus: Annalen XII 22.

[5]) Sueton: Caligula cap. 57.

[6]) Sueton: Galba cap. 4.

[7]) Sueton: Vespasian cap. 5.

[8]) Schömann-Lipsius: Griechische Altertümer. 4. Aufl. 1902 II S. 193.

[9]) Wiedemann: „Ungerecht Gut“ in der Zeitschrift „Am Urquell“ VI. Band 1896 S. 81 f.



des Mithys von Argos während eines Festes um und tötete dadurch den Mörder des Mithys[1]. Auch sollen vor der Eroberung Trojas die Götter selbst ihre Statuen aus der Stadt getragen haben, eine Anschauung, die sich auch sonst nachweisen läßt, und nach der z. B. einmal die Tyrier ihre Götterbilder, um deren Auswanderung zu verhindern, mit Stricken festgebunden haben sollen[2]. Selbst Lucian beschreibt in seinem „Lügenfreund" die Gespenstergeschichte der Statue eines Pelichos, die von ihrem Hausverwalter um die ihr geopferten Münzen bestohlen wurde und nun den Dieb zur Strafe nachts ruhelos im Kreise herumtrieb, heftig durchprügelte und in kurzer Zeit zu schmählichem Tode brachte[3], wie ja überhaupt die Vorstellung, daß die Macht eines Geistes in seinem Abbild wohne und dieses sich an seinem Beleidiger rächen könne, im Altertum allgemein verbreitet war[4].

Aber auch die christliche Apokryphenliteratur kennt in den Akten des Andreas und Matthias eine eigentümliche Legende, nach der Jesus einmal in einem Tempel zwei Sphinxe belebt habe und diese darauf zu wandeln, zu sprechen und predigen, ja sogar im Hain Mamre die Patriarchen für christliches Zeugnis aus ihren Gräbern zu holen begonnen hätten, berichtet auch, daß der heilige Andreas auf Christi Befehl einer in seinem Kerker stehenden alabasternen Bildsäule geboten habe, Meerwasser über die Stadt der Menschenfresser zu ergießen[5], und enthält in dem Kindheitsevangelium des Thomas die bekannte Legende, nach der der Jesusknabe zwölf Sperlinge aus

---

[1]) Dio Chrysostomus Orationes 31 p. 618 R.; Aristoteles Poetik cap. 9; vgl. Kochs Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte neue Folge Band XIII 1899. S. 397 f.

[2]) Lobeck: Aglaophamus 1829 I S. 274—276.

[3]) Lucian: φιλοψευστής cap.45—49; Übersetzt in Hausrath und Marx: Griech. Märchen 1913 S 194 ff. Wendland „Antike Geister- und Gespenstergeschichten" in den „Mitteilungen d. Schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde" XIII—XIV 1911 S. 52 f.

[4]) Rohde: Psyche 3. Aufl. I S. 194. Von belebten Götterbildern sprechen auch Hermias in den Scholien zu Platons Phädrus p. 87, 6 ed. Couvreur, Proklos zum Timaeus I 51, 25 ed. Diehl und Damaskios „Leben des Isidor" ed. Asmus p. 64.

[5]) Thilo: Acta S. S. Apostolorum Andreae et Matthiae graece ex codd. Parisiensibus nunc primum edita. Leipziger Universitätschrift 1846 cap 13 ff.: Lipsius: die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden 1883 I S. 546 ff., Cap. S. 552; Reizenstein: Hellenistische Wundererzählungen 1906 S. 131 ff.

Lehm geformt und ihnen Leben und Bewegung verliehen habe[1]). Und wenn man schließich noch hinzunimmt, daß dem Perserkönig Sapor einmal ein Inder eine goldene Statue schenkte, die in ein goldenes Horn stieß, sobald ein Spion die Hauptstadt betrat[2]), daß auch Apollonius von ähnlichen Figuren wie denen des Hephästus erzählt, die er bei indischen Brahminen gesehen haben will, wenn man beachtet, daß in Hierapolis und Antium sich selbst bewegende Tempelstatuen gewesen sein sollen, daß im Tempel zu Delphi laufende Bildsäulen der Heliaden und goldne singende Jungfrauenstatuen aufgestellt waren und Leo der Philosoph singende goldene Vögel auf goldenen Platanen und brüllende goldene Löwen besaß[3]), wenn man bedenkt, daß manche christliche Schriftsteller die Dämonen in Götterbildern gebannt glaubten und auch Apulejus die Beweglichkeit solcher Statuen auf magische Kräfte zurückführte[4]): so ergibt sich deutlich, daß die Sage von der lebenden Statue im Altertum allgemein verbreitet war.

Aus dem Mittelalter findet sich gleichfalls eine Fülle ähnlicher, oft aus alten Zügen abgeleiteter Geschichten. Z. B. kleidet die Virgilssage manche früheren Legenden in ein neues Gewand. So baute der große Zauberkünstler in Rom einen Palast und schmückte ihn mit Bildsäulen, den Darstellungen der unterworfenen Völker, die je eine Glocke in der Hand hielten. Sobald nun eine Provinz auf Abfall sann, begann die betreffende Bildsäule mit ihrer Glocke zu läuten. Auch schwang sodann ein auf der Spitze des Palastes stehender bronzener Krieger seine Lanze in der Richtung der aufrührerischen Provinz, damit die Römer sich zum Kampf rüsten könnten[5]). Diese Sage kennen schon Beda Venerabilis sowie der im achten Jahrhundert lebende Grieche Kosmas; im dreizehnten Jahrhundert wird sie besonders genau überliefert. Weiterhin berichtet Wilhelm von Malmesbury in seinen Anfangs des zwölften Jahrhunderts geschriebenen gesta regum Anglorum unter dem Jahre 1019 die Geschichte einer gespenstischen Venusstatue, an deren Finger ein Bräutigam am Hochzeitstage seinen

---

[1]) Hennecke: Neutestamentliche Apokryphen 1904 S. 67.

[2]) Entnommen aus R. Kleinpaul: Modernes Hexenwesen 1900 S. 19.

[3]) Schindler: Der Aberglaube des Mittelalters 1858 S. 152.

[4]) Apuleji: Metamorphoseon libri XI recens. F. Eyssenhardt 1868 lib II cap. 1 S. 17 f.

[5]) Domenico Comparetti: Virgil im Mittelalter, deutsch von Dütschke 1875 S. 250 f; Roth: „Über den Zauberer Virgilius“ in Pfeiffers „Germania“ IV. Jahrgang 1859 S. 257 ff.

Verlobungsring während eines Ballspiels steckte. Nacher konnte der Ring von dem inzwischen gekrümmten Finger des Standbildes nicht mehr entfernt werden, und in der Hochzeitsnacht legte sich die Figur, als die eigentliche Verlobte des Mannes, zwischen die Neuvermählten[1]), eine Erzählung, die sich unter dem Jahre 1045 auch in einer in der Breslauer Universitätsbibliothek aufbewahrten Volkschronik verzeichnet findet und späterhin zu einer Mariensage umgestaltet wurde[2]). Von Papst Gerbert[3]) (Silvester II.) behaupten einige ebenfalls bei Wilhelm von Malmesbury erhaltene Legenden, daß er einen redenden Kopf gebildet habe, der ihm durch Ja und Nein wichtige Enthüllungen vermittelt hätte; vom Schatze des Oktavian wird am gleichen Orte gesagt, daß er, den auch Gerbert aufsuchte, von lebenden Statuen behütet und verteidigt worden sei[4]). Im Prozeß gegen die Templer spielt gleichfalls ein redender Kopf eine Rolle; von Albertus Magnus wird sogar berichtet, daß bei einem seiner Gastmahle metallene Figuren, die menschliche Bewegungen nachahmten, bedient hätten[5]), und daß er einen künstlich automatischen Menschen gefertigt habe, den später sein Schüler Thomas in des Meisters Laboratorium entdeckte und in blindem Übereifer zerschlug[6]); ja auch Arnold von Villeneuve soll nach Mariana einen künstlichen Menschen gebildet und Roger Bacon sowie der Bischof von Lincoln Robert Grostete redende Köpfe erfunden haben[7]).

Besonders reiche Beispiele ähnlicher Vorstellungen bietet ferner die mittelalterliche Marien- und Heiligenlegende. Caesarius von

---

[1]) Wilhelmi Malmesbiriensis monachi: de gestis regum Anglorum libri quinque ed. by William Stubbs 1887 I lib. II § 205 S. 256 ff.

[2]) Klapper: „Eine Weltchronik des ausgehenden Mittelalters" in den „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde" XI Jg. 1909 S. 132 ff.

[3]) W. v. Malmesbury: a. a. O. lib. II § 172 [S. 202 f.] Schulthess: Die Sagen über Sylvester II. (Virchow u. Holzendorff Gemeinverständl. Vorträge) 1893 S. 20 f.

[4]) W. v. Malmesbury a. a. O. lib. II § 169, 170 (S. 196 ff., 198 ff.); Carl Meyer: Der Aberglaube des Mittelalters und der nächstfolgenden Jahrhunderte 1834 S. 127 ff.

[5]) Schindler: a. a. O. S. 152.

[6]) Sighart: Albertus Magnus, sein Leben und seine Wissenschaft 1857, S. 71 f.; Albertus Magnus in Geschichte und Sage 1880 S. 164 f.

[7]) Siebert: Roger Bacon, sein Leben und seine Philosophie 1861, S. 9 f.; Soldan: Geschichte der Hexenprozesse, 1880 I S 195.



Heisterbach erzählt in seinem Dialogus miraculorum aus dem dreizehnten Jahrhundert von einem Bilde des heiligen Nikolaus, das, im Zimmer einer Wöchnerin stehend, sich bei der Geburtsstunde der Frau umdrehte, um nicht Zeuge der Geburt zu sein, oder von einer Statue der heiligen Lichthildis, die beim Gebet unfrommer Frauen sich unwillig zur Wand kehrte. Er berichtet von einem Kruzifix in St. Georg zu Köln, dem der Küster regelmäßig die geweihten Kerzen stahl, und das den Mann daraufhin eines Nachts heftig verprügelte, von einem Marienbild, das zu dem Stiftsherrn Heinrich an St. Kunibert in Köln in der Kapelle seines Hauses sprach; von einem Bild des Gekreuzigten, das Tränen vergoß, als ein Diakon an seinem Altar unberechtigt die Messe las; von Worten, die eine Marienstatue zu Polch tröstend an einen Priester richtete, und von Kreuzen, die bei Lanzen- oder Pfeilstichen Blut von sich gaben[1]. Auch die österreichischen Mariensagen kennen aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ähnliche Geschichten. So kehrt das Bild der Maria in Dornen zu Turas nächtlich an seinen Fundort zurück, so nickt das von Maria-Kulm 1383 freundlich einem Beter zu, so hält das der Prager Franziskaner 1400 einen Kirchendieb bis zu seiner Gefangennahme bei der Hand fest, so kommt ein von den böhmischen Ketzern zerrissenes Bild selbsttätig wieder auf den Altar, so streckt eine Wiener Marienstatue 1588 ihre rechte Hand aus und spricht tröstend zur Königin Elisabeth von Frankreich, so verändert das Marienbild zu Stein in Böhmen sein Gesicht, sobald ihm ein Sünder naht, so verheißt 1632 ein Marienbild der Karmeliter in Wien Schutz gegen den König von Schweden, so vergießen die Marienbilder von Poetsch bei Wien, von Raab in Ungarn, von Klausenburg in Siebenbürgen, von Tirnau in Ungarn und von Palfalá in Ungarn Tränen[2]. Und auch zu Verviers und im Kloster Steinfeld in der Eifel erzählt man von belebten Marienbildern, eine Marienstatue von Werl und

---

[1]) Caesarii Heisterbacensis monachi dialogus miraculorum ed. Strange 1851, VIII 76 (S. II 144 f.), VIII 83 (S. II 150), VIII 25 (S. II 101), VII 8 (S. II 11 f.), IX 61 (S. II 212 f.), VIII 85 (S. II 151—153), VII 29 (S. II 38), X 19 (S. II 232), X 20 (S. II 232 ff.): Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 47. Heft, 1888 (Verdeutschung von A. Kaufmann) S. 33 f., 41 f. 90 f., 97 f., 103, 108 ff., 157 f., 194, 223; A. Wesselski: Mönchslatein 1909, S. 74 f., 131 f., 162 f., 132 ff., 223, 238, 243.

[2]) Kaltenbaeck: Die Mariensagen in Österreich 1845, S. 17 f., 85, 101, 104 f., 139 ff., 172, 185, 264 ff., 271, 274, 278 f., 287 f.

die Madonna von Kevelaer am Niederrhein kehren an ihren Heimatplatz zurück[1]), nach einer äthiopischen Sage ergreift ein Marienbild einen Maler, dessen Gerüst der Teufel zu Fall brachte[2]), der Bischof Alfonso Maria de Liguori wird einmal bei einer Marienpredigt in Amalfi von einem Marienbild mit Lichtstrahlen übergossen und meterhoch emporgehoben[3]), und in Bralin (oder nach anderer Überlieferung in Wien) spricht ein Marienbild zu Johann Sobieski von Polen[4]). An die Zauberkraft der Bilder wurde überhaupt im ganzen Mittelalter geglaubt, noch Papst Johann XXII. verbot in einer Bulle die Anfertigung von Zauberbildern, Karl IV. soll durch ein Zauberbild verletzt, Philipp der Schöne durch ein solches sogar getötet worden sein, weswegen geradezu Hinrichtungen verhängt wurden, und auch im Hexenhammer und in der Bulle Innocenz' VIII. gelten solche Dinge als Tatsache[5]). Die in den Don Juangeschichten erhaltene Sage vom toten Gast, d. h. von der Statue des Gemordeten, die sich selbst zum Gastmahl bei ihrem Mörder einfindet und ihn dabei einem grausigen Ende überliefert, entstammt gleichfalls durch den spanischen Dichter Gabriel Tellez und sein Vorbild Lopez de Vega spätestens dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts[6]), ja auch der Homunculus, der mit der jüdischen Golemsage besondere Ähnlichkeit besitzt, kommt aus der vielleicht allerdings satirisch gemeinten Schrift des 1493 bis 1541 lebenden Paracelsus[7]) über die Verwendung in Lichtenbergs Veröffentlichungen[8]) und in Sternes Tristam Shandy,[9]) zu Goethe[10]), wobei hervorzuheben ist, daß auch bei Paracelsus der Homunculus zunächst das kleine, aus Wachs, Pech

---

[1]) Radermacher in der Festschrift f. Gomperz S. 197 ff.

[2]) Budge: Lady Maux manuscripts no. 2—5, p. 35 ff., p. XXXIV.

[3]) R. Kleinpaul: Modernes Hexenwesen 1900, S. 31.

[4]) Wosien: „Das historische Volkslied der Polen", erscheint 1918 in „Wort und Brauch".

[5]) Schindler: a. a. O., S. 132–134.

[6]) Karl Engel: Die Don Juan-Sage auf der Bühne 1887, S. 20 ff.

[7]) Paracelsus: De natura rerum IX Bücher, I. Buch: de generatione rerum (Ausgabe von 1584, S. 4 f.), vgl. M. B. Lessing, Paracelsus, sein Leben und Denken 1839, S. 81: Hartmann, Theophrast v. Hohenheim 1904, S. 100 f. Gegen Paracelsus z. B. Ettmüller, opera omnia I S. 496 f., Zedlers, Universal-lexikon 1735. Band XIII, Sp. 751.

[8]) Lichtenberg: Vermischte Schriften 1800. I S. 155 f.

[9]) Sterne: Tristam Shandy, im Anfang.

[10]) Goethe-Jahrbuch von Ludwig Geiger. Bd. XXI, 1900. S. 208–223.

oder Lehm gefertigte und zu allerlei Hexenspuk verwendete Menschenbild und erst später den chemisch erzeugten Menschen selbst bedeutet zu haben scheint[1]).

Allerdings kann weder die natürlich nicht durch die Belebung der Rüben zu erklärende Rübezahlsage[2]) noch die weitverbreitete Vorstellung von den Zauberkräften der Alraunwurzel[3]) für die Sagen von lebenden Statuen oder künstlichen Menschen in Betracht gezogen werden; aber wenn man alles Angeführte überdenkt, das sich bei genauerer Literaturkenntnis gewiß noch stark vermehren ließe, wenn man erwägt, daß auch der finnische Schmiedegott Ilmarinen der Sage nach außer einem goldnen Schaf und einem goldnen Füllen auch eine goldne Frau von wunderbarer Schönheit bildet, die freilich weder Sprache, noch Wärme und Gefühl besitzt[4]), wenn man vergleicht, daß nach litauischen Überlieferungen der Zamaiten auf Gottes Befehl die Engel der Schmiedekunst Ugniedokas und Ugniegawas eine goldne Jungfrau verfertigen, die in allem das Leben der Menschen führen, nur nicht zu sprechen vermag[5]), und wenn man etwa noch hinzunimmt, daß auch Luther in seinem Buch vom Schem hamphorasch die Erzählung wiedergibt, wie die Juden „zween Hunde von Erz machten und setzten sie auf zwo Säulen für die Tür des Heiligtums — wenn nun jemand hineinging und lernte die Buchstaben des Schem hamphorasch und wieder herausging, so bollen die ehernen Hunde ihn so greulich an, daß er vor großem Schrecken vergaß des Namens und der Buchstaben, die er gelernt hatte“: so zeigt sich deutlich, wie viel im Altertum und Mittelalter von lebenden Statuen und sprechenden und handelnden Kunstwerken erzählt und gefabelt worden ist.

[1]) Kiesewetter: Geschichte des neueren Occultismus, 1891, S. 53 f.

[2]) Zur Rübezahlsage vgl.: K. de Wyl: Rübezahl-Forschungen (Wort und Brauch V) 1909; Regell: Rübezahl im heutigen Volksglauben (Mitteilungen d. Schles. Gesellschaft f. Volkskunde XV, 1913 S. 111 ff.); Zacher ebenda 1903, S. 5 ff.

[3]) Zur Alraunsage vgl.: O. Schrader: Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde 1901 I, S. 35 f.; v. Hoverka und Kronfeld: Vergleichende Volksmedizin 1908, I S. 14—18; Zeitschrift f. Ethnologie 1891, XXIII. Jahrg. S. 726 ff.; H. Cohn: Über Madragora im Jahresb. der Schles. Gesellschaft f. vaterländ. Kultur Bd. 65; 1888 S. 285 ff.; Wuttke: Volksaberglaube S. 230.

[4]) Mannhardt: Die lettischen Sonnenmythen in Zeitschr. f. Ethnologie VII, 1875, S. 315 f.

[5]) Veckenstedt: Die Mythen, Sagen u. Legenden der Zamaiten I, 1883. S. 34.



II.

Wendet sich nunmehr die Betrachtung zu der jüdischen Golemsage im Besonderen, so sind zunächst die Vorstufen dieser Legende zu verfolgen. Ihre biblische Quelle bildet Psalm 139 v. 16. Hier heißt es bei der Schilderung der Allwissenheit Gottes גָּלְמִי רָאוּ עֵינֶיךָ, „meinen Keim (golem) sahen deine Augen". גֹּלֶם ist dabei im Alten Testament *ἅπαξ λεγόμενον* und wird im Targum mit גּוּשְׁמִי „meinen Körper", in der Septuaginta mit *ἀκατέργαστόν μου*, bei Symmachus mit *ἀμόρφωτόν με* und in der Vulgata mit imperfectum meum wiedergegeben, während Luther „deine Augen sahen mich, da ich noch unbereitet war" übersetzt. Ob der hebräische Text die ursprünglich richtige Lesart bietet, ist fraglich. Von neueren Auslegern behalten ihn z. B. De Wette, Hupfeld, Kautzsch und Baethgen bei, und zwar verdeutscht De Wette golem mit „Keim" und bezieht sich auf eine Bemerkung von Buxtorf im Lexikon talmudicum[1]), Hupfeld, dem Hitzig folgt, schreibt dafür „Knaul" und denkt an „das natürliche Bild des Lebensfadens, der hier noch in einem Knaul zusammengewickelt liegt, um später entwickelt zu werden[2])", Baethgen behält „Keim" bei[3]), und Kautzsch überträgt: „als ich noch ein ungestaltetes Klümpchen war[4])". Duhm liest unter Heranziehung der zweiten Vershälfte גֹּלֶם יָמִים „die ungeformte Masse der Lebenstage[5])", Staerck schreibt einfach „meine Tage sehen deine Augen" und erklärt: „Auch hier ist der Text nur zum Teil übersetzbar und ohne Konjekturen nicht auszukommen[6])", Kittel schlägt, ebenso wie Buhl, כָּל־יָמַי als Emendation vor und gibt es mit „Deine Augen sahen alle meine Tage" wieder[7]). Gunkel schreibt „meine Geschicke" und behauptet, daß man ein solches Wort hier erwarte und golmi korrumpiert

---

1) De Wette: Commentar über die Psalmen. 4. Aufl. 1836, S. 276, 279.

2) Hupfeld: Die Psalmen. 1862 IV S. 353.

3) Baethgen: Die Psalmen (in Nowacks Handkommentar zum Alten Testament) 2. Aufl. 1897 S. 287 f.

4) Kautzsch: Die heilige Schrift des Alten Testaments. 3. Aufl. 1909 II S. 240.

5) Duhm: Die Psalmen (in Martis Kurzem Handkommentar zum Alten Testament) 1899 S. 287 f.

6) Staerck: in den „Schriften des Alten Testaments" III 1, 1911 S. 242 f.

7) Kittel: Die Psalmen (in Sellins Kommentar) 1914 S. 470 f; Buhl in Kittel; Biblia Hebraica 1906 S. 1017 Anm.

sei[1]), und nur Wünsche übersetzt „als ich noch ein Klumpen war“ und behält also auch unter den neuesten Kommentatoren die Lesung des Urtextes bei[2]).

Aber diese textkritische Frage ist für die Golemsage selbst von geringerer Bedeutung, da für diese nur die rabbinische Deutung des Wortes golem in Betracht kommt. Über sie schreibt Gesenius im thesaurus[3]) mit bewährter Genauigkeit:

> „גֹּלֶם res convoluta, dein materia rudis et informis, nondum elaborata, cuius partes nondum evolutae sunt et expeditae. De embryone Ps. 139, 16 . . . Frequentatur vocabulum in Talmude de quacumque re rudi nondum elaborata et perfecta v. c. גלמי כלי מתכות massae vasorum fusilium Chelim 12 § 6, גלמי כלי עץ massae vasorum ligneorum Kimchi ad Ps. l. c., de acubus nondum perforatis Schabb. fol. 52 B, de alica, farina et massa panis nondum subacta (v. Epiphanius in Palaestina natus haer. 30 § 31: *τὸ γὰρ ἀκατέργαστον γολμη ἐκάλεσεν [ὁ Ἑβραικὸς], ὅπερ ἑρμηνεύεται χόνδρος ἢ σεμιδάλεως κόκκος, δῆθεν τὸ μηδέπω εἰς ἄρτον συνελθόν καὶ φυραθέν* cet. . . .) et transfertur ad hominem rudem, opp. sapienti Pirke Aboth 5 § 7. Etiam apud Arabes huius significationis vestigium reperias, nimirum ǧalamatun, quod Golius Dschauharium secutus interpretatur corpus excoriatae et exenteratae ovis absque capite et pedibus, pr. igitur truncum.“

Demnach gilt Golem als eine noch nicht ausgeformte, unvollendete, rohe Masse. Die Bedeutung Golem = der Tor tritt in der eben genannten Stelle der Pirqe Aboth entgegen: שִׁבְעָה דְבָרִים בְּגֹלֶם וְשִׁבְעָה בְחָכָם „sieben Dinge kennzeichnen den Toren und sieben den Weisen“ und findet sich noch heute im vulgären Ostjüdischen, wo „a leimenen golem“ einen „unbeholfenen Tolpatsch“ bezeichnet[4]), wo golem aber auch bisweilen als verächtliche Bennung von Heiligenstandbildern vorkommen soll[5]). Der Sinn golem = Unvollendetes spricht sich in dem Sprachgebrauch aus, der — z. B. in Talmud Sanhedrin fol. 22 b — eine Frau, die noch nicht empfangen hat,

[1]) Gunkel: Ausgewählte Psalmen. 2. Aufl. 1905 S. 251.

[2]) Wünsche: Die Schönheit der Bibel I 1906 S 310.

[3]) Gesenius: Thesaurus philologicus criticus linguae hebraeae et chaldaeae veteris Testamenti I 1835 S. 289.

[4]) Strack: Jüdisches Wörterbuch 1916. S. 38.

[5]) Nach mündlicher Mitteilung eines aus Polen stammenden Arztes.



golem nennt[1]) er tritt aber besonders in den talmudischen und spätjüdischen Adamssagen hervor[2]). Hier wird nämlich nach Bereschit rabba cap. 14 behauptet, daß der erste Mensch ursprünglich aus Gottes Hand als golem, als unförmiges Gebilde, hervorgegangen sei und von der Erde bis zum Himmel, ja auch von einem Ende der Erde bis zum andern gereicht habe. Er war auch — nach Bereschit rabba cap. 8 — zweigeschlechtig und hatte zwei Angesichte, bis das Weib vom Manne losgelöst wurde[3]). Zuerst erschien Adam als lebloser Körper, wie ihn schon die Apocalypse des Esra als corpus mortuum beschrieb[4]), erst später hauchte ihm Gott die Seele ein, d. h. er warf ihm, dem riesenhaft Ungestalteten, die Seele in den Mund[5]), wie ein Mensch in den Mund eines andern, der bei ihm steht, etwas werfen kann. Schließlich bekam der Golem den entwickelten Menschenleib mit seinen 248 Gliedern und 365 Nerven, gemäß der 248 Gebote und 365 Verbote der jüdischen Thora. Dabei wurde seine ursprüngliche Größe auf 100 Ellen verkürzt und durch Abtrennung des Weibes vom Manne die Menschenschöpfung vollendet. Aus dieser Anschauung ist das Wort Golem für die spätere Literatur aufbewahrt worden und sind einige Züge der ausgebildeten Golemsage, z. B. das riesenhafte Anwachsen des künstlichen Menschen, entstanden, doch waren für Jahrhunderte weder der Ausdruck noch der Begriff irgendwie allgemeiner verbreitet oder vielgenannt.

Wichtiger als diese Adamslegenden mit ihrer Benutzung des Wortes Golem sind vielmehr die Erzählungen, welche einzelnen

---

[1]) Jewish Enzyclopedia VI p. 36 f.

[2]) Weber: Die Lehren des Talmud, herausg. v. Delitzsch u. Schnedermann, 1880 S. 203 f: Wünsche: Schöpfung und Sündenfall des ersten Menschenpaares (Ex Oriente lux II) 1906: Grünbaum: Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde 1893 S. 54 f: Micha Josef ben Gorion: Die Sagen der Juden I 1913 S. 84 f.

[3]) Eine genaue, aber eigentümlich verschrobene Darstellung der Adamssagen gibt Held „Vom Golem und Schem" („Das Reich") 1916 S. 335 ff.

[4]) Hilgenfeld: Die jüdische Apokalyptik 1857 S. 230.

[5]) Die jüdische Auslegung benützt dabei den Unterschied des im Gen. 2, 7 gebrauchten Verbums וַיִּפַּח „er goß, hauchte ein" von dem anderen häufigeren Synonym וַיִּזְרֹק, und Raschi erklärt, זרק beziehe sich auf Entfernung, נפח auf Nähe; also müsse — wegen Gebrauch des letzten Wortes — der Mensch so groß gewesen sein, daß er dicht neben Gott stand; es bedurfte keines Werfens des Geistes, denn der Mensch reichte bis zum Himmel, (nach Bereschit rabba XIV).

Rabbinen die Erschaffung künstlicher Menschen zuschreiben. So heißt es in einer talmudischen Anekdote: Rabba schuf einst einen Menschen und schickte ihn zu Rabbi Zera; als dieser aber mit ihm sprach und keine Antwort erhielt, sagte er: „du bist von Zauberern geschaffen, kehre zu deinem Staub zurück[1])!“ So sollen im vierten nachchristlichen Jahrhundert Rabbi Chaninah und Rabbi Oschija an jedem Freitag mit Hilfe des geheimnisvoll tiefsinnigen und unklaren „Buches der Schöpfung“ sich ein dreijähriges Kalb hervorgebracht und dies dann als Sabbathspeise genossen haben[2]). So berichtet auch der noch ältere jerusalemische Talmud, daß Rabbi Josua ben Chananjah im ersten Jahrhundert nach Christus sich gerühmt habe, mit Hilfe desselben Buches aus Gurken und Kürbissen Hirsche und Rehböcke machen zu können[3]), wie auch Rabbi Papa sich einen Daemon als Diener geschaffen haben soll[4]). Noch näher zur späteren Sagengestaltung führen die Erzählungen über den 1021—1058 lebenden jüdischen Dichter und Neuplatoniker Salomo ibn Gabirol und den 1204 sterbenden Philosophen Maimonides. Ersterer soll sich nämlich einen weiblichen Dienstboten künstlich erschaffen haben und deshalb sogar vor Gericht verklagt worden sein, wobei er den Richtern zeigte, daß jenes Geschöpf kein selbständiges belebtes Wesen sei, indem er es vor ihren Augen in seine einzelnen Teile zerlegte[5]). Letzterer soll einmal nach erfolgter und durch das Los entschiedener Verabredung einen seiner Schüler getötet, die Leiche zerstückelt und unter Zauberformeln wieder mit Benutzung des „Buches der Schöpfung“ in einem Rezipienten aufbewahrt haben. Nach drei Monaten sieht er nun, so wird erzählt, wie sich die zerstückelten Glieder unter der Glasumhüllung wieder aneinander zu fügen beginnen. Immer deutlicher treten menschliche Formen vor, im siebenten Monat zeigen die werdenden Organe schon Atem und Bewegung, im achten Monat vollkommene Gestalt. Da wird Maimonides vom Schrecken über sein Vorhaben erfaßt, besonders weil er glaubt, daß der nun bald vollendete Mensch unsterblich werden würde, und fragt andre Rabbinen

---

1) vgl. Held: a. a. O. S. 344.

2) Laz. Goldschmidt: סֵפֶר יְצִירָה Das Buch der Schöpfung 1894 S. 4 f. Vom Golem steht im „Buch der Schöpfung“ kein einziges Wort.

3) Sanhedrin Abschn. VII Hal 19.

4) Sanhedrin 105 a; Bloch in der „Österr. Wochenschr.“ 1918 S. 94.

5) Jewish Encyclopedia VI, 526 ff.; Rubin: Geschichte des Aberglaubens aus dem Hebräischen übersetzt von J. Stern 1888 S. 98.

um Rat. Obgleich er nun ursprünglich seinem Schüler geschworen hatte, den Wiederbelebungsvorgang durch keinen Eingriff zu stören, empfängt er auch von den anderen Gelehrten den Bescheid, er dürfe, um größeres Unheil zu verhüten, den entstehenden Menschen töten. Daraufhin zerschlägt er die Masse mit einem Hammer und verbrennt das „Buch der Schöpfung", verliert aber seine eigne innere Gelassenheit und kommt bald in mancherlei Elend [1]). Der Ausdruck Golem wird in dieser Legende allerdings, wie es scheint, nirgends gebraucht, doch ist ihre Form eine beachtenswerte jüdische Parallele zu den mittelalterlichen Homunculusvorstellungen.

Von diesen vereinzelten Geschichten indessen abgesehen, scheint bis ins sechzehnte Jahrhundert die Golemsage durchaus nicht verbreitet, ja auch kaum vorbereitet und eine Sagenbildung mit dieser Bezeichnung überhaupt noch nicht entwickelt zu sein. Erst als die Blütezeit der kabbalistischen Mystik [2]) alte Zaubergeschichten der Vergangenheit auffrischte und neue hinzufügte, als durch die krause Weisheit des geheimnisvoll phantastischen Buches Sohar regeres Interesse an der Legendenfülle der ersten Schöpfungszeit geweckt wurde und über Entstehung und Wesen der Seele, über den Adam qadmon, den ersten Adam, und seine Frauen Eva und Lilith sich Fabeln und Betrachtungen einbürgerten, als das unaussprechbare Tetragramm [3]) in allerhand Variationen, Erweiterungen und Schreibfiguren zur allmächtigen Zauberformel für Amulette, Beschwörungen und Wunderwerke, zum sogenannten Schem hamphorasch gestempelt ward, als christliche Alchemie und Astrologie, mittelalterlicher Aberglaube und öder Hexenspuk sich mit dem verworrenen Nachklange altorientalischer Philosophien und gnostischer Äonenlehren in den Systemen eines Isaak Lurja und Cajim Vidal verflochten, als die ehrwürdigen Weisen versunkener Geschlechter Kronzeugen und Namengeber für neue

---

[1]) Weisel in „Sippurim", Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen . . begründet von Pascheles. 6. Aufl. 1883 I S. 45 ff; Held a. a. O. S. 361.

[2]) Zur Einführung in die Kabbala u. a.: Jost: Geschichte des Judentums u. seiner Sekten 1859 III S. 143 ff.; Bloch: „Die jüdische Mystik u. Kabbala" in Winter und Wünsche: Die jüdische Literatur III 1897: Kiesewetter: Der Occultismus des Altertums I S. 321—438; Bischoff: Die Kabbalah 1903; Bischoff: Die Elemente der Kabbalah 2 Bände 1913/14.

[3]) Zum Schem hamphorasch außer obigen Werken noch: Neumark: Geschichte der jüdischen Philosophie des Mittelalters 1907 I S. 159 ff; Grünbaum: Gesammelte Aufsätze zur Sprach- und Sagenkunde 1901 S. 238—434; Held a. a. O. S. 515 ff.

Träumereien und bunte Geheimniskrämereien werden mußten: da hat man auch die Golemanekdoten der talmudischen Traktate wieder aus der Vergessenheit herausgeholt, und zu der Zeit, da Paracelsus mit seinem Homunculus in vieler Munde war und die Silvester- und Albertsagen wie die Virgils- und Heiligengeschichten weiter erzählt wurden, entstand im Golem eine alte und doch auch neue jüdische Sagenfigur.

Und zwar knüpfte sie sich für alle späteren und volkstümlichen Darstellungen an die überragende Persönlichkeit des sogenannten hohen Rabbi Löw. Dieser[1]), Juda ben Bezaleel ibn Chajim, soll um 1512 in Worms geboren sein, dann aber schon in seiner Jugend, da seine Familie bald aus Worms auswanderte, mit ihr in Posen gewohnt haben. Von 1553—1573 war er mährischer Landesrabbiner in Nikolsburg, 1573—1584 Rektor an der von ihm begründeten Talmudschule in Prag, 1584—1588 wahrscheinlich wieder in Posen, 1588—1592 erneut in Prag und dann seit 1597 der hochgefeierte Oberrabbiner der Prager Gemeinde, bis er am 22. August 1609 starb. Durch seine in vielen Werken niedergelegte rabbinisch-talmudische Gelehrsamkeit war er, ohne in besonderem Maße ein Anhänger oder Lehrer der Kabbala zu sein, als Vertreter der zeitgenössischen jüdischen Wissenschaft weitberühmt, und auch magische, astronomische und alchemistische Künste wurden ihm in großem Umfange nachgesagt. Am 16. Februar 1592 wurde er — wohl wegen dieser Künste — von Kaiser Rudolf II. in Privataudienz empfangen, was bei der damaligen allgemeinen Stellung der Juden als beinahe unerhörte Tatsache das allergrößte Aufsehen erregte. Sein und seiner bald nach ihm gestorbenen Gattin Perl Gräber sind bis in die Gegenwart mit ehrenden Epitaphien auf dem alten jüdischen Friedhof Prags erhalten und auch von christlichen Dichtern besungen[2]), seine Gestalt ist als die „des gelehrten und geheimnisvollen hohen Rabbi Löw, in welchem alles, was das alte Prager Ghetto Edles hervorgebracht hat, verkörpert war", am neuen Prager Rathaus nach der Schöpfung Professor Ladislaus Saloun in wirkungsvoller Statuen-

[1]) Zu Löws Leben vgl.: The Jewish Encyclopedia VII p. 353 ff.; Friedländer: im „Israelitischen Familienblatt" vom 29. 1. 1914; Kohut: Der alte Prager jüdische Friedhof 1897. S. 62 ff.; u. a. In allen Einzelheiten stimmen die verschiedenen Angaben nicht immer überein.

[2]) Kohut: a. a. O. S. 71 f.; eine Abbildung des Grabsteins in der Sammelschrift „Das jüdische Prag" 1917 S. 39.



gruppe wiedergegeben[1]), seine Nachkommen, deren viele geschätzte und bekannte Gelehrte und tüchtige Menschen voll größerer Wirksamkeit geworden sind, haben sich in vielverzweigten Familien bis in die Jetztzeit fortgepflanzt. Rabbi Löw war eine überragende Persönlichkeit, ein Mittelpunkt seiner Gemeinde, ein Verkörperer jüdischer Weisheit und jüdischen Wesens ums Jahr 1600 im Osten Deutschlands. Um seine Gestalt hat sich ein bunter Sagenkreis gebreitet[2]), und die Golemsage gehört zu ihm als besonders eigentümlich. Man erzählte nämlich später[3]): Rabbi Löw habe sich dereinst aus Ton eine Menschenfigur geformt, ihr die Zauberformel des Schem hamphorasch in den Mund gelegt und ihr dadurch Leben verliehen. Dieser Golem, wie man die Figur nannte, habe seinem Herrn während der Wochentage in allerlei häuslichen Geschäften als Knecht gedient, aber am Sabbath mußte ihm der Schem aus dem Munde entfernt werden, weil sonst die Zaubergewalt des heiligen Namens am heiligen Tage zu stark geworden wäre und der Golem übermenschliche Kräfte — auch zur Ausübung des Bösen — erlangt hätte. Als der Rabbi nun an einem Freitagabend die Fortnahme des Zauberpergaments aus dem Munde seines Geschöpfes vergessen hatte, begann der Golem mit ungeheuer wachsender Kraft allerlei Unfug zu verüben, an den Häusern, auch wohl an der Synagoge zu reißen und in den Gassen daherzutoben. Voll Angst holte man Rabbi Löw aus der ehrwürdigen Altneusynagoge, wo er sich an dem glücklicherweise noch nicht beendigten Eingangsgebet des Sabbaths beteiligte[4]). Die Gemeinde wiederholte nun, um den Beginn des für den Golem so gefährlich wirksamen Sabbaths noch hinzuziehen, die bereits gesungenen Strophen zum zweiten Mal, Löw aber stürzte auf die Straße, warf sich auf den Golem und riß ihm die Zauberformel aus dem Mund. Daraufhin brach dieser sogleich als Lehmklotz zusammen und zerfiel in Trümmer,

---

1) „Das jüdische Prag" 1917 S. 40 und erstes vollseitiges Bild.

2) vgl.: Ch. Bloch: „Aus dem Leben des hohen Rabbi Löw", Neue Golemsagen in Blochs Österreichischer Wochenschrift. Jahrgang XXXIV 1917 Nr. 36 ff.; Nathan Grün: Der hohe Rabbi Löw und sein Sagenkreis 1885 S. 33 ff.

3) siehe die Darstellung in den „Sippurim" begründet von Pascheles 1883. 6. Aufl. I S. 51 f.; „Sippurim" Ghettosagen, jüd. Mythen und Legenden. Volksausgabe 3. Aufl. 1909 S. 10 f.; Bischoff: die Kabbalah 1903 S. 88 ff.; Held a. a. O. 346 ff.

4) Gemeint ist das Gebet: Lekha dodi; vgl. z. B. Fiebig: Das Judentum von Jesus bis zur Gegenwart (Religionsgesch. Volksbücher) 1916 S. 43 ff.

die noch viele Jahrhunderte später der Sage nach auf dem Boden der Altneusynagoge zu sehen waren, der Rabbi wagte aber nicht mehr, aus Scheu vor ähnlichen Begebenheiten, sich einen zweiten Golem zu verfertigen.

Ungefähr so lautet, allerdings mit manchen Ausschmückungen und Verschiedenheiten, die, wie gesagt, später höchst volkstümliche Golemsage des hohen Rabbi Löw. Nach ihm schreibt man die Fähigkeit, Golems zu verfertigen, auch einigen andern Rabbinern zu, so einem Rabbi Elia von Wilna, den im 18. Jahrhundert lebenden Rabbi Israel Baal-Schem-tob und Rabbi Mose von Köln und einem um das Jahr 1800 lebenden Rabbi David Jaffé in Dorhizyn, der seinen Golem geradezu als nichtjüdischen Feiertagsarbeiter, als Sabbathgoi, verwendete, bis dieser einmal, als er Feuer machen sollte, aus Unachtsamkeit einen großen Brand hervorrief und dabei selbst von den Flammen vernichtet wurde[1]). Daß dies aber nur eine populäre Vergröberung des beliebten Sagenstoffes darstellt, leuchtet ein.

Nun ist aber höchst auffallend, daß sich in der älteren Literatur über Rabbi Löw keinerlei oder so gut wie keinerlei Erwähnung der Golemgeschichte findet. So bietet das mit Löw gleichzeitige Chronikwerk von David Gans (gestorben in Prag 1613), das den Titel צֶמַח דָּוִד „Gewächs Davids" führt[2]), unter dem Jahre 1592 zwar Bericht von den Schriften Löws und seiner Audienz bei Rudolf II., erwähnt aber des Golems mit keinem Wort[3]), wie auch die im Anfang des 18. Jahrhunderts von seinem Nachkommen Mose Meier Perls geschriebene Biographie des berühmten Prager Rabbiners über die Sage völlig schweigt[4]). So verzeichnet auch Joh. Christoph. Wolf an mehreren Stellen seiner Bibliotheca hebraea von 1715—1733 zwar genau Löws Werke, wobei er den jüdischen Gelehrten bald Rabbi Juda ben Bezaleel, bald Rabbi Liva oder Leon de Praga nennt, enthält aber vom Golem keine Notiz[5]), und Zedlers Universallexikon

[1]) The Jewish Encyclopedia VI p. 38; Held a. a. O. S. 364: Chajim Bloch: Österr. Wochenschr. 1918 No. 6.

[2]) vgl. Grätz: Volkstümliche Geschichte der Juden 5. Aufl. Bd. III S. 296.

[3]) In der gebräuchlichen Ausgabe des צֶמַח דָּוִד p. 46 a.

[4]) Nach gütiger Mitteilung von Herrn Professor Dr. Brann in Breslau; über Meier Perls: Megilloth Jochasin 1718 vgl. auch N. Grün: Der hohe Rabbi Löw 1885 S. 2 ff., besonders S. 37.

[5]) Joh. Christoph. Wolf: Bibliotheca hebraea 1715 33 I 418 f., III 304—306, IV 829 f.



folgt gänzlich seinem Beispiel[1]). Ebenso findet sich weder bei Eisenmenger[2]), noch in den von mir eingesehenen christlichen Werken des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts über die damals stark umsonnene Kabbala, wie bei Hackspan und Buddeus[3]), vom Golem des Rabbi Löw irgend eine Spur. Und Schudt erwähnt zwar in einer sehr beachtenswerten Stelle[4]) seiner „jüdischen Merkwürdigkeiten" unter andern Kuriositäten jüdischer Zauberei auch den Golem und sagt: „Der bekehrte Jud Breutz im Jüdischen Schlangenbalg lib. I p. 5 sagt: Eine andere Zauberei haben sie, welche Hamor Golim genannt wird, da machen sie ein Bild von Leimen, einem Menschen gleich, zischpern oder brumlen demselben etliche Beschwerung in die Ohren, davon dann das Bild gehet", führt auch einige andere Literaturbelege für diese Überlieferung an und bemerkt weiterhin: „sonderlich sollen die heutige Polnische Juden in dieser Kunst Meister seyn und den Golem offt machen, dessen sie sich in ihren Häusern, wie sonsten die Kobolden oder Hauß-Geister, zu alllerhand Hauß-Geschäften bedienen; Arnoldus in Mantissa ad Sutam Wagenselii p. 1198 sequ. und auß ihm Tentzel M. U. ad annum 1689 p. 145 ss. beschreibts also: Sie machen, nach gewissen gesprochenen Gebetern und gehaltenen Fest-Tägen, die Gestalt eines Menschen von Thon oder Leimen, und wenn sie das Schem Hamphorasch darüber sprechen, wird das Bild lebendig, und ob es wohl selbst nicht reden kann, verstehet es doch, was man redet und ihm befiehlt, verrichtet auch allerley Hauß-Arbeit; an die Stirn des Bildes schreiben sie אמת Emêt (oder Emmes, wie sie es außreden) d. i. Wahrheit; es wächst aber ein solch Bild täglich, und da es anfänglich gar klein, wird es endlich größer als alle Hausgenossen, damit sie ihm aber seine Kraft, dafür sich endlich alle im Haus fürchten müssen, benehmen mögen, so löschen sie geschwind den ersten Buchen א an dem Worte אמת an seiner Stirn auß, daß nur das Wort מת meth (oder wie sie es aussprechen mes) d. i. todt übrig bleibt, wo dieses geschehen, fällt der Golem über einen Hauffen und wird in den

[1]) Zedlers Universallexikon 1735 Bd. XIV Sp. 1490 f.

[2]) Eisenmenger: Entdecktes Judentum. 1711.

[3]) Hackspan: Miscellaneorum sacrorum libri duo et Cabbalae Judaicae brevis expositio 1660; Buddeus: Introductio ad historiam philosophiae Ebraeorum 1720.

[4]) Schudt: Jüdische Merkwürdigkeiten 1714 Band II Buch VI cap. 31 § 21 (Seite II 207 zweite Zählung); Jacob Grimms unten angeführte Notiz ist sicherlich von Schudt abhängig.

vorigen Thon oder Leim resolviret; Joh. Schmidt im feurigen Drachen-Gifft L. 8 sect. 3. p. 61 setzet die Zeit ihres Dienstes nur auff 40 Tage, „daß sie vierzig Tage außer den Reden, allerley menschliche Geschäffte verrichtet, und wo man sie hingeschickt, auch einen weiten Weg, wie Botten, Briefe getragen; aber wenn man ihnen nach den vierzig Tagen nicht alsbald die Zettel von der Stirn abgenommen, ihrem Herrn und den Seinigen entweder am Leib oder am Gut, oder am Leben großen Schaden gethan."" Schudt kennt also eine etwas andre, sichtlich im polnischen Judentum mündlich volkstümlich überlieferte Form der Golemsage, bei welcher das riesenhafte Anwachsen des Golems eine alte Erinnerung an die talmudischen Adamslegenden, die Anwendung des Wortes emeth eine der beliebten jüdischen Sprachspielereien ist, aber auch Schudt kennt keine Erwähnung des Rabbi Löw als eines Golembildners, sondern schließt seine Darstellung vielmehr mit dem wertvollen Satze: „Sie erzählen, daß ein solcher Baal Schem in Pohlen, mit Nahmen R. Elias, einen Golem gemacht, der zu einer solchen Größe gekommen, daß der Rabbi nicht mehr an seine Stirn reichen und den Buchstaben א außlöschen können, da habe er diesen Fund erdacht, daß der Golem als ein Knecht ihm die Stieffeln ausziehen sollen, da vermeynte er, wenn der Golem sich würde bücken, den Buchstaben an der Stirn außzulöschen, so auch angieng, aber da der Golem wieder zu Leimen ward, fiel die ganze Last über den auf der Bank sitzenden Rabbi und erdruckte ihn."

Nun hat freilich neuerdings Chaim Bloch in einer Artikelreihe der „Österreichischen Wochenschrift" von J. Bloch eine Anzahl von Legenden über Rabbi Löw und seinen Golem aus einer bisher unbekannten Quellschrift mitgeteilt, die er mit den Worten „ein in hebräischer Sprache und Schrift gedrucktes, schmuckloses Büchlein. das sich „Wunder des Rabbi Löw" nennt, vor etwa dreihundert Jahren verfaßt wurde und mit tragischen Episoden und entzückenden Legenden vollgefüllt ist," näher beschreibt[1]). Aber schon der Umstand, daß

[1]) Blochs Artikel: „Aus dem Leben des hohen Rabbi Löw" erschienen in Blochs „Österreich. Wochenschrift" vom 14. 9. 1917 No. 36 ab. Auf eine schriftliche Anfrage teilte mir Herr Bloch freundlichst mit: „Die angeblich von Rabbi Joseph Cohn (Schwiegersohn des Rabbi Löw) gemachten Aufzeichnungen sollen sich — wie es in der allerdings sehr primitiv geschriebenen Einleitung heißt — in einer Bibliothek in Metz befinden." Der ganze Stoff ist in der Blochschen Sammlung anekdotenhaft und novellistisch behandelt, die populäre und den

hier, nach Blochs Ausspruch, der Golem „zum Künstler, zu einem Sherlock Holmes“ gemacht ist, zeigt, daß dieses Büchlein in der von allen andern gebräuchlichen Formen der Sage abweichenden und nur an eine bei Held verzeichnete mündlich überlieferte ostjüdische Tradition[1]) gemahnenden Eigentümlichkeit seiner Darstellung ohne merkbaren literarischen Einfluß und daher auch ohne weitere Verbreitung geblieben sein muß, ja daß es in der eigentlichen Geschichte der Golemfrage eine ziemlich bedeutungslose und in sich etwas verschwommene Größe darstellt Fraglos scheint daher zu bleiben, und Herr Professor Bloch[2]) bestätigte mir freundlichst durch eine Zuschrift vom 15. August 1916 diese Annahme, daß die Verbindung der Golemsage mit der Person des berühmten Prager Rabbiners vor dem neunzehnten Jahrhundert literarisch kaum nachweisbar ist und daher irgend welche Mittelglieder aufzusuchen sind.

Diese bieten sich auch in der Überlieferung über den seiner Zeit berühmten, später aber wenig bekannten Kabbalisten Elijah von Cholm, der um 1550 geboren ist und, seit 1565 in der Talmudschule des Rabbi Salomon Lurja in Lublin unterrichtet, als polnischer Rabbiner sich einen großen Ruf erwarb[3]). Er wurde als Verwender des Schem hamphorasch zu Zauberkünsten auch Baal schem „Herr des Schem“ genannt, er ist unzweifelhaft in der oben angeführten Notiz aus Schudt „Jüdischen Merkwürdigkeiten“ gemeint. Unter Berufung auf die Künste seines Ahnen behandelt auch Elijahs Nachkomme, der als bedächtiger Schriftsteller bekannte Hamburger Rabbiner Hakam Zewi Aschkenasi[4]) um 1705 in seinem Buche der Responsen die Frage, ob unter den für Abhaltung eines Synagogengottesdienstes notwendigen zehn Teilnehmern (dem sogenannten Minjan) auch ein künstlicher Mensch mitgezählt werden könne, was Zewi Aschkenasi verneint[5]). Und noch deutlicher erzählt Azu-

---

christlichen Judenanklagen gegenüber apologetische Ausschmückung des ganzen beweist, daß der Stoff bereits zu einer umfangreichen volkstümlichen Legende weiterentwickelt ist. Für die wissenschaftliche Frage nach der Entstehung des Golemmotivs läßt sich daher aus der an sich interessanten Arbeit Blochs kaum etwas Neues gewinnen.

[1]) Held: a. a. O. S. 373 ff.; siehe unten.

[2]) Herr Professor Bloch aus Posen ist der bekannte Kenner der Kabbala, nicht mit dem genannten Herrn Chaim Bloch zu verwechseln.

[3]) The Jewish Encyclopedia V, p. 130, IV p. 37.

[4]) Graetz a. a. O. III. S. 440.

[5]) Responsa No. 93; Held a. a. O. S. 364.



lai[1]) in seinem 1774 erschienenen Werke Schem hagedolim von Elija von Cholm, daß er mit Hilfe des Schem einst einen Golem gebildet habe. Da dieser Golem aber riesenhaft unförmige Größe annahm, habe der Rabbi aus Furcht, sein Gebilde könne die Welt zerstören, den Schem aus der Vorhaut des Golems, wo er verborgen lag, entfernt und den Golem dadurch wieder zu Staub verwandelt. Die Erzählung von einem Golem des Rabbi Elijah von Wilna scheint weiterhin nur eine durch die Namensgleichheit mit Elijah von Cholm entstandene Abart von der Sage dieses letzteren zu sein[2]), und aus allem festzustehen, daß im achtzehnten Jahrhundert die Golemsage ganz vorherrschend — wenn nicht ausschließlich — an die Gestalt des Elija von Cholm gebunden war, in ihrer Form die Abhängigkeit von den talmudischen Adamssagen bezeugte und mindestens bis ins siebzehnte Jahrhundert, zum Teil durch allgemein verbreitete Vorstellungen ihrer Zeit unterstützt, zurückzuführen ist. Erst später hat sich dann, auf volksmäßige Überlieferungen, die sich vielleicht schon frühzeitig besonders in Prag entwickelt haben und möglicherweise bis ins siebzehnte Jahrhundert zurückreichen, gestützt, die Sage auf den der Nachwelt besonders bekannten, durch sein Grabmal und seine Nachkommen noch weiter wirkenden Heros des Prager Judentums, den hohen Rabbi Löw, übertragen[3]). Der Ruhm seiner Audienz bei Rudolf II. und die Legenden von seinen sonstigen Wunderfertigkeiten wie das Andenken an seine imponierende Persönlichkeit erleichterten diese Übertragung, vielleicht sprach auch der Umstand ein wenig mit, daß der Name von Löws Vater Bezaleel ben Chajim einerseits an den Exod 37_{10} genannten in Modellarbeiten, Holzschnitzerei und Gebildwirkerei erfahrenen Verfertiger der biblischen Stiftshütte Bezaleel, andererseits durch seinen zweiten Bestandteil an חיים „Leben“ gemahnt. Elijah von Cholm ist dann allmählich vergessen worden; der Sohn Bezaleels, der ideale Vertreter jüdischer Weisheit und Würde, der hohe Rabbiner der ehrwürdigen Altneusynagoge zu Prag setzte sich im Herzen der ihn bewundernden und auf ihn stolzen Juden späterer Jahre an Elijahs Stelle und in Elijahs Erbe, bis er als Verfertiger des Golems auch in der Dichtkunst und in den Romanen der Gegenwart geschildert wurde.

---

[1]) The Jewish Encyclopedia II p. 375; Azulai: Schem hagedolim I 163.

[2]) The Jewish Encyclopedia VI 37.

[3]) So nimmt auch Herr Professor Bloch in seinem Brief an mich an.

III.

Wann aber tritt diese Golemsage, zumal in Bezug auf Rabbi Löw, zuerst in der allgemeinen Literatur hervor? Auch hier scheinen sich besondere Verhältnisse zusammen zu finden. Die erste mir bekannt gewordene nicht fachwissenschaftlich beschränkte Erwähnung des Golems stammt von Jacob Grimm. Er hat in der „Zeitung für Einsiedler" vom Jahre 1808 Nr. 7 S. 56 folgende Notiz eingerückt, die dann auch in seine „kleineren Schriften" [1]) aufgenommen wurde:

„Die polnischen Juden machten nach gewissen gesprochenen gebeten und gehaltenen fasttägen die gestalt eines menschen aus thon oder leimen, und wenn sie das wunderkräftige schem-hamphoras darüber sprachen, so musz er lebendig werden. reden kann er zwar nicht, versteht aber ziemlich, was man spricht und befiehlt, sie heiszen ihn Golem, und brauchen ihn zu einem aufwärter, allerlei hausarbeit zu verrichten, allein er darf nimmer aus dem hause gehen. an seiner stirn steht geschrieben אמת aemaeth (wahrheit, gott), er nimmt aber täglich zu, und wird leicht gröszer und stärker denn alle hausgenossen, so klein er anfangs gewesen ist. Daher sie aus furcht vor ihm den ersten buchstaben auslöschen, so dasz nichts bleibt als מת maeth (er ist todt), worauf er zusammenfällt und wiederum in thon aufgelöst wird.

Einem ist sein Golem aber einmal so hoch geworden und hat ihn aus sorglosigkeit immer wachsen lassen, dasz er ihm nicht mehr an die stirne reichen können. Da hat er aus der angst dem knecht geheiszen, ihm die stiefel auszuziehen, in der meinung, dasz er ihm beim bücken an die stirne reichen könne. Dies ist auch geschehen, und der erste buchstabe glücklich ausgethan worden, allein die ganze leimlast fiel auf den juden und erdrückte ihn."

Daß Grimm in dieser Notiz von Schudt abhängig ist, wird zwar nirgends ausdrücklich gesagt, kann aber bei einem Vergleich der beiderseitigen Angaben wohl als zweifellos gelten. Durch Grimm lernte dann Achim von Arnim die Golemsage kennen [2]) und verwertete sie in seiner 1811 veröffentlichten Novelle „Isabella von

[1]) Jakob Grimm: Kleinere Schriften 1869 Bd. IV, S. 22. Die Bemerkung trägt dabei die rätselhafte Überschrift: „Entstehung der Verlagspoesie."

[2]) Vgl. Morris: Achim von Arnims ausgewählte Werke Leipzig b. Hesse. Bd. IV, S. 14.

Ägypten“ [1]), wo die fantastische Gestalt eines weiblichen Golems, der durch Zauberkünste eines Juden geschaffen und mit Hilfe des Wortes אמת belebt wird, die sonderbarsten Verwicklungen hervorruft und schließlich durch Auslöschen des Buchstabens א zu Grunde geht. Die Beziehung der Golemsage auf den Rabbi Löw fehlt bei Arnim wie bei Grimm und Schudt noch völlig, aber die allgemeine Literatur jener Zeit wurde durch des Dichters Novelle auf die Golemgestalt aufmerksam gemacht. Und diese Zeit war für Verbreitung und Verwertung derartiger Sagen besonders geeignet, denn in ihr, das heißt um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts und in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts, waren die Geschichten von lebenden Statuen und von Versuchen mit künstlichen Menschen besonders beliebt und oft dargeboten. Bodmer veröffentlichte 1747 seine Dichtung „Pygmalion und Elise“, Goethes Homunculus beschäftigte viele tausend Leser seines Faust, durch Mozarts Don Juan war seit 1787, der ersten Aufführung jener genialen Oper, auch der steinerne Gast eine mit angenehmem Schauder betrachtete, weit über Deutschlands Grenzen bekannte und die Erinnerung an spanische und französische Vorläufer neu auffrischende Bühnenfigur geworden. Dazu kamen die mancherlei automatischen Kunstwerke, die damals in weiten Kreisen das Tagesgespräch bildeten. So soll im Jahre 1655 der Jesuit Athanasius Kircher eine Statue verfertigt haben, die die nach Rom kommende Königin Christina von Schweden gerufen und ihre Fragen beantwortet habe; so verfertigte Magister Joh. Valentinus Merbitz, gestorben 1704, einen Bescheid gebenden und mehrere Sprachen redenden Wunderkopf, den sich der Dresdener Hof und mehrere Minister vorführen ließen [2]). So konstruierte der 1782 verstorbene französische Mechaniker Vaucanson seine berühmten, sich bewegenden und scheinbar lebenden Automaten, so wurde in Paris 1783 eine dreizehn Zoll hohe Puppe gezeigt, die frei an Bändern hing, eine Art Trompete an den Mund nahm und viele an sie gerichtete Fragen deutlich beantwortete. So wurden die Sprechmaschine und der weltbekannte automatische Türken-Schachspieler des 1804 verstorbenen Wolfgang Ritter von Kempelen [3]), der mechanische in Vaucansonscher Art hergestellte Flötenspieler und der

[1]) Arnims „Isabella v. Ägypten“ ist in Meyers Volksbüchern Nr. 530/531 enthalten.

[2]) Vgl. Schudt: Jüdische Merkwürdigkeiten II 205 f. (zweite Abteilung).

[3]) Bermann: Alt und Neu, Vergangenheit und Gegenwart. 1883, S. 408 f.

unter einer Glasglocke tanzende und springende oder auf einer Tischplatte ruhende, Antwort gebende Kopf vielfach angestaunt und bewundert. Größere Werke wie die von Wiegleb[1]) und von Eckartshausen[2]) beschäftigten sich mit diesen Figuren, Anekdotensammlungen wußten von künstlichen Menschen zu erzählen[3]), und noch um 1820 hatten die Sprechmaschine von Posch und um 1840 die des Wiener Professors Faber bei ihren öffentlichen Schaustellungen viel Glück.

Ja, auch führende Schriftsteller dieser Jahrzehnte wurden von solchen Liebhabereien beeinflußt. Beispielsweise schilderte Jean Paul in einer humoristisch und satirisch angelegten, aber breit geschriebenen Abteilung seiner „Auswahl aus des Teufels Papieren" die „einfältige aber gutgemeinte Biographie einer neuen, angenehmen Frau von bloßem Holz, die ich längst erfunden und geheiratet", wobei in ergötzlicher, aber absonderlicher Genauigkeit die Anfertigung, Vorzüge und Fähigkeiten solcher Figur auseinandergesetzt werden[4]). E. T. A. Hoffmann verfaßte 1816 seine schauerlich mystische Novelle „der Sandmann"[5]), in der die Puppe des Professors Spalanzani, Olympia genannt, durch ihre automatische Menschenähnlichkeit eine ebenso bedeutende wie verderbliche Rolle spielt, und behandelte schon 1814 einen ähnlichen Stoff in seinen „Automaten", wo die Figur des redenden Türken besonders hervortritt und durch das sie umschwebende Geheimnis dem Dichter ein völliger Abschluß der Novelle sogar unmöglich gemacht wird[6]). Auch in Arnims „Gräfin Dolores" wird neben ähnlichen Motiven ein automatischer Apparat erwähnt[7]); und wie Ludwig Tieck in dem Märchen „der Runenberg", das in seinem 1812 veröffentlichten „Phantasus" enthalten ist, die alte Alraunsage in neuer Auffassung für seine Ausführungen verwertete[8]), so bildete etwas später die mittelalterliche Geschichte von

---

[1]) Wiegleb: Die natürliche Magie 1786 I S. 257 ff., 268 ff., II S. 231—250.

[2]) v. Eckartshausen: Aufschlüsse zur Magie 1791, III S. 339 ff., 363 ff., 367 ff.

[3]) Antihypondriakus oder etwas zur Erschütterung des Zwergfells und zur Beförderung der Verdauung 1792, Eilfte Porzion; vgl. E. T. A. Hoffmanns sämtliche Werke herausgeg. v. G. von Maassen, III Bd. 1909, S. XII ff.

[4]) Jean Paul Richter: Sämtliche Werke 1841, IV. Bd. S. 360—396.

[5]) E. T. A. Hoffmann: Sämtliche Werke herausg. von v. Maassen III, S. 3 ff.

[6]) E. T. A. Hoffmann: a. a. O. Bd. VI 1912, S. XXXV—XLIV, 87—120.

[7]) v. Arnim: Gräfin Dolores, Ausgabe von 1810. Bd. II S. 60 ff. Auch an die Puppe in Brentanos „Gockel u. Hinkel" sei erinnert. (Brentanos Werke herausg. v. Reitz, II S. 427 ff.).

[8]) L. Tieck: Phantasus 1812, Bd. I S. 239—272.

der Venusstatue mit dem Ring den Inhalt mehrerer vielgelesener Novellen. Sie bearbeitete 1819 Eichendorff in seiner stimmungsvoll feinsinnigen Erzählung „das Marmorbild“ [1]), sie gab den Hintergrund zu Gaudys 1838 abgefaßter Geschichte „Frau Venus“, die er seinen „Venetianischen Novellen“ einverleibte [2]), sie fand auch in einer Novelle von Prosper Mérimée aus dem Jahre 1837 „La Vénus d'Ille“ eine packende, französischen Geist atmende Wiedergabe [3]). Kurz, Dichtungen und Erzählungen, die sich mit dem Inhalt der Golemsage berühren, waren im Anfang des 19. Jahrhunderts allgemein verbreitet, wie sich auch aus dem 1831 von Mrs. Shelley geschriebenen, 1912 von Widtmann verdeutschten höchst sonderbaren Roman „Frankenstein oder der moderne Prometheus“ beweist, in welchem die Schöpfung eines künstlichen monströsen Menschen und alles von ihm über die Familie seines Verfertigers und diesen selbst hereingebrachte entsetzliche Unglück mit grandioser Unnatürlichkeit bis zum gemeinsamen Untergang im Polareis — allerdings ohne Erwähnung und wohl auch ohne Kenntnis der Golemsage — geschildert wird [7]), wie sich aber auch aus Gottfried Kellers 1872 geschriebenen „Sieben Legenden“ mit ihrer Verwendung der Sagen von belebten Marien- und Heiligenbildern ergeben kann [4]).

Deshalb ist es auch eigentlich nicht verwunderlich, wenn nun die Golemsage gleichfalls öfters in der deutschen Literatur behandelt wird, wobei sie jetzt fast durchgängig die unterdessen in der volkstümlichen Überlieferung herrschend gewordene Beziehung auf den hohen Rabbi Löw wahrt.

Hierher gehört zunächst die gelegentliche Erwähnung, die Auerbach in seinem 1837 erschienenen Roman „Spinoza“ von Rabbi Löws Golem einfügt [5]). Als das Märchen einer aus Deutschland

---

[1]) Eichendorff: Werke herausgeg. v. Dietze, Bd. II, S. 321—370; Engel: Geschichte der deutschen Literatur, 14. Aufl. 1912, II S. 60.

[2]) Franz Freiherr Gaudy: Ausgewählte Werke, herausgeg. v. Siegen III, S. 37—53.

[3]) Mérimée's Novelle erschien in der Revue des deux mondes; deutsch bei Reclam Nr. 5168; vgl. Klapper in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde XI, S. 132 ff.

[4]) Shelley: Frankenstein oder der moderne Prometheus, deutsch von Widtmann 1912.

[5]) G. Keller: Gesammelte Werke. Bd. VII S. 369 ff., 378 ff., 394 ff.

[6]) Auerbach: „Spinoza. Ein Denkerleben“. Ausg. v. Hesse-Leipzig, . 148 f.

stammenden geschichtenkundigen Judenmagd Chaja wird die Erzählung von der Schöpfung der Lehmfigur, ihrer Belebung durch ein in einer Öffnung des kleinen Gehirns verborgenes Pergament mit dem Gottesnamen, ihrer Hausarbeit, ihrer sabbathlichen Ungebühr, ihrer Vertilgung und der daher kommenden Prager Sitte, das Sabbathlied zweimal zu singen, berichtet, wobei ein philosophisch-satirischer Schluß nicht fehlt[1]).

Ein eigenes populär gehaltenes Gedicht über den Golem veröffentlichte dann im Jahre 1841 Gustav Philippson in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“[2]). Hier kann der Golem auch reden und nach seiner Erschaffung dem Rabbi selbst Anweisung über seine Behandlung am Sabbathanfang geben. Die Katastrophe verlegt Philippson auf das Versöhnungsfest, den Jom Kippurim. Bei seinem Beginn entsteht ein eigentümlicher Wirrwarr in der Synagoge:

„Schon ist ja zum Ersticken das ganze Bethaus voll,
Und furchtbar ist das Lärmen, und alles schreit wie toll;
Und nichts als Totenköpfe erblickt man in der Luft,
Sie suchten mit den Augen die stille Totengruft.
Doch endlich kommt der Rabbi, er merkt das Geisterheer:
„Werft ab die Sterbekleider und betet keiner mehr,
Es sind die Toten alle in unserm Tempel hier;
Ich hab' in meinem Golem vergessen das Papier.“

Er holt dies nun noch vor Sternenaufgang aus dem Golem heraus und verschwört sich, keinen ähnlichen Geist mehr als Diener anzunehmen:

„Und nach dem Friedensfeste nimmt er mit ernstem Sinn
Das Bild von Lehm und Erde und legt es vor sich hin
Und spricht dann einen Segen und nagelt's an die Wand,
Das ist der Geist, der Golem, wie er in Prag bekannt.
Das Bild ist da noch heute, von dem man viel erzählt,
Doch hab' ich diese Sage davon nur ausgewählt.“

Im folgenden Jahre 1842 brachte Abraham M. Tendlau in seinem „Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit“ ein

[1]) „Der hohe Rabbi Löw hat gewiß nicht an Cartesius gedacht, und doch hatte sein Golem so viel Leben als alle Menschen, wenn man sich mit der neuen Ansicht vereinigt: der Zusammenhang zwischen Seele und Körper sei so locker, daß er jeden Augenblick aufgehoben und wiederhergestellt werden könne.“ (a. a. O. S. 149).

[2]) Philippson: „Der Golem“ in der „Allgem. Zeitung des Judentums“, V. Jahrgang 1841, S. 629—631; Held: a. a. O. S. 357 f.



ziemlich ungeschicktes Gedicht[1]), das er „Der Golem des Hohen Rabbi Löw" betitelt, das ganz wie Auerbach die Sage erzählt, und in dem es zum Schlusse heißt, auf der Synagoge in Prag sei auf dem Speicher noch des Golems Tongebein zu sehen, und das Sabbathlied werde seitdem in Prag stets zweimal gesungen.

Übrigens ist noch die bedeutsame Anmerkung Tendlaus beachtenswert, daß ihm die Golemsage nur durch mündliche Überlieferung bekannt sei.

Aus dem Jahre 1844 stammt auch ein tiefempfundenes Gedicht[2]) von Annette von Droste-Hülshoff, die mit Grimm und Achim von Arnim[3]) gut bekannt war. Es heißt „Der Golem" und behandelt die Klage um eine ehedem begeisterte und dann alltäglich gewordene Frauennatur. Vom Golem selbst handeln darin die Verse:

„'s gibt eine Sage aus dem Orient
Von Weisen, toter Masse Formen gebend,
Geliebte Formen, die die Sehnsucht kennt,
Und mit dem Zauberworte sie belebend;
Der Golem wandelt mit bekanntem Schritte,
Er spricht, er lächelt mit bekanntem Hauch,
Allein es ist kein Strahl in seinem Aug',
Es schlägt kein Herz in seines Busens Mitte.

Und wie sich alte Lieb ihm unterjocht,
Er haucht sie an mit der Verwesung Schrecken;
Wie angstvoll die Erinnrung ruft und pocht,
Es ist in ihm kein Schlafender zu wecken,
Und tief gebrochen sieht die Treue schwinden,
Was sie so lang und heilig hat bewahrt,
Was nicht des Lebens, was des Todes Art,
Nicht hier und nicht im Himmel ist zu finden."

Daß die Dichterin die ihr wohl aus der Romantik bekannt gewordene Sage schöpferisch ausgestaltet und symbolisiert hat, ist deutlich, ähnlich wie später Theodor Storm[4]) in einem kleinen Gedicht „Ein Golem" um diesen „Kerl von Leder" seinen Humor spielen

---

[1]) Tendlau: a. a. O. S. 16–18: Held: a. a. O. S. 347 ff.

[2]) A. v. Droste-Hülshoff: Letzte Gaben [Ges. Schriften bei Cotta I S. 288 f.]; zuerst im „Morgenblatt für gebildete Stände" 1844 erschienen.

[3]) A. v. Droste: Ges. Werke, Verlag v. Schöningh. Herausgeg. von W. Kreiten 1885 I 1 S. 36 f., 40 f., 307, 419; III 333–335.

[4]) Theodor Storm: Sämtliche Werke, Verlag v. G. Westermann, Bd. V, S. 278.

läßt. Beide Dichtungen beweisen dadurch erneut die Verbreitung des Sagenstoffes um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

In den nächsten Jahrzehnten finden sich meines Wissens keine neuen Bearbeitungen der Sage, nur die hebräische Zeitschrift Ha Maggid brachte im Jahre 1867 eine Darstellung des Golemstoffes [1]). In den achtziger Jahren indessen begegnen wieder einige wichtigere Behandlungen des Gegenstandes. Bermann nahm 1883 in seine eigentümliche Anekdotensammlung „Alt und Neu, Vergangenheit und Gegenwart in Sage und Geschichte" auch die Geschichten von „Rabbi Löw und seinen Wundern" auf und schilderte dabei gemütlich breit die Sage vom Golem [2]). Nach Bermanns Bericht hat Löw diesem den Schem unter die Zunge gelegt und ihn zum Diener an der Synagoge bestellt. An einem Freitagabend, als seine Lieblingstocher Esther tötlich krank ist und der Rabbi aus Angst um das Leben seines Kindes nicht einmal zum Synagogengottesdienst gehen will, sondern nur daheim die fünfarmige Sabbathlampe anzündet, meldet man ihm nun, der Golem sei rasend geworden und wolle die Synagoge stürmen. Rasch, ehe der erste Psalm zu Ende gesungen ist, stürzt Löw in das Gotteshaus, läßt mitten im Gesang, ehe noch der eigentliche Sabbath begonnen, innehalten, hemmt dadurch die Wut des Golems und wechselt dessen Talisman um. Bermann hat nämlich die eigentümliche Vorstellung, daß der Rabbi bei der Belebung des Golems die Verwendung eines Zauberspruchs vergessen habe und daher den Golem zu Zeiten eine die magischen Künste seines Herrn übersteigende Kraft erlangt. Um diese zu zügeln, habe Löw außer dem Schem noch für jeden der sieben Wochentage einen besonderen Talisman verfertigt, der vor Sternenaufgang in der Altneusynagoge umgewechselt werden mußte. Auch an jenem verhängnisvollen Freitagabend wurde nun zwar der Golem durch Auswechselung des Talismans wieder zur Vernunft gebracht, und die für Genesung der Tochter Löws ausgesprochenen Gebete der dankbaren Gemeinde bewirkten die Gesundung des Mädchens. Aber der Rabbi traute doch dem wieder redlich arbeitenden Knecht nicht mehr und nahm eines Tages beim Auswechseln des Talismans auch den Zettel mit dem Schem unter seiner Zunge hervor, so daß der Golem als lebloser Tonklumpen zu Boden stürzte. An diese Darstellung, bei welcher die nur hier

---

1) Ha Maggid, Jahrgang 1867 Supplement Nr. 42; der Artikel selbst war mir unzugänglich.

2) Bermann: Alt und Neu 1883, S. 404—407; Held: a. a. O., S. 355 ff.

überlieferte Annahme von verschiedenartigen Talismanen im Golem gewiß nichts als eine ausschmückende, wohl vom Verfasser ersonnene Zutat ist, schließt Bermann noch eine ergötzliche, halb rationalistische halb gutgläubige Auseinandersetzung über die Möglichkeit, solche Figuren zu konstruieren und bringt die schon frühzeitig geäußerten Zweifel an ihrer Wunderkraft zur Sprache [1]).

Eine ganz andersartige Deutung der Sage versucht 1885 Nathan Grün in seinem wissenschaftlich angelegten Vortrag über „Rabbi Löw und sein Sagenkreis." Er meint, Löw habe mit Vorliebe seine gottesdienstlichen Reden und Erklärungen durch Gleichnisse bereichert und verdeutlicht, und so liege es nahe, daß er in einer oder mehreren seiner Reden auch das Gleichnis vom Golem vorgebracht, dieses Beifall gefunden und sich zu einem geflügelten Worte entwickelt habe, das später, vielleicht zur Erklärung der Prager Sitte, den Sabbathpsalm zweimal zu beten, auf Löw selbst anekdotenhaft übertragen worden sei [2]). Grün beachtet bei dieser Erklärung aber nicht, daß die Golemsage bereits vor dem Prager Rabbiner als solche existierte, und kann eine Vorliebe Löws für das Golemgleichnis, das übrigens auch sonst als Gleichnis kaum nachweisbar sein wird, aus den Schriften des Rabbiners nicht belegen.

Eine deutliche Beziehung auf die alten Adamssagen bietet ferner im Jahre 1886 die gelegentliche Erwähnung des Golems, die sich in dem Lustspiel von Jaroslav Vrchlický: „Der hohe Rabbi Löw", verdeutscht von E. Grün findet. Hier heißt es gesprächsweise [3]):

„Was Volk? Das erzählt auch, Rabbi Löw habe sich aus Lehm eine Figur gebildet, den Golem, habe ihm eine Seele eingehaucht, und er müsse den Rabbi in seiner Zauberküche bedienen. Einmal habe dieser tönerne Bursche dem Rabbi den Dienst verweigert, habe Widerstand geleistet, sei riesenhaft gewachsen, bis sein Haupt die

---

1) „Zweifelsucht und das Bemühen, alle Dinge hübsch natürlich und gewöhnlich zu erklären, machten sich aber schon in jenen Tagen geltend, und es gab genug Leute, welche meinten, der Golem sei nicht ein Tonklumpen, sondern ein ganz gewöhnlicher, auf die natürliche Art entstandener Mensch gewesen, der öfter von der Krankheit Cadaxpassio (Fallsucht) heimgesucht wurde, deren Bezwingung dem Rabbi bei seinen medizinischen Kenntnissen und der Macht seiner Persönlichkeit auch ohne die Zuhilfenahme des komplizierten Apparates von sieben Talismanen nicht allzu schwer wurde" (a. a. O. S. 407).

2) N. Grün: a. a. O., S. 34 f.

3) Vrchlický: Der hohe Rabbi Löw (Jüdische Universalbibliothek Nr. 15) S. 26.



Zimmerdecke berührte, aber der Rabbi ist nicht erschrocken. Er hauchte ihn an, sprach irgend eine Beschwörungsformel und der Koloß zerfiel in ein Häufchen Staub."

Ein Jahr später, 1887, berührte auch Rubin in seiner hebräisch geschriebenen „Geschichte des Aberglaubens" die Golemlegende, und sein deutscher Übersetzer Stern fügte dazu die ziemlich sonderbare Anmerkung[1]): „Man kann in derlei Sagen die Sehnsucht der Menschen ausgedrückt sehen, von der schweren Berufsarbeit entlastet zu werden und sie fühllosen Apparaten aufzubürden, welche Übermenschliches leisten und beliebig zum Stillstand gebracht werden, eine Vorahnung der Dampfmaschinen."

In diesem Zusammenhange seien auch zwei Fassungen der Sage erwähnt, die mir nur aus der inhaltlich reichen, aber wegen ihres eigentümlichen, kabbalistisch verworrenen Grundzuges in ihren Annahmen und Deutungen abzulehnenden Arbeit von Held bekannt geworden sind. Held hat von einem ostjüdischen Kabbalisten folgende sehr an Blochs Aufsätze gemahnende Darstellung gehört[2]):

„Einst schuf Rabbi Löw aus Ton und Erde ein Menschenbild, atmete ihm von seinem Atem ein, neigte sich über den Leichnam, legte den Gottesnamen unter seine Zunge, küßte ihn und sprach JHVH[3]). Das tat er viermal, indem er sich nach Osten, Westen, Süden und Norden verbeugte. Da sich aber der Golem noch nicht regte, rief Löw seine drei Schwiegersöhne und machte sie wissend im Worte des Buches. Sie rührten am Schem, sprachen den Gottesnamen und verbeugten sich nach den vier Winden. Da erhob sich der Golem und stand auf seinen Füßen. Damals wurden aber die Juden in Prag beim Kaiser arg verleumdet und waren in Not. Deshalb entsandte der Rabbi Löw den Golem, die Verleumder Israels auszukundschaften. Der fand diese und lauschte, während er selbst unsichtbar war, ihren Reden. Zu seinem Meister zurückkehrend, gab er Bericht, und Löw überzeugte nun den Kaiser von der Haltlosigkeit der böswilligen Verleumdungen. Dann rief er seine Familie zusammen, dankte Gott, rief den Golem, neigte sich über ihn, rührte an seine Zunge, küßte ihn und sprach JHVH. Das tat er viermal unter Verbeugungen nach den vier Winden. Und ein Zittern kam über den Golem. Danach taten die drei Schwiegersöhne Löws ebenso

---

[1]) Rubin: Geschichte des Aberglaubens, deutsch von J. Stern 1888, S. 99.

[2]) Held: a. a. O., S. 373 ff.; Österreich. Wochenschrift 1917 Nr. 36 ff.

[3]) JHVH ist das Tetragramm des hebräischen Gottesnamens יהוה.



wie er, verhüllten ihre Häupter und beteten. Und als sie nach dem „Schema“, dem bekanntesten jüdischen Gebete, wieder aufblickten, sahen sie nichts mehr von Golem dem Enthüller. Denn er war wieder Staub geworden und war wie Sammet ihren Füßen.“

Zur Erklärung dieser eigentümlichen Sagenform läßt sich vielleicht anführen, daß גֹּלְמָם, von גלה offenbar als Participium Qual mit Suffixen abgeleitet, „ihr Enthüller, Offenbarer“ bedeutet und Golem mit Golam verwechselt die Veränderung der Sage bedingt haben kann. Daß hier, wie Held wenigstens für möglich ansieht, eine originale Darstellung der alten Golemsage vorliege, ist indessen wohl ausgeschlossen, die Vorgeschichte der Legende spricht entscheidend dagegen, und der ganze Charakter dieser ostjüdischen Tradition zeigt kabbalistisches, wunderhaft erbauliches Kunstgepräge.

Auch die Novelle von Carl Baron Torresani „Der Diener“ verwertet die Golemsage in ihrer Art[1]). Hier kommt der Held der Geschichte, ein Arzt, zu einem Rabbi Halbscheid, der einen höchst eigentümlichen Diener Hrynko, einen taubstummen, riesengroßen, starken, höchst brauchbaren Knecht, hat. In der Nacht wird der Arzt durch ein Geräusch geweckt. Der Diener steht vor seinem Bett und bedeutet ihm durch allerlei erschreckende Zeichen, daß er ihm etwas aus dem Halse ziehen solle. Nach schwerster Anstrengung gelingt es dem Arzte, ein Papierröllchen, wie ein Pakethölzchen groß, aus der Gurgel des Riesen herauszureißen. Im gleichen Augenblicke entsteht gewaltiges Getöse im Haus, das Licht erlöscht, und der Arzt verliert das Bewußtsein. Als er sich aufgerafft und sein Zimmer verlassen hat, sieht er im Vorsaal den Knecht über dem zu Boden geworfenen Rabbiner knieen und ihn mit wütender Riesenkraft in Stücke reißen. Das Ganze ist also eine geschickte Umformung der Golemsage mit neuen Namen und romantischer Staffage.

Nach dem Jahre 1900 treten weiter teilweise sehr vertiefte und auf allgemeine Probleme hinführende Bearbeitungen des alten Motivs hervor. Zunächst hat Hugo Salus in seiner 1903 erschienenen Gedichtsammlung „Ernte“ auch ein Gedicht „Vom hohen Rabbi Löw“[2]) aufgenommen. In populärer, heiter moralisierender Weise

[1]) Torresanis Novelle steht in Münchs Novellenschatz II S. 111—119; Held: a. a. O. S. 369 ff.

[2]) Hugo Salus: Ernte 1903 S. 91 f. Held a. a. O. S. 365 f. macht fälschlich Esther zu Löws Tochter. Auch sein Satz: „Bedeutsam ist der



wird erzählt, wie Rifke, die Tochter von Esther Löbl, sich in den hübschen Golem des Rabbiners verliebt habe und damit den Unwillen ihrer Mutter erregt. Um Rifke von ihrer Torheit zu heilen, befiehlt Löw seinem Knecht, sie zu umarmen. Der tut dies so stürmisch, daß die arg zerquetschte Rifke beschämt davonschleicht, Löw aber erteilt der Mutter eine mahnende Zurechtweisung, die das Golemmotiv heiter popularisiert.

Bedeutend wertvoller und psychologisch feiner als dieser anspruchslose, nette Scherz von Salus ist Rudolf Lothars 1904 in zweiter Auflage veröffentlichte Novelle „der Golem“ [1]). Esther, die Tochter Löws und seiner bereits verstorbenen Gattin Perl, ist mit dem braven, aber häßlichen und schüchternen Rabbi Elasar verlobt. Sie kann sich nicht entschließen, ihn zu heiraten und ist allem Zureden unzugänglich. Da besucht der zauberkundige Reb Simon ihren Vater, und beide Männer beginnen das von Simon gegen Löws Widerwillen diesem aufgeredete Werk der Golemschöpfung. Die sehr schön gestaltete Tonform ist schon fertig, und Simon vertraut dem widerstrebenden Löw das Geheimnis sie zu beleben. Nach Simons Weggang kommt der von einigen Junkern auf dem Hradschin arg mißhandelte Elasar in kläglichem Zustande zu dem Rabbiner. In dessen Zimmer schläft er erschöpft ein, und Löw entschließt sich, ihn zur Belebung des Golems zu benutzen. Er sucht die Seele des Bewußtlosen durch allerlei Zauberkünste der Tonfigur einzuhauchen, aber scheinbar bewirkt der Beginn des Sabbaths ein Mißlingen des Versuchs und zwingt den Rabbiner in die Synagoge zu gehen. Aber gerade in der Einsamkeit bekommt der Golem durch die in ihn eingegangene Seele Elasars Leben. In Toben und Lärmen fühlt er seine Kraft. Als ihm Esther erschreckt entgegentritt, stürzt er sich auf sie und gesteht ihr mit großer Heftigkeit seine Liebe, denn Elasars Seele spricht aus ihm hüllenlos zu dem Mädchen. Unterdessen kehrt Löw von der Synagoge heim, er findet sein Kind in der Umklammerung des Golems, befreit sie und will ihn zertrümmern. Voll Angst und starker in ihr entkeimter Liebe hält ihn Esther zurück, der Golem selbst stürzt sich indessen freiwillig zum Fenster herab und zerbricht in Stücke. Darüber kommt der bisher bewußtlose Elasar zu sich. Schüchtern

Schluß des Gedichtes, in dem der Rabbi seine Frau auf das Adamsgeheimnis im Menschen aufmerksam macht,“ ist ganz unnötig schwülstig.

[1]) Lothar: Der Golem 2. Aufl. 1904 S. 1—34; Held a. a. O. S. 368f.



tritt er vor Esther, diese aber erkennt in seiner Seele den Grundtrieb wieder, den ihr der Golem offenbarte. Ihr Widerstreben gegen eine Heirat ist geschwunden, und zur Freude des Vaters werden die beiden ein Paar. Am Ende der eigentümlich gedankenvoll umgeformten Legende heißt es: „In Esther ging Seltsames vor. Sie erkannte [an Elasar] den Ton der Stimme, sie erkannte die Gefühle, die in dieser Stimme bebten, sie erkannte mit einem Schlage in dem mißgestalteten Leib Elasars die Seele wieder, die sie vorhin mit dem göttlichen Kusse der Liebe zu sich in den Himmel gehoben hatte. Und der weise Rabbi ahnte, was in dem Gemüt seines Kindes vorging. Stumm legte er die Hände Esthers und Elasars zusammen. „Geht", sagte er, „Erkenntnis heißt der Eingang zur Liebe. Und Erkenntnis heiße der Rückblick auf euer Leben, wenn eure Stunde gekommen ist. Und Segen bedeute euch beides."

Aus dem Jahre 1908 ist neben der gelegentlichen Erwähnung des Golems in Zangwills „Träumern des Ghetto"[1]) das eigentümlich phantastische, in gut getroffenem jüdischen Kolorit und feiner Stimmung gehaltene Buch des Breslauers Georg Münzer, „der Märchenkantor" zu nennen[2]). Hier hat der edle und gelehrte Chajim, der eine Christin zur Gattin hat, einen künstlich geschaffenen Diener, der mechanisch seine Hausarbeit verrichtet, die Glocke zieht, den Sohn auf Wunsch der Hausfrau ruft und besonders bei Gelegenheit eines großen Brandes im weitangelegten Häuserviertel des Ghettos in Tätigkeit tritt. Doch verbreitet Münzer über das Wesen dieses Golems noch dadurch besondere Unklarheit, daß er stellenweise andeutet, Chajim habe im Geheimen statt des Golems das Hauswesen nachts selbst besorgt und dessen halb mystische, halb mechanische Gestalt nur als Staffage verwendet, sodaß der Golem bei Münzer keinerlei eigne Bedeutung beansprucht, sondern die Schilderung des jüdischen Lebens nur noch bunter und abenteuerlicher gestalten soll.

Gleichfalls im Jahre 1908 erschien die wohl bestgelungene und

---

[1]) Zangwill: Träumer des Ghetto, deutsch von H. H. Ewers. 1908 Bd. II S. 270 ff.: „Warum sollte ich nicht auch [wie andere Rabbiner] am Freitag ein schönes, fettes Kalb erschaffen und es zu meinem Sabbathmahl verzehren können? Oder ein seelenloses Ungeheuer schaffen, das mir diente mit Hand und Fuß?"

[2]) Münzer: Der Märchenkantor. 1908. S. 48, 141, 195, 216. Bei Held ist Münzers Buch nicht erwähnt.

tiefste Bearbeitung der Sage, das Drama von Arthur Holitscher: „Der Golem. Ghettolegende in drei Aufzügen“ [1]). Hier wird das faustische Problem des Übermenschentums in der Gestalt des Golemschöpfers Rabbi Bennahum mit großer Kraft verkörpert. Er gilt dem Volke als Wundertäter, verliert aber durch das Mißlingen der durch ihn versuchten Totenerweckung eines fünfjährigen Kindes vielen Glauben bei der Menge. Seine Tochter Abigail liebt den von ihm geschaffenen Golem Amina und weist deshalb die Werbung eines wackeren jungen Kaufmanns Ruben Halbstamm ab. Amina selbst gewinnt durch diese Liebe allmählich Seele und Selbstbewußtsein und widerstrebt sogar den Befehlen Bennahums. Daraus folgt eine sehr heftige Auseinandersetzung zwischen Vater und Tochter. Der Rabbi sieht in dem Golem nur sein Geschöpf, Abigail dagegen die Seele, die gleich ihr selbst zu Gott rufen will. Das Thema über Recht und Fähigkeit des Menschen zur Schöpfung wird sehr kraftvoll angeschlagen, eine innerlich durchgearbeitete Tragik beherrscht das Ganze. Schließlich stürzt sich Abigail vom Dachfenster auf die Straße und stirbt, Amina reißt sich an ihrer Leiche das Amulett mit dem Lebenszauber wirkenden Schem aus der Brust und fällt tot zusammen, das Volk flieht, und Bennahum, in der eignen Kraft gebrochen, gemieden und innerlich zerrissen, kniet einsam im Gebet: „Wer bist du? Wie bist du genannt? Sind mir entschwunden alle deine Namen — alle — bis auf einen: Der Starke bist Du! Der Starke bist Du! Gebenedeit! Auch dafür, daß du mir zu stark bist, auch dafür gebenedeit, gebenedeit!“ Wohl finden sich auch in diesem Stück noch einige Spielereien, wie z. B. der Name des Golems Amina rückwärts gelesen das Wort anima ergibt und dadurch den Mangel einer echten, vernünftigen Seele andeuten soll, aber dramatische Wucht, ernste Problematik, geheimnisvolle Mystik und tiefe Innerlichkeit verflechten sich zu einem eindrucksvollen Gesamtbild, einer wohlgelungenen, anziehenden Modernisierung des alten Motivs.

In den folgenden Jahren findet sich neben mehr gelegentlichen Erwähnungen des Golems in Auguste Hauschners Novelle „Der Tod des Löwen“ [2]), wo der Golem des Rabbi Löw in der Gestalt seines

[1]) A. Holitscher: Der Golem 1908. Besonders kraftvoll der dritte Akt (von S. 114 an). Das Drama verdiente größere Beachtung; Held a. a. O. S. 366 ff.

[2]) A. Hauschner: Der Tod des Löwen (erschienen in der Sammlung „Die Feldbücher“) S. 38, 74 ff. 100 ff.

stummen, unbedingt gehorsamen und die Tochter seines Herrn in eifersüchtiger Liebe behütenden Knechtes Jakob, eines von Löw großgezogenen Findlings, verkörpert ist, und dem Vorkommen von Rabbi Löw in dem Buche von Max Brod: „Tycho Brahes Weg zu Gott“[1]), auch einmal eine humoristische Bearbeitung des Stoffes in Pulvermanns kleiner Geschichte: „Der Prager Golem“[2]). Unter Benutzung der Doppelbedeutung des Wortes Golem, das sowohl der Golem wie der Narr heißen kann, wird erzählt, daß ein Jude aus Kladno, Meier Aron, vom Golem hört, wie sein Lehmklumpen noch immer auf dem Boden der Prager Synagoge zu sehen sei. Er entschließt sich daraufhin, um den Golem zu sehen, trotz des Widerspruchs seiner Frau Lea nach Prag zu wandern. Er verirrt sich aber nachts an einem Kreuzweg und kommt unvermerkt wieder nach Kladno zurück. Doch hält er dies für Prag, verwundert sich über die Ähnlichkeit mit seinem Heimatsort und meint, als er seine Frau antrifft, sie sei auch schon nach Prag nachgekommen. Da sagt diese ihm aber: „Den Golem willst du sehen? Weißt du was, Meier, guck in den Spiegel, da siehst du den größten Golem, den es von hier bis Prag gibt“! Diese heitere Anekdote beweist, wie die alte Bedeutung Golem gleich der Narr noch heute im Volk lebendig ist und zur gutmütigen Verspottung übertriebener Mystik Verwendung findet, doch beansprucht und besitzt Pulvermanns Skizze natürlich keinen eigentlichen literarischen Wert.

Schließlich hat nun Meyrink[3]) in seinem „Golem“ die alte Sage gleichermaßen vertieft wie verzeichnet, modernisiert wie verzerrt. Er entrollt das Bild des jüdisch-kabbalistischen Prager Ghettos. In seinem Traumgesicht jagen sich bald grausig geheimnisvolle, bald genrebildartig abgeschlossene Szenen. Viel Symbolismus, viel Okkultismus und nicht wenig Dekadence spielen hinein. Der Gemmenschneider Athanasius Pernath beginnt unter dem Lichte des Mondscheins in Halbschlaf aufzutreten und endigt vor dem Wundertor des Hermaphroditen und steht mit dem „Ich“ des Verfassers selbst in mystischer Identität. Bei erster Lektüre hält der Meyrinksche Roman die meisten in atemloser Spannung, bei häufigerem Lesen bin ich wenigstens stark enttäuscht geworden. Das Buch war,

---

[1]) M. Brod: Tycho Brahes Weg zu Gott 1916 S. 383.

[2]) M. Pulvermann: „Der Prager Golem“ im „Israelitischen Familienblatt“ vom 29. 1. 1914 Nr. 5 S. 13 f.

[3]) Gustav Meyrink: Der Golem 1916.

dank einer maßlosen Reklame, das meistgelesene Werk einer Saison, als Kennzeichen des ästhetischen Geschmacks und der Kultur unseres Volkes zu bedauern. Auch der hier geschilderte Golem ist nicht mehr der der Sage. Wohl wird diese erwähnt[1]), aber sogleich wieder in mystisches Halbdunkel gekleidet. Auch treten allerlei Züge des Ahasverus in der Golemfigur hervor[2]), und sie wird Verkörperung des jüdischen Volksgeistes, gleich diesem immer neu auftauchend und zugleich in ein zugangsloses Gemach verschlossen, Unglück bringend und vom Unglück verfolgt. Und um sie gruppieren sich in buntem Wirrwar der gräßliche Trödler Aron Wassertrum und der liebenswerte Archivar Hillel, der halb wahnsinnige Charousek und der kabbalistische Ideologe Pernath, die jungfräulich reine Mirjam und die Dirne Rosina mit vielen andern Gestalten. Der Golem ist ein Wesen und ist doch keines. Er erscheint als Personifikation oder auch als Persiflage des über die letzten Mysterien des Buches Sohar und der gesamten Weltanschauung phantasierenden Menschen. Alle Generationen kommt er wieder, viele sehen ihn, jedem entschwindet er. Viel Tschechisches und viel Talmudistisches, viel Hypermodernes und Überkultiviertes umlagert ihn. Die dunklen Begriffe der Kabbala liegen über ihm wie die wirren Phantome der Somnambulistik, er ist ein Geist des Ghettos, und doch im Ghetto verhaßt und fremd. Im Einzelnen den Inhalt des Romans anzuführen wäre zu weitläufig und könnte auch seine unnachahmliche Stimmung nicht treffen. Und einen klaren Begriff des von Meyrink Gewollten habe ich wenigstens nicht. Zwar sagt Held in einer begeisterten Anzeige des Buches[3]): „Der „Golem“ ist neben vielen andern künstlerischen Vorzügen vor allem auch für denjenigen, der mit der Kabbala bekannt ist, eines der einfachsten und klarsten Bücher trotz der ins Traumhafte phantastisch hinein versetzten Handlung . . . Trotz der in ihren wechselseitigen Verbindungen vielfach verworren wirkenden Personen, die nur so erscheinen, wenn man sie vom leidigen psychologischen Standpunkt aus betrachtet (aber das ist gerade ein Hauptvorzug des „Golem“, daß er weder ein psychologischer, noch ein moderner Alltagsroman ist), schlingt sich die ganze Handlung dieses Buches wie

---

[1]) **Meyrink:** a. a. O. S. 73 f.

[2]) Vgl. meinen Artikel: „Studien zur Ahasverussage“ in „Theolog. Studien und Kritiken“ Jahrgang 1916 S. 335.

[3]) Held in der Zeitschrift „Das Reich“ Jahrgang 1916 S. 152.

ein reiches, künstlerisch beherrschtes Ornament über die architektonische Ruhe der kabbalistischen Gesetze hin. Alles Impressionistische, wie es uns in den Begebenheiten der einzelnen Kapitel als merkwürdiger Zufall begegnet, schließt sich als reicher Ring harmonisch zusammen und löst eine vollkommene Befriedigung, die der Konsequenz, aus." Aber ich bin, vielleicht aus Mangel an Kenntnis und Verständnis der Kabbala, zu solchen Empfindungen ganz außerstande. Ich stimme vielmehr einer Kritik in der „Zeitschrift für Bücherfreunde"[1]) zu, die sagt: der „Golem" Meyrinks habe wohl eine Seele. „Aber was für eine? Eine jüdische oder tchechische, eine mystisch versonnene oder futuristisch plappernde Seele? Ich kann ihn nicht mit einem Ja auf das erste loben und mit einem Ja auf das zweite tadeln, er ist kein Geschöpf, sondern Lektüre. Gewiß ist er, so sehr es den Anschein danach haben könnte, nicht jüdisch." Für mich bleibt das Buch eine literarische Kuriosität, welche die abstoßende Unnatürlichkeit von Meyrinks „Grünem Gesicht", seinem auf den „Golem" folgenden Roman, schon ahnen läßt, ich kann es in der Geschichte der Golemsage als eine ihrer Bearbeitungen nicht mit Befriedigung nennen und stelle Lothars und Holitschers Dichtungen weit über diese täuschende Nebelgestalt modern kabbalistischer Technik und Phantastik, diese Träumerei eines Verfassers, dessen sonstige Werke auch gerade den christlichen Theologen oft tief verletzten und den man jüngst mit Recht „ein modernes Zeitphantom" genannt hat[2]).

Mit dem Meyrinkschen Buche ist meines Wissens die Literatur über die Golemsage, die übrigens auch von Hugo Steiner in 25 Lithographien, „Der Golem" betitelt, 1916 dargestellt worden ist, abgeschlossen. Daher sei noch ein kurzer Rückblick gegeben, für dessen Ergänzung und Berichtigung ich dankbar sein werde, und der nur Hypothese, nicht Behauptung sein will. Die Golemsage ist eine der verschiedenen Formen, die die allgemein verbreitete Sage von lebenden Statuen und künstlichen Menschen im Laufe der Zeiten angenommen hat. Diese ist schon im Altertum und Mittelalter durch viele Fassungen und Ausschmückungen vertreten und entstammt dem Bedürfnis der menschlichen Natur, das Problem des Lebens durch eigne Kunst und Kraft einigermaßen zu lösen.

[1]) Zeitschrift für Bücherfreunde, Jahrgang 1916 S. 141 ff.

[2]) R. Zickel in der „Christlichen Welt" 1918 Sp. 8—13; Zimmermann: Gustav Meyrink u. seine Freunde 1917.

Ausgehend von einer dunkeln Bibelstelle und talmudischen Schöpfungssagen, verwebt die Golemgeschichte damit andere rabbinische Überlieferungen. Ihr Auftreten folgt auf die Zeit des Paracelsus und der Naturmagie, der Heiligenlegenden und Spukgeschichten, der Hexenverfolgung und der Kabbala und ist von diesen mindestens bedingt. Ursprünglich bindet sie sich an die Gestalt des später vergessenen Rabbi Elijah von Cholm, wird aber wohl in mündlicher, höchstens ganz vereinzelt schriftlich festgehaltener Volksüberlieferung allmählich auf die hervorragende und geheimnisvolle Persönlichkeit des hohen Rabbi Löw zu Prag übertragen. Lange bleibt sie in dieser Form literarisch unbekannt, zumeist nur eine Legende der Ostjuden. Von Schudt abhängig, trägt Jacob Grimm sie in die schöne Literatur in einer Zeit, die durch romantische Neigung zum Phantastischen, automatische Spielereien und Erneuerung mittelalterlicher Legenden auch für die Aufnahme der Golemsage besonders geeignet war. Ihre ersten Darstellungen folgen tunlichst der Volksüberlieferung, später sucht man vielerlei Probleme der Liebe, des Übermenschentums und der Weltanschauung hineinzugeheimnissen. Die neue Mystik der Gegenwart nimmt sie freudig auf und gestaltet sie nach ihren Grundsätzen. Die Trümmer des Golem liegen nicht mehr in der Altneusynagoge zu Prag, sie spuken durch einen vielgelesenen Roman unsrer Tage. Der Träger des Schem wird zum Schemen, Rabbi Löw zum kabbalistischen Faust. Die alte Sage bleibt ewig jung.



Kriegsaberglauben.

Von Pastor Lic. Dr. Ulrich Bunzel in Schreibendorf (Kr. Strehlen).

Inhaltsverzeichnis.

Der Soldatenstand neigt zum Aberglauben. So sagt schon Luther in seiner Schrift, „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können (1526)" am Ende: „Endlich haben die Kriegsleute auch viel Aberglauben im Streit. Einer befiehlt sich St. Georg, der andere St. Christoffel, der eine diesem, der andere jenem Heiligen. Etliche können Eisen und Büchsensteine beschwören, etliche können Roß und Reiter segnen. Etliche tragen St. Johannis Evangelium oder sonst etwas bei sich, worauf sie sich verlassen." Gustav Adolf verbot in § 1 seiner Kriegsartikel auf das schärfste Götzendienst, Hexerei oder Zauberei als eine Sünde gegen Gott[1]). Daß im dreißigjährigen Kriege der Aberglauben blühte, ist bekannt; schon die zahlreichen Beispiele aus Schillers Wallenstein, die Kronfeld übersichtlich geordnet hat[2]), lehren das. Wenn heutzutage der Aberglaube vielleicht nicht mehr eine solche Rolle spielt wie in vergangenen Zeiten, so ist er doch gerade in diesem Kriege wieder mächtig geworden. Die nervösen Erschütterungen, denen jeder ausgesetzt ist, schaffen eine für den Aberglauben außer-

---

[1]) A. Hellwig, Weltkrieg und Aberglauben S. 9f.

[2]) E. Kronfeld, Der Krieg im Aberglauben und im Volksglauben. S. 23—39 Die Sterne lügen nicht.

ordentlich günstige Grundlage. Dazu kommt, daß in diesem Kriege, in dem der Soldat mehr denn je von Gefahren umgeben ist, jeder, der von Anfang an draußen steht, es gesehen hat, daß eine Kugel den Helm aufriß, ohne dem Träger auch nur ein Haar zu krümmen, oder daß eine Kugel in der Taschenuhr, in der Brieftasche, in dem Bilde der Eltern oder Gattin, kraftlos stecken blieb und dem Getroffenen höchstens eine Quetschung zufügte (Hellwig S. 14 ff.). Weiterhin mögen wunderbare Gebetserhörungen, gnädige Bewahrungen, die der einzelne erfahren durfte und von denen selten die Zeitung oder die Fachliteratur berichtet[1]), nicht wenig zur Förderung des Kriegsaberglaubens bei den anderen beitragen.

I. Weissagungen. Unter diesen seien zunächst solche erwähnt, die bloßem Zufall ihr Dasein danken. Wenn nach der Niederwerfung des polnischen Aufstandes 1863 in Polen das Wort entstand: nur noch 50 Jahre, und Polen ist frei[2]), dann ist dies Sprichwort, vorausgesetzt, daß es wirklich jetzt besteht, darum wieder lebendig geworden, weil es zufällig eingetroffen ist. Es ist ein Spiel des Zufalles, wie daß am 23. Mai die italienische Kriegserklärung erfolgt ist, an dem Tage, von dem Wallenstein sagt, schweig mir von diesem Tag, es ist der 23. des Mais. Solcher Zufälle gibt es viele. Sie werden natürlich nur dann als besondere Weissagungen aufbewahrt, wenn sie dem Permutationsgesetz zufolge einmal mit einem wichtigen Ereignis zusammengetroffen sind.

Sodann gibt es Weissagungen, die so allgemein gehalten sind, daß man alles oder gar nichts aus ihnen lesen kann. Das System des delphischen Orakels hat Schule gemacht, nicht nur im Altertum, sondern auch im Mittelalter und in der Neuzeit. Hier ist der Ort, von den historisch gewordenen Weissagungen zu sprechen. Nicht eingehen möchte ich auf die allerhand Prognostika des Paracelsus[3]), die sich in manchen Büchern als merkwürdige Prophezeiungen, nach Reiners „wohl auch für den Krieg von 1914" finden. Sechs Daten aber will ich erwähnen, da sie in der Geschichte der Literatur

[1]) Ich fand eine einzige derartige abgedruckt. Daheim 50. Kriegsnummer 17/7. 15.

[2]) A. Reiners, Prophetische Stimmen und Gesichte über den Weltkrieg 1914. S. 28. F. E. Baumann, Kriegs-Prophezeiungen 1914/5. S. 24.

[3]) Paracelsus 1493 zu Maria Einsiedeln geboren; 1542 zu Salzburg als berühmter Arzt gest. 1531 allerlei Prognostiken (Sehr unklar geschrieben). E. Schlegel, Paracelsus als Prophet 1915.

bekannt und in der Gegenwart als bedeutungsvoll viel besprochen worden sind.

Historisch die älteste Weissagung, die heute wieder hervorgeholt wird, ist die Papstweissagung des Bischofs Malachias aus dem 12. Jahrhundert[1]) auf die religio depopulata vom Jahre 1914[2]). Indes kann man, wie es denn auch in der Geschichte der christlichen Kirche geschehen ist, dies Prädikat jeder Zeit zuschreiben, und unserer vielleicht mit weniger Recht als anderen. Auch ist die Bestimmung der einzelnen mittelalterlichen Sätze auf die einzelnen Päpste etwas willkürlich. Nach Malachias würden nur noch 7 Päpste regieren und dann entweder die Kirche oder die Welt untergehen.

Fast noch nichtssagender, darum aber gerade für die gegenwärtige Zeit viel mehr ausgebeutet sind die Centuries des Nostradamus[3]). Es war in den Tagen des französischen Königs Franz I. und seiner drei gekrönten Söhne. Gewaltig erregten die Kämpfe der Reformation die Geister, das Abendland zitterte vor den Türken, und in blutigem Kampf stritt Kaiser Karl um Land und Leute in Frankreich. Da tauchte bald hier, bald da in Frankreich und Italien ein ruhelos wandernder Arzt und Sternkundiger auf: Michel de Nostre dame, Nostradamus nannte er sich (Zur Bonsen S. 29). Wenn uns „dies geheimnisvolle Buch, von Nostradamus eigner Hand“, zumeist nur aus der Lektüre des Faust bekannt war, so gibt es jetzt sehr viele Leute, die mit Hilfe dieses dunklen Schriftstellers und

[1]) S. Malachiae archiepiscopi Hiberniae Prophetia de pontificibus Romanis ab aevo suo ad mundi finem usque futuris MDCXLII. Bischof M'. O' Morgair von Armagh 1095—1148. Bernhards Schriften sprechen von ihm. In 110 kurzen Sätzen will er die Päpste von 1143, Coelestin II, an charakterisieren.

[2]) Auf Pius IX. sollten die Worte Crux de cruce, auf Leo XIII. Lumen de coelo, auf Pius X. Ignis ardens und auf Benedikt XV. religio depopulata hindeuten.

[3]) Michel de Nostre Dame 1503 zu St. Remy geb., 1566 in Salon gest. Seit 1555 veröffentlicht er insgesamt 10 Centuries von Quatrains, in denen er von 1555—3794 weissagt. Ausgabe: E. Rösch: Die erstaunlichen Bücher des großen Arztes, Sehers und Schicksalspropheten Nostradamus, ins Deutsche übertragen und dem Verständnis aufgeschlossen von Eduard Rösch, Stuttgart 1850. Aus der Bibliothek der Zauber-, Geheimnis- und Offenbarungsbücher und der Wunderhausschatzliteratur aller Nationen, in allen ihren Raritäten, Kuriositäten, insbesondere Aeromantie, Alchemie usw. und andere Materien des mysteriösen und übernatürlichen mit Einschluß der medizinischen und naturhistorischen Sonderbarkeiten zur Geschichte der Kultur hauptsächlich des Mittelalters I. Scheible 9, 1 Nostradamus.



Arztes die Gegenwart erkennen zu können meinen[1]). Einmal ist es aber sicher kein günstiges Zeichen für die Prophetengabe des Nostradamus, daß er in gewollt dunklen Worten schrieb, wie manche (Grobe Wutischky S. 8) hervorheben. Viele seiner absichtlich dunklen Quatrains werden jetzt als verborgene Weisheit gepriesen[2]). Einen statt vieler[3]) und zwar den am häufigsten erwähnten Schlager, gebe ich hier wieder:

III, 34 Quand le deffaut du Soleil lors sera,
Sur le plein jour le monstre sert veu,
Tout autrement on l'entrepretera,
Cherté n'a garde n'y aura pourvenu[4]).

Man kann, wie Hellwig meint, so ziemlich alles da herauslesen, was man will. Wir stimmen Rösch (Vorwort S. 5) bei, der — allerdings in anderem Sinne — sagt: bisher ist Nostradamus von noch niemandem verstanden worden[5]).

---

[1]) P. Zillmann, der Herausgeber der neuen metaph. Rundschau, schreibt XXI. Band 1914 [auch später wird stets dieser Band erwähnt] S. 233 f. Mein erster Griff in der bedrängten Zeit des Augustanfanges war nach den Zenturien des Nostradamus. Da mußte ich finden, wenn überhaupt irgend wo, wie der Krieg ausgehen würde. A. Grobe Wutischki der Weltkrieg 1914 in der Prophetie 1915 nennt seine Weissagungen verblüffend (S. 8). Und R. Gerling der Weltkrieg 1914/15 im Lichte der Prophezeiung findet, daß sich seine Prophezeiungen bisher in ganz überraschender (S. 51), ja, in ganz unheimlicher Weise (S. 28) erfüllt haben. Nach Kemmerich Prophezeiungen alter Aberglauben oder neue Wahrheit (S. 402) ist N. eines der größten Genies der Weltgeschichte. Auch Baumann zitiert alle die in Betracht kommenden Weissagungen (S. 29 bis 31). Vorsichtiger ist Zur Bonsen: Es kann nicht geleugnet werden, daß viele der Weissagungen in der Hauptsache, sagen wir mal, sich erfüllt zu haben scheinen (S. 30). Fast wörtlich so B. Grabinsky, neuere Mystik. Der Weltkrieg im Aberglauben im Lichte der Prophetie 1916. (212). Referierend berichtet darüber Reiners (S. 51—55), erfrischend negativ Hellwig (S. 88—97), vgl. Bächtold S. 5.

[2]) A. Kniepf, Die Weissagungen des altfranzösischen Sehers Michael Nostradamus und der jetzige Weltkrieg. Hamburg 1914; Kronfeld, S. 34 u. a. m.

[3]) Bes. werden angeführt: II, 50; III, 57; VIII, 15; X, 100; sowie II, 83; VI, 19; 96; IX, 48, 55, 88; X, 31, 51; II, 75: Stimme des seltsamen Vogels wie Orgelton soll auf die Zeppeline hindeuten! II, 68: London im Niedergange, wenn das Tor des Meeres geöffnet ist, soll auf den Panamakanal hinweisen!

[4]) Wird sich dann die Sonne mit Nacht umkleiden
Wird man am Mittag das Monstrum sehn.
In ganz andrem Sinne wird mans deuten,
Und auf Teurung keiner sich versehn (F. Rösch, II, 22).

[5]) Vorwort S. 5.

Noch mehr hat von sich reden gemacht die Lehnin'sche Weissagung vom Hause Hohenzollern [1]). Die Weissagung des Herzog Hermann von Lehnin, über den alle Quellen schweigen, die schon im beginnenden 19. Jahrhundert als eine Fälschung aus den letzten Jahren des großen Kurfürsten erkannt wurde, ist dem Boden der apokalyptisch monarchischen Vorstellungen des Mittelalters erwachsen. Ihre Unechtheit tut Kampers in seinem trefflichen Buche mit schlagenden inneren und äußeren Gründen [2]) dar. Indes, wenn auch die Weissagung erst um 1690 entstanden ist, so könnte sie doch auf den jetzigen Weltkrieg hinweisen. Es kommen die letzten Verse in Betracht:

95: Et pastor gregem recipit, Germania regem
Marchia cunctorum penitus oblite malorum.
Ipse suos audet fovere, nec advena gaudet.
Priscaque Lehnini surgunt et testa Chorini,
Et veteri more clerus splendescit honore.
Nec lupus nobili plus insidiatur ovili [3]).

---

[1]) Grabinski 218: ganz abgedruckt bei Grobe Wutischki 18—28, am ausführlichsten: Fr. Kampers, die Lehninsche Weissagung über das Haus Hohenzollern 1897.

[2]) Kampers, 27; 24 f; 36 f; 43. Es ist sehr auffallend, wie unbestimmt die Weissagungen für die Zeit nach 1690, der Abfassungszeit der Fälschung werden:

V. 74 wird bei dem Vers, der auf Friedrich I. gehen soll, nicht einmal die Königskrönung erwähnt, wenn auch Grobe Wutischkis Interpretationskünste im Worte regentis die engste Anlehnung an rex finden (S. 25).

V. 88 bietet eine noch schönere Probe exegetischer Künsteleien. Von Friedrich Wilhelm II. heißt es, et perit in undis. Gr. W. 27: er starb in seinem von Wassern umgebenen Schlosse in Potsdam an der Wassersucht in einer Zeit, wo die Wellen des politischen Lebens hoch gingen!

V. 93 auf Friedrich Wilhelm IV. gedeutet heißt es qui stemmatis ultimus erit d. h., der das Szepter der absoluten Monarchie schwingt.!! Gr. W. S. 28. Im V. 63 ist dem Seher ein lapsus untergelaufen, durch den er sich unfehlbar als Fälscher erweist. Er redet, und die Weissagung soll aus der Zeit 1300 stammen, von Jehova, eine Bezeichnung, die sich in der Lutherbibel noch nicht findet, weil man damals noch nicht diese falsche Lesart des göttlichen Tetragramms kannte. Grobe Wutischki ist indes nicht verlegen. Er meint: Man kann annehmen, der Seher habe diese Lesart vorausgenommen. Er hat gerade mit den Worten der kommenden Zeit reden wollen, und dann würde gerade das, was als ein Zeichen der Fälschung angesehen wird, sich als ein Zeichen der Echtheit des Vaticiniums offenbaren (S. 35) Sapienti sat!

[3]) . . . und die Herde den Hirt, Germania den König erhält.
Gänzlich vergißt jedes Unglück die Mark,

Gerling knüpft an diese Worte die mir etwas unverständliche Bemerkung: ohne Zwang lassen sich die Worte dahin auslegen, daß Deutschland siegreich bleiben, seine Gegner niederwerfen und den Frieden erzwingen und sichern werde.

Eine weitere, wertvolle und eigenartige Weissagung bietet die geisterhafte Völkerschlacht am Birkenbaum[1]). Auf dem Birkenfelde an den Holtumer Birken bei Werl in Westfalen tobt die grause Zukunftsschlacht in den Lüften.

„Da steht der Seher wie im Traum, er schaut die Schlacht am Birkenbaum[2]).

Nicht leicht gibt es eine wirklich lebende Sage von so ehrwürdigem Alter und so großartig wie diese Prophetie, so urteilt Zur Bonsen in der Einleitung seiner trefflichen Untersuchung über diese Sage. Seit 1701 immer wieder im Druck erschienen, war die Sage schon vor dem Kriege sogar in Frankreich bekannt, wurde dort zu Hetzartikeln, ja zu Fälschungen verwertet[3]). 1912 gab Kommandant Civrieux ein Buch heraus: „La fin de l'Empire allemand dans la battaille du Champ des Bouleaux 191 . . ," in dem er auf grund dieser Sage den Untergang des Reiches in der großen Völkerschlacht in Westfalen voraussagt. Die feindlichen Völker wollten zum Birkenbaum. Auf dem Birkenfeld in Westfalen atmet die Ackerscholle friedlich wie immer, zum katalaunischen Gefilde hinaus donnern die deutschen Kanonen. Und wer bleibt der Sieger? Der weiße Fürst! Unser Kaiser[4]).

Solche Volkssagen von geisterhaften Schlachten sind häufig[5]),

Wagt es, die Ihren zu pflegen.
Kein Fremdling darf mehr frohlocken.
In Lehnin und Chorin erhebt sich das frühere Dach,
Und nach alter Sitte glänzt der Klerus in Ehren.
Es lauert kein Wolf mehr vor dem edlen Schafstall.

[1]) vgl. die tiefgründige Behandlung derselben durch F. Zur Bonsen, die Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaume" 1916 4. Aufl. (dies Buch ist in den folgenden Zitaten gemeint).

[2]) Jos. Wormsdell, Gruß an Westfalen.

[3]) Zur Bonsen 11 ff.; Seitz der Fels, A. Seitz Kriegsprophezeiungen 10. Jhg. 1915 Aug. Sept. 399—421, 445—469.

[4]) ders. 35. Über die Wilhelmsschlacht 35 ff.; Bächtold S. 8.

[5]) Kronfeld 132: Die Sage von den Gefallenen in der Schlacht auf den katalaunischen Gefilden, die in der Luft den grimmen Streit fortsetzen, ist nur ein großes Symbol jener heißen Kämpfe, die die Seelen der gestorbenen Krieger immer wieder über ihren Gräbern ausfechten. Meistens steigen diese gespenstischen Scharen am Jahrestag der Schlacht, in der sie den Heldentod



die vorliegende ist wegen ihrer Verbreitung und ihrer Romantik besonders wertvoll. Zur Erklärung kann vieles gesagt werden. Historisch mag sich eine Erinnerung an die dort geschlagene Schlacht im Teutoburger Walde gehalten haben, mythologisch mag der Gedanke an den Helden der Nibelungen, an Siegfried, von dem die Volkssage der dortigen Gegend viel zu erzählen weiß, zu grunde liegen (Zur Bonsen S. 44), volkspsychologisch ist sie zu begründen durch die eigenartige Begabung der Westfalen mit dem zweiten Gesicht[1]), und meteorologisch ist sie auf die eigenartige Nebelbildung des Münsterlandes zurückzuführen[2]).

Hierher gehört sodann die moderne Frau Lenormand de Thebes. Ihr Almanach ist ein Beweis dafür, daß der Mord von Sarajewo schon längst vorher geplant war. Sagt sie doch selbst, daß sie ihren wertvollen Freundschaften in Wien eine ganze Anzahl wichtiger Nachrichten verdanke. So ist es leicht für sie, im Almanach von 1913 zu sagen: der, welcher glaubt, daß er regieren werde, wird nicht regieren. Regieren wird ein junger Mann, der nicht regieren sollte[4]). Welcher Wert der Seherin in Wirklichkeit beizumessen ist, erhellt aus dem mit Spannung erwarteten Almanach von 1916,

fanden, zum alten Kampf wieder hervor. Vgl. O. Böckel, die deutsche Volkssage. Aus Natur und Geisteswelt 262. S. 55. Eine besondere Bedeutung im jetzigen Kriege hat auch die Sage von der Schlacht auf dem Ochsenfelde bei Thann im Elsaß, dem Kampfplatz der Schlacht gegen Ariovist, dem Lügenfelde, gewonnen. Grabinski S. 234. Kronfeld S. 138 f. Bächtold S. 7.

¹) Spökenkieker. Grabinski 297—330. Das zweite Gesicht 274—296. Westfalen ist das Iand des Spukes; neben Schottland ist das alte Westfalen, das schon ein Humanist des 16. Jahrhunderts vatum nutrix nannte, das klassische Land der wundersamen Erscheinungen (297).

²) Zur Bonsen 90—97. vgl. auch Bochumer Zeitung vom 2. 7. 15, wo nach authentischen Berichten von Luftspiegelungen aus Böhmen erzählt wird, wo Bilder vom westlichen Kriegsschauplatz in der Luft erschienen. Auch ich habe im Gebirge mehrfach eigenartige Lichterscheinungen über dem Kamm gesehen, die ich mir nur als Projektion ferner Lichter deuten konnte. Doch erhielt ich damit ein Verständnis für die feurigen Walen, die die Gebirgsbewohner gesehen zu haben meinen.

³) Vgl. Baumann S. 13—15; Bächtold S. 5, erfrischend negativ Baumann 95—99: Seitz 460 f; Grabinski 214 ff.

⁴) Grabinski S. 214 f; Baumann S. 14; Zur Bonsen S. 27; Gerling S. 22 ff. Im Jahrgang 1914 schreibt sie: Die Kriegsgefahr bleibt auf unseren Häuptern hängen. Zittern wir nicht! Wir haben nichts von den Prüfungen des Ausganges zu fürchten. Frankreich wird daraus erneut hervorgehen. Neue metaph. Rundschau S. 240.



über den die Franzosen selbst spotten, den sie aber nicht mehr des Abdruckes für wert halten.

Auf einer Stufe mit Madame de Thebes stehen eine Anzahl anderer Erscheinungen, die aber nicht so bekannt geworden sind, z. B. Tolstois sehr unbestimmte Weissagung, die er 1910 seiner Tochter diktiert hat[1]), Frau de Ferriem, die sehr unbestimmt von einem kommenden Kriege gesprochen hat, gegen den 1870 nur ein Kinderspiel war. Da hat Bismarck besser von dem Kriege gesprochen, bei dem es bis zum Weißbluten kommen werde. Der Dominikaner Korzeniecki mit seinem Gesicht von der Schlacht bei Pinsk, der Bauer Mihailowic, der das Schicksal Serbiens hell sah, und manches andere ließe sich hier erwähnen. Ähnliche, unbedeutendere Weissagungen gibt es viele, z. B. die besonders törichte: „Der gegenwärtige Krieg und sein Ausgang bereits 1911 voraus geoffenbart. Ein göttlicher Mahnruf an die Menschen in ernster Zeit", oder sonstige Prophezeihungen von Mitgliedern des Gralsordens, Forschern der großen Pyramide, Theosophen, Spiritisten und anderen Gottesgelehrten[2]).

Eine unendliche Zahl von Weissagungen verdankt ihr Dasein offenbarer Unwahrhaftigkeit. In allen Blättern sind sie abgedruckt, von Mund zu Munde weitergegeben. Gern hat man solche Weissagungen durch gelehrtes Beiwerk glaublicher zu machen gesucht.

Die bekannteste derartige unwahre Weissagung in diesem Krieg ist ein Gedicht in Hamerlingschem Geist[3]), das Februar 1915 seine

---

[1]) Grabinski S. 225 f: neue metaph. Rundschau S. 241; Baumann S. 26 f; Reiners S. 92 f; Zur Bonsen S. 15. 70.

[2]) Vgl. Ferriem, Mein geistiges Schauen S. 93; vgl. Baumann S. 4—10, 24; Gerling S. 20 f; Hellwig S. 102; Seitz S. 458; Zur Bonsen S. 14, 26; Reiners S. 25 ff.; Grabinski S. 226; Bächtold S. 5.

[3]) Es lautet im Auszuge:
Dich, o zwanzigtes, seit Christi, waffenklirrend und bewundert,
Wird die Nachwelt einstens nennen das Germanische Jahrhundert.
Deutsches Volk, die weite Erde wird vor dir im Staub erzittern;
Denn Gericht wirst du bald halten mit den Feinden in Gewittern.
Englands unberührten Boden wird dein starker Fuß zerstampfen —
Überall wird auf zum Himmel hoch das Blut der Feinde dampfen,
Und den tönernen Giganten, Rußland stürzest Du zerborsten,
In der Ostsee reichen Landen wird der deutsche Adler horsten.
Österreich, du totgeglaubtes! Eh' die zwanzig Jahr vergehen,
Wirst du stolz und jugendkräftig vor den vielen Völkern stehen.
Und sie werden dich erzitternd, beugend sich vor deinem Ruhm,



Runde durch den deutschen Blätterwald machte [1]) und vom Dichter des Königs von Sion stammen sollte und als bedeutsame Weissagung angeführt wurde. Das Original sollte sich im Staatsarchiv von Hamburg befinden [2]). Übrigens bedeuten diese Verse selbst für ihre wirkliche Abfassungszeit, 1915, eine eigenartige Prophezeiung [3]).

Ähnlich steht es mit der Prophezeiung, die nach Grobe Wutischki, das verblüffendste Zeugnis für die Möglichkeit ganz genauer bis ins einzelne gehender Vorbestimmungen [4]) ist. Auch die Weissagung aus dem berühmten Wallfahrtsort Altötting, wo die Herzen der bayrischen Könige beigesetzt werden, ist eine unwahre Erfindung.

Hierher gehört auch die unmögliche dreistrophige Weissagung von den drei Wilhelm den Eroberern, die 1066, 1688 und 1914 Englands unberührten Boden betreten sollten [5]). Die Zeitungen (z. B. Täg-

---

Herrscherin des Ostens nennen, zweites deutsches Kaisertum.
Mit des neuen Polens Krone wird sich stolz ein Habsburg kränzen!
Unter ihm in junger Freiheit wird die Ukraina glänzen!

[1]) Abgedruckt z. B. im Liegnitzer Tageblatt am 10. 4. 1915 1. Beil.

[2]) Grabinski S. 226 f.; Hellwig S. 135 f.; Reiners S. 90; Seitz S. 419 f.; Zur Bonsen S. 57 f.

[3]) Münsterischer Anzeiger 27. 2. 1915 haben beim Hamburger Staatsarchiv die Unechtheit festgestellt.

[4]) Grobe Wutischki S. 102; Baumann S. 25. Sie lautet: Das Jahr 1914 wird sehr ereignisreich. Im Juli bereiten sich große Dinge vor. Ende Juni geschieht ein scheußlicher Menschenmord aus Politik, der Kriegsgreuel zur Folge hat. Anfang August folgen 8 Kriegserklärungen der Regierungen europäischer Staaten. Österreich und Deutschland gehen siegreich vor. Deutschland erringt fortwährend Erfolge. Österreich gewinnt ebenfalls erfolgreiche Schlachten. Die Monate September und Oktober fordern Millionen von Opfern. Zu Weihnachten diktieren zwei Kaiser den Frieden für Österreich und Deutschland. Die Folge davon ist, daß Belgien von der Landkarte verschwindet und Frankreich ein Kleinstaat wird. Rußland wird viel von seiner Macht und England seine Macht zur See einbüßen. Beide verbündete Reiche Österreich und Deutschland werden mächtig aufblühen. Es wird Wohlstand und dauernder Frieden eintreten. Dieser Weltenbrand wird alles Leid von den Nationen bannen. Die deutsche Sprache wird zur Weltsprache werden.

Die Bochumer Zeitung schreibt am 10. 12. 1914 von folgendem Bescheid von dem Guardianat der Kapuziner: Die ganze Geschichte ist eine leere Erfindung. Hier ist nichts vorhanden und nichts bekannt. usw.

[5]) Sie lautet:

Welsch halb, halb Normann von Geschlecht,
In Falschheit und in Kampf ein Held,
Landet er Ritter, Troß und Knecht.
Herr allen Lands, wie's ihm gefällt,



liche Rundschau 3. Dez. 1914 Beilage) brachten diese Weissagung, und die abergläubische Literatur unserer Tage gab sie weiter.

Eine andere Weissagung sagte, es heiße in einem alten Kalender von 1814, im August werde man an allen Ecken von Krieg hören, September und Oktober würden große Blutvergießen mit sich bringen, im November werde man Wunderliches sehen, am Weihnachten werde man vom Frieden singen. Aber wie Zur Bonsen nachweist, handelt es sich nicht um einen Kalender von 1814, auch steht vom Friedenssingen kein Wort darin. Hellwig (S. 138 ff.) geht auf dies Beispiel unglaublicher Kritiklosigkeit der okkultistischen Forschung näher ein.

Dies die bekanntesten Beispiele. Ich habe mir außerdem aus den Zeitungen einige derartige unwahre Weissagungen gesammelt[1]).

Erstürmt in einer blutgen Schlacht,
Legt er in Trümmer Englands Macht.
Mein erster tausend sechs und sechs.
  Dreimal zwei und zwei zweimal
  Bringt zum zweiten Englands Fall.
Weil Sitte, Recht und Glauben trat
In Staub der König auf dem Thron,
Lauert im Lande rings Verrat.
Herbeigerufen kommt ein Sohn
Erlauchten Stamms, und ohne Streich
Legt er den Grund zum neuen Reich.
Mein zweiter sechzehn acht und acht.
  Zweimal zwei und zwei dreimal
  Bringt zum dritten Englands Fall.
Wähnst du, du seist auserwählt,
In aller Welt der Völker Fleiß
Leicht nur zu ernten ungezählt?
Heut gilt es einen höhren Preis:
Erfülle dein verwirktes Los,
Laut pocht an deinem Felsenschloß
Mein dritter neunzehn vier und zehn.

[1]) Die bekannteste unter ihnen wurde unter der Überschrift „Seherblicke“ weitergegeben und lautet:

Europa wird zu einer Zeit, wo der päpstliche Stuhl in Rom eine Zeit leer stehn wird, von furchtbaren Züchtigungen heimgesucht werden. Ein Volk wird wider das andere, ein Königreich gegen das andere kämpfen. Ein starker Monarch kommt von der Mitte. Dieses ist der deutsche Kaiser. Er ist an einer Seite gelähmt und steigt verkehrt zu Pferde. Gegen diesen Monarchen kommt ein Wall von Feinden von allen Seiten, die ihn durch Bosheit und Gehässigkeit verderben wollen. Wenn die Niederträchtigkeit der Feinde ihren

bei anderen Prophezeiungen mir auch selbst die Mühe genommen, ihre Unwahrhaftigkeit festzustellen[1]). Zwei derartige Beispiele möchte ich erwähnen. Als ich in Petersdorf i. R. das Pfarramt verwaltete, erzählte man allenthalben im Ort, in Warmbrunn, also etwa

Höhepunkt erreicht hat, legt sich die Allmacht Gottes ins Werk und wird den Monarchen von Sieg zu Sieg führen. Der Wahlspruch des Kaisers heißt: Mit Gott voran. Er trägt ein Kreuz auf der Brust.

Dies alles geschieht, wenn die Vergnügungssucht, Sitten- und Religionslosigkeit und Hoffart ihren Höhepunkt erreicht haben. Es ist dieses eine Strafe Gottes, zu gleicher Zeit aber auch eine Barmherzigkeit Gottes, weil ungezählte Tausende zur Religion zurückkehren. Es ist ein Ringen vorgesehen, vorn in Westfalen. Sollte dieses stattfinden, so wird nur ein kleiner Haufen Deutschlands übrig bleiben. Voraussichtlich findet dieses Morden nicht statt. Wenn das Volk zur Buße und Religion zurückkehrt. Wohl wird der Niederrhein zittern, beben und heulen, aber er wird nicht untergehen und glänzend bestehen bleiben bis zum Ende der Zeiten. Es wird der Krieg, der losbricht, ein furchtbarer Krieg heißen. Es gibt dann kein Erdreich, das nicht mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen wird. Aber der starke Monarch wird den Krieg geschickt führen, daß keine Macht der Feinde ihm widerstehen kann. Mit großer Stärke wird er veraltete Mißbräuche, schmutzige Tänze und üppige Kleidertracht abschaffen, überall hingegen die göttliche Ordnung im Staat, Kirche und Familie einsetzen und den Völkern den Frieden bringen. In der Nähe eines Dorfes steht ein Kruzifix. Dort wird der Kaiser mit ausgebreiteten Armen niederknien. Wehe Lemberg und Soldau am Bach, der dort von Osten nach Westen fließt. Der starke Feldherr wird mit den bärtigen Völkern des Siebengestirns siegreich aus dem Treffen hervorgehen und vor der Kapelle Schaffhausen eine Rede halten. Frankreich wird nur ein Bild der Verwüstung sein. England wird mit seinem Könige geschlagen werden und auf die tiefste Stufe des Elends kommen. Eine überaus große Sterblichkeit wird dieser verheerende Krieg mit sich bringen. Ein großes Land wird von Seuchen und Hungersnot heimgesucht werden. Die Türken werden treue Brüder des starken Monarchen sein. Sobald England geschlagen ist, wird der Friede einkehren. Es wird eine unermeßlich große Veränderung in den Staaten und eine Neuerung in der Kirche vor sich gehen. Nach dem Kriege existieren nur noch die Großmächte, der Papst, Österreich und Deutschland. Es wird zu edlen Sitten heranwachsen. Der Krieg ist dadurch entstanden, weil die Fürsten ermordet wurden. Mord und Metzeleien werden vielfach stattfinden. Losbrechen wird der Krieg zur Zeit der Ernte. Eine bessere Zeit wird anbrechen zur Zeit der Kirschblüte.

Abgedruckt mit Kritik in der Kölnischen Zeitung 17. 2. 1915, Schlesischen Volkszeitung 16. 10. 1915, u. a. m. Grabinski S. 220 f., Zur Bonsen S. 59 ff. Ohne Kritik Baumann S. 28 f.

[1]) So z. B. bei der Weissagung des Wiener Anthropologen Zanowski, die in der Kölnischen Zeitung gestanden haben sollte, u. a. wurde der 17. 8. als Tag des Friedensschlusses genannt; das Strehlener Kreis- und Stadtblatt, brachte



$^3/_4$ Stunden entfernt, habe ein Mädchen im Juli 1914 den Krieg genau vorausgesagt, auf die Frage aber, wann er enden werde, habe sie mit Tränen geantwortet, das werde sie nicht erleben. Sie sei auch bald gestorben. Ich habe amtlich festgestellt, daß dies Mädchen weder gelebt hat noch gestorben ist. Doch wurde die Geschichte mit solchem Nachdruck erzählt, daß man selbst in Petersdorf nicht recht an der Glaubwürdigkeit dieser Geschichte zweifeln durfte. In einer etwas anderen Spielart begegnete mir diese Geschichte in Falkenberg i. M., wo das betreffende Kind — diesmal zur Abwechslung ein Knabe, — nach einem Traum über den Kriegsbeginn taubstumm geworden sein sollte. Auch hier war, wie ich amtlich feststellte, kein Wort wahr. Ganz entsprechendes fand man allenthalben in den Zeitungen[1]) und Zeitschriften[2]).

Mehr als einmal hörte ich, aber stets nur als unnachprüfbares Gerücht von jener immer noch nicht ausgestorbenen klugen Frau, die etwas Wichtiges vom Kriege vorausgesagt habe, und zum Erweis der Wahrhaftigkeit ihrer Behauptung erklärt habe, das sei ebenso wahr, wie die andere Tatsache, daß der Frager so und soviel Geld in der Tasche habe.

Ähnliche Geschichten unzuverlässigster Art hat jetzt wohl jeder erlebt. Helm stellt in den Hessischen Blättern für Volkskunde bereits 1915 diese beiden Arten von Kriegs- und Friedensprophezeiungen zusammen[3]).

Daß die Leichtgläubigkeit der Leute auch häufig von der Gewinnsucht ausgebeutet wird, ist begreiflich. Wahrsagerinnen treiben mit Karten oder Formeln, mit Phrenologie oder Chiromantie ihr unsauberes Geschäft. Reiners (S. 100 ff., vgl. Grabinski 45, Zur Bonsen 62) unternimmt einen Streifzug zu den Wahrsagerinnen von Berlin und Paris im Aufklärungszeitalter des 20. Jahrhunderts. Es ist als dankenswert anzuerkennen, daß sich schon mehrere

21. 2. 1917 eine Weissagung, von der auch, wie ich feststellte, kein Wort wahr war.

[1]) Frankfurter Zeitung 11. 4. 1915; 16. 4. 1915; Hamborner General-Anzeiger 17. 4. 1915.

[2]) Hochwacht V, 153 f., Bächtold, Volkskundliche Mitteilungen aus dem schweizerischen Soldatenleben. Schweizer Archiv für Volkskunde 19, 209 f. Hellwig 135. Bächtold, Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube S. 9.

[3]) K. Helm, Kriegs- und Friedensprophezeiungen 1914/15, Hess. Blätter für Volkskunde 195 ff.

Generalkommandos[1]) und Entscheidungen der Gerichte bis hinauf zum Reichsgericht gegen diese Dinge gewandt haben. Hellwig bietet (S. 144 ff.) das ihn als Amtsrichter besonders interessierende Kapitel „Maßnahme der Gerichts- und Verwaltungsbehörden gegen die Wahrsager."

Eine große Zahl von Weissagungen hat sich im Laufe der Geschichte schon als verfehlt erwiesen. Meistens werden sie alsbald totgeschwiegen: immerhin sind einige weithin bekannt geworden. Was lag näher, als daß der große Krieg, der nach mehr als vierzigjährigem Frieden kommen mußte, im Jahre der Unglückszahl 13 ausbrechen würde, das durch die Erinnerung an 1813 zum Kriegsjahr prädestiniert war. Zahlenspiele, von denen unten bei der Kabbala gesprochen werden wird, und das Reimwortspiel „1911 ein Glutjahr, 1912 ein Flutjahr, 1913 ein Blutjahr" wiesen ja nur zu deutlich darauf hin[2]). So erklärten die Okkultisten, die vielmehr sehen als gewöhnliche Sterbliche, die Franzosen würden 1913 einen Angriff auf Deutschland machen und in Mühlhausen einrücken[3]). Und der Major im Kaiserlich-japanischen Generalstabe „Viconte Otojiro Kavacami schrieb 1912 ein Buch „der europäische Krieg von 1913".

Nun sollte 1915 das Schicksalsjahr unseres Volkes werden. Bei unseren Freimarken, so wußte jemand zu berichten[4]), befindet sich auf dem linken Brustpanzer der Germania, vom Beschauer also rechts, in der unteren Hälfte nach außen hin eine ganz deutliche Zahl 15, die natürlich ungewollt durch die Schraffierung des Schattens entstanden ist. Bei genauerem Hinsehen tritt diese Zahl in dunklem Ton ganz deutlich hervor. Was sie zu bedeuten hat, erklärt der „Gaulois": die Zahl auf der linken Brust, rief er triumphierend aus, also auf der Seite des Herzens, kann das etwas

[1]) So Gen. Komm. IX Vogtländer Anzeiger, 10. 6. 1915; Gen. Komm. VII Hochwacht V. Zur Geschichte des Krieges; Gen. Komm. Bremen Weser Zeitung 29. 5. 1915.

[2]) Als sich das als trügerisch erwies, als trotz des heißen Sommers 1911 und des Regenjahres 1912, 1913 dem Reim zu Liebe der Krieg nicht ausbrach, dichtete der Volksmund sogleich weiter: 1913 ein gut Jahr, 1914 ein Blutjahr, vgl. Hess. Blätter f. Volkskunde 1914 S. 195. Hellwig S. 63. Bächtold S. 3.

[3]) Zentralblatt für Okkultismus 1912 Juli; Zur Bonsen S. 15.

[4]) Bochumer Anzeiger 29. 5. 1915; Westfäl. Tagebl. 6. 11. 1915. Zur Bonsen S. 68.



anderes bedeuten, als daß Deutschland im Jahre 1915 ins Herz getroffen wird?

Natürlich gibt es auch hier Weissagungen von innerem Gehalt; treffende Urteile scharfsinniger Leute, die ihre Zeit verstanden haben. Es sind Propheten, nicht aber Wahrsager; Propheten im Sinne des alten Testamentes, Sturmvögel der Weltgeschichte, die warnend ihre Stimme ihrem Volke gegenüber erhoben haben. Amos (5, 2) wollte keine Neuigkeit erzählen und nichts Mystisches sagen, wenn er in die Scharen derer, die da feierten, in die Zukunft blickend, rief; „Gefallen ist, nicht steht wieder auf, die Jungfrau Israel."

Größere Zeitungen haben zu Beginn des Krieges unter der Überschrift „Kriegsstammbuch" Aussprüche von führenden Männern der Gegenwart und Vergangenheit abgedruckt, die die Völker überraschend richtig beurteilt haben. So haben Schiller [1]) und Schleiermacher [2]), Goethe und Alexis, und viele andere die Sinnesart der Völker klar erkannt. So blickte Bismarck, ohne Prophet zu sein, in die Zukunft, die wir jetzt Gegenwart nennen, wenn er in der letzten großen Septennatsrede sagte: Wenn ein Krieg geführt werden muß, dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und kein Feind wird es wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen (6. 2. 1888). Ja, in der Reichstagsrede am 9. 1. 1885 redet er von der Seemacht Deutschlands, England gegenüber, unter Wasser. So haben uns gelegentlich Männer der Wissenschaft, wie Lamprecht (Zur neuen Lage), Eucken (die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes), Kaufmann (Einleitung zur polit. Gesch. des 19. Jahrh.) und andere über den Ernst der Zeit aufgeklärt. Auch manche unserer Dichter wären zu nennen [3]). Geibel singt, ohne Wahrsager sein zu wollen, in dem bekannten Gedicht „Ahnung und Gegenwart" 1858 von der

---

[1]) Jungfrau v. Orleans II, 2:
Ihr Engländer streckt die Räuberhände, wo Ihr nicht Recht
Noch gültgen Anspruch habt, auf soviel Erde,
Als eines Pferdes Fuß bedeckt. Gleichwohl
Ist Euch das dritte Wort Gerechtigkeit.

[2]) Reden über die Religion I. An wen soll ich mich wenden als an Deutschlands Söhne? Jene stolzen Insulaner, von vielen ungebührlich verehrt, kennen keine andere Losung als gewinnen und genießen.

[3]) Vgl. Zur Bonsens Kapitel Dichter und Seher. S. 72 ff.; Hellwig S. 62.

Zeit, da der Herr die Schmach seines Volkes zerbrechen wird, und Hamerling versichert seinen Feinden:

Möget ihr an Rache glauben
Und an künftger Sitten Glanz,
Hoffet nie zurückzurauben
Eine Scholle deutschen Lands,
Straßburg werdet ihr nicht haben
Straßburg nimmermehr.

So ist die Inschrift der Prinz Heinrich Baude [1]) im Riesengebirge, ebenso wenig eine Prophezeiung wie das Gespräch zwischen Bantolino und Ambrosio in Hebbels „Ein Trauerspiel in Sizilien" [2]). Hierher gehört auch, was der Franzose Francis Delaisi in seinem feinsinnigen „La guerre qui vient" 1911 geschrieben: Es ergibt sich für uns die Verpflichtung, uns auf der belgischen Ebene die Schädel anschlagen zu lassen, um den Londonern den Besitz von Antwerpen zu sichern [3]). Auch das phantasievolle Büchlein über den Tauchbootkrieg wäre hier zu erwähnen [4]).

Zur Bonsen (S. 10, 17) hat recht, man nenne nicht gleich alles Prophezeiungen, was kluge Menschen, aufmerksame Beobachter, aus dem Verlauf der Dinge als zukünftig zu folgern wissen. In nicht gerade kritischer Weise stellt Reiners (S. 37—48) solche Prophezeiungen von Schriftstellern, Staatsmännern und Strategen zusammen. Hier sei an eine Festrede eines schlichten Gymnasialoberlehrers in Köln, Nippes erinnert, der von dem kommenden Weltkrieg mit erschreckender Klarheit redet. Er schließt mit den Worten:

Blickt südwärts über die Alpen, und Ihr seht ein an der Tiroler Grenze in Waffen starrendes Italien, das zwar auf dem Papier den deutschen Mächten

---

[1])

Deutschland, Österreich, treu verbunden,
So besiegt Ihr eine Welt,
Blut aus tausendjähr'gen Wunden,
Ist's, das Euch zusammenhält.
Eine Sprache, eine Sitte
Schlingt um Euch ein festes Band,
Und es ist derselbe Himmel,
Der sich Euch zu Häupten spannt.

[2]) Hebbel, Ein Trauerspiel in Sizilien 1847:

Bantolino: Im Liegen grübelt ich, ob nicht Gewehre
Zu machen seien, die an hundert Kugeln
Versendeten auf einen einzgen Druck.
Scheint es Dir möglich?
Ambrosio: Nein; denn wäre es möglich,
So würde man sie längst erfunden haben!
Bantolino: Wohl wärs. Es liegt ja tausenden daran.

[3]) Übersetzt bei Mittler und Sohn S. 6. Auch Seitz S. 446; Zur Bonsen S. 46.

[4]) A. Conan Doyle, Der Tauchbootkrieg, wie Kapitän Sirius England (in wenigen Tagen) niederzwang.

verbündet ist, in Wirklichkeit aber — in der Stunde der Entscheidung — drücken wir uns vorsichtig aus — zum mindesten nicht auf unserer Seite zu finden sein wird. Es ist kein Zweifel, in der Stunde der Entscheidung wird der Deutsche allein stehen; . . . Der Kampf, den die Ahnen gekämpft haben, er wird auch uns nicht erspart, der Kampf um Deutschlands Entwicklungsmöglichkeit nicht nur, seine Weltstellung, seine Zukunft, nein einfach um die nationale Ehre, um die staatliche Existenz unseres Vaterlandes. Jeder von uns wird als Mitkämpfer oder als Zuschauer Zeuge dieses Kampfes sein. . . . Wir grüßen sie über das Jahrhundert hin als Schicksalsverwandte, als Kampfgenossen, die gleiches Schicksal trugen, das auch uns verhängt oder vergönnt ist, die gleichen Kampf mit Todestrotze gewagt, und mit Ehren über Ehren zum siegreichen Ende durchgefochten haben, der auch uns bevorsteht[1]). Ihren besonderen Ernst erhalten diese Worte durch die Unterschrift: am 20. 8. 1914 starb den Heldentod fürs Vaterland Johann Jakob Brünagel, der Verfasser obigen Vortrages.

Es läßt sich nichts dagegen sagen, daß ein Mensch nicht nur rückwärts, sondern auch vorwärts einmal einen Blick in das Buch der Geschichte tun kann. Damit unterschreiben wir indes nicht Kemmerichs Satz, der sein Buch schließt: Der Glaube an Prophetie ist kein mittelalterlicher Aberglaube. Es ist eine neue Wahrheit, die wir erstmalig zwingend erwiesen haben. Es ist nicht mehr als ein Bild, wenn Gerling (S. 5) meint: Würde jemand mit einem guten Fernglas bewaffnet, einer Schar Botokuden mitteilen, er sähe Feinde in den für das unbewaffnete Auge noch nicht erkennbaren Fernen, so würden vielleicht auch die Botokuden von Unsinn und Schwindel reden, wenn diese Worte in ihrer Sprache existieren.[2]). Wir möchten uns von allen spiritistischen, okkultistischen und ähnlichen Versuchen, die Zukunft zu erraten, aufs bestimmteste trennen[3]).

II. Eigentlicher Kriegsaberglauben. Von altersher hat es Schwertsegen gegeben; so hießen sie in der Zeit vor Aufkommen der Feuerwaffen. Von den Merseburger Zaubersprüchen, von den Klagen über derlei Dinge auf der Synode von 745 an[4]) hat man derlei Dinge bei sich getragen. Die Feuerwaffen und das Landsknechtsunwesen gaben den denkbar günstigsten Nährboden für ihre Ausbildung und Verbreitung. Im dreißigjährigen Kriege erreichte dieser Aberglauben ihren Höhepunkt. Es hat sich bis in

---

[1]) Jahresbericht des städtischen Realgymnasiums zu Köln. Nippes, 1914/15 S. 6. — Vgl. Daheim, Kriegsnummer 68 20. 11. 1915.

[2]) Gerling S. 5.

[3]) Viel zu weit geht anderseits, Reiners S. 10—19.

[4]) Kronfeld S. 20.

unsere Tage in den Heimatsbriefen erhalten[1]). So schrieben verschiedene Zeitungen 1870, daß bei einzelnen Regimentern derartige Schutzbriefe bekannt seien. Nach meiner Erfahrung sind sie viel verbreiteter, als man zumeist meint. Ich habe schon im Frieden eine Anzahl gedruckter und geschriebener Himmelsbriefe mit und ohne Bild verschiedenster Art gesammelt.

Jetzt im Kriege ist der Himmelsbrief, fast möchte ich sagen, soweit ich wahrnehmen konnte, allgemein verbreitet. Über die äußere Gestaltung eines solchen Briefes brauche ich nach den mancherlei Arbeiten darüber namentlich auch in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde[2]), und da hin und her jetzt im Kriege solche abgedruckt worden sind[3]), nicht viel zu sprechen. Ein besonders törichter ist hier abgedruckt[4]).

---

[1]) vgl. dazu Olbrich. Über Waffensegen Mitt. d. schles. Ges. f. Volkskunde 1897 IV, 1 S. 88 ff; Kronfeld S. 102—104: Himmelsbriefe jetzt und in früheren Kriegen.

[2]) Am umfangreichsten und gründlichsten in der Literaturangabe ist W. Vogt. Die Schutzbriefe unserer Soldaten. Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. 1911 - 1912. Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau S. 586—620.

[3]) Bächtold S. 17 ff. Christaller, Der Himmelsbrief. M. Warneck. Das monistische Jahrhundert Jahrg. IV 1914 S. 181 ff: Ein merkwürdiges Kulturdokument. Deutsche Gaue Zeitschr. f. Heimatf. 15 1914 S. 4 181 ff. Kriegsgebete. Grabinski S. 60—64. Hellwig S. 35 bes. 42—52. Kronfeld IV. Festmachen und Freikugeln (Passauer Kunst S. 81—119. 102 f. Himmelsbriefe von 1914/15 und 1870: Sökeland 2 Himmelsbriefe von 1815 und 1915 in Zeitschrift des Vereins für Volkskunde Bd. 25 S. 241—259. Zur Bonsen S. 63 f. Treblin, Kriegsaberglauben in Ev. Freiheit Bd. 15 S. 248 ff.

[4]) Schutzbrief. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. So wie Christus im Ölgarten stille stand (über Stillstand der Natur vgl. die interessante Parallelen A. Marmorstein, Legendenmotive i. d. rabbinist. Literatur Archiv. f. Relwiss. 17, 137 f.), soll alles Geschütz stille stehn. Wer dieses Geschrieben bei sich trägt, soll nicht schaden. Es wird ihm nichts schaden. Pistolen und alle Gewehre durch des heiligen Geistes und Engel Michael. Gott sei mit mir. Felix Bradler. Wer diesen Brief bei sich trägt, wird vor Gefahren beschützt bleiben. Wer diesen Brief nicht glauben tut, der schreibe ihn ab und hänge dem Hund um den Hals und schieße nach ihm. So werdet ihr sehen, daß es ihm nichts schadet. Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird nicht gefangen noch durch des Feindes Geschütz verletzt werden. Amen. Sowahr ist alles daß, Jesus Christus gestorben und gen Himmel gefahren ist. Sowahr er auf Erden gewandelt hat, kann nichts getan, gestochen noch verletzt werden. Leib und Gedärm alles wird unverletzt bleiben. Ich beschwöre alle Waffen und Gewehre auf dieser Welt beim lebendigen Gott, Vater Sohn und heiliger Geist. Ich bitte im Namen meines Sohnes Felix Bradler

Man hat von jeher gemeint, man könne den Kämpfer kugelsicher machen, wie es im Mittelalter hieß, die Passauer Kunst anwenden. So wie Wallenstein und der alte Dessauer als fest galten, so jetzt Graf Hülsen-Häseler, der zu Beginn des Krieges wie kein anderer von der Sage umwoben wurde (vgl. Kronfeld 82 ff. Bächtold S. 22).

Nicht nur der Himmelsbrief schützt die Soldaten, sondern anch das Amulett[1]). Hellwig, der sonst dem Kriegsaberglauben sehr skeptich gegenübersteht, sagt davon: „ein Bild von Weib und Kind, von der Liebsten, von den Eltern hat ein jeder von uns bei sich. Gar mancher auch eine Locke, einen alten Familienring, eine Feldbinde, die der gefallne Bruder getragen, einen Anhänger aus einer Kugel, die beinahe den Lebensfaden abgeschnitten hätte, einen Ring aus einer Patronenhülse oder was dergleichen Gegenstände mehr sind.“ Von einem eigentlichen Amulett freilich wird man nur reden dürfen, wenn die Soldaten oder doch ihre Angehörigen glauben, daß es seinen Träger vor allerlei Ungemach zu beschützen

des Herrn Jesus und sein Blut, daß mich Felix Bradler keine Kugel treffe sie sei von Gold, Silber oder Blei. Gott im Himmel macht mich vor allem sicher und frei. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, Des Sonntags sollt ihr in die Kirche gehen und mit Andacht beten. Und werdet ihr das nicht tun, so will ich euch bestrafen mit teuren Zeiten, Pestilenz und Krieg. Scheut Menschen-List und Begierde. So geschwinde wie ich Euch geschaffen habe, kann ich Euch wieder verschütten. Seid nicht mit der Zunge falsch. Ehret Vater und Mutter und redet nicht falsch Zeugnis wider Euren Nächsten. Da gebe ich euch Gesundheit und Frieden. Wer diesen Brief nicht glaubt und wer nicht glaubt, der wird von mir verlassen und wird keinen Segen und Glück haben. Ich sage Euch, daß Jesus Christus diesen Brief selber geschrieben hat. Wer diesen Brief widerspricht, der ist verlassen und soll keine Hilfe haben. Wer diesen Brief nicht offenbart, der ist verflucht von der christlichen Kirche. Diesen Brief soll einer dem andern offenbaren. Und wenn Ihr soviel Sünde getan wie Sand im Meere, so sollen sie euch vergeben werden. Wer nicht glaubt, soll des Todes sterben. Haltet seine Gebote, die ich euch durch meinen Engel gesandt habe. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Sei mit mir Felix Bradler. Im Kriege wie im Frieden zu Lande und zu Wasser und wo es auch immer sein mag. Amen. So geh mit Gott, vertrau auf Gott. Deine Dichliebende Mutter. Trennung unser Loos. Wiedersehen unsere Hoffnung.

[1]) Hellwig S. 26—35. Aus aller Welt und Zeit Kronfeld III. Amulette und Talisman S. 40—80. Hier darf auch die Satorformel genant werden, die heute allerdings nur historischen Wert hat. Hessische Blätter f. Volkskunde XIII, 154 ff. S. Seligmann.

imstande sei. In der Regel werden aber derartige Stücke eben nur ihres Erinnerungswertes wegen getragen, können also nicht als Beweis für den Aberglauben im deutschen Heere gelten. Sonst würde es wohl nicht einen einzigen Soldaten geben, der nicht vom Aberglauben befangen wäre. Hierher gehört die sehr hübsche Geschichte (vielleicht zu hübsch, um wahr zu sein) von dem vierblättrigen Kleeblatt, das die Tochter des Hofrates Schneider dem König Wilhelm vor seinem Auszuge in Feindesland 1870 gegeben und mit warmem Danke nach dem Kriege von dem Kaiser, der es stets getragen habe, zurück erhalten haben soll. Zu Beginn dieses Krieges soll unser Kaiser dies Kleeblatt von dem Patenkinde des Fräulein Schneider wiedererhalten haben (Kronfeld S. 246). Hellwig (S. 30) bemerkt dazu: Sollte unser allerhöchster Kriegsherr in der Tat das vierblättrige Kleeblatt mit der Haarsträhne seines Großvaters mitgenommen haben, so würde der Talismansgedanke mit dem Erinnerungszeichen so eng verschmolzen sein, daß es schwer wäre, den wirklich maßgebenden Gedankengang festzustellen [1]).

So weit verbreitet die Amulette sind, sofern sie Erinnerungsstücke darstellen, so ist nach neueren Beobachtungen der Gebrauch bestimmter Amulette gegen früher zurückgegangen, hat vielmehr den Himmelsbriefen den Platz geräumt. Von etwas ähnlichem wie den Mansfelder Talern (Kronfeld S. 97) habe ich, wenn man von Skapulieren und gesegneten Medaillen absieht [2]), nichts gefunden; doch ist es sicher, daß im Leben sonst geübter Aberglaube auch gegen die Kriegsgefahr angewendet werden mag. Bächtold (S. 15 ff.) führt eine größere Zahl abergläubischer Bräuche zum Schutze des Lebens der Krieger an. Der Sonderbarkeit wegen sei mitgeteilt, daß manche Gelehrte sogar meinen, das Zeichen des Islam, der Halbmond, sei eine Umbildung des allbekannten Glückszeichens, des Hufeisens, oder es bedeute das bekannte Sinnbild einer Klaue (Kronfeld S. 44). Nach jetzt verbreiteter Ansicht ist indessen dies Zeichen wohl weder so zu deuten noch auch als erstehender Mond, sondern als Schwert des Muhamed, der mit Feuer und Schwert seine

---

[1]) Hier sei auf die hübsche Geschichte von dem vierblättrigen Kleeblatt hingewiesen, die den Dichter Hermann Allmers zu seiner sehr gelungenen Ballade veranlaßt hat, vgl. Theodor Siebs, Hermann Allmers. Berlin 1915. Seite 347.

[2]) Wie sehr man damit anstoßen kann, vgl. Grabinski S. 84. Westfäl. Volksblatt 6./5. 1916.

Religion ausbreitete, hat also mit dem, was wir hier behandeln, nichts zu tun.

Bei den Fliegern scheint der Aberglaube mehr zu Haus zu sein als bei anderen Waffengattungen. Sie nehmen — nach meiner Beobachtung — in die Lüfte oftmals nicht nur einen Hund, sondern eine schrecklich aussehende Puppe, ein Glücksmännlein[1]) mit, das sie da oben schützen soll (vgl. Kronfeld, S. 53). Ich habe einen schrecklich gestalteten Glücksgötzen von einem Flieger aus Frankreich erhalten. Während man Himmelsbriefen und Amuletten schützende Wirkung zuschreibt, hält man Spielkarten für gefährlich. So werfen, erzählte mir ein befreundeter Pastor, die Soldaten vor einem Sturmangriff ihre Spielkarten weg. (Bächtold S. 27 ff.).

Zu Beginn des Krieges fand das Kettengebet weite Verbreitung (Kronfeld S. 66, Bächtold S. 22 ff.). Ich habe einige solcher Gebete erhalten[2]). Manche schwache Menschen sind durch solche Dinge innerlich nicht wenig erregt worden[3]). Wie sich oft Verschlagenheit und Gaunerei zur Erreichung materiellen Vorteils solchen Glaubens bedient, das zeigt Bächtold[4]) an einem Kriegs-Kettengebet aus der Schwäbischen Alb, das nicht nur fleißiges Abschreiben und Versenden während neun Tagen verlangt, sondern am Schlusse das Gebot enthält, daß „an jedem Tage wenigstens ein frisches Ei unter dem Busche bei's . . . bauren Acker zu legen“ sei. „Wer das nicht tut, der hat kein Glück“.

Manchmal wird heute in abergläubischer Art die Bibel zur Deutung der Zukunft benutzt, indem man Stellen derselben, zumeist aus Daniel oder der Offenbarung (Hellwig S. 85) zusammenhanglos für unsere Zeit umzudeuten sucht. Diese Art der Auslegung der Schrift ist sehr alt, wird aber jetzt wieder besonders

[1]) Über Galgen- oder Glücksmännlein vgl. Kronfeld S. 53.

[2]) Ein solches lautet: Ein altes Gebet. O. Jesus Christus, wir erflehen von Dir: Segne das Menschengeschlecht! Hilf alles Böse zu vermeiden und gewähre uns wieder, im alten Frieden mit Dir zu leben. Jeder, der dies Gebet erhält, soll es neun Tage lang abschreiben, einem anderen lieben Menschen zuschicken, dann wird er Glück, sonst aber nach neun Tagen schweres Unglück haben. Die Karte darf nicht zerrissen werden. Ohne Unterschrift.

[3]) Eine an den Händen gelähmte alte Frau kam weinend zu meinem Schwiegervater und bat ihn, er möge doch neunmal das Gebet abschreiben, damit ihr nichts Schlimmes begegne. Ähnliches habe ich auch in meiner Amtsführung erlebt.

[4]) Bächtold S. 23.



gern betrieben. In Krieg und Revolutionszeiten haben Schwarmgeister in apokalyptischen Offenbarungen über die Zukunft phantastische Träumereien unter die leichtgläubigen, wundersüchtigen Massen verbreitet (Reiners S. 86 ff.). Die Bibel ist aber kein Zauber- und Wahrsagebuch. Schon das Wählen bestimmter Losungen auf einen besonderen Tag, von denen die Zeitungen am Anfang des Krieges wunderbare Fälle berichteten, wie Mt. 4, 13; Jes. 27, 1 an Kriegsbeginn als Losung aufgeschlagen, hat gewiß manches Bedenkliche. In etwas anderer Art versuchen bestimmte Sekten, wie die Adventisten, aus der Schrift die Zukunft zu deuten. So wird gern nachgewiesen, daß wir uns in der 12. Stunde des Weltgeschehens, dicht vor Weltuntergang, befänden[1]). Die Andeutungen der Bibel erfüllten sich jetzt; großer Verstand herrsche unter den Menschen (Dan. 12, 4), was man füglich bestreiten könnte; das Evangelium werde allen Völkern gepredigt (Mt 27, 14), was auch durchaus kein Zeichen der Gegenwart ist usw.

Ein ganz anderes Gebiet bildet der noch im Denken des Menschen begründete und nicht durch gegenständliche Mittel wirkende Kriegsaberglaube. Hier kommen Ahnungen, Träume usw. in Betracht.

Ahnungen fallen natürlich nur zu einem Teil in das Gebiet des Aberglaubens. Über seelische Fernwirkungen im Kriege ist oftmals in den Zeitungen geschrieben worden[3]); öfter noch wird der einzelne derlei Dinge erlebt, noch häufiger gehört haben. Über Wert und Bedeutung der Ahnungen ist hier nicht der Ort zu sprechen, ich will nur einige bezeichnende Fälle erwähnen. Ich berichte nur von Ahnungen, die mir begegnet sind.

Als ich in Petersdorf i. R. zu einer Frau ging, deren Sohn gefallen war, erzählte sie mir, sie habe vor einiger Zeit des nachts gehört, wie er sie gerufen und geklopft habe. Freudig bewegt sei sie hinausgegangen, ihm zu öffnen, aber niemand sei da gewesen. Wie ich unvermerkt im Gespräch feststellen konnte, war es zu der

---

[1]) z. B. O. Feuerstein in Degerloch bei Stuttgart: Mit dem Weltkrieg hat das Weltgericht begonnen, und anderes mehr.

[2]) z. B. K. Peikert, Ernste Fragen in ernster Zeit 1916. Reiners, S. 59 bis 85. Weder sehr klar noch einleuchtend. Grabinski, Ahnungen, Vorausempfinden von Todesfällen S. 105—131, Telepathie S. 132—159; Hellsehen, Prophezeiung S. 260—211.

[3]) Türmer, 17. Jg. Apr.—Sept. 1915. S. 700 Dr. Lehmann, Seelische Fernwirkungen. Daheim, 50. Kriegsnummer, 51. Jg. 17/7. 1915 Wahrträume. Tägliche Rundschau 24. 5. 1916. Beilage.

Zeit, als der Sohn draußen fiel[1]). Eine durchaus vertrauenswürdige Dame meiner Gemeinde erzählte mir, sie habe es genau gewußt, als ihr Mann draußen schwer verwundet wurde[2]) und es ihren Angehörigen mitgeteilt. Mein Schwager hat an dem Tage, ehe er fiel, die Sachen gepackt, weil er wußte, daß sein Leben abgeschlossen war. Die Kameraden haben am nächsten Tage dem Gefallenen die Sachen abgenommen und so, wie er sie verpackt hatte, nach Hause geschickt. Dabei ist er nicht in einer Schlacht oder einem Kampf gefallen, sondern hinterrücks vom Baum herab erschossen worden. Mein gefallener Bruder erzählte mir, er habe genau gewußt, daß er aus der Winterschlacht in der Champagne zurückkehren würde, aber ebenso bestimmt habe es ihm am 21. Februar geahnt, daß er an diesem Tage schwer verwundet werden würde[3]).

Hier liegt allerdings die Gefahr sehr nahe, sich falschen Ahnungen hinzugeben, mit Unglückstagen zu rechnen. So erzählte mir sowohl einer meiner Brüder als auch mein Schwager, daß sie den Sonntag als Unglückstag fürchteten. Einige Male war ihnen an diesem Tage etwas Unangenehmes begegnet, sodaß sie auf ihn besonders achteten. Kronfeld handelt besonders von solchen Unglückstagen (Kronfeld S. 161 ff.) Wie sehr die Krieger auf alle möglichen an sich ganz gleichgiltige Dinge achten, davon gaben mir meine Angehörigen im Felde mehr als einen Beweis.

Mit noch größerer Zurückhaltung als von den Ahnungen müssen wir von Träumen reden (vgl. Reiners, S. 62 ff., Grabinski S. 85 ff.) Daß es zu jeder Zeit Menschen gegeben hat, die Wahr- und Warnträume gehabt haben, wie sie die Wissenschaft nennt, ist uns von den Klassikern[4]) wie in der einschlägigen Literatur[5]) bekannt und

[1]) Das gleiche erzählt der Türmer, S. 700 ff. Aug. 1915.

[2]) Ein besonders eigenartiger Fall von Telepathie und Ahnung. Daheim 54, 14/8. 1915.

[3]) Ein Offizier meiner Gemeinde nannte mir sogar einen derben, aber bezeichnenden terminus technicus der Soldatensprache.

[4]) Vgl. z. B. Kerner, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit von R. Pissin 123 f. Daß ich von dieser Zeit mein ganzes Leben hindurch voraussagende Träume behielt, die mir zu einer wahren Qual im Leben wurden, einer Qual, die ich keinem im Leben wünsche, und die mich praktisch kennen lehrten, welch ein Unglück es für den Menschen wäre, hätte ihm Gottes weise Hand die Zukunft nicht verschlossen.

[5]) z. B. Lehmann, S. 504. Bei einigen wirklich festgestellten Träumen scheint man jedoch nur die Wahl zu haben zwischen einem wunderbaren Zufall oder telepathischen Kräften.

von mir mehrfach erlebt. So mögen sie auch hier und da in der Gegenwart aufgetreten sein. Nun ist es aber einmal unmöglich, genau festzustellen, wie der Traum gelautet hat. Auch werden nicht zutreffende Träume oft mit großem Nachdruck wiedergegeben [1]). Daß es sehr klare und lebhafte Träume gibt, ist sicher [2]) und daß man ihnen eine besondere Bedeutung zumessen möchte, nur verständlich [3]).

Eine weitere Art des Aberglaubens, die, soweit ich sehen kann, am wenigsten bekannt und in der Literatur unserer Tage noch unberücksichtigt ist, ist der Brief an Tote. Mein Bruder teilte mir aus Rußland mit, daß dort hin und wieder Frauen an ihre gefallenen Männer schreiben und bitten, diesen Brief an das Grabeskreuz anzuheften [4]). Nach Ton und Inhalt enthält er Abschiedsworte, Bibelstellen, Abbitte und ähnliches. Die Frauen glauben auf diese Weise eine Beziehung zu ihren verewigten Männern herstellen zu können.

Gelegentlich werden Vorgänge der Natur, die an sich mit dem Kriege nicht das Geringste zu tun haben, heute, wo man doppelt aufmerksam auf alle Zeichen der Zeit achtet, auf den Krieg gedeutet. Viele Dinge, die schon in ruhigen Zeiten als Vorzeichen angesehen wurden, bestimmte Tiere, Erscheinungen ganz zufälliger

[1]) Einen traurigen Fall erlebten wir beim Tode unseres Bruders im vergangenen Jahre. Eine Pflegerin, die ihn in Stuttgart gepflegt, schrieb uns auf die Mitteilung hin: Warum soll ich mit Worten ein Beileid aussprechen, was ich nicht fühle. Ihr Sohn lebt und kann es Ihnen nur nicht mitteilen. Ich habe ganz deutlich im Traume einen Brief von ihm gelesen, in dem er schreibt, ich bin nicht tot, sondern in Gefangenschaft.

[2]) Mir träumte neulich, ich hatte mich im Walde verirrt. Plötzlich erblickte ich durch eine Lichtung den schneebedeckten Kamm des Riesengebirges und wußte, wo ich war. Im selben Augenblick zeigte sich in dieser Lichtung eine mächtige Anlage von Eichen und anderen starken Bäumen, die alle bekränzt waren. Während ich noch über die Bedeutung dieser sonderbaren Erscheinung nachsann, kam mein gefallener Bruder, das einzige Mal, daß er mir bisher im Traum erschienen ist, aus dem Eichenhain hervor und sagte freudig lächelnd: das ist das Sinnbild des neuen deutschen Reiches und eine Stimme erklang, und er hat es auch mit geschaffen!

[3]) Vgl. Bismarcks nur sehr allgemeinen, durch seine Gedankengänge beeinflußten Traum, den er am 18. 12. 1881 seinem Kaiser erzählt. Ged. u. Erg. 26. IV. Mitte. Cotta II, 193 f.

[4]) Ein solcher Brief, aufgeschrieben auf ein als Herz ausgeschnittenes Stück Papier lautet: Lieber Vater! Ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir sind, die du mir gegeben hast. Deine lieben Eltern, Frau Luise und dein kleiner Fritz v. St . . . . . W . . . . . aus Deutschland.



Art, werden in Kriegszeiten als besonders bedeutungsvoll angesehen. Bächtold nennt eine Anzahl zumeist von früher bekannter Vorzeichen, deren Bedeutung man jetzt wieder zu ergründen sucht (Kronfeld Orakel, Prophezeiungen usw. S. 120 ff., Bächtold S. 4, 13 ff.). Oft wird von Bäumen gesprochen, an denen man in dieser Kriegszeit dieselbe Absonderlichkeit gemerkt habe wie 1870. Ich erinnere mich an die Linde in Gröbnig bei Leobschütz O/S., von der es hieß, sie habe 1916 ebenso wie 1871 geblüht, ehe sie Blätter hatte, was als sicheres Zeichen für das Ende des Weltkrieges angesehen wurde [1]). Eine hierher gehörende Geschichte brachte die Tägliche Rundschau am 28. 10. 1914. Eine Insel im Hautsee in Thüringen nicht weit von der Wartburg habe jedesmal dann ihre Lage geändert, wenn ein weltgeschichtliches Ereignis bevorstand. So sei es zur Zeit Napoleons, 1870 und bei Beginn dieses Krieges beobachtet worden. Die großherzogliche Forstverwaltung teilte der Rundschau auf ihre Anfrage mit, die Insel habe jetzt allerdings ihren Platz geändert und befinde sich fast am Ufer. Zur Erklärung der Tatsache sei hervorgehoben, daß die Insel nachweislich auch zu anderer Zeit ihren Platz geändert hat und es auch diesmal der Vergessenheit anheim gefallen wäre, wenn nicht ein wichtiges Ereignis zufällig mit dieser Naturerscheinung zusammen gefallen wäre. Etwas ähnliches erlebte ich in Petersdorf i. R. In dem sehr trockenen Frühjahr 1915, als wir auf jede Naturerscheinung achteten, um den Regen herabzuzwingen, auf Mondwechsel und Windrichtung, hieß es auf einmal im ganzen Riesengebirge, der kleine Teich habe gewellt. Er hatte das letzte Mal 1898 vor dem großen Hochwasser Wellen geschlagen. Das war für die Gebirgsbewohner das sicherste Anzeichen für ein neues Hochwasser. Es ist nicht eingetreten, ja, es hat nicht einmal geregnet, und darum hat man davon geschwiegen. Anderenfalls wäre der kleine Teich wegen seiner prophetischen Eigenart vielleicht als ein Weltwunder angestaunt worden. So brachte die Tägliche Rundschau (am 24. 5. 1916 Beilage) unter der Überschrift „die Prophetische Quelle" einen Bericht des „Gaulois" von einer Quelle, aus der das Schlachtenroß der Jeanne d'Arc getrunken habe; diese Quelle aber sei zwei bis drei Monate vor Friedenschluß 1871 versiegt. Da sie jetzt wieder von neuem zu plätschern begann, schloß

[1]) Etwas ganz Entsprechendes vom Blühen der alten Fehmarner Pappel 1870 und 1916 als Anzeichen für das Kriegsende. Tägliche Rundschau 1. 7. 1916 Beilage, vgl. Bächtold, S. 6 f.



man allenthalben auf den nahenden Frieden. Ähnliche Dinge gibt es in großer Zahl. Grobe Wutischki (S. 37—50) redet in einem besonderen Kapitel von allgemeinen Vorzeichen über Blut- und Kriegsseen, Kriegs- und Totenvögel und kommt zu dem eigenartigen Schluß, die Tiere mit ihrem erstaunlichen Witterungs- und Ahnungsvermögen empfänden die disharmonischen Störungen in der Völkerwelt.

Ja, man hat nicht nur einzelne Teile der Natur als bedeutungsvoll für den Krieg angesehen, sondern die gesamte Erde. Mit dem wissenschaftlich klingenden Titel „Geosophische Kriegsursachen" erweist Max Sewaldt (Neue metaph. Rundschau S. 201 ff.) an der Hand eines Bildes der azimutalen Kontinentalerdhalbkugel im Horizont von Rom mit Projektion der Ecken und Kanten des Erdkernkristallpentagondodekaeders in fast bewunderungswürdiger wissenschaftlicher Naivität: Es ist geologisch geschaut ganz klar, daß auf Deutschland und Österreich in den Symmetrierichtungen von Südost (Serbien, Montenegro), Nordost (Rußland), Südwest (Frankreich) und Nordwest (Belgien und England) ein Vorstoß erfolgen mußte. Italien und Skandinavien liegen auf dem indifferenten Schwingungsmeridian der Neutralen. Glücklicherweise ist diese „wissenschaftliche" Abhandlung geschrieben, ehe Italien aus dem indifferenten Schwingungsmeridian der Neutralen heraustrat.

Wie weit sich der Mensch in solchen Gedankengängen verirren kann, zeigt die „esoterische Beleuchtung" des Weltkrieges, die man aufgrund der merkwürdigen Geschichte 1. M. 14 vornehmen zu dürfen gemeint hat. Im Urgrund der Siddis[1]) finden wir in der Bibel einen Aufriß unseres heutigen Völkerringens, gleichsam nach jenem Satze von der Wiederkehr alles Gleichen. Auch fehlen hier nicht die kosmischen Komponenten. Die Erzählung selbst zeigt einen astropsychologischen Einschlag, der uns auf eine noch ältere Fassung im Totenbuch der Ägypter (Kap. 42) zurückweist. Die ganze Erzählung sagt uns so im esoterischen Sinne zunächst nichts anderes, als daß ebenso wie in den ersten Tagen des Augustes unseres Jahres die Planeten in diesem Urgrunde zusammenkamen und stritten und damit das Fanal zu diesem großen Kampf der Könige gaben. Die innerste Zone des Welteis liegt nach der alten Astrallehre im Zeichen Wassermann und Löwe, die sich im Zodiakus

[1]) Würde er sagen „von Siddim", so wäre es wenigstens grammatisch richtig.

gegenüberstehen als die beiden Zentralhälften des kosmischen Lichteis (oder embryonalen Lichteis) aber ein ganzes bilden. Die biblische große Schlacht im Urgrund des Siddhis, die der Seher Abram sah, wird sich heute erfüllen.

Derartige Dinge stehen dem Gebiete der Astrologie nahe. Daß man auf besondere Zeichen am Himmel achtet, ist verständlich. So bezeichnet nach dem Volksglauben Morgenrot am Neujahrstage Blut und Blutvergießen (Kronfeld S. 147). Und am 1. 1. 1915 ging die Sonne ja mit besonderer Glut auf. Ebenso verstehen wir, daß das Volk im Kometen eine Zuchtrute Gottes zu erblicken geneigt ist (Seitz S. 399, Grabinski S. 60). Und wir haben 1914 den Kriegskometen gesehen, der allerdings in keinem Verhältnis zur Schrecklichkeit des Weltbrandes gestanden hat. Der Volksglaube empfindet, wie Schiller den Kapuziner in Wallensteins Lager vom Herrgott sagen läßt: „Den Kometen steckt er wie eine Rute drohend am Himmelsfenster raus.“ So sagte mir eine alte Frau meines Heimatdorfes in Lichtenau o/L. Es wird kein Krieg; denn das Nordlicht hat sich noch nicht gezeigt, wie es von Oktober 1870 her noch in lebhafter Erinnerung ist[1]).

Nun gibt es aber heutzutage Leute, die astrologische Mutmaßungen über den Krieg der Deutschen 1914, seine Ursachen und Folgen schreiben (Tiede), die „hochinteressante“ Büchlein verfassen über das Thema „das Jahr des Friedens und des Sieges 1916. Astrologische Mutmaßungen“ (E. Courbiner, Neuzeitlicher Buchverlag. Berlin-Schöneberg). Peinlich für die Astrologen ist nur, daß der Nestor ihrer Zunft, Zadkiel, ein Engländer ist, der seinen Kalender 1915 so gehässig gehalten hat, daß „nichts hier abgedruckt werden kann und daß er jeden wissenschaftlichen Wert verliert!“, wie seine deutschen Schüler sogar sagen. Es müßte doch auch einem ganz überzeugten Astrologen Zweifel an der Möglichkeit seiner Kunst kommen, wenn er sein Werk anfangen muß, „nicht gerade zum Lobe der Astrologie sei es eingestanden, jeder gab zu Beginn des Kriegs ein anderes Urteil über die Frage, wie stehn die Sterne![2])“. Man glaubt sich wirklich um einige Jahrhunderte zurückversetzt, wenn man vom Horoskop der Nativitäten der Herrscher liest und aus der

[1]) Von anderen sonderbaren Erscheinungen am Himmel wird mancherlei berichtet.

[2]) Neue metaph. Rundschau S. 217, 232



Ascendenz des Saturn, der Quadratur des Cancer mit der Sonne im Sesquiquadrataspekt mit der Sonne und biquintil mit dem Monde, während Gemini im 5. Hause steht, auf unheilverkündende Unruhe schließt.

Hier ist die Kabbala zu nennen. Sie gehörte im Mittelalter mit der Astrologie zusammen und ist heute mit ihr wieder aufgelebt [2]). Durch die verschiedenste Rechnungsart glaubt man bestimmte Daten errechnen zu können. Die beiden bekanntesten derartigen Beispiele sind wohl 1) 1849 wurde dem König die Kaiserkrone angetragen. Quersumme 22, addiert: 1871 wurde das deutsche Reich begründet, Quersumme 17, addiert: 1888 das Dreikaiserjahr, Quersumme 25 addiert: 1913: „das letzte Friedensjahr", da „das erste Kriegsjahr" leider nicht stimmte [3]).

In umständlicherer Art versucht die Kabbalistik durch Addition von 11 oder 22 durch Feststellung der Siebnerperiode und was derlei Dinge mehr sind, bestimmte Daten zu errechnen. So erklärt Grobe Wutischki, nachdem er in unglaublicher Torheit die Zahlen 1812, 1823, 1837, 1857, 1871, 1891, 1914 errechnet hat, der Kenner der Geschichte wird außer den unterstrichenen auch die Zwischenzahlen als bedeutungsvoll erkennen. Ja, welches Jahr wäre nicht bedeutungsvoll für Deutschland gewesen?

2) Das Datum des Friedensschlusses 11. 11. 1915. 18 70 + 18 70 ergibt 37 41. Davon die Quersumme der Zweierzahlen 10. 5., das Datum des Friedensschlusses 1871. Ebenso 19 14 + 19 15 = 38 29. Die Quersummen 11. 11 [4]).

Ebenso eigenartig wie diese gelehrte Errechnung bestimmter Tatsachen ist die Naivität, mit der das Volk bestimmte Daten des Friedensschlusses festzuhalten imstande ist. Das erste feste Datum, nachdem die Blätter gefallen waren und als die Kirschblüte vorüber war, das man für den Friedensschluß angab, war der 27. 4. 1915. Wie weit dieser bestimmte Tag als der des kommenden Friedens verbreitet war, ersah ich aus einer Nachricht, die mir mein Bruder aus dem Felde schrieb, wenn am 28. 4., so hieß es da, nicht Frieden

---

[2]) Grabinski, S. 238—244, Hellwig, S. 76—85, Seitz, S. 461 ff.

[3]) Vgl. Zentralblatt f. Okkult. Febr. 1911, S. 476, Niemeyer, Magie der Zahl (Baumann 15 f.) Grobe Wutischki 55 ff., Zur Bonsen 26, Gerling, 24 f. usw.

[4]) Abgedruckt z. B. Frankfurter Zeitung 16. 4. 1915; Hellwig, S. 132 Zur Bonsen, S. 67, Bächtold, S. 9 f.



werden würde, würden viele Soldaten sehr unzufrieden werden. Auch in Zeitschriften wandte man sich gegen diesen bestimmten Tag, der allgemein als Friedensschlußtag verbreitet war[1]). Auch Hellwig erwähnt dieses Datum[2]). Dann hieß es im Herbst 1915 allgemein, Hindenburg habe erklärt, jeden Schuß, der nach dem 11. 11. falle, bezahle er. Weiter wurde der 22. 12. als sicherer letzter Termin des Friedensschlusses angegeben. Im Mai 1916 machte dann eine Prophezeiung die Runde durch die Blätter, nach der ein Wiener Anthropologe, Prof. Kurt Zanowski in der Kölnischen Zeitung in einer längeren Prophezeiung verschiedene Daten im Weltkrieg, und den Friedensschluß im voraus auf den 17. 8. 1916 angegeben hatte. Diese Weissagung war mir in mehreren Exemplaren zur Beurteilung zugegangen. Auch Grabinski (S. 245) führt sie an. Auf meine Nachfrage erhielt ich von der Kölnischen Zeitung die Nachricht, daß dort diese Prophezeiung nicht veröffentlicht, auch ein Professor Zanowski dort nicht bekannt sei.

Daß das Volk, das den Frieden ersehnt, sich an solche Dinge hält, ist verständlich. Auffällig ist allerdings, daß das letzte allgemein genannte Datum des Friedensschlusses nun schon über zwei Jahre zurückliegt. Der Eifer hat also auch hier nachgelassen. Weniger begreiflich ist, daß man solchen Unsinn mit dem gedruckten Wort vertritt. „Bei der Aufhellung der biologischen Probleme der Reinkarnation wie zum Verhältnis der Periodizität im Weltgeschehen kann uns die Zahlenmystik wahrscheinlich die größte Hilfe leisten." Und Grobe Wutischki (S. 86) schließt eine sehr törichte Zahlenberechnung mit den begeisterten Worten: Die Siebnerperiode ist geschlossen. Seitz hat recht, wenn er all das nur Spielerei nennt, ebenso Hellwig (S. 76/32), der zufügt, der Eifer wäre einer besseren Sache würdig wie einer solchen Spielerei. All diese Zahlenscherze haben vor der alten Pythia nur das voraus, daß sie sich mit positiven Zahlenangaben blamieren. Ein derartiger Zahlenscherz hat vor nicht langer Zeit die Gemüter erregt und wurde auch von angesehenen Zeitungen als Laune der Zahl weiter gegeben, so auch in der Täglichen Rundschau vom 13. 6. 1916. Da hieß es, die Summe der Zahlen, die Geburtsjahr, Regierungsantritt, Regierungszeit und Lebensalter unseres Kaisers und Kaiser Franz Josephs angeben, be-

[1]) Vgl. Ev. Gemeindeblatt für das Riesengeb. 11. 4. 1915.

[2]) Hellwig, S. 125 ff.



trüge 3832, wovon die Hälfte 1916 sei. Mithin sei dies Jahr entscheidend für die beiden Reiche. Abgesehen von der Mangelhaftigkeit der Logik in diesem Schluß übersah man, daß das die Eigenart unserer Zählung ist, daß das Geburtsjahr und das Lebensalter immer das gegenwärtig gezählte Jahr ergeben muß. Darin besteht ja der ganze Sinn unserer Rechnung [1]).

Während des Krieges ist eine abschließende Behandlung des so ausgedehnten Gebietes des Kriegsaberglaubens nicht möglich, ich wollte jedoch den mannigfachen Bitten um Stoff zur soldatischen Volkskunde entsprechen und Anregung zur Weiterarbeit geben und erhalten [2]).

[1]) Vgl. Leobschützer Zeitung vom 2. 7. 1916 nach der schles. Volkszeitung.

[2]) Vgl. das überreiche Material im Archiv für Religionswissensch z. B. Bedeutung der Planeten bei den alten Indern: Scheftelowitz, Fischsymbol im Judentum u. Christentum. AfR. 14, 41. In der syrischen Religion C. Leopold, Syrische Religion AfR. 16,567. J. Scheftelowitz, Fischsymbol im Judentum u. Christentum 14, 386 usw.

Literatur.

K. Hellwig, Zur Psychologie des Aberglaubens, Dissertation Kiel 1911.

A. Lehmann, Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart. Deutsch v. Petersen. Stuttgart 1908.

A. Nitzsch, Lehrbuch der ev. Dogmatik, herausgeg. v. H. Stephan. Religion in Geschichte und Gegenwart II 1909.

H. Bächtold, Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube. Straßburg 1917.

F. E. Braumann, Kriegsprophezeiungen 1914/15.

F. zur Bonsen, die Prophezeiungen zum Weltkrieg 1914—16.

H. Gerling, Der Weltkrieg 1914/15 im Lichte der Prophezeiung.

R. Grabinsky, Neuere Mystik. Der Weltkrieg im Aberglauben und im Lichte der Prophetie 1916.

A. Grobe Wutischky, Der Weltkrieg 1914 in der Prophetie 1915.

A. Hellwig, Weltkrieg und Aberglaube 1916.

Kemmrich, Prophezeiungen alter Aberglaube oder neue Wahrheit.

E. M. Kronfeld, Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben.

A. Reiners, Prophetische Stimmen und Gesichte über den Weltkrieg 1914/16. München.

A. Seitz, Kriegsprophezeiungen in „Der Fels“ 1915 August u. September.



S. Malachiae Prophetia MDC XLII.
A. Kniepf, Die Weissagungen des altfranzösischen Sehers Michel Nostradamus und der jetzige Weltkrieg 1914.
F. Kampers, Die Lehninsche Weissagung über das Haus Hohenzollern, Geschichte, Charakter und Quellen der Fälschung 1897.
F. zur Bonsen, Die Völkerschlacht am Birkenbaum 1916.
E. Böckel, Die deutsche Volkssage 1909.
P. Zillmann, Die Weissagungen auf den Weltkrieg, Neue metaphys. Rundschau XXI 1914 S. 233 ff.
K. Helm, Kriegs- und Friedensprophezeiungen 1914/15. Hess. Blätter für Volkskunde XIII/1914. S, 195 ff.
R. Andree, Braunschweiger Volkskunde.
K. Peikert, Ernste Fragen aus ernster Zeit.
Offener Brief an alle Deutschen ohne Ausnahme, Zittau.
Der gegenwärtige Krieg und sein Ausgang breits 1911 offenbart, Zittau.
Der kommende Krieg (La guerre qui vient) Berlin 1916.
A. Conan Doyle, Der Tauchbootkrieg.

Christaller, Der Himmelsbrief Warneck.
Deutsche Gaue 1914 S. 4 181 ff.
Ev. Freiheit 1915 S. 248 ff. Treblin, Kriegsaberglauben.
Monistisches Jahrhundert 1915 S. 181 ff. ein merkwürdiges Kulturdokument.
Mitteilungen d. Schles. Gesellschaft für Volkskunde 1897 Band VI,1 88 ff. K. Olbrich, Über Waffensegen, und Band XIX, 1911/12 S. 580—620. Vogt, Die Schutzbriefe unserer Soldaten.
Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 25 S. 241—259.

Register.

Schlesische Iweinbilder aus dem 14. Jahrhundert.

Mit einer Bildtafel.

Von Dr. Paul Knötel in Kattowitz.

Nachdem der Bober unterhalb von Hirschberg zwischen schroffen Felsen die Sattlerschlucht durchflossen hat, trennt er das Dorf Bober-Röhrsdorf in zwei Teile. Dieses zieht sich in langgestreckter Mulde von Nordosten nach Südwesten hin. Durch seinen Namen (Rudgersdorf)[1] und seine Anlage gibt es sich als eine deutsche Gründung zu erkennen. Drei Gebäude bestimmen hauptsächlich sein Bild in der Landschaft. Zunächst die katholische Kirche, die mit dem niedrigen Turme, Langhaus und Chor den Typus einer schlesischen Dorfkirche darstellt[2]. Oberhalb von ihr gibt sich ein Gebäude mit Walmdach und Dachreiter in der Mitte der First als eine jener saalartigen evangelischen Gotteshäuser zu erkennen, wie sie nach der Besitzergreifung Schlesiens durch den großen Friedrich in größerer Anzahl, besonders auch in den vorwiegend protestantischen Landschaften am Fuß des Riesengebirges, z. B. in Hermsdorf u. K. und in Petersdorf, zunächst als Bethäuser entstanden sind.

Gerade am Ufer des Bober, dort wo ihn die Dorfbrücke überquert, zieht ein drittes turmartiges Gebäude die Blicke auf sich. Es liegt neben dem Wohngebäude, das zu dem in Gräflich Schaffgotschem Besitze befindlichen Dominium gehört. Wir haben in ihm einen sogenannten Wohnturm vor uns. Gegenüber den sonstigen mittelalterlichen Burgen sind solche Wohntürme immerhin selten;

[1]) Es wird um 1305 zum ersten Male erwähnt Liber fundationis episc. Vratisl. (Cod. dipl. Siles. 4. Bd.) S. 137.

[2]) Nach Lutsch, Verzeichnis der Kunstdenkmäler Schlesiens, 3. Band, S. 471 aus der Mitte des 16. Jahrh. Doch scheint mir das von ihm nicht erwähnte Gewände des Südportals älter zu sein. Die Kirche wird urkundlich 1399 zum ersten Mal erwähnt (Neuling, Schlesiens Kirchorte, 2. Aufl. S. 261).



in Schlesien ist mir nur noch einer bekannt, in Eckersdorf (Landkreis Breslau)[1]).

Diese Wohntürme sind ein Mittelding zwischen Palas und Bergfried[2]). Sie verbinden dessen Höhe und Mauerstärke mit der Geräumigkeit eines Palas. Das machte sie zur passiven Verteidigung und damit zu einem Kern- und Rückzugsbau besonders geeignet. An sie schloß sich entweder ein größerer Burgbau an, oder sie hatten, besonders in der Ebene, neben einer Ringmauer und -graben nur unbedeutende Anbauten[3]). Als Wohngebäude hatten sie zweckentsprechend fast immer geviertförmige Gestalt und waren mit einem einfachen Zelt oder Walmdach geschlossen[4]). Diese Schilderung, die der beste gegenwärtig lebende Burgenkenner Piper von dem Wesen des Wohnturms gibt, trifft auf unser Bober-Röhrsdorfer Bauwerk fast völlig zu, und wir werden in ihm auch noch andere Eigentümlichkeiten, die er hervorhebt, verkörpert finden[5]).

Am Ende des großen Gutshofes liegt ein niedriges Wohngebäude. Mit einem schmalen Seitenflügel, einer Mauer und dem Wohnturme schließt es einen kleinen Hof ein. Auf drei Seiten ist diese Anlage noch von dem ursprünglichen Wassergraben umgeben, während der Teil längs des Wohnhauses zugeschüttet ist. Daraus ergibt sich, daß früher nur unbedeutende Baulichkeiten, Ställe u. a., hier gestanden haben können und der Turm fast allein Wohn- und Verteidigungszwecken diente. Die früher das Ganze umschließende Mauer in der Höhe von etwa 12—14 Fuß ist in ihren letzten Resten in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts abgetragen worden[6]). Das Bauwerk ist auf rechteckigem Grundriß aus Bruchsteinen aufgeführt und auf einer Grundfläche von 14 : 21 m errichtet. Die Mauerstärke beträgt 2 m, seine Höhe bis an das Dach-

[1]) Abbildung: Schlesien 2. Bd. S. 411. Vergl. Lutsch, a. a. O. 2. Bd. S. 440.

[2]) O. Piper, Burgenkunde. 3. Aufl. S. 237.

[3]) Piper, a. a. O. S. 244. [4]) Piper, a. a. O. S. 241 und 243.

[5]) Abbildungen des Turmes: 1) W. Klose, Das Schloß zu Bober-Röhrsdorf Tafel 1 in Schles. Vorzeit in Bild und Schrift, 4. Bd. S. 595 ff. (Der Aufsatz wird weiterhin unter Klose angeführt), 2) F. Schroller, Schlesien, 2. Bd. 1. Tafel, 3) V. Schätzke, Schles. Burgen und Schlösser (nach Photogr.) zu S. 7 ff., 4) Zeichnung von 1761 in dem compend. Siles. (Breslauer Stadtbücherei Nr. 550 Tafel 11) 5) Zeichnung von 1766 in der Topogr. Siles. (ebenda Nr. 551—555, IV 95.)

[6]) Klose, a. a. O. S. 599.



gesims 19 m. Geschlossen ist er von einem schindelgedeckten, abgewalmten Satteldache. Obwohl der Turm Wohnzwecken diente, fällt uns doch die Kleinheit und geringe Zahl der Fenster auf und macht damit seinen Verteidigungszweck noch klarer kenntlich, wenn auch der Unterschied vom Bergfried, der nur ganz winzige Öffnungen hat, scharf hervortritt.

Schon sein Äußeres läßt erkennen, daß er außer dem Erdgeschoß drei Stockwerke enthält[1]). Der Zugang zu dem Turm in der Südseite wird durch eine Spitzbogentür mit einfachem Gewände umrahmt. Rechts von dieser Tür wird das Erdgeschoß durch eine Mauer in zwei Teile getrennt, einen größeren westlichen und einen kleineren östlichen. Dieselbe Einteilung wiederholt sich im ersten Stockwerk. In ihm befand sich früher ein dunkelfarbig glasierter Kachelofen mit Reliefs aus dem 16. Jahrhundert. Er ist in neuerer Zeit auf eine andere Besitzung der Grafen Schaffgotsch gebracht worden. Im zweiten und dritten Stock fehlt die Zwischenwand, doch muß früher, wie wir noch sehen werden, mindestens im zweiten, eine leichtere Wand vorhanden gewesen sein[2]). Die Treppenanlagen sind nicht mehr die ursprünglichen, ebenso sind die flachen Decken neu eingezogen. Gegenüber den anderen Geschossen weist das zweite gewisse Eigentümlichkeiten auf, die in ihm den eigentlichen Wohnraum des Burgherrn erkennen lassen. Scheinbar besitzt es in dem ursprünglich abgetrennten westlichen Raum drei Fensteröffnungen, eine in der Südseite nahe der Südwestecke, zwei in der Nordseite. Die nordwestliche Öffnung aber, die durch eine hölzerne Umrahmung mit rechtwinkligem Abschluß und vorgekragten Ecken umrahmt wird, war, wie die Kragsteine an der Außenseite, je zwei übereinander, ergeben, früher der Ausgang zu einem Abort[3]). An der

[1]) Der Wohnturm der in Böhmens Geschichte so bedeutungsvollen Burg Karlstein und der der Wasserburg Lechenich in der Rheinprovinz (Kreis Euskirchen) haben 5 Stockwerke. (Piper a. a. O. S. 237.) Plan und Abbildungen der Burg Lechenich und des Wohnturmes allein in den Kunstdenkmälern der Rheinprovinz 4. Bd. IV. (Kreis Euskirchen) Tafel VIII und IX und Seite 120 u. 121.

[2]) Innere Scheidewände finden sich schon in romanischer Zeit. Sie bestanden entweder nur aus Brettern oder Balken oder aus Fachwerk, welches einfach mit Stückflecken und Strohlehm, nur ausnahmsweise mit Mauerwerk, ausgefüllt war (Piper a. a. O. S. 471).

[3]) „Die Aborte sind bei Burgen mit einer erstaunlichen Einfalt und Offenheit angelegt." (Bergner, Handbuch der bürgerl. Kunstaltert. Deutschlands, 1. Bd. S. 104).



Ostseite sind die Reste einer Heizanlage erhalten, also in dem ehemals abgetrennten kleineren Raume.

Die Fenster sind hier wie in den anderen Stockwerken unsymmetrisch angebracht, wie sie eben den Bedürfnissen entsprechen[1]). Das Südfenster liegt nahe der Südwestecke, das Nordfenster bei der wie erwähnt vorauszusetzenden ehemaligen Zwischenwand. Beide Fenster sind gleichartig behandelt. Rechts und links von der Fensteröffnung sind in der Tiefe der Mauer in der Fensternische gemauerte Sitzbänke angebracht. Solche hat schon der aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts stammende bewohnbare Bergfried von Hohenklingen. Allgemeiner gebräuchlich werden sie erst im 13. Jahrhundert und erhalten sich dann bis zum Ende des 15. Jahrhunderts[2]). Der schmale Fensterschlitz ist von einem Steingewände umrahmt, das oben mit einem runden Kleeblattbogen umschlossen ist. Es ist also, wie schon gesagt, kein Zweifel, daß wir hier im zweiten Stockwerk die Wohnräume des Burgherrn zu erkennen haben. Ihre höhere Lage bot jedenfalls größere Sicherheit gegenüber den unteren Geschossen. So gibt sich z. B. das dritte Geschoß des schon erwähnten Wohnturms von Lechenich durch seine größeren Fenster als demselben Zwecke dienend zu erkennen. In Karlstein liegt die zu schützende Kapelle im dritten Stockwerk[3]).

Zur völligen Gewißheit aber erhebt unsere Annahme der Bilderschmuck der Wände. Das Verdienst seiner Aufdeckung gebührt dem † Rechnungsrat Klose; in dem erwähnten Aufsatze gibt er Rechenschaft darüber. Bei einem Besuch des Turmes in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte er am unteren Teil der Wände Reste roter Bemalung bemerkt; bei näherem Zusehen fand er an der Südwand zwischen den weit von einander abstehenden Fenstern des Gesamtraumes in ungefährer Höhe von 1 ½ m die Majuskeln AL SO . . . EWE. Mit Unterstützung des Rentmeisters Menzel gelang im Laufe der Zeit die Loslösung des Kalkbewurfs, und es zeigte sich, daß einen Meter vom Fußboden ab die Wandfläche bis zu der 4 ½ m hohen Decke mit Gemälden geschmückt war. Allerdings vom südwestlichen Fenster aus nur in der Breite, die dem

[1]) **Piper, a. a. O. S. 455.**

[2]) **Piper, a. a. O. S. 453. So auch in dem Wohnturm von Eckersdorf.**

[3]) **Piper, a. a. O. S. 237. In dem 1182 erbauten Wohnturme von Thun in der Schweiz liegt der fast 7 m hohe Saal im vierten Stockwerk. (Vergl. die kleine Burgenkunde von Piper in der Sammlung Göschen S. 54.)**

größeren Gemach der unteren Stockwerke entsprach. Daraus ergab sich, daß auch hier, wie schon erwähnt, eine Querwand gewesen sein mußte. Die Gliederung der bemalten Wandfläche ist derart, daß zunächst von der Querwand an je zwei männliche und weibliche Gestalten dargestellt sind, deren jeder eine unter ihren Füßen kauernde Figur entspricht; dann folgt eine hl. Jungfrau mit dem Kinde in der Höhe von $2\frac{1}{2}$ Meter. Das ist ungefähr die Hälfte der Südwand zwischen der verschwundenen Querwand und der Fensternische. Von da an ist die Fläche in zwei gleiche Streifen über einander geteilt; nur auf dem unteren sind die Bilder erhalten oder bisher aufgedeckt. Die Fläche in Höhe von etwas über einem Meter vom Boden weist keine Bilder auf und sollte ursprünglich vielleicht mit Teppichen verhängt werden. In seinem Aufsatz sieht Klose die vier Gestalten links, die er alle für männlich hielt, als die Evangelisten an, für die rechts der Madonna befindlichen Vorgänge auf dem unteren Streifen weiß er keine Erklärung zu geben. Die Abbildung, die er von den aufgedeckten Bildern auf der zweiten Tafel seines Aufsatzes beibringt, ist recht unvollkommen, zum Teil ganz mißverstanden, bot aber bisher die einzige Anregung, sich mit dem Werke zu beschäftigen und zum Versuch einer Erklärung zu gelangen.

Auch Lutsch gibt keine Erklärung und spricht bei seiner Schilderung nur von einem Turnier, ebenso wenig tun es Schätzke in seinem Burgenbuche und G. Malkowsky[1]). Dieses Schweigen ist auch ganz begreiflich. Sehen wir von der Figur der Gottesmutter, die sich selbst erklärt, und vorläufig auch von den vier Gestalten links von ihr ab, so ergibt sich auf den ersten Blick, daß die bildlichen Schilderungen rechts rein weltlichen Charakter tragen. Indem die kirchliche Kunst gewisse Gestalten der Bibel, der Kirchengeschichte und Legende immer und immer wieder darstellte, hat sie im Laufe der Zeit gewisse Typen geschaffen, die in Abwandlungen immer wiederkehren. Wenn es sich nicht um recht seltene Heilige und Bilder aus ihrem Leben handelt oder die sie bezeichnenden Beistücke bei plastischen Gestalten verloren gegangen sind, so haben wir meist die Möglichkeit, solche kirchliche Darstellungen zu erklären, und ein reiches Schrifttum von sogenannten Heiligen-

[1]) Schätzke, a. a. O. S. 74; A. Malkowsky, Schlesien in Wort und Bild, S. 158.



ikonographien bietet auch für seltenere die Mittel dazu. Anders bei weltlichen Darstellungen, mit Ausnahme der Miniaturen von Handschriften, durch deren Texte der Bildinhalt festgelegt ist. Hier war eine derartige Typenbildung fast ganz ausgeschlossen[1]). Daraus aber ergibt sich dann auch von selbst die Schwierigkeit, ja oft Unmöglichkeit, zu einer wissenschaftlich einwandfreien Erklärung weltlicher Bilder und Bilderfolgen zu kommen. Und zwar um so mehr, je weniger es zunächst feststeht aus welchem Kreise (Geschichte, Sage, Dichtung) die Vorgänge entnommen sind. Oft bringen ja Spruchbänder auf die Spur oder sagen ganz deutlich, um was es sich handelt; in manchen Fällen fehlen sie ganz oder widerstehen ihrer Entzifferung, wie beides bei unseren Bildern der Fall ist. Der Kunstschriftsteller, der sich mit religiöser Kunst beschäftigt, wird von selbst auch auf das Studium der kirchlichen Bilderkunde geführt. Bei weltlichen Darstellungen kann davon nicht die Rede sein, da es überhaupt keine umfassende Bilderkunde dieser Art gleich der kirchlichen geben oder es sich höchstens um Teilgebiete handeln kann. So wird es unter Umständen Sache des Zufalls sein, ob eine Deutung gewonnen wird oder nicht. Und das trifft gerade auch für die Bober-Röhrsdorfer Bilder zu.

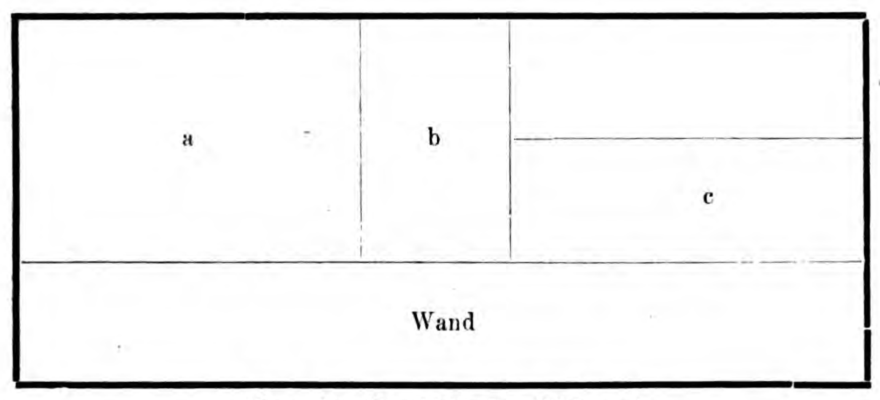
In Bergners Handbuch der bürgerlichen Kunstaltertümer findet sich ein Holzschnitt mit Darstellungen aus den Iweinbildern im Hessenhofe zu Schmalkalden[2]). Unter anderem sieht man auf diesem Bruchteil, wie die trauernde Laudine am Totenbette ihres von Iwein getöteten Gemahls steht und diesen beklagt. Dieser Vorgang rief in mir die dunkle Erinnerung an eine ähnliche Darstellung hervor, ohne daß ich mir zunächst klar wurde, worum es sich handeln könnte, bis mir dann endlich unsere Bober-Röhrsdorfer Wandgemälde einfielen. Das Typische liegt hier in dem Vorgange selber, aber beide Bilder brauchten deshalb noch nicht dasselbe darzustellen. Daß es aber wirklich der Fall war, ergab sich bald bei der weiteren Vergleichung der beiden Bilderreihen und der Lesung der entsprechenden Stellen des Iwein von Hartmann von Aue. Durch meine Entdeckung veranlaßt, hat dann Herr Prof. Dr. Seger als Vorsitzender des Schlesischen Altertumsvereins vor allem für eine sachgemäße Aufnahme der freigelegten Bilder gesorgt. Das hierbei angewandte,

[1]) Zum Beweise, daß es doch dazu kommen konnte, sei auf die Rolandbildsäulen hingewiesen.

[2]) 2. Bd. S. 593.



von Herrn Prof. Dr. Kautzsch angegebene Verfahren bietet jede nur mögliche Gewähr für wissenschaftliche Treue. Es besteht darin, daß die Umrisse der Bilder zunächst in voller Größe durchgepaust werden; die Pausen werden auf photographischem Wege verkleinert und die Verkleinerungen wieder angesichts der Originale farbig ausgeführt. Unsere Tafel bringt in starker Verkleinerung photographische Wiedergaben der im Besitz des Schlesischen Altertumsvereins befindlichen Aquarelle. Die Anordnung der Bilder an der Südwand des Turmes ist aus dem folgenden Schema zu ersehen. Der Schlesische



Plan der Gemälde der Südwand
(vergl. die Buchstaben der Bildtafel).

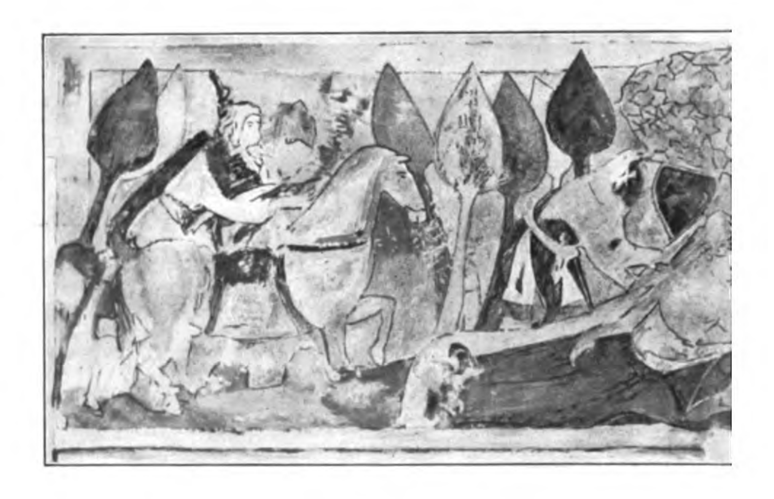
Altertumsverein beabsichtigt ferner, die noch unter der Tünche verborgenen Malereien aufdecken und in derselben Weise aufnehmen zu lassen, und er hat sich für diese ebenso mühsame wie kostspielige Arbeit der Zustimmung und Unterstützung des Herrn Reichsgrafen Schaffgotsch auf Warmbrunn versichert. Seit Kloses Veröffentlichung ist keine weitere Aufdeckung größeren Umfangs erfolgt. Nur an der Südwand hat vor Jahren ein Wirtschaftsschüler in freilich unbefugter und roher Weise die unter der Tünche hervorschimmernden Umrißlinien zweier gegen einander anreitenden Ritter und einer Doppelgruppe mit schwarzer Farbe nachgezogen. Nach diesem Machwerk sind die Textabbildungen Seite 83 und 85 hergestellt.

Wenngleich es natürlich erwünscht gewesen wäre, die vollständige Freilegung der Gemälde abzuwarten, so schien es bei der Bedeutung, die dieser Bilderkreis für Schlesien insbesondere, aber auch für den Niederschlag deutschmittelalterlicher Dichtung in der Kunst überhaupt





a



Wandgemälde aı



b



c

e aus Boberröhrsdorf.

hat, doch angezeigt, schon jetzt einen Vorbericht darüber zu geben und die Öffentlichkeit auf ihn aufmerksam zu machen.

Hartmanns Epos Iwein erfreute sich einst großer Beliebtheit und Anerkennung. Dafür sprechen die zahlreichen Handschriften, die von ihm vorhanden sind, abgesehen von den Anlehnungen und Entlehnungen jüngerer Dichter[1]). Unter ihnen aber gibt es keine einzige, die mit Bildern geschmückt ist. An ihrer Stelle besitzen wir dagegen zwei Bilderfolgen, deren wichtigste und umfassendste sich in dem schon erwähnten Hessenhofe in Schmalkalden als Wandgemälde befindet[2])

Der Hessenhof lag ursprünglich im Mittelpunkt des Stadtteils von Schmalkalden, der sich jenseits des Grabens vor den Mauern der Altstadt entwickelte, und war zuerst wohl Sitz des langräflich-thüringischen Verwalters, vom 14. Jahrhundert an Amtshaus des landgräflich-hessischen Verwalters, schließlich im 16. Jahrhundert zeitweilig Wohnsitz der Schwester des Landgrafen Philipp von Hessen. Die Wandgemälde befanden sich ursprünglich in einem mit einem Tonnengewölbe geschlossenen Raume des Erdgeschosses; durch die allmähliche Erhöhung der Straße ist er aber zum Keller geworden. Die Bilder bedecken in 5 Streifen das Tonnengewölbe, je zwei Wandstreifen darunter und das eine Bogenfeld. An dieser Stelle ist das Hochzeitsmahl bei der Vermählung Iweins mit Laudine dargestellt. Die Wahl des Gegenstandes erinnert uns an die Bilder des hl. Abendmahls oder der Hochzeit von Kanan in den Speisesälen von Klöstern und ist hier in ähnlicher Weise durch die Bestimmung des Zimmers als Trinkstube bedingt, wie es Weber nachgewiesen hat. Von dem ganzen Inhalt des 8166 Verse langen Gedichtes Hartmanns umfassen die Bilder die Verse 77 bis 3864, also noch nicht die Hälfte[3]). Das erste Bild zeigt, wie sich König Artus mit seiner Gemahlin in die Kemenate zur Ruhe zurückzieht, das letzte erhaltene (etwa vier sind zerstört) führt den Drachenkampf vor. Die

[1]) Hartmann von Aue, herausg. v. Fedor Bech (in F. Pfeiffer, Deutsche Klassiker des Mittelalters) 3. Teil, Iwein oder der Ritter mit dem Löwen, 2. Aufl. S. XIV f. — Desgl. die Ausgabe von Emil Henrici 1. Teil S XII ff.

[2]) P. Weber, Die Iweinbilder aus dem 13. Jahrh. im Hessenhofe zu Schmalkalden (Lützows Zeitschr. f. bild. Kunst. Neue Folge 12. Jahrg.) 1901. — Derselbe in den Bau- u. Kunstdenkm. im Reg.-Bez. Kassel, 5. Bd. Kreis Herrschaft Schmalkalden, Textband S. 208 ff., Tafelband, Tafel 120—122. Marburg 1913.

[3]) Vor dem Verse 3824 sind außerdem 900 Verse ausgelassen.

nach Webers Ausführungen dem 13. Jahrhundert angehörigen Gemälde sind zuerst von Dr. Otto Gerland als der Iweindichtung entnommen erkannt und erklärt worden [1]), während Hase in ihnen Vorgänge aus dem Leben der hl. Elisabeth sehen wollte [2]).

Wir gehen zum zweiten Bilderkreis aus der Iweindichtung über, wenn wir überhaupt da von einem Kreis reden dürfen, da er nur zwei Bilder umfaßt. Aber gerade dieser Umstand erscheint wichtig, da er beweist, wie zwei ganz vereinzelte Bilder aus ihm an sich verständlich waren, und das spricht für die weit verbreitete Kenntnis des Inhalts. Unerörtert bleibt dabei vorläufig die Frage, ob sich diese Kenntnis gerade auf Hartmanns Gedicht stützen muß; wir kommen darauf noch später zu sprechen.

Hier handelt es sich um den sogenannten Maltererteppich in der städtischen Altertümersammlung in Freiburg i./B. [3]). Dieser Teppich ist eine Stiftung des Freiburger Bankiers Johann Malterer, der ihn wahrscheinlich um 1330 anfertigen ließ und dem Katharinenkloster daselbst widmete. Am Anfang und Ende sehen wir das Maltererwappen, zwischen ihnen, wie sie in Vierpässen, folgende Darstellungen. 1 a Simson den Löwen tötend. 1 b Simson unter dem Scheermesser der Delila, 2 a der weise Aristoteles mit Phyllis kokettierend, 2 b Aristoteles von Phillis als Reittier benützt, 3 a Virgil schleicht sich zur Tochter des Kaisers Augustus, 3 b er wird von ihr im Korbe in halber Höhe des Turmes dem Gespötte der Menge preisgegeben, 4 a Iwein kämpft mit Askalon am Zauberbrunnen, 4 b Iwein wird von Lunete zu Laudine geführt. 5. Eine Jungfrau mit dem Einhorn. Im Zusammenhange mit den übrigen Bildern erscheint also hier auch Iwein als einer von den tapferen, starken oder weisen Männern, die durch irdisch-sinnliche Liebe zum Weibe verführt werden. Dieser gegenüber steht die himmlische Liebe, die durch die Jungfrau mit dem Einhorn, dem Sinnbilde der Jungfrauenschaft, verbildlicht ist [4]).

[1]) Dr. Otto Gerland, die spätromanischen Wandmalereien im Hessenhofe zu Schmalkalden. Leipzig 1896.

[2]) Schnütgens Zeitschrift für christl. Kunst, Düsseldorf 1893, Bd. II Spalte 121—128.

[3]) H. Schweitzer, die Bilderteppiche und Stickereien in der städt. Altertümersammlung zu Freiburg i./B. S. 35 ff. der Zeitschrift Schau-ins-Land des Breisgauvereins Schau-ins-Land, 31. Jahrlauf 1904.

[4]) Im Gegensatze zu dem Verfasser des angeführten Aufsatzes halte ich die Anna, deren Name zu beiden Seiten des ersten Wappens steht, nicht für



Der Vergleich der Hessenhofbilder mit den beiden Iweinbildern auf dem Maltererteppich läßt sofort erkennen, daß hier, wie schon im allgemeinen erwähnt, von Typenbildung nicht die Rede sein kann. Dort kämpfen Laudinens Gemahl und unser Held zu Pferde miteinander, hier zu Fuß; dort ruht das viereckige Becken des Zauberbrunnens auf vier Säulen (zwei sichtbaren), während das Schöpfgefäß an einem Baume hängt, hier erscheint der Brunnen amboßartig, ein rundes Becken auf viereckigem Sockel, aus dem unten Wasser herausfließt. Eine dritte Abwandlung zeigen unsere Bober-Röhrsdorfer Gemälde, denen wir uns jetzt zuwenden.

Zum besseren Verständnis der dargestellten Vorgänge sei kurz der Inhalt der bezüglichen Stellen aus Hartmanns Werke angeführt: Am Hofe des Königs Artus erzählt Ritter Kalogreant, wie er im Walde von Breziljan den Zauberbrunnen gefunden und dort von dem Herrn des Waldes, einem gewaltigen Ritter, besiegt worden sei. Noch ehe Artus, der mit all seiner Macht zu dem Abenteuer ausziehen will, sein Unternehmen in Angriff nimmt, macht sich Iwein heimlich auf den Weg. Wie Kalogreant trifft er mit dem Ritter, der kein geringerer als König Askalon ist, zusammen und verwundet diesen auf den Tod. Während der Sterbende noch den Burghof erreicht, wird Iwein zwischen dem äußeren und inneren Tore eingeschlossen. Seine Rettung vor den Bewohnern der Burg verdankt er nur dem Mitleid Lunetens, des Kammerfräuleins der nun verwitweten Königin Laudine, indem jene ihm einen unsichtbar machenden Zauberring gibt. Unsichtbar sieht er dann von einem Ruhebette aus, wie Laudine um den Gefallenen klagt, und die Liebe zu der schönen Frau zieht in sein Herz ein. (V. 1—482) Daß unser Held dann, wieder mit Hilfe Lunetens, die Hand der Witwe erwirbt, sei nur noch ergänzend bemerkt. Im Hessenhofe sind diesem Teile des Epos sechs Bilder entnommen. Iwein trinkt am Zauberbrunnen, er kämpft mit Askalon, er verfolgt ihn in seine Burg, Lunete reicht ihm den Zauberring. Laudine beklagt den Toten, die Mannen des Königs suchen vergeblich nach dem unsichtbaren Iwein. Der Maltererteppich enthält daraus, wie schon gesagt, den Kampf am Zauberbrunnen, und wie Iwein von Lunete zu der Königin geführt wird.

Durch eine Anzahl blattförmig gebildeter Bäume ist unser Bildstreifen in vier Teile geteilt, 1. ein Ritter, 2. eine liegende Gestalt, über die sich eine zweite neigt, 3. ein sitzender Ritter, zu dessen Füßen ein oben vierseitig umrahmter Gegenstand sichtbar ist, 4. ein

die Gemahlin des Malterer, sondern für die eine seiner drei Schwestern, die im Katharinenkloster Nonne war. Bei der Gattin müßten wir ihr Familienwappen voraussetzen. Gerade der Bilderkreis scheint auf den Beruf der Nonne hinzudeuten. Während die sinnliche Liebe, wie die Bilder zeigen, unholde Folgen nach sich zieht, hat sich Anna als ewig jungfräuliche Ordensschwester der wahren himmlischen Liebe zugewandt. Möglich, daß die Stiftung des Teppichs bei ihrem Eintritt in das Kloster erfolgte.



Kampf zweier Ritter. Der letzte Ritter trägt als Helmschmuck ein fuchsartiges Tier. Derselbe Helm wiederholt sich über der liegenden Gestalt. Daraus geht hervor, daß diese beiden ein und dieselbe Person darstellen müssen. Aus der gleichen Farbe des Lendners (karmoisin) geht aber auch hervor, daß der sitzende Ritter und der andere kämpfende gleich zu setzen sind. Während dieser den rechten Arm mit dem nicht mehr erkennbaren Schwerte zum Schlage aufgehoben hat, zieht sein Gegner erst sein Schwert. (Vgl. Iwein V. 1018 f. dô muosen si beide zücken diu swert von den sîten.) Daraus erklärt sich seine Niederlage, die durch sein Daliegen in dem zweiten Bilde noch erkennbarer wird. An einem Baume ist sein Schwert aufgehängt, über seinem Haupt, wahrscheinlich an dem mittleren Baume mit voller Krone befestigt, ein Schild (nach Klose mit einem Hirsch). Besonders fesselt der sitzende Ritter. Sein geneigtes Haupt ruht auf der Rechten; die sich auf das Schwert stützt, während die linke seinen entsprechenden Unterschenkel umfaßt hält. In der ganzen Gestalt drückt sich innige Teilnahme aus. Gegenstücke dazu bieten öfters die Gestalten Mariä und des Evangelisten Johannes unter dem Kreuze [1]). Die Teilnahme des Ritters wendet sich sichtlich den beiden mittleren Gestalten zu, und so gehört er mit zu dieser Gruppe und scheidet als selbständiges Bild aus. Unwillkürlich denkt man an Iwein, der, unsichtbar, Laudine belauscht, und in dessen Herz die Liebe zu der schönen Frau einzieht, ganz der Dichtung entsprechend.

dâ ersach si der herre Îwein
und dâ was ir hâr und ir lîch
sô gar dem wunsche gelich,
daz im ir minne
verkehrte die sinne [2]).

In dem Epos geht das alles allerdings in der Burg vor sich. Daran dürfen wir uns aber nicht stoßen. Der Meister der Bober-Röhrsdorfer Bilder hat eben alles auf die einfachste Formel gebracht. Nun erklärt sich auch der Gegenstand zu seinen Füßen, mit dem Klose nichts anzufangen wußte. Er ist nichts anderes als der Zauberbrunnen, um den die beiden Helden kämpfen, und so gehört

[1]) Vgl. z. B. die Marien- und Johannesfigur bei A. Schultz, Schlesiens Kunstleben im 13. u. 14. Jahrh. Breslau 1870, Tafel 6 (14. Jahrh.). Über die Bedeutung der Gebärdensprache im Mittelalter: Bergner, Handbuch d. kirchl. Kunstaltert. in Deutschland. S. 435.

[2]) Vers 1332 ff.



er zu der rechten Gruppe. Die Bäume um ihn sollen den Wald Breziljan vorstellen. Wie der kämpfende Iwein hat auch der Ritter links ein weißes Roß, und wir dürfen in ihm wohl auch diesen Helden sehen, vielleicht wie er auf dem Wege nach dem Zauberwalde begriffen ist. Anstößig erscheint ja allerdings die Aufeinanderfolge der drei Vorgänge in der Anordnung 1—3—2. Doch mag das aus kompositionellen Gründen geschehen sein: rechts und links die Berittenen, in die Mitte gerückt der Hauptvorgang: die Klage Laudinens um den verstorbenen Gemahl und der beobachtende



Kampf Iweins mit Key.

Iwein [1]. Leider sind gerade diese Gestalten arg zerstört. Askalon stützt sich unbekleidet auf den linken Arm. Das scheint eher für einen Schlafenden zu sprechen. Doch finden wir dasselbe Motiv bei der zweiten Figur unter den vier Einzelfiguren links, und diese ist wie die drei anderen unbedingt als ein Toter anzusehen. Wir kommen noch darauf zurück.

In den neu aufgedeckten Teilen der Westwand sehen wir oben zwei gegeneinander mit Lanzen anstürmende Ritter, deren einer fast völlig zerstört ist. Der andere trägt als Helmschmuck wieder ein fuchsartiges Tier [2]. Als Askalon darf er aber keineswegs erklärt werden. Vielmehr haben wir in ihm hier sicher Iwein selbst zu sehen. Als Besieger Askalons hat er das Recht, dessen Abzeichen zu führen. Das beweist uns eine Stelle des Meleranz von dem

---

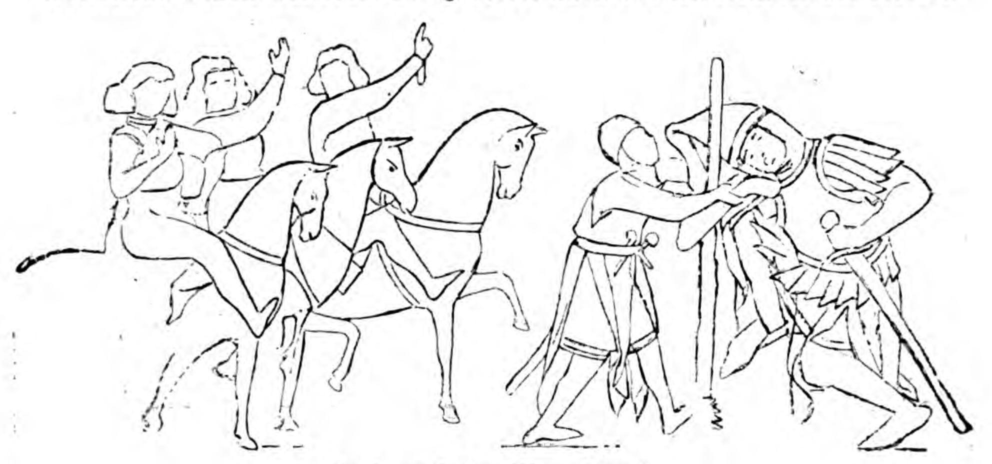
[1]) In den Hessenhofbildern geht umgekehrt wie bei den anderen Reihen die Vorgangsfolge im fünften Streifen von rechts nach links. (Weber, Kunstdenkm. d. Reg.-Bez. Kassel, a. a. O. S. 213).

[2]) Auf unserem Bilde ungenau wiedergegeben.

Pleier[1]). Godonas, den Meleranz besiegt, führte auf seinem Helm (und auf dem Knopf seines Zeltes) einen goldenen Adler. Nun heißt es an der angeführten Stelle:

Den arn truoc Godonas,
des dez gezelt ê was
ûf sînem helm, der kuene man.
den schilt solt nû ze rehte hân
Meleranz der wîgant.

So hat auch Iwein Schild (Helmschmuck) und Land des Askalon erstritten. Einen weiteren Beleg bietet auch der Bilderkreis des Hessen-



Iwein und der Riese Harpin.

hofes. Dort ist in der fünften Reihe dargestellt, wie Iwein den Ritter Key im Speerkampf aus dem Sattel wirft. Links davon reitet er als Sieger hinweg und führt dabei einen Adler im Schilde, denselben, den Askalon in der zweiten Reihe als Wappen hat. Wenn wir so in dem linken Ritter Iwein zu sehen haben, so dürfen wir wohl der Folge der Ereignisse nach in unserem Vorgange den Kampf mit Key erblicken. Dem Gedichte nach ist König Artus, kaum daß Held Iweins Hochzeit beendet ist, aufgebrochen, um gleichfalls das Abenteuer am Zauberbrunnen zu bestehen. Unbekannt eilt Iwein herbei und sticht Key vom Pferde, der vorher über ihn gespottet hatte[2]).

Es bleibt nun noch die Doppelgruppe unter dem Zweikampfe zu betrachten. In dem großen hockenden Manne in phantastischer

[1]) Herausg. v. Karl Bartsch (Biblioth. des liter. Vereins in Stuttgart, 60. Bd.) S. 295. Vgl. außerdem R. von Retberg, Die Geschichte der deutschen Wappenbilder (Frankf. a. M. 1888) S. 8.

[2]) Iwein, V. 2454 ff.

Tracht und mit dem Spitzhelm auf dem Haupte haben wir ersichtlich einen Riesen vor uns. Dafür spricht neben seiner Größe vor allem die Keule in seinem rechten Arm[1]). Das Schwert unseres Riesen bildet allerdings eine Ausnahme. Ganz klar ist der Zusammenhang der Gruppe nicht. Doch wird man wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß der Riese von dem Ritter, der ihn am Handgelenk faßt, besiegt ist, und nun, vom Kampf ermattet, den Todesstoß erwartet. Die drei Jünglinge zu Pferde drücken in ihren Gebärden die Freude über diesen Sieg aus, und damit gibt sich der Vorgang ebenfalls als eine, wenn auch freie Übertragung aus Hartmanns Epos in die Sprache der bildenden Kunst zu erkennen[2]). Es handelt sich um den Riesen Harpin. Der hat die sechs Söhne des Burgherrn, zu dem Iwein nach seinem Abschied von Laudine gekommen ist, gefangen genommen, zwei getötet und das Land verheert, weil ihm jener die Hand seiner Tochter verweigert hatte. Am anderen Tage besteht Iwein den Kampf gegen Harpin, der die Gefangenen auf Pferden gebunden mit sich führt, und tötet ihn mit Hilfe seines Löwen[3]). Statt vier sind hier nur drei Jünglinge dargestellt.

Endlich findet sich die Einzelfigur eines mit der Lanze anstürmenden Ritters in Höhe von 1,07 vom Fußboden an der Nordwand zwischen der Nordwestecke und der Aborttür. Natürlich gestattet sie in ihrer Vereinzelung keine Deutung.

Wir wenden uns nun den nicht zum Iweinkreis gehörigen Bildern zu. Links von der Madonna erblicken wir je einen jugendlichen Adligen in Friedenstracht; der erste links steht einer Frau, der zweite einer Jungfrau gegenüber. Die Hände sprechen echt mittelalterlich eine beredte Sprache. Leider spotten die Reste der Buchstaben auf den Spruchbändern zwischen ihnen vorläufig noch und wahrscheinlich für immer jeder Erklärung. Unter anderen bogenförmig angeordneten Spruchbändern zeigen sich über eine Brüstung gelehnt vier nackte

---

[1]) Vgl. die 3 Riesen der Waldgemälde des Schlosses Runkelstein von 1388. Seelos u. Zingerle, die Wandgemälde von Runkelstein. Wien; auch im Hessenhofe führt der Riese in der ersten Bilderreihe eine solche Keule. A. Schultz, das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger. 2. Bd. S. 183.

[2]) Den Hinweis darauf verdanke ich Herrn Prof. Dr. O. Warnatsch in Glogau. Möglich ist es allerdings auch, daß wir in unserem Bilde eine Abwandlung von Hartmanns Darstellung vor uns haben, vielleicht daß Iwein den schlafenden Riesen zum Kampfe weckt.

[3]) Iwein 4357 ff.

menschliche Gestalten. Die Brüstung selbst ist durch eine Bogenlinie in eine hellere und dunklere Hälfte geteilt. Oben schöne, ihres Lebens sich freuende junge Menschen, unten Tote, die in ihren Stellungen wie unter einem Drucke zu stehen scheinen[1]). Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir annehmen, daß wir im Sinne des hodie mihi, cras tibi eine der im Mittelalter beliebten moralisierenden Darstellungen vor uns haben. Am bekanntesten ist der eine Teil des Triumphes des Todes im Campo santo zu Pisa. Da zeigt sich uns ganz rechts vor einem grünen Hain eine Gruppe vornehmer Männer und Frauen, von weltlichen Gedanken erfüllt, während von links der Tod als altes schreckliches Weib (la morte) mit der Sense heranfliegt, unter ihr in wirrem Durcheinander Gestorbene aus allen möglichen Ständen liegen. Ich weise dann noch als weiteren Vergleichsstoff auf die seit Dürer in Aufnahme gekommenen Darstellungen von Liebespaaren hin, zu denen der Tod unbemerkt herantritt. Als Predigt von der Vergänglichkeit alles Irdischen hat dieser Teil unserer Wandbilder mit den Iweindarstellungen nichts zu tun. Eine Erklärung für ihre Anbringung an dieser Stelle kann aber versucht werden. Diese Bilderpredigt war ursprünglich in der Ecke des Gemaches, dort, wo die verschwundene Querwand an die Südmauer anstieß. Die Breite des Bildes von der Ecke bis zu dem Marienbilde beträgt 2,30 m. Das ist etwa die Länge eines Bettes oder die Breite eines Doppelbettes, in welchem der Herr mit seiner Gattin zusammen zu schlafen pflegte[2]). Jedenfalls war die Ecke zur Aufstellung des Bettes sehr geeignet, und von ihm aus hatte er die mahnende Bildpredigt immer vor Augen. Unserer Annahme gibt nun das Marienbild eine weitere Stütze, das sonst aus dem Ganzen herausfällt. Darnach war es gerade neben der Schlafstelle angebracht, und zu seinen Füßen mögen der Hausherr und seine Frau des Morgens und Abends niedergekniet sein, um ihre Gebete zu verrichten; dann hatte die Freude am ritterlichen Leben, wie sie aus dem sonstigen Wandschmuck des Gemaches spricht, ihre Berechtigung.

Die Umrisse sind schwarz auf dünnem Kalkgrund aufgetragen und dann mit den Lokalfarben ausgefüllt worden. Das Ganze trägt Reliefcharakter, nur bei dem Zauberbrunnen, der sitzenden Gestalt und den Bäumen haben wir den schlichten Versuch einer Vertiefung

[1]) Ich erinnere daran, daß im Mittelalter der Tod und die Toten nicht als Gerippe, sondern als eingetrocknete Leichname dargestellt wurden.

[2]) A. Schultz, Höf. Leben, Bd. S. 81.



in der Fläche vor uns. Diese Beobachtungen geben uns noch keinen Beweis für das Alter der Wandgemälde. Über dieses befragen wir am besten die Trachten der dargestellten Gestalten [1]). Die Ritter tragen den Topf- oder Kübelhelm, der auf dem Körper ruht und dem Haupt Bewegungsfreiheit gestattet. Diese Form findet sich von den letzten Jahrzehnten des 13. bis über die Mitte des 14. Jahrhunderts [2]). Die schlechte Erhaltung der Bilder läßt Einzelheiten nicht erkennen, desgleichen nicht, ob Helmdecken vorhanden waren; die Gestalt Iweins mit Askalons Helmschmuck scheint allerdings keine aufzuweisen, dagegen finden wir kurze Helmdecken bei dem später noch näher zu behandelnden Wappen in der nördlichen Fensternische. Sie kommen verhältnismäßig spät auf; in Schlesien finden wir sie vielleicht schon 1281, sicher 1312 [3]). Den wesentlichen Schmuck der Helme bildet die Helmzier oder das Kleinod (Zimier), in unserem Falle der Fuchs (dreimal) und das Rad auf dem Wappen in der Fensternische. In Schlesien kommt eine solche auf Fürstensiegeln 1253 zuerst vor, erhält sich natürlich über die Zeit des Topfhelmes hinaus [4]). Auch die Rüstung, die wir natürlich als Kettenpanzer anzusehen haben, läßt Einzelheiten nicht erkennen. Nur bei dem kämpfenden Askalon fallen die Streifen an Armen und Beinen auf. Sie finden sich auch auf einzelnen Blättern der Hedwigslegende [5]), ebenso auf der bekanten Darstellung Herzog Heinrichs IV. in der großen Heidelberger Minnesingerhandschrift und bei anderen Rittern derselben. Diese Streifen bestanden aus Leder, das die Fugen

[1]) Klose setzt die Gemälde in die Mitte des 14. Jahrh. (a. a. O. S. 604), Zimmer in seinem Nachtrage zu dessen Aufsatz glaubt sie noch 100 Jahre zurückdatieren zu können (S. 606). Da Lutsch (a. a. O. S. 472) als Bauzeit des Turmes etwa den Ausgang des 15. Jahrh. ansieht, so müßten sie danach bedeutend jünger sein. Malkowsky (a. a. O. S. 158) nimmt dessen Mitte an, Schätzke (a. a. O. S. 74) verhält sich in der Frage neutral und berichtet nur die verschiedenen abweichenden Ansichten.

[2]) Für Schlesien wichtig ist vor allem der Aufsatz von E. Roehl, Über die Bildnissiegel der schles. Fürsten im 13. und 14. Jahrh. (Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. und Altert. Schl. 26. Bd. 1892. S. 305. Weitere Beispiele Luchs, Schles. Fürstenbilder des Mittelalt. Breslau 1872 Tafel 3, 24, 25, 26, 28, 29a.

[3]) Roehl, a. a. O. S. 309.

[4]) Roehl a. a. O. S. 306, vgl. auch die angeführten Fürstengrabmäler aus Luchs, Fürstenbilder, sowie die Schlachtenbilder der Hedwigslegende von 1353 (Herausgeg. von Wolfskron, Wien 1846, ehemals Schlackenwerther, jetzt von Gutmannscher Kodex).

[5]) A. a. O. Blatt 19, Blatt 40.

zwischen den Ringen bedeckte[1]). Der sitzende und links heranreitende Iwein scheinen das Härsenier, eine Art Kapuze, die am Panzer hing, über den Kopf gezogen zu haben. Bei letzterem ist der Helm, unklar wo angebracht, rechts davon sichtbar. Dagegen trägt Iwein in dem Vorgange mit dem Riesen eine Eisenkappe, wie sie vor der Entwicklung des Topfhelms allgemein war[2]). Die Schilde haben die Dreiecksform des 13. und 14. Jahrhunderts, wie wir sie überall auf Grabsteinen und Siegeln sehen. Auffällig ist die Breite des Schildes in der Fensternische, so daß er, abgesehen von der Rundung der Seiten, wie ein gleichseitiges Dreieck erscheint. Doch hat auch das in den schlesischen Fürstensiegeln Gegenstücke[3]).

Die Pferde haben teilweise Pferdedecken, teilweise nicht. Das entspricht den Darstellungen der Heidelberger Minnesingerhandschrift[4]). In Frankreich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts aufgekommen, ist der Brauch in Deutschland auf Reitersiegeln erst in den achtziger und neunziger Jahren des Jahrhunderts nachzuweisen. Ganz vereinzelt ist das Siegel Wladislaus' von Oppeln mit solchen vor 1262, dann vergehen beinahe siebzig Jahre, ehe sie auf dem Siegel Boleslaus II. 1329 erschienen[5]). Vor den zwanziger Jahren dürften also unsere Bilder kaum entstanden sein.

Ich habe bisher hauptsächlich schlesische Denkmäler zum Vergleich herangezogen. Das Gesagte gilt aber für Deutschland überhaupt und beweist, daß unser Land in der Entwicklung der ritterlichen Tracht nicht etwa nachgehinkt ist. Besonders sprechen dafür auch die vergleichsweise schon angeführten Bilder der Heidelberger Minnesingerhandschrift[6]). Diese ist in den ersten zehn bis fünfzehn Jahren des 14. Jahrhunderts entstanden, die letzten Nachträge reichen bis 1330, höchstens 1340 hinauf[7]). Auch die vier Gestalten links von der Marienfigur stimmen in Tracht, Haltung

---

[1]) A. Schultz, höf. Leben, 2. Bd. S. 36, von Wolfskron a. a. O. Text Spalte 113.

[2]) In der spitzen Eisenkappe des Riesen sowie überhaupt in dessen Kleidung scheint der Maler absichtlich ältere Motive verwendet zu haben.

[3]) Roehl, a. a. O. S. 311.

[4]) v. Oechelhäuser, die Miniaturen der Universität zu Heidelberg S. 388. Sie fehlen bei N. 50 und 73.

[5]) Roehl, a. a. O. S. 316 f.

[6]) Vgl. außer dem Werke von Oechelhäuser K. Zangemeister, die Waffen, Helmzierden und Standarten der großen Heidelb. Bilderhandschrift.

[7]) Westdeutsche Zeitschrift VII. 1888.

und Gebärde mit zahlreichen Frauen und Männergestalten der Handschrift in Friedenstracht überein, die sie als Mitglieder des Adels erkennen lassen. Ich nenne als Beispiele nur das Bild des von Kürenberg, auch die Frau auf dem Bilde des Dietmar von Aist. Ein Eingehen auf Einzelheiten der Tracht erübrigt sich hier. Das Miparti, das uns bei den beiden Männern entgegentritt, hat sich noch lange erhalten. Von Frankreich her kam seit den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts die Mode auf, die Kleider enger zu gestalten und kürzer zu machen [1]). Wenn wir diese neue Tracht in den Bildern der Hedwigslegende sehen, die Nikolaus von Preußen 1353 schuf, so ergibt sich neben den anderen in den letzten Abschnitten dargelegten Gründen, besonders den Ausführungen über die Pferdedecken, daß unsere Bilder nur von dem dritten bis in das fünfte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts entstanden sein können.

Dem entspricht auch der stilistische Charakter unserer Bilder, wenngleich ihre schlechte Erhaltung gerade dieser Bewertung Schwierigkeiten entgegengestellt. Auf die Ähnlichkeiten der vier Männer- und Frauengestalten mit denen der Heidelberger Handschrift habe ich schon hingewiesen. Ihnen gegenüber wird man unsern Gestalten allerdings eine größere Eleganz, besonders den beiden seitlichen Figuren, zusprechen dürfen. Hauptsächlich in Betracht kommt aber die große Marienfigur. Leider versagt gleichzeitiger Vergleichungsstoff fast völlig. Das älteste Tafelbild, die Polaintafel in der Barbarakirche zu Breslau mit dem Schmerzensmann und Johannes dem Evangelisten, ist von 1309 [2]). Wie Schlesien politisch mehr und mehr von Böhmen abhängig wurde, so gewann im Laufe des 14. Jahrhunderts auch die böhmische Kunst wachsend auf die schlesische Malerei Einfluß. Schon die Hedwigslegende steht völlig unter ihm. Dann sprechen davon einzelne jüngere Tafelbilder des 14. Jahrhunderts: die Madonna des Bischofs Przeslaus von Pogarell, eine nahe Verwandte der um 1370 entstandenen Madonna im Stift Hohenfurth in Böhmen [3]) und eine hl. Anna selbdritt aus Striegau, im Diözesanmuseum und im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau und

---

[1]) B. Köhler, allgem. Trachtenkunde III. 2. Abt. S. 50.

[2]) Unvollkommene Abb. Luchs, Romanische und got. Stilproben aus Breslau und Trebnitz (Breslau 1859) Tafel III, 1 und X. Bericht des Provinzialkonservators über seine Tätigkeit vom 1. Jan. 1913 bis 31. Dez. 1914 Tafel I.

[3]) Abb. Fritz Burger, die deutsche Malerei vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance (Handbuch der Kunstwissensch.) S. 142.

ein Dreifaltigkeitsbild (Gnadenstuhl) ebenfalls im Diözesanmuseum[1]. Endlich die mit dem aus Glatz stammenden Erzbischof Arnestus von Prag († 1364) in Verbindung stehende Madonna im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin[2]. Man wird nicht fehl gehen, wenn man auch bei unserm Bilde schon böhmische Einwirkung sieht. Merkwürdig erscheint das Haar der Jungfrau, vielleicht dürfte es aber zum Teil als ein Netz anzusehen sein, aus zierlichstem Goldwerk, wie es die Kronen der Madonnenbilder und andere der böhmischen Schule zeigen. Dazu kommen die mächtigen Heiligenscheine. Während dagegen das Kind bei jenen in Haltung und Bewegung durchaus genreartig kindliches Wesen zeigt, ist bei uns mehr das Göttliche betont, und es stellt so einen älteren Typus dar. Dasselbe gilt von seiner Bekleidung, wohingegen, mit Ausnahme der Glatzer Madonna, sonst die Christusknaben unbekleidet sind. Damit erhalten wir die Berechtigung, die Marienfigur und mit ihr den ganzen Bilderkreis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts setzen zu dürfen, und das entspricht den schon vorher gemachten Feststellungen.

Ob eine oder mehrere Künstlerhände in Bober-Röhrsdorf schöpferisch tätig gewesen sind, läßt sich nach dem bisherigen Bestande nicht feststellen; das kann erst nach der völligen Aufdeckung eine stilkritische Untersuchung aufzuklären versuchen. An die Bestimmung eines Künstlernamens ist selbstverständlich niemals zu denken. Wohl aber kann der Versuch unternommen werden, dem Besitzer des Wohnturmes und Auftraggeber der Wandbilder nachzugehen. Schriftliche Quellen versagen allerdings vollständig für die Zeit ihrer Entstehung. Erst 1461 wird als Besitzer des Dorfes ein Hans von Rade genannt[3]. Anstelle der fehlenden Urkunden tritt nun aber die schon erwähnte Wappendarstellung, die sich an der rechten Seite der nördlichen Fensternische findet. Klose scheint sie entgangen zu sein, wenn sie nicht erst später aufgedeckt worden ist; auch sonst hat sie bisher keine Erwähnung erfahren. Das Bild zeigt, schrägrechts geneigt, einen Dreiecksschild, dessen oberer Rand länger als seine Achse ist. Im blauen Schilde erblicken wir ein achtspeichiges

[1]) Abbildungen in Schles. Vorzeit in Bild und Schrift, neue Folge 5. Bd. 2. und 3. Tafel und S. 73.

[2]) Abb. zu dem Aufsatz von K. Chytil, das Madonnenbild des Prager Erzbischofs Ernst im Kaiser Friedrich-Museum (Jahrbuch d. Kgl. Preuß. Kunstsammlungen 23. Bd.) Berlin 1907 und bei Burger, a. a. O. S. 144.

[3]) Klose, a. a. O. S. 597; nach Schätzke a. a. O. S. 74 um 1400.

rotes Rad. Auf dem linken Obereck des Schildes ruht ein Kübelhelm mit kurzen schwarz-weißen Helmdecken. Als Kleinod wiederholt sich das rote Rad; auf ihm ist oben eine Figur angebracht, die zunächst schwer zu erklären scheint, da der obere Teil zerstört ist. Man muß sie wohl für einen Federschmuck halten, vielleicht aber auch für hochstrebendes Wasser, wofür besonders auch die bläulich-weiße Farbengebung sprechen könnte. Ganz unerklärlich bleiben drei Buchstaben C I L unter einem kleineren, bläulich ausgefüllten Kreis, von denen es mir, wegen ihrer Form, überhaupt sehr zweifelhaft erscheint, ob sie ursprünglich sind. Sonst ist die ganze Wappendarstellung ihrem Stile nach jedenfalls als den Wandbildern gleichzeitig anzusehen.

Eine ähnliche Darstellung findet sich in der bekannten Hedwigslegende, die dadurch von Wichtigkeit ist, daß sie 1353, nicht allzulange nach unseren Bildern, entstanden ist. Auf dem Blatte 5, das den Ansturm der christlichen Ritter gegen die Tataren darstellt, reitet rechts vom Herzoge Heinrich II. ein Ritter, der in rotem Schilde ein weißes Rad mit unregelmäßig gezeichneten Speichen führt; über diesem nach der linken Schildecke zu mehrere gebogenen Linien, die wie Hahnenfedern aussehen, aber ebenso gut auch als Wasser zu erklären sein können, besonders, wenn man das Rad als Mühlrad erklären will. Das Schildbild wiederholt sich dann in gleicher Weise als Helmzier über den roten Helmdecken. Ganz ähnlich ist der Federschmuck an dem nicht ganz klar deutbaren Helmschmuck des Ritters an der Nordwand unseres Wohnturmes. Trotz des Farbenunterschiedes möchte ich beide Wappen, das des Wohnturmes und das der Hedwigslegende, als identisch ansehen, da auch sonst die Farbengebung der Schildfelder und Wappenbilder bei diesem Bilde und dem folgenden von der üblichen mehrfach abweicht und hier eigentlich nur eine Farbenumstellung vorliegt, wenn man Blau und Weiß als verwandt und mit einander wechselnd ansehen darf. So erscheint z. B. der schwarze schlesische Adler im herzoglichen Wappen hier wie auch sonst vielfach in der Legende in grauem Felde, die Helmdecken gar grün. Heut gelten diese Wappenbilder nicht mehr wie früher als Quelle dafür, welche adligen Geschlechter an der Schlacht von 1241 teilgenommen haben, sondern höchstens als Niederschlag der seit einem Jahrhundert entstandenen Überlieferung[1]). Am besten wird man aber tun, darin eine bild-

[1]) H. Luchs, Über die Bilder der Hedwigslegende. Festschrift der

liche Auszeichnung von schlesischen Familien zu sehen, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts einzelnen Zweigen des Piastenhauses, besonders der Brieger Linie, nahestanden.

Nun führen mehrere schlesische Familien Räder im Wappen. Wolfskron weist auf die Weichsner, Jalowka und Spiller hin, von denen letztere als Helmzier einen Mühlstein und Federn führen[1]). Tatsächlich wissen wir, daß vor 1672 ein Dorfanteil von Bober-Röhrsdorf einem Spiller gehört hat[2]), und das Dorf Spiller, von dem das Geschlecht den Namen hat, ist in der Luftlinie nur 7 km. von der Mitte von Bober-Röhrsdorf entfernt. Dagegen aber spricht das Schildbild, eine weiße Lilie und Rose in rotem Felde[3]). Luchs (a. a. O.) rät ebenfalls auf Jalowka oder auch auf Muchawsky. Da die Betsch und Jesor (Jeser) Zahnräder führen, kommen sie hier nicht in Betracht[4]). Jedenfalls läßt sich so für unser Wappen von dem der Hedwigslegende aus keine Erklärung finden. Seine Farbengebung hat dazu geführt, daß die bisherigen Erklärer an dem Radwappen einer bekannten Adelsfamilie vorübergegangen sind; nämlich dem der Herren von Redern. Diese führen in blauem Schilde ein achtspeichiges silbernes Wagenrad, auf dem Helm einen Pfauenschweif mit demselben Rade[5]). Wir haben in ihm ein redendes Wappen vor uns: Redir, de rotis. In Bober-Röhrsdorf ist ja allerdings das Rad rot; damals aber waren die Farben noch nicht fest bestimmt, und wir haben in dem Rot sicher nur einen Ersatz für die braune Naturfarbe des Rades zu sehen, das dann später das vornehmere und heraldisch richtigere Silber erhielt. Dem Geiste jener Zeit haben es wir auch zuzuschreiben, daß der Federschmuck — als solchen haben wir jetzt das unbekannte Etwas anzusehen — auf dem Rade befestigt ist. So wuchsen ja auch die Pfauenfedern der schlesischen Piasten aus dem mit dem Adler bemalten halbkreisförmigen Brett heraus, und ebenso ist es sicher auch mit den

städtischen Töchterschule zu St. Maria-Magdalena in Breslau zum fünfzigj. Jubiläum der Universität Breslau (Breslau 1867) S. 5 f.

¹) Wolfskron, a. a. O. Spalte 124

²) Klose, a. a. O. S. 598

³) Sinapius, Schles. Curiositäten 1. Bd. S. 923; Lucae, Schles. curiös. Denkwürdigk. — anderer Teil S. 1851.

⁴) Sinapius, a. a. O. 1. Bd. S. 259, 491. Pfotenhauer, Schles. Siegel von 1250—1300 Abt. B. Tafel 10 und 12 D und E.

⁵) Sinapius, a. a. O. S. 121, 123 f.



Federn auf dem Rade in der Hedwigslegende gemeint, nur daß hier falscherweise die Federn auch in den Schild hineingezeichnet sind. Erst später mag der Federschmuck mit dem Rade belegt worden sein. Wenn endlich ein Hans von Rade, wie schon bemerkt, als Besitzer von Bober-Röhrsdorf 1461 genannt wird und ein Teil des Dorfes 1583 von Heinrich von Redern auf Waltersdorf an Kaspar Nimptsch aufgelassen wird[1]), so schließt sich die Kette des Beweises, daß wir in einem Redern den Besitzer des Wohnturmes und Auftraggeber der Gemälde zu sehen haben. Der Frage, ob es möglich ist, ein bestimmtes Mitglied dieser Familie festzustellen, werden wir im Anschluß an den nächsten Abschnitt näher treten.

Wer aber auch der Besitzer von Bober-Röhrsdorf gewesen sein mag, das eine beweisen die Wandgemälde sicher, daß er Beziehungen zur höfischen deutschen Dichtung gehabt hat. Hat er Hartmanns Werk gekannt? Weber neigt sich in seinem Aufsatz über die Schmalkaldener Wandbilder der Ansicht zu, daß diesen weder der Hartmannsche Roman noch auch die Dichtung Chretiens zu Grunde liege, sondern eine kürzere dichteriche Fassung desselben Gegenstandes[2]). Die wenigen Bilder, die in Bober-Röhrsdorf bisher aufgedeckt worden sind, lassen keinen Schluß zu. Die kleinen Abweichungen von Hartmanns Schilderungen die wir feststellten, fallen jedenfalls nicht allzuschwer ins Gewicht, vielleicht den Vorgang mit dem Riesen abgerechnet.

Jedenfalls ist ein Strahl der Sonne aus der ersten Blütezeit deutschen Schrifttums auch in unser Siedlungsland gefallen. Es ist bekannt, daß ein schlesischer Herzog, ein Sprößling des alten polnischen Piastenstammes, gewürdigt worden ist, in der großen Heidelberger Minnesängerhandschrift in der ständischen Ordnung der Dichter gleich hinter dem Kaiser und den drei Königen den Fürstenstand in der Welt der Minnedichter zu vertreten[3]). In diesem Herzoge Heinrich von Pressela ist Herzog Heinrich IV. (1266—1290) erkannt worden. Jünger wie die beiden Lieder des fürstlichen Sängers ist die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwigs des Frommen von Thüringen,

[1]) Klose, a. a. O. S. 598

[2]) A. a. O. in Lützows Zeitschrift S. 84. Dagegen spricht sich ein Rezensent im Literarischen Zentralblatte 1901 aus.

[3]) Das oft veröffentlichte Bild ist uns Schlesiern am leichtesten zugänglich in den Schles. Fürstenbildern von Luchs, Tafel 10 e, dem die Beschreibung aus Hagens Atlas zum Bildersaal altdeutscher Dichter beigegeben ist.



ein Spätling des höfischen Ritterromans und zugleich das einzige Beispiel hochdeutscher Epik in unserem Lande, das ein Schlesier in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts verfaßt hat. Im Beginn des Gedichtes sagt er:

Mir ist geboten, daz ich sol
Ein rede tzu rechte birichten,
In warem rim verflichten,
Ordenlich zu bringen sie,
Als der edele furste die
Nicht rechte geordnet fvnden hat — —[1])

Mitten im Gedicht nennt dann der Dichter den Namen seines fürstlichen Gönners:

(Dem) chuniclichen stammes ein blunder ast
Voll eren vn furstlicher tat
Mich tzv dirre rede gebunden hat
Der erliche hertzoge Polke,
Der gerechter sinem volke
Ist vor, als ein werlich man,
Als in daz wol ardet an[2]).

Dieser Herzog Polke war Bolko II. von Fürstenberg, Schweidnitz, und Münsterberg und Herr der Grafschaft Glatz, der, um 1300 geboren, bis zu seinem Tode 1241 herrschte[3]). Es ist nun bemerkenswert, daß, wie Baesecke am angeführten Orte auseinandersetzt, alles was deutsches Schrifttum und literarische Angelegenheiten angeht, sich in seinem Bannkreise befindet, wenigstens soweit es sich bisher feststellen läßt: der weltlich-ritterliche Schwank „der borte" des Dietrich von Glezze, ganz geistlich der Krûzigêre, von der Marter Jesu Christi, von einem in Wien schreibenden Frankensteiner Mönche Johannes allerdings schon 1300 verfaßt, „der Wiener Oswald" von einem aus der Grafschaft Glatz oder vom Gebirgsrande stammenden Heinrichauer Mönche, dessen Inhalt die weit verbreitete Legende vom heiligen

[1]) Herausgegeb. von F. H. von der Hagen Vers 4—9 (S. 1)

[2]) A. a. O. Vers 5575—5581 S. 184)

[3]) K. Wuttke, Stamm- und Übersichtstafeln der Schlesischen Fürsten, Tafel III und Anm. dazu S. 14. Für das Folgende vergl. G. Baesecke, Der Wiener Oswald (German. Bibliothek 3. Abteil 2. Bd.) S. LXXXIX ff. Da Bolko erst um 1300 geboren ist, kann er natürlich nicht zwischen 1301 und 1305, wie Baesecke angibt, die Kreuzzugsdichtung veranlaßt haben. Auch Vogt (Vogt-Koch, Gesch. d. deutsch. Lit. 1. Bd. S. 144) sagt: bald nach 1300, während Koch (Kampers, Schles. Landeskunde S. 267) richtiger von der ersten Hälfte des 14. Jahrh. als Abfassungszeit spricht.



Könige Oskar bildet, das deutsche Psalterium des Petrus von Patschkau (1340) und die sogenannten Trebnitzer Psalmen [1]). Reges literarisches Leben, das natürlich hauptsächlich in lateinischer Sprache seinen Niederschlag fand, herrschte vor allem im Zisterzienserkloster Heinrichau. Hier hatte Bolkos Vater Bolko I. seine wissenschaftliche Erziehung genossen, hier ließ er selbst seinen Sohn und Nachfolger Nikolaus unterrichten. Hier fand er endlich auch mit seiner Gemahlin seine letzte Ruhestätte [2]). Das macht es wahrscheinlich, daß auch Bolko II. dem Kloster seine Bildung verdankte, jedenfalls aber zeigt die Kreuzfahrt, daß er der höfischen Dichtung lebhafte Teilnahme entgegenbrachte. Und da fügt sich nun als ein neues Glied der Kette der Iweinbilderkreis von Bober-Röhrsdorf ein.

Allerdings lag dieser Ort nicht im Herrschaftsbereiche Bolkos, sondern im Herzogtum Jauer, das seinem 1346 gestorbenen Bruder Heinrich I. eignete [3]). Doch war dieses unter Bolko I. mit Schweidnitz vereint gewesen, und es bestanden sicher auch weiterhin enge Beziehungen zwischen beiden nun getrennten Teilen; vor allem dürfen wir annehmen, daß einzelne Adelige auch in beiden zugleich begütert waren. Vielleicht trifft das auch auf die Redern zu; 1550 sitzen im Fürstentum Jauer Redern auf Waltersdorf, Kunzendorf Neudorf und im Hirschbergischen Weichbilde in Kaufung und Falkenhayn [4]). In einer in Reichenbach ausgestellten Urkunde des Herzogs Bernhard, des Vormundes seines jüngeren Bruders Bolko, erscheint als Zeuge Peter von Rocis (Rotis); sicher denselben finden wir abermals als Zeugen in Urkunden Bolkos d. d. Schweidnitz 1326 und Reichenbach 1329 [5]). Dieser Peter von Redern erhielt in demselben Jahre von Bolko das Gütel Karschaw (Karschau bei Nimptsch) zum Geschenk [6]). Mit diesen Angaben rückt also das Geschlecht, dem

---

[1]) Vergl. auch P. Klemenz, Der Anteil des Neisser Landes an der deutschen Literatur. 36. Bericht der wissensch. Gesellsch. Philomathie in Neisse S. 131 f.

[2]) Luchs, Schles. Fürstenbilder Tafel 20/21-

[3]) Vergl. Stamm- und Übersichtstafeln der Schlesischen Fürsten Tafel II. Fälschlich wird allerdings mehrfach auch unser Bolko als Herr von Jauer bezeichnet, so z. B. auch von Baesecke a. a. O. S. LXXXIIII. Es liegt aber eine Verwechslung mit seinem gleichnamigen Neffen Bolko II. vor, der neben Schweidnitz auch Jauer besaß.

[4]) Sinapius, a. a. O. S. 124.

[5]) Schles. Reg. N. 3727, 4543, 4861.

[6]) Schles. Reg. N. 4789.

auch unser Bober-Röhrsdorf gehörte, in den engeren Umkreis Bolkos, und wenn auch nicht behauptet werden darf, daß der genannte Peter etwa der Besitzer des Wohnturmes gewesen ist, so liegt doch die Vermutung nahe, daß unsere Wandbilder mit ihrem Bildinhalte aus der höfischen Dichtung unter dem Einfluß des für die deutsche ritterliche Dichtung eingenommenen Herzogs Bolko entstanden sind. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß unsere Bilder rund zwischen 1320 und 1350 entstanden sein müssen; es dürfte sicher kein Zufall sein, daß das die Zeit der selbständigen Regierung Bolkos ist, der 1298 geboren, 1322 völlig selbständig geworden war und bis 1341 herrschte [1]).

Reicht damit die kulturgeschichtliche Bedeutung des Bilderkreises für die Geschichte des Deutschtums in Schlesien noch über seine engere kunstgeschichtliche und archäologische hinaus, so ist doch auch diese nicht gering einzuschätzen. Das Meiste, was wir an mittelalterlichen Tafelbildern, auch Wandgemälden, besitzen, gehört erst dem 15. Jahrhundert an und ist größtenteils kirchlicher Art. Durch glückliche Aufdeckungen von Wandgemälden ist der Denkmälerbestand, besonders in den letzen Jahrzehnten, stark vermehrt worden, wie die Berichte des Provinzialkonservators erkennen lassen, und es steht zu hoffen, daß noch recht vieles unter der Tünche zu Tage kommt. Das 14. Jahrhundert ist aber dabei noch recht schwach vertreten. Ihm entstammen, wenn sie nicht vielleicht sogar noch ins Ende des 13. zurückreichen, die wieder aufgedeckten Bilder in der katholischen Kirche von Viehau (Kreis Neumarkt) [2]). Sicher dem 14. Jahrhundert gehören auch die Wandbilder in der Kirche von Jeschona (Kreis Groß-Strehlitz) an, über welche Herr Pfarrer Wodarz vor Beginn des Krieges eine Veröffentlichung vorbereitete. Um 1400 herum dürften auch die 1900 aufgedeckten Wandbilder im Chor der Pfarrkirche von Strehlitz (Kreis Schweidnitz) entstanden sein [3]). Das ist aber meines Wissens auch alles. Die Möglichkeit der Wiederaufdeckung mittelalterlichreligiöser Wandbilder ist

---

[1]) K. Wutke, Studien zur älteren schles. Gesch. (Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. Schl. 46. Bd. (1912) S. 163 ff.)

[2]) Bericht des Provinzialkonservators über seine Tätigkeit vom 1. Januar 1905 bis 31. Dezember 1906 S. 35.

[3]) Bericht des Provinzialkonservators über seine Tätigkeit vom 1. Januar 1900 bis 31 Dezember 1902 S. 28 f. Tafel 3, G. Malkowsky, a. a. O. S. 161 f., Bild S. 163, G. Konwiarz, Alt-Schlesien S. 86.

mit dem Vorhandensein zahlreicher alter Kirchen gegeben. Anders steht es mit solchen weltlicher Art. Hier hat die natürliche geschichtliche Entwicklung mit den Bauwerken fast völlig aufgeräumt[1]). Von den Bildern am Äußeren Breslauer Ringhäuser, die Bartholomeus Stenus in seiner descriptio totius Silesiae et civitatis regie Wratislaviensis erwähnt, ist außer den Resten am Rathause nichts mehr erhalten[2]). Damit, daß die meisten Burgen Ruinen wurden, wenn sie nicht Neubauten Platz machten, wurde, was in ihren Räumen an Wandbildern vorhanden war, dem Verderben durch die Witterung anheimgegeben, wie z. B. die im Südturm des Frankensteiner Schlosses, die allerdings auch erst dem 16. Jahrhundert angehören[3]). Nur im Hedwigsturme des Liegnitzer Schlosses finden sich noch solche und zwar die Gestalten berühmter Helden, nach den Inschriften Karl der Große, David, Goliath, Alexander der Große und Dietrich von Bern, noch gotischen Charakters, wenn auch schon unter dem Einfluß der beginnenden Renaissance[4]). Vielleicht sind auch sie erst im Beginn des 16. Jahrhunderts entstanden. Sonst besitzen wir nur wenige literarische Erwähnungen zerstörter Wandbilder mit weltlichem Bilderkreise. So hatte z. B. der Zisterzienserbruder Kilian im Jahre 1492 die Säle des Bischofshofes in Breslau mit den Bildern, Wappen und Helmzieren von 19 bömischen Königen und 25 Breslauer Bischöfen geschmückt[5]). Am Äußeren desselben Gebäudes hebt Stenus Bilder aus der Geschichte und Bildnisse berühmter Männer hervor (nec arte vulgari pictae[6]).

---

[1]) Etwas besser steht es damit in anderen Teilen Deutschlands, natürlich tritt aber auch hier das Erhaltene gegenüber den kirchlichen Wandgemälden, die immer mehr unter der Tünche zum Vorschein kommen, stark zurück. Vergl. Bergner, Handbuch d. bürgerl. Kunstaltert. II S. 392: über Darstellungen aus höfischen Epen ebenda S. 59 f.

[2]) Herausgegeb. von H. Markgraf (Script. rer. Siles. 17. Bd.) S. 39, 41.

[3]) Lutsch, a. a. O. 2. Bd. S. 116. August Knötel, Ein Freskobild aus dem alten Schlosse zu Frankenstein (Rübezahl, Schl. Provinzialbl. 13 Jahrg. S. 65 ff. mit Abbildung), J. A. Kopietz, Gesch. d. deutschen Kultur . . . im Frankensteiner Lande S. 313.

[4]) Lutsch a. a. O. 3. Bd. S. 237 f. Pfeiffer, Der Hedwigsturm des Liegnitzer Schlosses in den Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins für die Stadt und das Fürstentum Liegnitz 1. Heft S. 127 ff. Skizze des Bildes Karls des Großen im Textbande zum Bilderwerk schles. Kunstdenkm. Spalte 318.

[5]) J. Jungnitz, Ein archivalischer Fund in den Schl. Geschichtsblättern 1910 N. 1 S. 12 ff.

[6]) A. a. O. S. 53.



Entstammen diese Wandmalereien alle erst dem Ende des 15. und dem Beginne des 16. Jahrhunderts, so stehen unsere Bober-Röhrsdorfer Bilder ganz einzigartig da, in dem sie ganz allein als Werke weltlicher Art aus dem 14. Jahrhundert erhalten sind.

Die vorliegende Arbeit kann und darf nur als ein Vorbericht einer späteren größeren Veröffentlichung angesehen werden, der auf die hohe Bedeutung des Werkes hinweisen will. Es kann nur der dringende Wunsch ausgesprochen werden, daß, sobald die Friedensglocken durch unser Vaterland geläutet haben, in streng wissenschaftlicher Weise an die Aufdeckung des Restes gegangen wird. Sie verspricht sicher noch viel.

Von den Walen und den Schätzen des Zobten.

Von Dr. Erich Bohn in Breslau.

Wo ein Wald ruft, antwortet die Sage. Sie ist sein Echo in der Seele des Menschen. Der Urmensch umfaßte die Natur mit der Angst und Freude seines Herzens, sie befruchtete seine Phantasie, und ihr Bund schuf eine Welt von Geheimnissen und Abenteuern. Unsere heutigen Sagen sind nur Schatten alter Kraft. Durch Jahrhunderte gewandert, von ihrer Sonne gebleicht und verfärbt, schillert ihr Mantel in allen Farben. Das tiefe Grün des Berges leuchtet aber doch noch sieghaft hindurch. Das Volk des Zobten ist uralt, und auch die Sagen, die von ihm auf unsere Zeit gekommen sind, müssen uralt sein, weil sie auf die einfachsten Triebe eines Bergvolkes, auf den Hunger nach Schätzen, zurückgehen. Sie treten erst spät in die Geschichte. Der redselige Breslauer Stadtschreiber Franz Faber (genannt Köckritz) erzählt 1565 in einem langatmigen lateinischen Gedicht vom Zobten auch eine Schatzsage:

„Es fällt etwas lang anzuführen, mit was für windigen Erzählungen von Gespenstern mancher alte Bauer seinen Zuhörern die Ohren füllt und ihnen die langen Winterabende in der Rockenstube zu verkürzen sucht. Hört nur, lieben Kinder! spricht er, es war einmal ein Mann (meine Mutter und Großmutter hatten ihn gut gekannt, und ich selber habe ihn, wie ich noch ein Junge war, gesehen, da war er aber schon steinalt), der ist einmal im Berge rumgekrochen und hat Vogel-Nester gesucht. Wie er nun in eine wilde, wüste Stein-Rücke kommt, so sieht er eine Höhle mit einer offen stehenden Tür, ach! eine große, zwar nicht ganz finstre, doch weit hinein gehende furchtsame Höhle. Da fing er sich an zu fürchten und blieb stehen, sah sich ganz erschrocken um und bedachte sich, was er tun sollte. Weil er aber merkte, daß er ohne Schwierigkeit hinein kommen konnte und auch niemanden dabei gewahr ward, der ihm den Weg verrennt hätte, so ging er getrost hinein und durchstänkerte alle Winkel. Er stutzte aber gewaltig, als er einen erschrecklich großen Haufen ganz frei daliegendes und von keiner Seele bewachtes Gold und Geld antraf. Da hättet ihr sehen sollen wie er zugegriffen hat! Er steckte und stopfte sich alle Schubsäcke voll und ging mit der guten Beute wieder



glücklich heraus. Er war so voller Freude, daß er nicht einmal die in der Gegend wachsenden Sträucher und Bäume bezeichnete, sondern sich auf andere bekannte Wahrzeichen verließ. Als er nachgehends diese Höhle etlichemal wieder suchte, fand er sie nicht mehr, sondern mußte allemal unverrichteter Sache wieder fortgehen."

Diese Steinhöhle finden wir in den Walenbüchern wieder. Faber weiß auch von den Walen zu erzählen. Er schildert die Platzregen, die oft über den Berg prasseln, und fährt fort:

„Wenn er auch oft das Land mit wilden Regengüssen überschwemmt und die Bauern mit Hochwasser bedroht, so macht er den Schaden doch wieder durch den kostbaren herabgeschweiften Sand gut. Man muß es aber verstehen, die Goldstäubchen aus der Sandflut herauszuschütteln und vom hohen Uferdamme aufzufangen oder durch Siebe das Gold herauszuwaschen. Im späten Frühjahr sammeln jedes Jahr einige unbekannte Männer, Walen genannt, heimlich dieses Gold (quae quidam Ignoti, Errones) und schaffen es fort. Sie wundern sich bei ihrer Rückkehr höchlich über die Trägheit unsrer Landsleute, die zu unwissend sind, um sich das heimische Metall zu Nutze zu machen."

Dies ist die erste Nachricht von dem Treiben der Walen im Zobtenberge. Noch hundert Jahre später druckte „ein gelehrter Medicus, Herr Paulitz" in der Sammlung von Natur- und Medicin-geschichten 1723 S. 169 zwei Briefe aus dem Jahre 1677 ab, die ähnliches berichten:

„Es haben im Kriege sich einige Welsche gefunden, welche des Jahres dreimal aus Welschland gekommen sind. Sie haben dieses Metall auf dem Zobtengebürge gegraben und bei einer alten Frau, so nahe an dem Zobtengebürge gewohnt, geschmolzen, und nachdem sie quintam essentiam daraus genommen und sich wohl besponnen haben, sind sie wieder allemal in ihr Land gezogen. Gedachte Wirtin, die ohnehin Kräuter gegraben auf solchem Berge, hat den Ort und Platz verkundschaftet, sie darüber ertappt, und nachdem sie bedrauet worden, sind sie nicht mehr hingekommen, weil sie, wie die Alte ausgesagt, mit ihren Augen gesehen, daß sie große Klumpen Gold und Silber davon getragen."

Im Jahre 1873 hat Riedel in der Zobtengegend solche Sagen fast wortgetreu wiedergefunden (Schles. Prov. Blätter 1873 S. 25 ff., vgl. Kühnau III, 762.)

Eine verwünschene Höhle — dahinter steht ein Zauber — unermeßliche Schätze und sagenhafte Fremde, die das Geheimnis des Goldes hüten, das ist die Melodie, die im Lauf der Zeiten zu immer reicherer Musik anschwillt. Sie mochte neue Kraft erhalten, als 1586 wirklich ein Italiener in kaiserlichem Auftrag im Zobten nach Edelsteinen suchte. Kaiser Rudolf schmückte damals seine Prager



Residenz mit der ganzen Pracht der Spätrenaissance. 1586 schickte er den welschen Steinmetz Runiano nach Schlesien, um Marmor und Edelgestein zu suchen. Runiano fand in Kniegnitz den Steinbruch, in dem der „Grüne Marmor“ gebrochen wurde. (Schles. Provinzialblätter Bd. 115 S. 113). Das muß für das Zobtenvolk ein Ereignis gewesen sein, und es mag die alte Walensage neu befruchtet haben.

Ein Jahrhundert später (1667) liegt das erste Walenbuch des Zobten fix und fertig vor uns: Der schrullenhafte Kuriositätensammler Praetorius, der allen bunten Kram der Welt hamsterte, hat in seinem Buch von der Wünschelrute (1667, S. 225) ein Walenbuch vom Zobten abgedruckt. Es lautet:

„Zettenberg“ [1]).

Gehe auf die Wichenau[2]) und Than Pauel[3]) / denn der Ort ist also genannt / so kommst Du auf einen Weg zwischen 2 Bergen / da ist ein Qvellbrun; / und ein Ertzmann muß eine Versichrung tun / ob man drauf kommen möge. Gehe gegen Schweinitz[4]) zu / so wirst Du sehen eine Mühle auf der linken Hand. An demselben Wasser gehe bis auf die Hohe des Berges / so wirstu finden eine Fichte / die ist breiter denn zwei Ellen / allda ist Ertz / wenn man es schmelzt / so ist es den fünften Teil Gold. Ein wenig höher an dem Berge / bei einem Brunnen / da findet man wol eine Elle tief einen gediegenen Zug. Es soll auch blauen Saphir haben. (Bei) einem Dorf / Blau[5]) genannt / da geht ein Steig auf die Gurg zu / und bei der Gurg[6]) ein Steig / da kommst Du auf einen Rasen-Weg / und auf die Hand gegen der Schweinitz steig über den Berg vor Dir. Danach steig den Berg hinab / so wirstu finden ein Gestruttig / daran ein Loch / da greif hinein bis an den Ellbogen / so findestu gediegen Gold wie Erbsen und Bohnen groß.

Zettelberg[7]). Unter dem hangenden Stein[8]) soll ein Flüßlein seyn, allda ist ein gediegener Zug Goldes.

Schweinitz. Item zu Rosenig[9]) bey Schweinitz da sollen Edelgesteine gefunden werden.

Hernberg[10]). Suche mit Fleiß unter dem Trank-Troge auf beyden Seiten / so wirstu gediegen Gold finden / wie Messer-Rücken tiefe Streifen. In demselben Fluß sieh dich mit Fleiß um / so wirstu finden schwarze Gold-Körner wie Erbsen. Mit Gottes Hülfe / unterwerts da steht eine große Buche / in die sind 12 Zeichen (geschnitten) / oben steht Zeitte eiben Holtz[11]) wie eine

[1]) Zottenberg. [2]) Wierau. [3]) Tampadel (Tampelt).
[4]) Schweidnitz. [5]) Bielau. [6]) Gorkau. [7]) Zottenberg.
[8]) Hängestein. Ein großer dreieckiger Felsblock, zwischen zwei andern hängend, bildet ein Felsentor und eine Höhle. Die Felsen liegen auf der Silsterwitzer Seite am Weg 20.
[9]) Rosenau. [10]) Vielleicht Herrleimberg b. Langenbielau.
[11]) Zeitte-Eibenholz.



Bitte. 7 große Schritt von derselben Buche wirstu finden eine Grube / nicht tief gegen den Schindel- oder Kecker-Wald oder Berg / darin (sind) Gold-Zäpflein. Die Grube ist bedeckt / es ist auch eine Leiter drein zu steigen / darin suche / so findestu Gold."

Praetorius will die Handschrift von einem Schlesier erhalten haben. Das ist glaubhaft. Der Text muß aus der Zobtener Gegend stammen; die glnauen Ortsangaben lassen daran keinen Zweifel. Den „Hängestein", der hoch oben im Bergwald liegt, kennt nur der Eingeborene. Die Handschrift mag schlecht lesbar gewesen sein, und die Namen sind beim Druck verstümmelt worden. Der Text des Praetorius ist zwar der älteste gedrucke Text, spätere Drucke enthalten aber ältere Texte. Es mögen damals viele solche Handschriften von Hand zu Hand gegangen sein. Bohuslav Balbinus, Jesnit aus Prag 1679 S. 17 Miscallanea Historica Regni Bohemiae schildert einen solchen Fund sehr lebhaft: „Als ich dies alles über das Riesengebirge geschrieben habe, besucht mich ein Freund (der nicht genannt sein will) und bringt mir ein Büchelchen mit sehr alter Schreibweise, schwer leserlich, deutsch, sehr klein, aber voll der seltsamsten Kunde von Schätzen.

Das Büchelchen enthielt Abhandlungen von 8 verschiedenen Autoren, des Peter Thomas, Martin Prause, Gentilanerus Venetus u. a. Ein Italiener, der sich mit dem fingierten Namen Sagittanderus nennt, und der an diesen Orten lange weilte, hat diese Abhandlungen mit sicheren Erzählungen und eigner Erfahrung in diesem Büchel zusammengetragen. Besonders genau behandelt er das Riesengebirge, daß man seine Täler, Bäume und Felsen handgreiflich vor Augen hat."

Zum ersten Mal sammelt die Zobtener Walenbücher ein Unbekannter in der Sammlung von Natur und Medicin 1718 S. 939 und 1723 S. 169. Der Titel lautet: „Ein Wegweiser auf den Zobtenberg, durch Martin Preise. Schuster von Orgöw in Welschland." Volkmann in seiner Silesia Subterranea 1720 (S. 197, 208, 212) besaß eine sehr alte Handschrift, den Wegweiser in den Zobtenberg des Johann Martin Preuße von Trient. „Die Schrift war ganz alt, das Papier halb vermodert und an vielen Orten nichts mehr zu lesen weil ganze Wörter aus dem Papier verloschen waren." Eine spätere Flugschrift (Bresl. St. B.) — nach Papier und Druck etwa 1730 — 7 Blatt klein Octav ist betitelt:

„Ordentlicher Wegweiser auf den Zothen - Berg / von einem



Italiäner Martin Prause, welcher vielmahl da gewesen und viel tausend davon getragen.“

Beide Drucke enthalten 3 Teile: Prauses Erlebnisse mit Michael Seidel aus Zobten, die Abenteuer des Johann Wahl im Wüsten-Schloß und den Wegweiser des Johann Bruch oder Buch aus Venedig. Ich gebe Wahls Abenteuer nach der älteren Fassung aus der Sammlung von Natur und Medicin wieder, Prauses Erlebnisse nach dem späteren Druck — der Flugschrift — weil sie dort ausführlicher erzählt sind. Der Wegweiser des Venetianers Bruch ist ein Auszug aus dem Briefe Wahls.

Der älteste Wegweiser scheint mir der Wahl'sche zu sein. Seine Abenteuer spielen auf dem Wüsten Schloß des Zobtenberges. Er enthält im ersten Teil eine Geisterbeschwörung, die deutlich auf den Faustischen Sagenkreis hinweist. Der Affe Auerhahn war der Leibteufel des Faustschülers Wagner. Wahl ist der Schatzgräber, der mit dem Arcanum, dem Geisterzwang der Schwarzen Magie, den Geistern ihr Gold entreißt. Der zweite Teil erinnert an die Sage die Faber überliefert hat.

(Johannes Wahl sucht im Wüsten Schloß des Zobtenberges nach Schätzen und zwingt die Geister.)

„Mein Sohn, was ich geschrieben habe, des hat mich sehr gedauert. Weil ich aber den Wegweiser Dir zu überschicken versprochen, so reise in das Land Schlesien und frage nach einem Städtlein, das heißt der Zobten. Da frage nach dem alten Wege, der auf das Schloß hinaufgeht; da ist bald kein Mann, der Dir den Weg nicht zeigen wird. Gehe demnach bis auf die Wiese und siehe dich recht nach der Koppe um, da wirst Du einen großen Baum sehen. Gehe hinzu, da wirst Du drey † † † sehen, welche ich selbst gehauen. Von dem Baume gehe 5 oder 8 Schritte recht in die Mitternacht, da kommst du zu einem Wasser. Von dannen miß 8 Schuh, da kommst du auf Steine; räume diese hinweg, da wirst du auf einen weißen Stein kommen, diesen habe ich (sagt Johannes Wahl) über 100 Schritte auf meinem Buckel getragen. Hebe diesen hinweg, da wirst du eine Höhle sehen, in Gestalt eines alten Schachts. Laß dich hinein, da findest du was du begehrst, da habe ich für 2000 Thlr. wert überkommen einmal und bin dreimal dagewesen. Jedoch, mein Sohn, ich kann nicht unterlassen Dir zu schreiben, wie es mir ging, da ich zum andernmal dahin reiste. Als ich gedachte, daß ich den Ort und Stelle gewiß wüßte, wollte ich mein Arcanum nicht umnehmen, sondern gehe hin zu arbeiten. Wie ich die Steine hinweghebe und den Fundamentstein heben sollte, saß ein großer Affe vor dem Loche und hatte in jeder Klaue ein brennendes Licht, und auf dem Kopfe einen Strauß in Gestalt eines Pfauen-Schwanzes. Der thät auf mich zu eilen und wollte mich zerreißen. Ich eilte aber auf mein Arcanum zu, nahm das Rauch-Faß in die Hand und ging wieder hinzu,



da habe ich viele offne Schätze gesehen. Ich aber sagte: O ihr Geister, das ist eitel Betrug mit euch, da hat das Gold darinnen geleuchtet, als die helle Sonne darin schiene. Ich aber lasse mich nicht irren, gehe dahin, hebe den Fundament-Stein auf und lasse mich hinein und räuchere darinnen. Als ihm aber der Rauch vor die Nase kam, habe ich nicht anders vermeint, der ganze Berg sollte mit mir zu Grunde gehn. Ich arbeitete aber bis mich däuchte, daß ich genug hätte. Danach stieg ich wieder heraus und reiste in Gestalt eines Hechelmachers hinweg. Als ichs aber geläutert und zu gute gemacht, habe ich auf 2000 Thlr. bekommen.

Willst du aber da nicht suchen, so gehe auf die Wiese[1]) hinauf etliche 30 Schritt, da kommst du zu einem alten Keller. Laß den liegen auf der rechten Hand und gehe auf den allerhöchsten Berg[2]), da siehst du eine Mauer, die ist eine Klafter breit und eine halbe Klafter hoch. Von der Mauer gehe auf die rechte Hand, da findest du ein großes rundes Loch, so eines Armes dicke hat, das geht in einen Keller. Miß von dem großen und runden Loch 5 Schuh, grabe hinein 3 Ellen tief, da kommst du auf einen breiten Stein, der ist über eine Spanne dick. Hebe ihn hinweg, da siehst du ein Loch, laß dich hinein, da kommst du auf die Stiegen des Kellers. Gehe zu der Tür und mache dir ein Licht auf und stoß die Tür auf, welche von Kupfer ist. Wenn du hineinkommst, so knie nieder und bete, danach geh auf die rechte Hand, da kommst du zu einer großen Tonne, die mit Moos bewachsen ist, die hat 2 eiserne Reifen: in solche Tonne gehen über etliche 100 Eimer Wein. In dieser Tonne ist eitel Gold Münze. Danach gehe weiter auf die Seiten des Kellers, da stehen 2 große eiserne Truhen, darin sind lauter alte Taler. Danach gehe weiter, da kommst du zu einer Braupfanne, darin ist eitel kleine Heydnische Münze: nimm von einem jeden ein wenig, so viel du tragen kannst und sieh dich vor, daß dir nichts entfällt. Wenn du heraus gehst, so mache die Thür wieder zu und danke Gott für das empfangene Gut. Siehe an die Tür, da wirst du sehen die Jahreszahl, und schreib mit ungenützter Kreide † B. † M. † B. und gehe von dem Berge Vormittags. Darin bin ich Johann Wahl dreymal gewesen und habe über viertzigtausend (Taler) überkommen."

Der Wegweiser des Venetianers Johann Bruch auf den Zobtenberg beginnt also:

„Ich Johann Bruch von Venedig bekenne durch dieses Schreiben, daß ich viel tausend Thaler wert vom Zobtenberge getragen. Mein lieber Bruder, wenn du ausgehst, so frage nach einer Stadt, die heißt Glatz, von da gehe nach Frankenstein und Reichenbach, da siehst du einen schwarzen Berg, der heißt der Zobtenberg. Da frage nach einem Dorfe, das heißt der Tampel, da gehe einen Weg auf den Berg zu dem Schlosse. Da gegen die rechte Hand ist ein Keller, den laß liegen und gehe auf den allerhöchsten Berg."

Bruchs weiterer Bericht ist ein schwächlicher Auszug aus dem

[1]) Der alte Schloßkeller liegt in der That rechts von der Höhe. Die Schilderung entspricht genau der wirklichen Lage.

[2]) Wiese und Keller liegen an der Ruine (heute steht dort die Kapelle).

zweiten Teil von Wahls Bericht. Das große runde Loch „hat ein Cardinal gemacht von Rom“.

Martin Prauses Wegweiser ist der volkstümlichste. Er ist ein richtiger Reiseführer ins Land von Gold und Edelsteinen, mit genauster Ortskenntnis geschrieben. „Der Fleischhauer Michael Seidel aus Zobten“ mußte auch den letzten Zweifel nehmen. Der Verfasser hat den Zobten und seine Glaubigen gut gekannt. Dieser „Wegweiser“ ist sichtlich aus verschiedenen Handschriften zusammengetragen. Nr. 1 und 7 sind Wiederholungen. Der Bericht des Praetorius ist eingesprengt; ich habe die Stellen durch weiten Druck hervorgehoben. Genau wie bei Praetorius ist der Horningsberg an den Schluß gesetzt. Die eibenen Scheitte sind zu ebnen Brettern geworden.

Ordentlicher Wegweiser auf den Zothenberg / von einem Italiäner Martin Prause, welcher vielmal da gewesen und viele tausend davon getragen.

Nr. 1. Gehe von Zothen, als wenn du wolltest nach Sweidnitz gehen, so wirst du auf der linken Hand eine Mühle[1]) sehen. Gehe den Berg hinauf und wenn du auf die Höhe kommst, so wirst du einen schwarzen Stein finden dreieckig, zwei Ellen breit. Da ich von diesem Stein geschmolzen, fand ich vier Teile Gold, und das fünfte Teil Silber, dergleichen giebt es daselbst im Überfluß da man in einer Stunde mehr als 20 Loth Gold bekommen kann. Weiter hinauf ist ein Brunnen, ohngefähr 2 Ellen tief, der auch gediegen Gold hält. Um St. Johann pflegt der Brunnen auszutrocknen, darum muß die Zeit wohl in Obacht genommen werden. Man wird auch die Stellen finden, allwo ich gearbeitet habe, auf 3 Stellen. Bei Michael Seideln habe auch gearbeitet, dessen Sohn habe ich mit gehabt, der weiß die Oerter, er war ein Fleischhauer in Zothen.

Nr. 2. In dem Wasser, das auf klein-Knügnitz[2]) flüsset, ist ein schwarzer Stein, wie eine Stein-Kohle, so sich klein kloppen läßt, wie Kieselstein. Das ist das beste. In diesem Berge ist alles gemeiniglich kohl schwarz.

Nr. 3. Im Zothenberge gegen Mittag und gegen den Fluß, der auf Klein-Silsterwitz fließt, zwischen dem Geyers- und Zothenberge[3]), da ist ein schwarzer Stein, da mußt du auf die linke Hand hinuntergehen gegen den Tampel, so kommst du auf den Weg, der geht zwischen den 2 Bergen. Da ist ein Quell Brunnen, darin ist auch solch schwarzer Sand, der so großen Nutzen bringt, daß ich es nicht beschreiben kann

Nr. 4. Wenn du auf den Tampel[4]) kommst, so frage nach dem Wege welcher auf das Schloß geht, und wenn du hinauf vor den Brunnen kommst,

---

[1]) Vgl. Nr. 7. [2]) Klein-Kniegnitz.

[3]) Das Schwarze Wasser, bei der Försterei Tampadel.

[4]) Tampadel.



so siehe dich nach einem Stein um. Wenn du hernach von der linken Hand etliche zwanzig Schritt kommst, so ist ein ebner Flecken, da siehst du einen Stein; hebe diesen auf, da wirst du eine Höhle finden, die ist mit Holz zugedeckt, darin findest du gediegen Gold, wie Hüner-Eyer groß.

Nr. 5. Darnach gehe von dem Schloß über die Wiese, daß du das † triffst, da wirst du eine Tanne mit drey † † † finden. Nicht weit über acht Schritt darvon ist eine Grube, darin bin ich dreimal gewest und habe viel Gold überkommen.

Nr. 6. Bey dem Busch-Brunnen[1]) nicht weit davon in dem Wasser, da suche innen, da findest du einen schwarzen Stein, wie eine Stein-Kohle, er liegt beim Wasser zwei Ellen breit. Da findest du Nieren, schwerer als ein Pfund, die sind 6 Th. Gold. und ein Theil Silber, und wann du zu dem kommst und findest sie nicht, so gehe davon und gehe alle Stunden wieder darzu, du wirst es doch noch finden. Da bin ich dreimal gewesen und habe viel Gold überkommen.

Nr. 7. Von der Mühle wie am ersten Blatt geschrieben steht, die bleibt dir auf der linken Hand, von da gehe das Wasser hinauf bis an die Höhe des Berges, darin ist zur Genüge schwarzer Stein, der hält 20 Theile des feinsten Goldes. Gieb und theile den Armen auch mit.

Nr. 8. Im Zothenberge gegen Schweidnitz da suche den Creutz-Stein, findest du ihn nicht, so frage nach dem Schieferstein[2]), darin suche ihn, der liegt 6 Viertel tief und hat braune Farbe, das Pfund hält 1 Loth Gold und als ein Rubin so schön.

Nr. 9. Du findest ein Flössel, das fließt vom Niedergang der Sonnen und fällt in den Zothenbach. Von diesem Flössel gehe in die Höhe, da findest du einen steinern Trock, der ist mit Moos bewachsen. Gehe dem Wasser nach, da findest du zwey Wasser, eins zur Rechten, das andere zur Linken Auf der Seite, da die Sonne aufgeht, um St. Johanne, da findest du Steine, die bei und in dem Wege liegen, die haben viel Gold bei sich, zerschlage sie mit einem kleinen Hammer.

Nr. 10. Danach gehe zum wüsten Schloß, da findest du einen großen Stein, der liegt auf 2 steinernen Tafeln, den umgehe gegen der Sonnen Aufgang. Da findest du ein Loch, darin steckt ein Hebebaum, hebe ihn gegen Mitternacht auf, und was herausfließt, das erwische, suche darin, du findest Gold genug.

Nr. 11. Danach hast du ein ander fein Wasser, das fließt vom Niedergang der Sonne durch die Thür des wüsten Schlosses. Da liegt ein Stein, als ein großes Brod, da kommt ein ander Flössel, wie das vorige gegen den Stein. Gehe dem nach, so findest du viel Wasche-Gold, nimm soviel du tragen kannst und gehe auch davon.

Nr. 12. Bey der Gorke[3]) ist ein Steg, von da kommst du auf einen schmalen Weg, gehe über den Berg hinab, da wirst du in

[1]) Burghart S. 55. „Wenn man die Spitze des Berges fast erreicht hat, so entdeckt man einen großen, nicht aber tiefen Brunnen.“

[2]) Schieferstein liegt gerade entgegengesetzt! [3]) Gorkau.



einem Gesträuch ein Loch finden. Greife hinein bis an den Ellenbogen, da wirst du gediegenes Gold finden als die Erbsen und Bohnen groß.

Nr. 13. Zwischen den 2 Mühlen[1]) gegen Silsterwitz ist ein Brunnen, darin sind Gold-Körner, groß wie Erbsen, die sind schwarz an der Farbe. In dem Wasser hinauf gegen den Hängestein[2], da suche mit Fleiß, da findest du große schwarze Steine, die tragen das dritte Theil Gold

Nr. 14. Danach findest du besser hinauf einen großen Brunnen, darüber steht eine große Buche, um diese suche mit Fleiß, da findest du genugsam gediegenes Gold und gut Edelgestein.

Nr. 15. Vom Hornings Berge. Suche mit Fleiß unter dem Tränck Troge, da man die Pferde tränckt, zur linken Seite, da wirst du Gold finden, als die Messer-Rücken dick. In diesem Wasser suche fleißig, du wirst schwarze Körner finden, wie Erbsen groß.

Nr. 16. Weiterhin steht eine große Buche, darein sind zwei Zeichen gehauen, und ein wenig dürres Holz und ein Stein einer Hütten groß Sechs Schritt von derselben Buche, da wirst du finden eine Grube, nicht gar zu tief, gegen dem Schindel und langen Berge auf der rechten Hand, so wirst du finden goldne Zapfen, als die Finger groß. Diese Grube ist mit ebnen[3]) Brettern zugedeckt. Du wirst auch eine Leiter finden zum Hineinsteigen, such'e dieselbe mit Fleiß, so wirst du Gold und Silber genug finden, danke Gott, und vergiß der Armen nicht."

Die Ortsangaben gehen durcheinander: Nr. 2. 8 und 9 gehören inhaltlich hinter Nr. 12. Nr. 7 ist überflüssig.

Es gibt noch eine Anzahl weiterer Texte und Erzählungen, die nicht viel anderes bieten. Naso, Phönix Redivivus 1667 berichtet: „Es sollen Räuber und Mörder einen großen Schatz auf dem Schloß gesammelt und in den tiefen Kellern verwahrt haben." Volkmann Silesia Subterranea 1720 S. 208 hat Walenbücher im Manuskript gesehen, und gleiche Erzählungen bringt Sommer, Silesia ante Piastum 1720. Ein Text von 1731 aus der Öconomischen Fama (Teil V num. II Seite 30) ist nur in einem Abdruck bei Volkelt: Nachrichten von Schlesischen Bergwerken, Breslau 1775, S. 171—190, erhalten. Der Text ist unter dem Pseudonym Cordatus Sincerus von dem Klassiker des Zobtens, Burghart, erläutert (Burghart S. 152) die Erläuterung ist leider verloren . . Burghart hat in seinem „Iter Saboticum" 1736 weitere Wegweiser aus den Manuskripten abgedruckt. (S. 150, 166). Eine hübsche Sage bringt das Hyst. Labyrinth 1737 S. 731.

[1]) Diese Mühlen stehen noch. [2]) Ein großer Fels am Zobten.
[3]) ebenen (vgl. den Text des Praetorius)



„Es sahen einmal ein blö'sichtiger Mann, ingleichen ein unmündiges Mägdlein eine sonderbare Tür in dem Berg, welche offen stand. Sie gingen hinein, wurden von einem alten, bärtigen Manne umhergeführt und zuletzt mit einem Ast voll Kirschen oder Pflaumen beschenkt. Diese waren von gediegenem Gold, da diese einfältigen Leute aus dem Berge wiederum fortgegangen und ihre Geschenke betrachtet. Darauf suchten einige goldbegierige Bürger diese Tür, richteten aber nichts mit ihrem vergeblichen Graben aus."

Den letzten Text überliefert Lehmann (1764):

„Im Zottenberg gegen Mittag ist ein Fluß, der fließt durch die zwei Berge Zetten und Geyersberg auf Klein-Keymnitz zu, ist ein ganz schwarzes Erz, als ein Steinkohl. Dann gehe auf Wirnen, von Stossadel oder Tompelt, so kommst Du auf den Weg der zwischen zwei Bergen geht, da ist ein Quellbrunn, der geußt aus, darinnen ist ein Erz, das sichere, ist sehr gut, zwei Theile Gold, einen Theil Silber."

Aus welcher Zeit stammen diese Texte?

Das älteste Walenbuch des Antonius Wahl von 1457 (Codex Diplomaticus Silesiae 1900 Bd. 20 S. 83) erwähnt nicht den Zobten, aber es enthält Anklänge:

„Von der Sweydenitz froge off Reychenbach, dornach hald dich an daz gebirge off dy rechte Hand czu eynem dorffe, daz heysit dy Bele (Bielau)".

Auch das merkwürdige Wort „gestrutte" wird gebraucht. In den Walenbüchern spielt das „Wüste Schloß mit der kupfernen Tür" eine große Rolle. Das Zobtenschloß wurde 1471 zerstört und blieb seitdem wüst. 1543 stürzte der letzte Turm ein — von da ab gab es nur noch Trümmer. Der Text der Zobten'schen Wahlenbücher baut sich also auf dem Walenbuch des Antonius Wahl auf und wurde in der Zeit zwischen 1471 und 1543 zusammengestellt. Diese Annahme wird durch weitere Gründe gestützt. Balbinus (1679) erhielt Prauses Wegweiser in einem Büchelchen von sehr alter, schwer leserlicher Schreibweise. Die Schreibart der uns erhaltenen Drucke — in diesem Aufsatz ist sie in leserliches Deutsch gebracht — häuft die Sätze atemlos und oft sinnlos zusammen; die Namen sind entstellt, mehrere Texte sichtlich untereinander geworfen: ein Beweis, daß sie durch die Hände vieler Kopisten gegangen sind. Der Verfasser dieser Walenbücher hat den Zobten genau gekannt. Unbekannte Dörfer werden erwähnt, das Wüste Schloß mit Keller, Mauer, Wiese und Brunnen genau geschildert. Es fällt auf, daß der Verfasser den Leser nicht von Breslau, der schlesischen Hauptstadt, aus orientiert, sondern von Schweidnitz. Die Walenbücher sind wahrscheinlich keine Erfindung eines Gelehrten, sondern Samm-



lungen alten Volksglaubens, die im 15. und 16. Jahrhunderts in Schweidnitz niedergeschrieben wurden. Der Prophet gilt nichts im Vaterlande. Venedig, die Königin der Meere, strahlend in Perlen und Edelsteinen, wurde zur Heimat der biedern Schlesier Prause und Genossen erhoben. „Welschland" und seine Sonne leuchtete über ihrem Werk und hüllte es in den Glanz der großen deutschen Sehnsucht, die man Italien nennt.

II.

Alles das mußte ich voranschicken, um die eigentümlichste Sage des Zobten, vom Gottesmann und den drei Zobtenmännern, zu verstehen. In ihr steigert sich das Leitmotiv der alten Zeiten zu einer gewaltigen Fuge. Wunderliche Lichter schweben um die Trümmer des Wüsten Schlosses. Es funkelte von Geheimnissen. In den Dörfern raunte man von den verfluchten Räubern und ihren Schätzen. Und die graue Kunde schmückte sich mit dem verblichenen Samt der Sage, der Glaube wob seine blauen Fäden, der Aberglaube seinen giftgrünen Glanz hinein.

Dies ist die Sage, wie sie Herr Abraham von Frankenberg im Jahre 1641 niederschrieb und wie sie der Prälat Fiebiger 1704 zum ersten Mal aus der Handschrift zum Druck brachte.

„Als Johann Beer einmal ohngefähr um das Jahr 1570 bei dem Zottenberge, nicht weit von seiner Geburtsstadt Schweidnitz (allwo sein Vater ein Becker gewesen) umherspazirte und den wunderlichen Wirkungen des Geistes GOTTES in der Natur emsig nachdachte, ist ihm an einem Orte des Berges ein sonderbarer Eingang eröffnet worden, worein er sich mit gutem Bedacht begeben, willens, die Wunder der Natur auf philosophische Weise zu beschauen und also GOTT, seinen Schöpfer, darüber zu loben.

Als er nun weiter zu gehen vermeint, kommt ihm ein gewaltiger Wind mit gräßlichem Schauer und Überlauf entgegen. Woraus er, seiner geheimen Erkenntnis nach, verstand, daß diese Pforte etwas besonderes vor anderen, mit starker Wacht müsse besetzt, auch nicht ohne einen stärkeren Gegensatz würde zu eröffnen sein.

Er geht diesem nach wieder zurück und heraus. Und weil er damals ohne dies, als auf Ostern, gesonnen war, sich mit dem hohen Pfande des wahren Leibes und teuren Blutes JESU Christi zu versichern und zu stärken, so gebraucht er es in wahrem Glauben und Vertrauen zu GOTT: mit herzlichem Gebet, wenn es ja GOTT gefällig, ihm solche unbekannte Wunder zu zeigen, möge er ihn vor böser Versuchung gnädig behüten und von allem Übel und Gefahr Leibes und der Seele erretten.

Was geschieht? Er findet in gerechter Prüfung des Göttlichen Willens in sich selber eine große Begierde und Freudigkeit, diese verborgene Wunder-



Gruft zu untersuchen und ihren Inhalt so viel als möglich zu eröffnen. Macht sich Sonntags Quasimodogeniti wiederum an den Berg, sucht und findet den allbereit wiederum aufgesiegelten Ort und Eingang mit Freuden; geht getrost daheinein, kommt in einen sehr engen Gang zwischen zwei steinernen Wänden, da die Fahrt bald hoch, bald niedrig, bald eng, bald weit ist, und endlich in eine oben und unten gleich lange Galerie ausgeht.

In solchem Gange nun kommt ihm nicht mehr wie zuvor ein grausamer Wind, sondern ein lichter Schein, gleichsam durch eine sonderbare Kluft entgegen. Dem geht er nach bis zu einer verschlossenen Thür mit einer eingeschnittenen Glasscheibe, wodurch der verborgene Licht-Strahl den engen Finstern Gang wunderlich erleuchtet

Hier hätte sich mancher wohl zuvor darüber besonnen, was doch dieses Orts weiter vorzunehmen? Aber dieser gottselige Wanders Mann gebraucht den rechten Befehl und das Exempel Christi, seines von den Geistern der Gefängnisse und untersten Orte der Erde erstandenen Heilands. Nachdem er gebeten und empfangen, gesucht und gefunden, klopft er auch an und zwar dreimal: worüber die Tür eröffnet worden.

Da sieht er mit Verwunderung drei lange ganz abgemagerte Männer um einen runden Tisch sitzen; sie tragen altdeutsche oder spanische Barett auf den Häuptern, sehen zitternd und sehr trübselig aus. Sie haben ein schwarz Sammet- mit Gold beschlagen Buch vor sich auf dem Tische; also, daß manchem Herzhaften wohl der Mut entfallen mochte und ihm ein entsetzliches Grauen oder doch ein mitleidentliches Erbarmen ankommen mochte.

Was tut aber unser Gottes Mann? Er schreitet im Namen GOTTES mit unerschrockenem Geiste zu ihnen über die Schwelle der Höhle hinein, steht still und spricht: PAX VOBIS! Friede sei mit Euch! Sie antworten: HIC NVLLA PAX! Hier ist kein Friede! Er tut den anderen Schritt und spricht: PAX VOBIS IN NOMINE DOMINI! Friede sei mit Euch im Namen des HERRN! Sie erzittern sehr, sagen doch mit halber Stimme: HIC NON PAX! Hier ist nicht Friede! Er tut den dritten Schritt bis nahe an den Tisch und spricht: PAX VOBIS IN NOMINE DOMINI JESU CHRISTI! Friede sei mit Euch in dem Namen unseres HERRN JESU Christi! Sie verstummen mit großem Schreck, Furcht und Zittern. Legen ihm darauf das schwarze Buch vor: das macht er auf und besieht den Titel, der lautet: LIBER OBEDIENTIAE. Das Buch des Gehorsams.

Darauf fragt der AVTOR; wer sie wären? Sie sagen, sie kennten sich selber nicht. Er fragt weiter: was sie an diesem Orte machten? Sie antworten: sie erwarten mit Schrecken das große und strenge Gericht GOTTES, zu empfahen, was ihre Taten wert sein. Er fragt: was sie gewirkt bei Leibes-Leben? Sie zeigen auf einen Vorhang, dahinter werde er die Zeichen und Zeugen ihrer Handlungen finden.

Er zieht den Vorhang beiseite, und sieht eine große Menge von allerlei mörderischen Waffen; auch alte, halb, und ganz verweste Materien von unterschiedenen Dingen, gleich einem Meß Kram- oder Jahrmarkts-Waren, samt etlichen Menschen-Gebeinen und Hirnschädeln etc. Woraus erschienen, daß ihnen ihre Werke nachgefolgt und sie Räuber und Mörder gewesen sind. Wie



auch die Historien in der Schlesischen Chronika vom Zottenberge und von dem darauf zerstörten Raub-Schloß samt anderen glaubwürdigen Denk-Zeichen noch heut zu Tage bezeugen.

AVTOR fragt ferner: Ob sie sich zu solchen Werken bekennten? Sie sagen: Ja. Er: Ob es gute oder böse Werke wären? Sie sprachen: böse. Er: Ob es ihnen leid, daß sie solche böse Werke gewirkt? Sie antworteten nichts, erzittern nur. Er fragt weiter: Ob sie bekennten, daß sie hätten gute Werke tun sollen? Sie antworten: Ja. Er: Ob sie auch noch gute Werke tun und wieder gut sein wollten? Sie antworteten: sie wüßten es nicht.

Er sagt: GOTT, das höchste Gut, hat alle Dinge, sonderlich aber die Menschen, gut und zu guten Werken erschaffen. Weil ihr denn bekennt, daß eure Werke böse sind, obwohl ihr hättet gute Werke tun sollen, so müßt ihr bekennen, daß auch euch GOTT anfänglich gut und zum Guten erschaffen hat und ihr also gute Werke tun sollt und tun könnt, so ihr nur wollt. Denn GOTT hat nichts böses gemacht, noch unmögliches zu tun geboten. Sie sagen Sie wissen von keinem wollen, sie könnten in sich nichts finden noch empfinden Böses oder Gutes zu wollen.

Er hält also an sich und spricht: Ihr seht aus euren eigenen Werken, daß ihr erstlich gut gewesen und gutes gewollt, aber euch vom Guten entbrochen habt und böse geworden seid: denn es ist nach GOTT kein Ding so gut, es kann böse werden, wenn es sich von GOTTES guten Willen scheidet und sich zu seinem eigenen bösen Willen kehrt. Hingegen ist auch nichts so böse, es kann wieder gut werden, wenn es sich zu dem ganzen hält, von welchem es abgewichen ist. Und solches darum, weil GOTT keinen Gefallen an den Gottlosen hat, sondern will, daß ihnen allen soll geholfen werden und sie zum guten kommen. Wie es nun möglich gewesen ist, daß ihr euch dem guten entnommen und aus dem guten in das böse gekommen seid: also ist es auch nicht unmöglich, daß ihr aus dem bösen wieder zu dem guten gelangen könnt und mit GOTT, dem Höchsten und einigen Gute und Ganzen versöhnt werden könnt. So ihr nur das einige Mittel, nämlich den Willen wieder gut zu werden und zu GOTT zu kommen, ergreifen und darin beharren wollt.

Sie werden darüber bestürzt; befinden auch etwas Änderung bei sich selber, stehen dennoch im Zweifel und Unwissen, ob sie könnten oder wollten.

Weil aber unterdessen die Stunde dieser Offenbarung verlaufen und die Zeit zum Ausgange vorhanden war, läßt AVTOR die drei Männer auf weiteres Besinnen beisammen, zeigt ihnen auch (im Proceß der Höllenfahrt und Auferstehung JESU Christi) den rechten Weg Gottes und nimmt Abschied von ihnen mit Vermelden: Wenn es dem HERRN seinem GOTT gefällig, wolle er über acht Tage wieder zu ihnen kommen. Geht darauf im Namen und Geleite GOTTES wieder aus dieser Höhle des Zottenberges in den Tag hinaus."

Frankenberg gibt auch die Quelle seines Berichtes an:

„Als ich mich im Jahre 1624 allhier in Schlesien auf einem adlichen Stammhause nahe am Gebirge in allerlei Conversation und Sprachgesellschaft sonderlich von den Wundern Gottes in der Natur befand, kam ich unter anderem auch in Bekanntschaft eines beinahe sechzigjährigen alten (Mannes) Johann Springer genannt.



Er war unter schlecht gemeinen Dorf-Habit nichts destoweniger ein gelehrter Philosoph und geübter Medicus, der des seligen Autoris (Beer) nachgebliebener Lehrschüler und ein Mann von stillem und gottseligen Wandel war. Dieser zeigte und übergab mir damals die Hand- und Abschrift des gedachten Autoris und seines Büchleins „vom Gewinn und Verlust." Er erzählte mir neben vielen anderen Geschichten auch, was sich mit seinem seligen Lehrmeister zugetragen hatte, nachdem Beer den vorwitzigen Kunstbüchern, auch mit Hinterlassung eines ziemlichen Stück Geldes auf den Polnischen Grenzen, das er am Königlichen Hofe erworben hatte, entsagt und sich in ein göttliches Leben gerichtet hatte. Er hatte es noch als ein junger Knabe persönlich aus seinem Munde gehört."

Es folgt dann der Geisterzwang und noch folgender Bericht Frankenbergs:

„Ob er aber über Tage wieder in den Berg gegangen ist, habe ich von seinem Lehrjünger Springer nicht erfahren können, wiewohl nicht allein dieser Joh. Springer, sondern auch des Joh. Beers hinterlassene Wittib von diesen und anderen Dingen gute Wissenschaft getragen hat. Mit Vermelden gegen ihren Tochter-Mann, einen Evangelischen Prediger zu Adelsbach (von dem ichs mündlich gehört), daß in dieser Wunderhöhle auch noch ein schönes Positiv mit in Silber vergoldeten Clavie.en gestanden, hat, auf welchem Johann Beer zu verschiedenen Malen soll gespielt und also ferner mit den verbannten Geistern soll geredet haben."

Es ergibt sich folgende Kette: Ein alter Mystiker Johann Beer hat seinem Schüler Johann Springer das Manuskript seines Büchleins vom „Gewinn und Verlust" übergeben und ihm persönlich sein Erlebnis mit den Zobtenmännern erzählt. Springer hat das Manuskript dem Frankenberg im Jahre 1624 ausgehändigt und den Geisterzwang erzählt. Im Jahre 1624 hielt sich Jacob Böhme bei Herrn von Schweinichen in Seifersdorf (Riesengebirge) auf, und Frankenberg besuchte ihn dort. Auch der Schwiegersohn Beers hat Frankenberg das geheimnisvolle Abenteuer erzählt. Frankenberg hat 1641 alles zu Papier gebracht und nach seinem Tode hat Fiebiger das Manuskript 1704 veröffentlicht. In dem Frankenberg'schen Manuskript ist auch näheres über das Buch vom „Gewinn und Verlust" berichtet:

„Im Jahre 1639 ist ein Büchlein unter dem Titel: „Gewinn und Verlust himmlischer und irdischer Güter" zu Amsterdam in 12 gedruckt worden. In der Vorrede an der 10. und 11. Seite ist gesetzt worden, daß der Autor (Johann Beer von der Schweidnitz aus Schlesien so ao. 1570 gelebt und 1600 gestorben) Gewalt und Gnade von Gott empfangen hat, in die Berge zu gehen und das darin liegende Gut zu gebrauchen, wie auch den dort eingeschlossenen Geistern zu predigen und sie ihres Irrtums zu überweisen; maßen von den vielerlei Geistern in obenerwähntem Büchlein gar gründlich und umständlich zu lesen ist."



Prälat Fiebiger fand das Frankenberg'sche Manuskript — geschrieben zu Tarnowitz in Oberschlesien den 15. Heumonats des 1641. Jahres — in Frankenbergs[1]) Nachlaß, den Johann Scheffler, — als Angelus Silesius und Sänger süßer Gottesminne bekannt — dem Fürstlichen Gestift zu St. Matthias in Breslau übergeben hatte. Die Veröffentlichung erregte in der Gelehrtenwelt ungeheures Aufsehen. Man kannte die Zuverlässigkeit Fiebigers, des Freundes des Zobten-Abts Siewert. Alle Welt kannte auch Dr. Johann Scheffler, der Frankenbergs Tod in mystischen Versen beklagt hat. Man kannte Abraham von Frankenberg (1593—1652), den Mystiker und Kabbalisten, den Theosophen und Freund Jacob Böhmes, der keiner Lüge fähig war. Aber bis zum heutigen Tage hat keiner das Rätsel dieses Geisterzwanges gelöst. Und doch hat Frankenberg mit klaren Worten den Weg zu dem Gottessucher Johann Beer gewiesen. Das Frankenberg'sche Manuskript ist echt. Wir haben sein eigenes, gedrucktes Zeugnis für die Echtheit:

Frankenberg erzählt 1651 in seiner Nachricht über das Leben Jacob Boehmes folgende Geschichte:

„Als Jacob Boehme etwas erwachsen war, hat er neben anderen Dorf-Knaben das Vieh auf dem Felde hüten und seinen Eltern mit billigem Gehorsam zur Hand gehen müssen. Bei seinem Hirten-Stand ist es ihm begegnet, daß er einstmals um die Mittag-Stunde sich von den anderen Knaben absonderte und auf den nicht weit davon abgelegenen Berg, die Landes-Krone genannt. allein für sich selbst gestiegen ist. Allda hat er zu oberst (welchen Ort er mir selbst gezeigt und dies erzählt hat), wo es mit großen roten Steinen, fast einem Thür-Gerichte gleich, verwachsen und beschlossen ist, einen offenen Eingang gefunden, in welchen er aus Einfalt gegangen ist. Er hat darin eine große Bütte mit Geld angetroffen, worüber ihm ein Grausen angekommen ist. Darum hat er auch nichts davon genommen, sondern ist ledig und eilfertig wieder herausgegangen. Obwohl er nachmals mit anderen Hüte-Jungen zum öftern wieder hinauf gestiegen ist, hat er doch den Eingang nie mehr offen gesehen. Der Schatz ist nach etlichen Jahren, wie er berichtet, von einem fremden Künstler gehoben und hinweg geführt worden, worüber der Schatzgräber (weil der Fluch dabei gewesen) eines schändlichen Todes verdorben ist.

Man braucht sich über solchen Eingang des J. B. in den hohlen Berg nicht groß zu verwundern: Sintemal — wie unter andern in den Schatz- und Bergbüchlein der Walen enthalten ist — dergleichen Wunder-Oerter hin und wieder angetroffen werden. Maßen denn auf dem Riesen-Gebirge, nahe bei dem Hirschbergischen Warmen-Brunnen in Schlesien, sonderlich auf der Abendrot-Burg, unter dem Stein mit sieben Ecken und an anderen vielen Orten zu finden ist.

[1]) Ein gutes Ölbild Frankenbergs hängt in der Breslauer Stadtbibliothek.



Ja, es ist der fromme und gelehrte, wiewohl wenigen bekannte Mann Johann Beer von der Schweidnitz im Jahre 1570 durch göttliche Vergünstigung so weit gekommen, daß er zu etlichen Zeiten in den Zotten — und andere daselbst herumgelegene Berge ging und die Wunder und Schätze der Erden darin sehen und nach Notdurft gebrauchen mochte. Wie in dem vor wenigen Jahren zu Amsterdam gedruckten Büchlein „vom Gewinn und Verlust leiblicher und geistlicher Güter“, als auch in der merkwürdigen Relation von den drei verbannten Geistern im Zotten-Berge (mit welchen Johann Beer persönlich Sprache gehalten hat) umständlich zu vernehmen ist.“

Frankenstein hat also hier das Vorhandensein des Manuskripts — der Relation — bestätigt.

Johann Beer hat wirklich gelebt. Sein Buch habe ich mit eigenhändigen, handschriftlichen Bemerkungen Frankenbergs auf der Breslauer Stadtbibliothek gefunden (8. B. 1146). Alles, was Frankenberg davon berichtet, ist richtig.

„Gewinn und Verlust. Das ist ein Geistlicher und sehr nützlicher Bericht, wie man allerley Geistliche und Leibliche, Himlische und Irdische Gütter gewinnen und verliehren kann. Herfürgegeben durch einen getreuen Liebhaber der Göttlichen und Natürlichen Wahrheit,“ 93 Seiten und 12 mit einem Titelkupfer „Gewienst und Verlust Himmlischer und Irdischer gütter.“ Ein Druckort ist nicht angegeben, aber es zeigt dieselben Typen wie andere Drucke Frankenbergs, die in Amsterdam gedruckt sind. Der Kupferstich ist signiert A. 1638. In Holland, besonders in Amsterdam, druckten die deutschen Theosophen und Mystiker ihre Bücher. Dort herrschte mehr Glaubensfreiheit als in dem Deutschland des 30 jährigen Krieges.

Das Büchlein trägt die handschriftliche, eigenhändige Widmung Abraham von Frankenbergs an den Herzog Georg Rudolf von Schlesien vom 1. Jan. 1641, und Frankenberg hat das Exemplar handschriftlich ergänzt und sorgfältig die Druckfehler corrigiert. Seite 10 und 11 ist als Autor des Buches J. B. angegeben, — Frankenberg hat am Rande handschriftlich vermerkt: Joh. Beer, Schulmeister zu Reichenau.

Die Vorrede schließt A. V. F., 1. Augusti Anno 1634. „Folget das Büchlein Wie es der Autor beschrieben, und durch J. Sp. seinen Discipul abgeschrieben / Anno 1624 mir in trewen ist communicieret worden.“ Das Sp. hat Frankenberg in Springer ergänzt. S. 89 ist am Schluß das Buch unterzeichnet mit J. B. S. Frankenberg hat handschriftlich darunter geschrieben: Johannes Beer Svidnicensis.



Das Vorwort Frankenbergs S. 10 und 11 gibt neue Fingerzeige: „Wolgedachter Autor J. B. hat im Jahre 1570 nicht weit von Bolkenhain in Schlesien gelebt und fleißig in der heiligen Schrift und im Thavlero studiert. Nachdem er zuvor die Bücher der heidnischen und vorwitzigen Künste hinweg getan, hat er durch unablässiges Gebet und Gottes gnädiges Erbarmen und Einläuchten endlich neben Göttlicher und natürlicher Erkenntnis der Arznei auch die Gabe bekommen, durch die geheime und versiegelte Pforte der Berge in die untersten Oerter der Erde einzugehen und daselbst (nebst würdigem und notdürftigem Gebrauch des inliegenden Gutes) den Geistern im Gefängnis zu predigen, worüber noch heut mündliche und schriftliche Urkunden vorhanden. 1. Augusti Anno 1634. A. V. F."

Wir sehen aus diesen immer wiederkehrenden Hinweisen, welchen tiefen Eindruck das geheimnisvolle Abenteuer Beers auf Frankenberg machte. Auch Beers Buch schätzt er sehr hoch. Er gab ihm einen mystischen Titelkupfer und schickte das Buch an seinen Herzog als Neujahrsgabe.

Beers Buch enthält folgenden Gedankengang:

„Dieses Büchlein lehrt nicht allein, wie man vergrabene Schätze aus der Erden oder Gold, Silber und dergleichen andre Erze und Edelgestein aus den Bergen bekommen mag, sondern es lehrt auch, wie man allerlei geistliche und leibliche, himmlische und irdische Güter gewinnen und verlieren kann. Lies, verstehe es und greife zum Werk, so wirst Du befinden, daß hierin den Einfältigen nichts zu viel und den fleißigen Aufmerkern nichts zu wenig gesagt sei." Von Schätzen ist wenig die Rede. Es gibt vielerlei Geister: Die ersten sind gute Geister, die man Engel oder dienstbare Geister Gottes nennt. Die anderen Geister sind die, welche zwar noch nicht wie die Engel in Gott sind sondern ein herzlich Seufzen und Verlangen haben, daß sie in Gott sein möchten. Geist — Arme Geister.

Die dritte Art der Geister sind böse Geister, die man Teufel oder unsaubere Geister nennt. Die vierte Art der Geister ist die abtrünnigste und allerärgste, aufgeblasenste und lügenhaftigste, nämlich die Geister so in den Menschen sind, die man Doppelteufel oder zweifache Teufel nennen mag. So sie vermahnt werden, daß ihre Werke böse sind, fahren sie zu, schmähen und lästern Gott und die Seinigen mit Worten, höhnen und töten sie.

Der Mensch, der in Gott ist — der Gottesmann — darf den Geistern nahen. Die Engel nehmen ihn mit Freuden auf, den Geist-Armen naht er mit Nächstenliebe, die Teufel gehorchen ihm — er ist so mächtig, daß er dem bösen Geist gebieten kann, von demjenigen Gute zu weichen, das allein Gott und nicht den bösen Geistern zusteht. Sie geben ihm ihre Schätze heraus. Die Doppelteufel gehorchen nicht. Sie lästern den Gottesmann und töten ihn.

Wer aber nicht in Gott ist, darf den Geistern nicht nahen. Sie versagen ihm den Gehorsam; denn sie halten sich für Herren, gleich wie Gott. „Und seind gleich einem Pferdedreck, der mit Äpfeln auf dem Wasser schwimmend spräche: Wir Äpfel schwimmen daher / unangesehen, daß er nicht ein Apfel sondern ein Pferdedreck ist:" Deswegen halten die bösen Geister auch die



Güter fest, die sie verwahren. Denn wenn sie nichts behielten, so wären sie nicht mehr Herren.

Auch dieses Buch ist ein Geisterzwang. Aber wo Wahl der Hölle mit dem Arcanum und der magischen Räucherei — dem Werkzeug der Schwarzen Magie — entgegentritt und irdische Schätze hebt, zwingt Beer die Geister mit der Weißen Magie, mit der Kraft des Gottes in ihm, und sucht himmlische Güter. Er besitzt die Geheimnisse der „Arzenei“ und der Schätze. Der Stein der Weisen war das Geheimnis, gesund und reich zu machen. Die Lehre der Rosenkreuzer und die „Goldene Kette Homers“ (Aurea Catena Homeri) war eine Naturphilosophie, und Beer „beschaut die Wunder der Natur auf philosophische Weise“. „Er besaß das Mysterium Biblicum und das Magisterium Philosophicum.“

Das Büchlein ist von tiefster Innerlichkeit getragen. Es ist ein Versenken und Versinken in sich; ein seliges Lächeln auf den Lippen verschließt der Gottesmann die Augen vor dieser Welt, um ganz in das Licht seines Innern zu tauchen. Hier hören Raum und Zeit auf, dem Denken zu gebieten. Der reine Geist schwingt sich glorreich in das ewige Licht, und die Welt ist so fern, so weit, daß sie nur noch wie ein Stern flimmert.

Im Vorwort des Buches (1634) erwähnt Frankenberg, daß damals mündliche und schriftliche Berichte von der Zobtenfahrt vorhanden waren. Aber er hat seinen Bericht erst 1641 in Tarnowitz „erstlich geschrieben“ — 17 Jahre, nachdem Springer ihn erzählt hatte, sieben Jahre, nachdem er das Vorwort zu Beers Buch geschrieben hatte. Kann es wundernehmen, daß diese Niederschrift vom Geist und Worte des Beer'schen Buches durchtränkt ist? „Denn es ist kein Ding so gut, es kann auch böse sein; dagegen ist kein Ding so böse, es kann wieder gut sein“, den 6. Spruch des Buches, predigt wortgetreu Johannes Beer den Zobtenmännern. Der Ursprung der Sage ist die alte deutsche Sage von den verwunschenen Bergmännern. Hier sucht einer mit dem Schlüssel christlicher Mystik die verwunschene Pforte zu öffnen. Beers Lehre und seine Tat sind eins.

Johannes Beers Persönlichkeit ist nun in geschichtliches Licht gerückt. Beer wurde in Schweidnitz als Sohn eines Bäckers geboren. In Krakau, der Hochburg der Magie und der Stadt des Königlichen Hofes, studierte er die schwarze Magie, ganz wie Faust, der dort zwischen 1530 und 1520 lebte. Aber er wendet sich von den „vor-



witzigen Kunstbüchern", von der schwarzen Magie des Anton Wahl ab, und schreitet, wie der Goethe'sche Faust, den Weg von der schwarzen Magie zur weißen Magie. Er vertieft sich in Taulers Gottesminne, er versinkt in der Mystik der Bibel. Als studierter Mann schreibt er gleich vollkommen Deutsch und Lateinisch. 1570 lebt er nicht weit von Bolkenhain, wandert in die Berge und besucht den Zobten. Er ist Schulmeister in Reichenau gewesen und hat als Naturphilosoph in einer einfachen Hütte in Schönberg gelebt. 1600 starb er und hinterließ eine Witwe und einen Tochtermann, der Prediger in Adelsbach war. Sein Schüler war Johannes Springer. Beer steht zwischen Tauler und Boehme. Beers Manuskript lag schon 1600 vor. Boehme (1575—1624) verfaßte 1612 seine erste Schrift, die Morgenröte, die erst 1634 gedruckt wurde. Merkwürdigerweise kam Beers Manuskript erst 1624 — dem Todesjahre Boehmes — in die Hand Frankenbergs.

Auf Beers Grabe blühen die Wunder:

„Noch viele andere und besondere Dinge könnten von dem sel. Gottes-Manne hier angezogen werden, was er für Wunder im Riesen- und anderen Gebirge herum gefunden. Wie er denn auch des Mysterii biblici und Magisterii Philosophici (vermöge seiner hinterlassenen Schriften und Arbeiten) nicht unkundig gewesen ist. Er wollte aber viel lieber unter der Decke seiner armen Bauernhütte und leimernen Wand zu Schönburg mit Gott und freiruhigem Gemüte bleiben, als in den Palästen und Häusern der Gewaltigen und Reichen einherziehen."

Die Witwe Beers erzählte laut Frankenberg: „Sie hätte gar oft bei Nacht einen lichten Schein neben ihrem Bett gesehen, vor welchem sie sich erstlich entsetzt hätte. Ihr Mann berichtete ihr aber, sie solle sich nicht fürchten. Es wären die heiligen Schutzengel Gottes, welche ihm zum Dienst und Trost gegeben seien und ihre Nachtwache nicht ohne heimliches und heiliges Gespräch von Gott und seinem Wort allda versorgten."

Wie er bei den Zobtenmännern den Höllenzwang (liber oboedientiae) findet, so hat er den Stein der Weisen besessen, und aus Salomos clavicula — dem goldnen Schlüssel zur magischen Weisheit — wird „ein schönes Positiv mit in Silber vergoldeten Clavieren," auf dem Beer das goldne Lied der göttlichen Weisheit spielt.

Weit und geheimnisvoll ist der Weg zu dem Gottesmanne Beer. Die drei Altväter sind aus der ehrwürdigen Tiefe der Berge herausgewachsen. Naturkräfte wurden zum Ebenbilde, das Unfaßbare gewann Gestalt. Es ist die Menschwerdung des Berges: Fortan lebten



die Altväter im Glauben des Volkes. Für Seelen, die von den Offenbarungen der Erde voll sind, wird ihr Leben zum Erleben. In ihnen wiederholt sich die Schöpfung: Sie treten in die Berge und schauen die Altväter. Beer und Boehme kannten die alte Sage. Als ihre Seele auf der Höhe des Berges von der ganzen Sehnsucht nach Gott und der ungeheuren Spannung des Gestaltungswillens gefaßt wurde, als sie nach dem Ausdruck, dem Bilde ihrer Sehnsucht schrie: Da sprangen die Tore des Berges auf. Sie sprachen mit den Altvätern, sie erlebten die Natur und hörten die altersgrauen Stimmen von Wind und Wald und dem Wüsten Schloß. Das Unvergängliche wurde ihnen zum Gleichnis. Aber die Schöpferkraft unserer Träume ist doch von der Kraft des Schaffenden getragen. Jeder Spiegel wirft das Bild anders zurück. Und so schweben die altersgrauen Männer fortan in der Dämmerung der Beer'schen Magie.

Der dichterische Gehalt der Sage hat Dichter und Dichterlinge begeistert. Man blieb an der Oberfläche und entfernte sich mehr und mehr von der Tiefe. Beispiele findet man bei Kühnau I, 546. Burghart 83 ff., Christian Stieff 1737, S. 274 und 731.

Mit dem Beer'schen Geisterzwang ist die Sagenbildung erschöpft. Die Wissenschaft und die Aufklärung überfluten die Welt mit Licht, und mit dem Halbdunkel der Sage ist es vorbei. Hin und wieder blitzt noch einmal der Glaube an das Gold aus der Tiefe. Die Schatzgräber halten zäh an ihrem Glauben fest: 1735 trifft Burghart Schatzgräber bei der Arbeit und man erzählt ihm, daß ein Bürger aus Zobten die Welschen einige Tage vorher verstöbert hätte. Bürde erzählt 1788 (S. 47—50) von einem geisteskranken Weibe, das auf dem Zobten hauste und von Schätzen und Schatzgräbern schwatzte. Die Schles. Prov. Blätter von 1798 (Bd. 28, S. 230) berichten:

„Im Sommer 1797 waren ohngefähr zehn Personen einige Wochen lang auf der Höhe geblieben, um Schätze zu graben. Mein Führer zeigte mir verschiedene Stellen, wo sie Gruben gemacht hatten, und unter andern sah ich einen Ort, wo ein großer Stein ringsumher umgraben war, ohne daß sie ihn herausgenommen hatten. Sie waren arm und schickten immer einige aus ihrer Gesellschaft in das Tal hinunter, um Nahrung für sie zu erbetteln. Übrigens lebten sie ganz ruhig und taten niemandem etwas zuleide. Ihren Aufenthalt hatten sie in einigen Gewölben, die noch von ehemaligen Gebäuden übrig sind."

Es war die Zeit um das Abendrot des 18. Jahrhunderts, die noch einmal die Welt in Gold tauchte. Alchemisten und Rosenkreuzer grübeln über dem Stein der Weisen. Auch nach Zobten ist einer von ihnen versprengt worden.



Die Schles. Provinzialblätter 1792, July, Seite 45/46, berichten:

„Das Städtchen Zobten ist ein schlecht gebauter, unbedeutender Ort; die Gegend aber ist desto schöner. Die Einwohner nähren sich meist mit Ackerbau und von Verfertigung verschiedener Holzwaren. Es lebt dort ein Mann namens Sievert, von dem ich doch ein paar Worte erzählen will, da er vielleicht schon manchem Reisenden viel Unterhaltung verschafft hat. Man hält ihn für einen Bettler; er ist's auch, aber von der Gattung der stolzesten Menschen der Art. Er gibt sich für einen Adepten aus, dem es nicht fehlen könne, den Stein der Weisen zu finden, und der schon manches Geheimnis der Natur in einem hellen Lichte erblickt habe. Er war aber keineswegs mit seinen entdeckten Geheimnissen geheimnisvoll. Er erzählte viel von den verborgenen Schätzen des Zobtenberges. Schade, daß der Unglaube unserer Zeit Herz und Geldbeutel verschließt, und daß niemand — sich selbst und diesem armen Manne zum Besten — sich zur Hebung der Schätze versteht! Er zeigte nicht gemeine chemische Kenntnisse; Widerspruch und Zweifel waren ihm aber sehr ungelegen. Wahrscheinlich hatte ihm die Goldmacherkunst den Bettelstab in die Hand gegeben." —

Wiederum ist die Götterdämmerung einer Welt hereingebrochen, und die Mystik erhebt aus den Trümmern ihr Haupt. Die Menschen unserer Zeit werden im Zobten kein Gold und keine blauen Saphire suchen. Sie suchen den smaragdgrünen Wald, das Sonnengold und den blauen Himmel. Die Altväter werden aufs neue mit der Stimme des Waldes und mit Bergpsalmen zu ihnen reden. Und das weiß eine Zobtensage[1]) vom Ende der Welt zu melden:

„Im tiefsten Bergwald weilen die Siebenschläfer. Ihre Rosse am Zügel haltend, den einen Fuß im Bügel, den andern auf der Erde, so stehen sie da, Mann und Roß im tiefsten Schlaf versunken. Wenn das Ende der Welt gekommen ist, erwachen sie und schwingen sich auf die Rosse."

In unseren Tagen sind die Siebenschläfer erwacht und führen uns im Kampf gegen die Welt.

Literatur.

1592. Franciscus Faber (Köckritz) Primitiae Silesiacae sive Sabothus et Silesia. Erster Druck 1592 in Nic. Reusner Itinerarium. Beste Ausgabe 1715 von Gottfried Tilgner. Großer Commentar bei Füldener 1731. Teilweise übersetzt bei Burghart.

---

[1]) von Riedel 1873 in Schles. Pr. Bl. S. 26 aufgezeichnet, vgl. **Kühnau** III, S. 17.



1638. Johann Beer „Gewinn und Verlust". (Amsterdam 1638) mit Vorrede von Abraham von Franckenberg.

1651. Abraham von Franckenberg. Gründlicher und wahrhafter Bericht von dem Leben und Abschied Jacob Boehmens 1651. Abgedruckt in der Gesamtausgabe Gichtels 1730.

1667. Naso. Phoenix Redivivus. Breslau 1667. S. 250. 297.

1667. Johannes Praetorius. Gazophylaci Gaudium. Das ist: Ein Ausbund von Wünschelruten. 1667. S. 225.

1679. Bohuslaus Balbinus. Miscellanea Historica Regni Bohemiae. Prag 1679 I. S. 17.

1700. Martin Prause. Ordentlicher Wegweiser auf den Zothenberg. Ohne Jahr (Stadtbibliothek).

1704. Michael Josef Fibiger. Silesiographia renovata. Breslau 1704. S. 137 ff. (Neuausgabe von Henels Silesiographia 1613, sehr erweitert!)

1718. 1723. Sammlung von Natur- und Medicingeschichten. 1718. S. 939 ff. 1723. S. 169 ff.

1720. Georg Anton Volkmann. Silesia subterranea. 1720. Teil II. cap. II § 9. S. 197. 208. 212. 220. 266. 33. 18. 104. 203.

1720. F. W. Sommer. Silesia ante Piastum. 1720. S. 37 ff.

1731. Oeconomische Fama. Teil V num. II S. 30 abgedruckt bei Volkelt S. 171 — 190 und Burghart S. 152.

1736 Gottfried Heinrich Burghart. Iter Sabothicum. Breslau 1736. S. 55. 83. 150. 152. 166.

1737. Christian Stieff. Schlesisches Historisches Labyrinth 1737. S. 274. 715—734.

1764. C. G. Lehmann. Nachricht von Walen. 1764. S. 104. 105.

1775. M. Johann Volkelt. Gesammelte Nachrichten von Schles. Bergwerken. 1775. S. 102. 157. 170—190.

1788. Samuel Gottlieb Bürde. Der Zobtenberg nach der Natur gezeichnet Breslau.

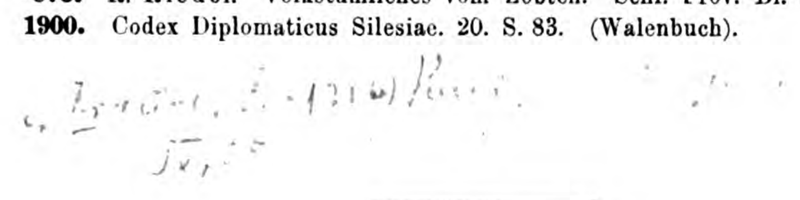
1792. Bruchstück einer Reise in die Grafschaft Glatz. Schl. Prov. Bl. 1792. Bd. 16, S. 45. 46.

1798. Eine Reise von Breslau nach dem Zobtenberge. Schl. Prov. Bl. 1798. Bd. 28. S. 213—237. besonders 230.

1842. Über die Benutzung des Serpentins in Schlesien. Schl. Prov. Bl. 1842. Bd. 115. S. 113.

1873. R. Riedel. Volkstümliches vom Zobten. Schl. Prov. Bl. S. 25 ff.

1900. Codex Diplomaticus Silesiae. 20. S. 83. (Walenbuch).



Wortgeschichtliche Studien III.

Von Dr. Georg Schoppe in Breslau.

Die hier vorgelegte Zusammenstellung verdient die Überschrift nicht. Sie ist mehr wieder ein Beitrag für das schlesische Wörterbuch. Anfangs war die Absicht, wie in den im 18. und 19. Bande der Mitteilungen erschienenen Abhandlungen, ein paar wortgeschichtliche Fragen in breiterer Ausführung vorzulegen. Der Anfang dazu war auch gemacht, da fielen aber beim Durchsuchen der Zettelkästen eine Menge Belege heraus, die für das Schlesische wichtig schienen. So bekommt die ganze Arbeit etwas Zusammenhangloses. Die Belege von der Hedwigslegende wollen einen Vorschmack liefern für das, was aus dem Werke herauszuholen ist. Hoffentlich ist es bald möglich, den geplanten Neudruck mit sprachwissenschaftlicher Einleitung und Wörterbuch fertig zu stellen. —

Abbilden. ‚Nicht kan man dies vorschreiben oder mahlen, es lässet sich mit keinem Circel oder Feder entwerffen oder abbilden. A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 66. (vgl. DWB.)

Abdachung von Gombert, Grosz Strehlitzer Programm 1888/9 Seite 2 aus Londorp vom Jahre 1616 belegt, findet sich sehr oft bei Speckle 1582 Architecture an Vestungen.

Abkehren. (vergl. Fischer I, 34 s. v.)

Und dir solt ich auch nicht abkeren
Du loser Schelm?

A. Calagius 1599 Rebecca B 7[a].

Abstechen. Der hohe Ofen wird gewöhnlich alle 12 Stunden abgestochen, d. h. das aus dem Erze geschmolzene Eisen wird aus dem Herde, wo es sich gesammelt hat, abgelassen und theils in Gänsen, theils in Blechen gegossen.‘ J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 268, zu Gans vgl. DWB. IV. 1, 1, 1265 d.

Abtritt findet Weigand-Hirt schon 1678 bei Kramer. Beinahe 100 Jahre früher steht es bei J. Kellner 1589 Beschreibung deß

Königreichs China 24: ‚Derselbigen Gassen jede hat drey oder vier Abtritt, oder gemeine Örter, die fleißig besorgt werden, damit diejenigen, so zur unvermeidlichen Leibs Notturfft gedrungen werden, die gemeinen Gassen nicht verunreinigen.‘

Adamisch. ‚Das alte adamische, irrdische, tödliche Fleisch .. gehört in die Erde.‘ A. v. Frankenberg 1676 Nosce te ipsum 110.

Alberkuzen: J. Scheffler verwendet das Wort nicht selten, z. B. in der Ausgabe seiner gesammelten Streitschriften, der Ecclesiologia, vom Jahre 1735 Vorrede 4[b]. Denn da wird er sehen, wie — alber Albertus gealberkutzet . . hat,‘ I, 460[b]: ‚Wird also der Jurist bekennen, daß . . der Praedicant ignorantiam defendendi gegeben, und alberkutze;‘ I, 462[a]: ‚Denn die ganze Welt wird sehen, daß er gealberkutzet hat.‘ Davon wird gebildet Alberkuzerei: bei J. Scheffler, a. a. O. I, 541[b]: ‚Pfuy dich der alberkutzerei!‘

Allgemeine Bildung. Habe ich auf den Ausdruck nicht genügend geachtet, oder taucht er wirklich erst am Ende des 18. Jahrhunderts auf? Mein frühester Beleg stammt aus dem Jahre 1793 bei J. Fr. Rebmann, Briefe über Jena 91: ‚Unsere allgemeine Bildung oder vielmehr — Verschliffenheit kommt der neuen Eleganz gar sehr zu Hülfe.‘ Nicht unerwähnt aber soll bleiben, daß ein jüngerer Bekannter, dessen Studien über die Bauernbefreiung in Schlesien ziemlich weit gediehen waren, als der Krieg ausbrach, der nun schon lange in Rußland ruht, mir erzählte, er habe den Ausdruck in einer Beschreibung der Waldenburger Verhältnisse gelesen, wo lobend die allgemeine Bildung der dortigen Bevölkerung erwähnt worden sei, worunter man verstanden habe, daß die Bevölkerung Fertigkeit im Lesen und Schreiben besessen. —

1807 fand sich dann der Ausdruck bei Ernst Wagner ‚Reisen aus der Fremde in die Heimat (sämtliche Werke VII, S. 29): ‚Vollends in Rücksicht der allgemeinen Bildung ist und bleibt der erhabenste Grundsatz dieser, daß von dem gebildeten Regenten selbst alle Kultur ausgehen und sich der gesammten Menschheit seines Staates mitteilen müsse.‘ Im Original sind die Worte gesperrt. Darf man daraus schliessen, daß damals der Ausdruck anfing schlagwortartig zu werden? Von dem 3. Jahrzehnt ab häufen sich die Belege. A. H. Niemeyer 1824 Beobachtungen auf Reisen IV, 1, 18: Er war ein gewaltiger Sprecher, auch nicht ohne eine gewisse allgemeine Bildung.‘ Vgl. noch IV, 2, 339, 347. W. M. L. de Wette 1828 Theodor I, 76: ‚Die allgemeine Bildung, die er sich verschafft



hatte, war eine gute Grundlage, auf der er weiter bauen konnte;‘ A. H. Rehberg 1829 Polit. histor. kl. Schriften 252: Herr Müller bemerkt zwar mit Grunde, daß das englische Recht, weil es ganz national ist, doch zur allgemeinen Bildung von Staatsmännern mehr beitragen kann, als das römische Recht in Deutschland.‘ Der Satz stammt von einer Besprechung des mir vor der Hand nicht zugänglichen Buches von Adam Müller, 1808/9 Die Elemente der Staatskunst, die zuerst in der Allgem. Lit. Zeit. 1810 erschienen war. In Schleiermachers Briefwechsel mit Garz steht der Ausdruck S. 81, Pückler-Muskau verwendet ihn öfter in Tutti Frutti (1834) z. B. II, 28: ‚Bei dieser vortrefflichen Verfassung des Militärwesens . . fängt sich bereits auf das sichtlichste eine allgemeine Bildung zu entwickeln an; und III, 105: ‚welche (Verfassung) Willkühr verbannt und der allgemeinen Bildung ein sicherndes Organ in der Volksrepräsentation gestattet.‘ Aus der späteren Zeit seien nur noch ein paar Namen mit Quellenstellen angegeben: W. v. Rahden 1846 Wanderungen I, 371; C. Venedey 1839 Preußen und das Preußentum 75; V. A. Huber 1855 Reisebriefe I, X; Soziale Fragen (1869) VII, 20. 22. usw. Zu den größten Gegnern der sogenannten allgemeinen Bildung gehörte bekanntlich de Lagarde. Man vergleiche z. B. Deutsche Schriften 180: ‚Wir müssen aufhören, dem von Hegel und dem Provisor alles Giftes im deutschen Unterrichtswesen, Johannes Schulze, in die Luft gemalten Phantome einer allgemeinen, das heißt, alles Wissenswerte umfassenden und in jedem gleichmäßig vorhandenen Bildung nachzulaufen.‘ Diese bescheidenen Beiträge machen natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, verzichten auch auf weitere Bestimmung und feinere Unterscheidungen im Sprachgebrauch: sie wollen nur die Aufmerksamkeit auf den Ausdruck hinlenken und zur weiteren Nachspürung über sein Aufkommen auffordern.

Altreuss(e). Vgl. DBW. I, 273, VIII, 953: Weigand-Hirt II, 48, Lexer I, 45. Ich füge zu den wenigen Belegen ein paar hinzu. Paulus Amnicola 1524 czu errettung den schwachen Ordenspersonen H 2[a]: ‚und heut am tage seynt sie, mit yren schrifften, zu knyrschen, und zu nichte machen, die yrende und vorfuhrliche lere Luters des altreussens, der alle vortylgte ketzerey vornawet, und wyder flycket.‘ J. Agricola 1585 Terentii Comoedia Andria 2: ‚Ein rechter Altreuße, unsers Herr Gotts Poet‘; ähnlich 4[b] ‚Altreißen dicuntur Satores privati.‘ A. Beier 1685 der Meister bei den Hand-



werken 211. ‚Hier sind die Altreußen also Schuster, die nicht in der Zunft sind.‘

Altweiberisch. ‚Zugeschweigen daß man eine abergläubische altweiberische Volltaufe daraus machen . . sollte. A. v. Franckenberg 1684 Jordanssteine 137.

Ampel damit bei seinem Grabmahle . . eine brennende Lampe (oder wie man hier spricht Ampel) unterhalten wurde.‘ J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 49.

Anberg, das im DWB. fehlt, haben wir bei E. G. Happel 1685 Rel. curiosae (1685) II. 144[a]: ‚die traurig-erstorbene Gestalt der Anberge;‘ ferner bei K. Sallmann, (1880) neue Beiträge der deutschen Mundart in Estland. 58: Anberg — die sanft ansteigende Böschung eines Hügels; mnd. anbergt.‘

Anführen. vgl. Gombert, Groß-Strehlitzer Programm 1888/9 Seite 4, wo das Wort in der Bedeutung täuschen aus Stammlers Übersetzung des Sleidanus vom Jahre 1557 beigebracht war. Hierauf bezieht sich Weigand — Hirt I, 59. Etwas früher ist folgende Stelle aus Joh. Herolt 1540. Vom Adel und Furtreffen Weibliches geschlechts D_4[b]: ‚Das der teuffel dem weib so gefahr gewesen, und sie also zum ersten anzufüren begierig, ist der ursach geschehen.‘

Anglemmen: ‚Damit nu unser Hertz . . auch zur Gottseligen frewde vber dem thewren Verdienst Jesu werde angeglemmet, so haben sie uns bald vrsach wollen geben.‘ V. Herberger 1611 Passionzeiger 35. Wir haben die schwache Beugung des Wortes also nicht erst im 18. Jahrhundert!

Anheimsuchen: ‚mit was für schweren hart-drückenden Landstraffen und plagen . . der gerechte und eifferige Gott unser Vaterland etliche Jar hero nacheinander anheimb gesucht‘. Abraham von Franckenberg 1646 Christl.-Fürstl. Bedenken und Außschreiben 102.

Anneiglichkeit. (im DWB. nur anneiglich aus Claudius.) ‚Ferner vergleicht die heilige Schrifft den Himmel mit einem auß Ertz gegossenen, Crystall hellen, höchst-polirten, reinsten durchscheinenden Spiegel, darinn aller Geschöpffe, Gattungs-Arten, Leben, Sitten, Anneiglichkeiten und Handlungen durch der Gestirne und Planeten Bezeichnungen aufs klarste erscheinen.‘ A. v. Franckenberg 1684 Gemma magica 54. (geschrieben 1641.); und Seite 43: ‚denn es unterstehet sich die lufft, ihrer Natur, Eigenschafft und natürlich-angebohrnen Aneiglichkeit nach, alle Dinge in die luftige Art durch dünnemachen und austrucknen wieder zurück zu bringen.‘



Aufschwinger. Sintemual Menno, von dem die Menisten genennt werden, nicht jhr Anfänger, sondern nur ihr Auffschwinger oder Fendrich gewesen ist. J. Scheffler, Ecclesiologia I, 365[b].

Augenrohr (fehlt ein DWB.) Wie durch obgedachtes Augen Rohr vor wenig Jahren in Frankreich . . wahr genommen' Abraham von Franckenberg 1646 Oculus Sidereus D_2[a].

Ausbürgen:

er hat den todt erwürget,
und uns all ausgebürget,
das uns forthin nichts schaden kan,
so wir bleiben auff seiner ban.

V. Triller. 1553 ein schlesisch singebüchlein K_4[a].

Ausgrünen. (im DWB. ohne Beleg, nur in der Bedeutung desinere virere). ,und wird ein neu Gewächs durch Christi Tod in uns ausgrünen. Abraham von Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 117.

Ausschlag. (vgl. DWB.) ,und mit gerechtem Ausschlage das Werck des Herrn trewlichen zu befördern wissen.' Ab. v. Franckenberg 1649 Über und Wider den Greuwel der Zerstörung 24. Das Wort bedeutet hier natürlich Erfolg.'

Ausschrift. ‚daß ihr mich in der Außschrift für einen Meister der H. Schrift achtet, daran thut ihr zu viel. A. v. Franckenberg 1684 Jordansteine 8.

Ausschweifen.

,So sah man hier und dar
Wo selbst der Erdengrund ganz ausgeschweifet war,
Der stårksten Eichen Ståmm und Buchen niedersinken.'

G. E. Scheibel (Breslau 1752) Witterungen 10.

Ausprutten. ‚und erloste also balde, diße schwester, vonn der ferlichkeit des grades (der Gräte), welches ir als balde aus ihrem halsze quam, und gantz blutfarbe also aussprutte.' 1504 Hedwiglegende 43[a].

Bangsam: (vgl. DWB. I, 1105; Sanders I, 78; Ergänzungswb. 39. Das Wort tritt hauptsächlich bei schlesischen Schriftstellern auf. ,In diesen stillen, und bangsamen Einöden.' G. Opitz 1748 Merkwürdige Nachrichten I, 103.

Bannerflüchtig. ist von Gombert, Groß-Strehlitzer Programm 1888/9, Seite 11 aus dem Jahre 1528 belegt worden. Früher (1441) haben wir das Wort im Cod. dipl. Lus-super. 4, 197; dann bei S. Grunau, Preußische Chronik II, 4.: ‚dem sollte man das Haupt



abschlagen wie einem bannierflůchtigen, Caspar Guetel 1522 Eyn selig new jar J_4^a: „nicht wie panerflůchtiger treulosen buben art ist;' Egranus Ungedruckte Predigten 25: ‚Zceitlich wehren sie bannerfluchtig worden.'

Bärtel. ‚Eigentlich ist in dieser Tracht (der Schlesierinnen) nur der Kopfputz oder das sogenannte Kasket national. . Der vordere Theil (des Kaskets) heißt das Schiff, und der hintere der Deckel. . Zur Schleife oder Masche, wird ein reiches Band genommen. Unter das Kinn hinab laufen zwei schwarze Bänder, die mit Flor oder schwarzen Spitzen besetzt sind, und die Bärtel heißen.' J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 169.

Baum. ‚Ein solcher Hörner- oder Hornschlitten hat die größte Ähnlichkeit mit unsern gewöhnlichen Rennschlitten. Nur gehn die gekrümmten Bäume oder Kufen nicht vorn in eine Spitze zusammen, sondern stehn richtauf wie Hörner.' J. Fr. Zöllner 1793 Briefe über Schlesien II, 195.

Bedingsschluss. ‚dann auch der Magnetischen Natur und Eigenschafft, gedachte Bedings- oder Behůlff-Schluß von Beweglichkeit der Erden, for sich genommen.' A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus B_4^b; Bedingungsschlusz steht C_2^a: ‚Als ich achte . . nit darfor, daß der Vorgestellete Bedingungsschluß, von Beweglichkeit der Erden, und unbeweglichkeit der Sonnen, nach yhrem rechten Verstande, so gar hart, wieder und von dem Geist- oder Sinne der Biblischen Sprůche anstöß- und abstůmmig, noch auch den ůbernatůrlichen Glaubens-Puncten zugehörig sein solle.' Bedings-Satz. B_2^b.

Bedürfnis. Wie alt ist die Redensart: einem dringenden (längst gefühlten) Bedürfnis, u. a. abhelfen? Mein ältester Nachweis stammt erst aus dem Jahre 1833: ‚sondern um einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen.' A. F. W. Crome. Selbstbiographie 174. ‚Einem lange gefühlten Bedürfniß unserer Nation ist abgeholfen.' H. Marggraff 1837 Bücher und Menschen 135. ‚Die von Ihnen unternommene Zeitschrift kommt einem sehr gefühlten Bedürfnis der Freunde des vaterländischen Altertums entgegen.' Uhland 1840 an M. Haupt. Briefe III, 165. ‚entsprach es (das Büchlein) auch . . wie man zu sagen pflegte, einem längst gefühlten Bedürfnis. L. Steub 1888 Aus Tirol 210. ‚Einem längst gefühlten Bedürfnis abzuhelfen.' A. Glasbrenner 1844 Verbotene Lieder 129. ‚Es (die Gründung einer katholisch konservativen Leitung) ist ein wahres und weithin gefühltes Bedürfnis.' J. Fr. Böhmer

1840 an Hurter (Janssen II, 404)'. ,Ich möchte gern für ein gefühltes Bedürfnis arbeiten.' P. Cornelius. (21. Juli 1852) Literar. Werke I, 128; Ein solches Werk war in der That längst ein „Bedürfnis." J. Böhmer an Kurt von Schreckenstein (Janssen III, 274.).

Begreiflichkeit. ,darinnen (in der ewigen Natur) keine Begreifflichkeit, auch nie gewesen ist.' Abraham v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 53.

Bein-Schelle. im DWB. erst aus Jean Paul belegt, findet sich bedeutend früher bei dem Schlesier F. v. Troilo 1676 Orientalische Reisebeschreibung 196: in welchem (Marmorstein) große eiserne Ketten mit Fesseln oder Bein-Schellen eingeklammert sind gewesen.'

Beispieligkeit: ,Sint dem mol das si innerlich in der gewyssen reinikyt bluethe, und ausserlich mit glantze der gutbeispellichkeit schein, so was das lop ires namen tegelich, 1504 Hedwigslegende II[b].

Beistimmung. ,damit ich nicht die Concordantz und Beistimmung der Christlichen Kirchen etwas von Glaubensachen auff die Bahn führete.' A. v. Franckenberg 1667. Von dem Rechten Kirchengehen 58.

Beleiern.

,Daß man den ersten Lebenstag
Und seinen Freund beleyer.'

Glätz. Monatsschrift 1799 S. 507.

Bergfall. (im DWB. ohne Beleg.) ,welche den Berg-Knappen öffters durch einen Schall oder Laut ein Zeichen des künfftigen Bergfalls geben.' A. v. Franckenberg 1684 Gemma Magica 33.

Besacken sich. (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 216) ,und weil er sich aus Gerhardo .. so wol besackt daß er sich auch mit Luthers lateinischem Text verräth, so streitet er. .' J. Scheffler Ecclesiologia I, 597[a].

Besagen. (vgl. DBW. I, 1540). ,Alhi was beclaget und besaget dy heilige H. von einem yrem kemerer vor dem hertzoge yrem herren. 1504 Hedwiglegende 19[b]; und 20[a]: ,und sich alszo baldt hinumb drehete czu dem besager;' besagen heißt hier natürlich ansagen, angeben, verläumden; in demselben Sinne steht auch versagen 20[a]: czu einer czeit wart sy vorsaget, bey yrem herren von eynem kamerer.' Vgl. DWB. XII, 1034.



Beschmeisz (nicht im DWB).

,Sich, wie mein Leben heut verblůhet,
Durch Meineyd und Beschmeisz versengt,
Gleich als ein Blum durch důrd gekrenckt.

A. Calagius Susanne $C_4{}^a$. Zu Dürde vgl. DWB II, 1720.

Bestärkung: ,Jedoch umb etlicher noch Unwissenden unterricht, und der Wissenden fernerern Bestårckung willen wollen wir nur ein einiges, so aber anstatt vieler anderen genugsam beglaubet, und wohl Merck- und Folgwůrdig seyn kan, nehmlich hiernach gesetztes Christfůrstliches Bedencken Außschreiben.' A. v. Franckenberg 1646 Christfůrstl. Bedencken 6.

Beteilen: , . . daß die Beute sehr reichlich sein müßte, wenn alle Weiber und Kinder damit betheilet werden solten.' G. Opitz 1748 Merkwürdige Nachrichten I, 234.

Betrappeln. (vgl. DWB. I, 1709).

Sie geben vor, wie sie dieselb
Weiß nicht, ob vielleicht im Gewelb
Betrappelt, oder in dem Garten

A. Calagius 1604 Susanna $C_8{}^a$; für betrappeln gebraucht der Dichter auch betrippen:

,Am Wort und Pfort du mußt bestan
Sam habet im Ehbruch sie betript.' $B_6{}^b$.

Betrüttling? ,Unsere Bischoffe haben allein Gewalt Priester zu beruffen und zu weihen, haben sie aus dieses eures Betrüttlings unmöglicher Umbstossung, und ihrer selbst eignen Bekåndtnůß zu erkennen.' J. Scheffler Ecclesiologie I, 641^b.

Bezeichnen: ,Auch underweylen betzeichenete sy mitt demselbigen bilde (der Mutter Gottes) dy krancken, szo wurden sy also durch die gnade gottes . . gesundt von ihren kranckeytten.' 1504 Hedwiglegende 32^a: d. h. Sie machte über sie das Zeichen des Kreuzes.

Bezeichnung. ,das zehende und letzte Gebot stellet uns die Art der Beschaffenheit auffs breiteste genommen vor Augen, in welcher alle Classen der Bezeichnungen zusammenstoßen.' A. v. Franckenberg 1684 Gemma Magica 138.

Bildichkeit. ,Eine ewige unendliche Bildichkeit Göttlichen Willens und Worts, daraus das ewige Liebe-Wort von Ewigkeit urståndet.' A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 50.



Bildreich. (vgl. Lexer I, 275.) ‚Eine Bildreiche Form eines vollkommenen Menschen, das wir lernen gleich stehen, und uns lassen in allen dingen, wie es Gott über uns angesehen hat.' A. v. Franckenberg 1634 Gewinn und Verlust 50.

Bildsam. Weigand- Hirt und Kluge, EWB. berufen sich auf Gomberts Ausführungen, Groß-Strehlitzer Programm 1892/93, Seite 14 fg., der als frühesten Beleg Stellen aus Wieland vom Jahre 1751 und 1752 anführt. Wir haben aber das Wort bereits aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts: Johann von Neumarkt, das Leben des heiligen Hieronymus 54 (Benedict): ‚Umgurtet euer hufft mit der keuschen reinikeit, traget brinnende licht in euren henden bildsames lebens, das aller menniclich gebezzert werde;' und Seite 128: ‚Aber leider, das ich doch mit grossem smertzen reden muz, ist ir gar lutzel, die sulcher heiligen bildsamen leben, iren tugentlichen Werken, irer meisterlichen lere volgen wollen.' Bildsam bedeutet hier ‚vorbildlich.'

Böckinzen. (Seine Gestalt ist)

Nicht hübscher, denn des andern, Alt,
Erdfarben, kråtzig, rauch triffåugicht,
Bőkintzend, hinckend, kurtz, Zanlůckicht,
Groszmåulicht, und breit uber Rűck.

A. Calagius 1604 Susanna $C_5{}^b$. (nach dem Bocke riechen.)

Bocksbeutelei: ‚Bocksbeutelei in edle Wohltätigkeit verwandelt.' Schl. Prov. Bl. (1865) 41, 619.

Brauen: (vgl. DWB. II, 323, 3)

‚Bleib, hör, was hab dein Fraw gebrawen.'

A. Calagius 1604 Susanna $B_8{}^a$ und $C_7{}^a$: (einbrauen.)

‚Fehlt kaum, mein Gsindlein hat gebrawen.'

Brautlauf.

‚Die Gåst wendt ab vom großen Mal,
Ihrs Feldes, Viehs, und Brautlauffs wahl.'

A. Calagius 1602 Kurtze Summarien $B_1{}^a$.

Brücken (pflastern).

‚Die Gassen alle sind durchaus
Mit klarem Gold gebrükket.'

J. Scheffler 1677 Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge 64.

Bug: (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 88; DWB. II 494), und rennen in vollem Biegen, so weit nicht hohes Gras vorhanden, mit



ihren leichten Pferden davon.' G. Opitz 1748 Merkwürdige Nachrichten I, 238.

Bügeln. (vgl. DWB.) ,Sie (die Schleißerinnen oder Schleußerinnen) sorgen für die Reinlichkeit der Zimmer, ziehen die Dame an, stricken, plätten, oder (wie man hier spricht) bügeln.' J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 168.

Bürgerrecht: mußten wir beyde ins loch kriechen, und also zu Damasco das Bürger-Recht annehmen.' F. v. Troilo 1676 Orientalische Reise-Beschreibung 451. Ironisch gebraucht, sie wurden gefangen gesetzt.

Busszucht: ,daß dannen hero sie auch dem Menschen solche äußerliche harte und strenge Buß-Zucht mit Fasten, Wachen, Beten . . aufferleget.' Abraham von Franckenberg 1684 Jordanssteine 37.

Dalde? ,wenn sy dar eynn (in die Kirche) kam, dalde czohe sy dy (Schuhe) wider vonn den fussenn.' 1504 Hedwiglegende $D_3{}^b$. (mox nudatis pedibus.) vgl ndl. dadelijk = sofort?

Dank. (vgl. Mitteil. XIX, 222). Ich trage noch nach, I) Dankgratia bei Matthis Zell 1523 Christliche Verantwortung $f_2{}^b$: ,sondern wöll gern annemen verstandt, wohår er kôme, auch gern volgen wer jn fûrte, vnd jm darzu großen danck sagen.'

II) Dank-Wollen. ,Blibet abir ein wie tot adir lam von einis mannis schuldin unde doch an sinen dank, unde tut her do sinen eit czu, her blibet is ane buze, als hie vor geredit is.' Neumarkter Rechtsbuch 185 (Meinardus); 195: ,also daz is gescheh an sinen Dank.' ,du wûrsts (das Evangelium) mûssen on dein danck vnd mit zerstörung deins gantzen reichs lassen fûrgon.' Matthes Zell, a. a. O. $b_4{}^a$; ,also muste der gute Keyser on sein danck auff sein, und jm Siriam zihen, Anno 1228.' N. Amsdorff 1534 Ein kurtzer Auszog $F_4{}^b$: ,sie sagen man hab jm das Keyserthumb vnd die Kron wider seinen danck vnd willen auffgedrungen.' W. Waldner 1567. Von Ankunft des Römisshen Kayserthumbs an die Deutschen 61: ,da mussen auch die frembde Gåst bey jhnen, mit flaisch essen, oft ohn jhren danck.' M. Eisengrcin 1568 Beschaidene . . erklärung 17a; ,aber da sie vor dem Schloß lagen, ward das Haus gespeißt ohn jren danck.' Hans Regkmann 1619 Lûbeckische Chronik 78.

Danklich. (vgl.Lexer I 417) ,dy (Schuhe) nam sy denglichen auf, und trug dy. 1504. Hegwiglegende 23a. (gratanter accipiens.)



Dauer (vgl. DWB. II, 839)

,Dich lang bedenckst, und siehest saur,
Ich setz dir mit dem Spiesz ein taur.'

A. Calagius Rebecca 2_1 [a]. (Zeitraum, Zeit.)

Daumenmässig (nicht belegt.) ,Welcher Staub . . wie an dem aller subtilesten Bley-Staube, der kleinen daumenmäßigen Sandührlein zusehen, gleichsam wie Wasser ist.' A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus G_2 [b].

Dohne. (vgl. Mitteil. XVII, 84.) ,O wie ein schrecklicher großer jammer ists, wenn ein ubeltheter ein jar, zwei, drei oder vier im elend umblauffen, ein monat zwei oder drei in einem tieffen, finstern und unfletigen thurm sitzen, eine halbe vierthel stunde an der dohne stehen und kaum zwei oder drei augenblick lang mit fewer angestoßen werden.' Sigesmundus Suevus 1572 Trewe warnung, für der leidigen verzweiffelung G_1 [b].

Dohnen:

,Das jung gewohnt, und alt gedohnt,
Mehr dann zu viel, der Arbeit schont.'

A. Calagius 1595 Rebecca D_1 [a].

Drängeln. (vgl. Gombert, Festschrift für die dreizehnte Hauptversammlung des allgem. D. Sprachver. (Breslau 1903) 52 fg. Hinzugefügt sei aus einem Briefe Lünings an L. Feuerbach vom 4. August 1861 eine Stelle (W. Bolin II, 271): ,und es ist möglich, daß der Philister sich durch den dummen Schluß in dem Grundsatz befestigt, nur niemals zu drängeln.'

Dreiblätterich: ,alles nach der Heiligen Gottes-Lehre, und dem Hochedelsten Schatze des Dreyblätterichen Wunder-Buchs der Natur, zu dem Grunde der Weißheit-Liebe und Hochedelen Chimiae durch das wahre Oehl . . hervorgesucht und herausgegeben.' A. v. Franckenberg 1675 nosce te ipsum, Titel.

Dreschgärtner.

,Da feyrte keinen Tag der Dreschegärtner Müh
Und unverdroßner Fleiß.'

G. E. Scherbel (Breslau 1752) Witterungen 7.

Drüs(e) (vgl. DWB. II, 1459, 3.)

Weh mir, potz druß.

A. Calagius 1599 Rebecca F_1 [a].

Durchriss: ,sondern dieser hoch verdamliche Durchriß in



seinem freyen und sichern Hinlauff zu lassen sei.' A. v. Franckenberg 1667. Von dem rechten Kirchen-gehen 29.

Durchschaulichkeit: (nicht im DWB.) ‚Diesem heiligen Blicke, und sehligen Auffgange der gebenedeyeten Morgen-röthe Göttlicher Weißheit, aber nun etlicher maßen entgegen zu gehen, ist allhier in nächstfolgendem Bericht, von Bewegung der Erden und den Lichtern deß Himmels, die bis anhero versiegelte Pforte zu der Gestirneten Tieffe, oder unbeglaubeten Durchschaulich-heit der sichtbaren Welt eröffnet.' A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus 5.

Durchschnitt. (vgl. Gombert, Programm 1896/7 Seite 10, der das Wort im Sinne von Durchmesser aus dem Jahre 1653 belegt.) ‚... mir Anno 1643 eine faculam Solarem gewesen, welche größer als der dritte theil Diametri Solario, in der Sonnen Durchschnitt gewesen.' A. v. Franckenberg 1644. Oculus Sid. $C_4{}^b$.

Dürfen: (vgl. Drechsler, Germ Abh. XI, 97.)

‚Jetzt darff ich deines fleiß und trew.'

A. Calagius 1599 Rebecca $a_7{}^a$.

Dürrlendig.

‚Ja mein ich, du den Teufel banst,
Als etwa ein dürlendig Hun.'

A. Calagius 1599 Rebecca $C_6{}^b$.

Eigenheit: Mitteil. XVIII, 81 war die Hoffnung ausgesprochen, dacz es vielleicht gelinge, die Bindeglieder für das Wort aus dem mhd. in dem Anfang des 18. Jahrhunderts zu finden; hier kann inzwischen ein Beleg aus dem frühnhd. beigebracht werden: ‚Die herren retten b(ruder) Gangwolffum an, und er auch sprach, es wer min eigenheit mitgeben, er solte des unchristlichen hundes Witolden brieff nit aufnemen.' S. Grunau, Preußische Chronik I, 731 (Perlbach.)

Im 17. Jahrhundert ist das Wort im Kreise der Spiritualisten ganz gewöhnlich. Ich gebe eine kurze Auslese der Belege. F. Breckling 1660 Speculum 42: ‚Von dem täglichen Kampff und Streit desz Geistes in uns, wider uns selbsten, wider alle Höhen und Eigenheiten, wider den inwendigen Antichrist ..' cf. dessen Christus triumphans (1661) Seite 111; ferner bei Q. Kuhlmann 1684 Der Kühlpsalter I, 19:

‚Hoehr Vater, hoehr die ungerechte Wort!
Beschau den Trutz, mit dem er dich wil trutzen!
Wo Falschheit sich der Warheit gleich darf putzen!
Wo Eigenheit Uneigenheit genannt.'



II, 53: ‚Sie haben sich in eigenheit verstrickt,
Und meinen sich von deiner lieb umglückt;‘
ferner bei J. Podarge 1699 Sophia 15:
‚Der (Nektarmost) da so reichlich fleußt, und die so recht ersuncken,
Aus Ihrer Eigenheit im Geiste machet truncken;‘
diese Verse wiederholt G. Arnold 1700 Das Geheimniß der göttlichen Sophia II, 110. S. 77: ‚aus dem Principio der Eigenheit und Selbstheit;‘ 1704 Vier Tractätlein A_2[a]: ‚völlig mit ihm seiner Eigenheit abgestorben ist.‘ Unendlich häufig gebraucht das Wort G. Arnold. Z. B. 1700 Das Geheimnis der göttlichen Sophia II, 2.
‚Und sie (die Seele) selbst verlanget auch stets mit lieb zu sein beleget
Wo sie den Verlust nicht offt nach der eigenheit beweist.‘
vgl. II, 132: ‚entzündet im blitzen Des Grimms die Eigenheit:‘
II. 244: ‚Geh aus dir selbst und deiner Eigenheit,
So bistu in der Welt von Welt befreit.‘

Weitere Belege aus Arnold wären 1701 Göttliche Liebesfunken I, 75. 130; ‚Jesus und die Seele‘ 1701 152. Von hier breitet sich dann das Wort weiter aus und übernimmt es Zinzendorf, Goethe u. a. Vgl. auch Konrad Burdach, Faust und Moses 740 fg.

Einbildung. ‚Dacz es eine ungeschickte Einbildung sey, von dem großen Jahre der Welt.‘ A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 41.

Einergebenheit: ‚dargegen aber, er ohne unsern Rath und That, jedoch mit gänztlichen Einergeben- und Gelassenheit unsers Willens das Werck unserer Seeligkeit und Rechtfertigung für Gott allein in uns würken.‘ A. v. F. 1684 Jordanssteine 61.

Einfächigkeit: ‚Des Elements Einfächigkeit und große Macht ist mit unaufflößlicher Verknüpfung an des Geistes Natur verbunden.‘ A. v. F. 1688 Gemma Magica 19.

Einfassung: ‚Und bleibt doch ein Hauchen des Ungrundes, eine Schiedlichkeit der ewigen Stille, eine ewige Außtheilung und Einfassung seiner selben.‘ A. v. F. Nosce te ipsum 50.

Eingebilden: ‚vnnd sy do szwangk czu bleiben bey ir, uff das sy ir mochte eyngepilden, das heilige gebethe.‘ 1504 Hedwiglegende 33[b].

Eingebildet: ‚Unnd also lässet sie (die Natur) Ihr kein Joch, oder auffgespärretes Dach von vorgefasseten Meinungen, vnd eingebildeten Machtschlüssen anlegen noch auffdrüngen.‘ A. v. F. 1644



Oculus Sidereus C_7^b. u. B_1^b. ,wieder dehren eingebildeten haß-dünckel und Wahnwitz.'

Eingebrotet: ,In welchem Evangelisten hat Christus gesagt, . . daß sein Leib eingebrodtet und eingeweinlet sei?' J. Scheffler, Ecclesiologia I, 695ª.

Einheimsen: Weigand-Hirt findet das Wort zuerst bei Stieler 1691. Es läßt sich aber früher nachweisen. J. v. Ramingen 1567 Oeconomia C_2^b: ,die fruchten und abnutzungen einzuhaimischen und zu verwahren; Franciscus Alvares 1573 Beschreibung von den Landen des mechtigen Königs von Ethiopien. 227: ,also das er von allen solchen gütern, nichts in sein Kammern einheimsen sondern alles gehörter gestalt außspenden lesset;' ,wann wegen der mißgewächs keine Früchten eingeheimset werden;' B. Lang 1645 Zinß Scharmützel 172; das Hauptwort die Einhaimbsung steht bei demselben 170: ,sondern allein die einhaimbsung der Früchten hindertreibe.'

Einlein: (vgl. Diefenbach 541ª s. v. solus.) ,gingk si eins mals eynn leyn in die kyrchen. 1504 Hedwiglegende 74ª.

Einräumung: ,den bösen Einraumungen, einfällen, oder Gedancken, bald im Anfang steuren.' A. v. Franckenberg 1675 Mir nach 15.

Einseufzen: , . . . so, durch das Spiraculum Vitarum Dei sanctum, dem Adamitischen Aerden Kloß von Anbegün ist eingesäufftzet.' A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus H^{1b}.

Einteigen: ,Und hätte freilich der arme Beker sein einteigen, mögen bleiben lassen.' I. Scheffler Ecclesiologia I, 459ᵇ.

Einwinkeln: ,Schwangere Frauen thun wol, dacz sie zuvor zur Beichte kommen, ehe sie sich einwinckeln, damit sie in Kindesnöten desto fröhlicher beten können.' V. Herberger 1613 Hertz Postilla I, 768.

Elbisch: (cf. DWB. III, 402.) ,Ein bruder prediger ordens, sam elwisch vortoret was.' 1504 Hedwiglegende CC_5^a (quasi freneticus erat.)

Empfindlich: Wie fremd dem md. und der damaligen Schriftsprache das Wort war, beweist J. Mathesius, der es unter die Kanzleiwörter rechnet: ,Stadtschreiberische Wort: Beschließlich, Entpfindlich, Erwinden, schinden und binden, Entsprießen, Beschießen.' 1591 Erklärung der Episteln an die Corinthier I, 22ª.



Empfindungsvoll: (vgl. Gombert, Groß Strehlitzer Programm 1896/97 Seite 18.) Früher als hier nachgewiesen, haben wir das Wort bei H. W. v. Lohenstein 1725 Poetischer Zeitvertreib 178.

Emporkömmling: (vgl. besonders Gombert, Festschrift (Breslau 1903) Seite 53 f.; W. Feldmann, Zs. f. d. W. XIII, 99. Im Anfang des 19. Jahrhunderts gebraucht das Wort ganz gewöhnlich und mehrfach Elisa von der Recke in ihrem 1804 geschriebenen, aber erst 1815 gedruckten Tagebuch einer Reise; z. B. 4,97: ‚Diese neuen Anmaßungen des französischen Machthabers erinnern an den römischen Glücksritter Rienzo, so auffallend, daß die naheliegende Vergleichung zwischen beiden Emporkömmlingen sich von selbst aufdringt:‘ Seite 100: ‚So lebt er (L. Napoleon) im Schoße einer liebenswürdigen Familie, umgeben mit allen Reizen der feinsten, geschmackvollsten Ueppigkeit, die sich jedoch sorgfältig entfernt hält von jener prahlerischen Schwelgerei, welche sonst für Emporkömmlinge so viel Verführerisches hat;‘ Schleiermacher 12. I. 1807 an Fr. v. Raumer: ‚alles scheint nur darauf berechnet zu sein einen unsichern Emporkömmling durch Benutzung jedes niedrigen Interesses zu befestigen.‘ Lebenserinnerungen von Raumer I, 83; . . . könnten sonst diesen gröszten Emporkömmling (sc. Napoleon) verleiten, der Welt einen Trank zusammen zu quirlen. I. G. Scheffner, 1821 Mein Leben, Beilage E (geschrieben 25.—28. Dez. 1812.) Der Emporkömmlung ist Napoleon Bonaparte.

Entfreien: Lasset uns ringen und kämpffen, bisz wir den Gegensatz unsers Treibens überwinden, ja bis sich scheidet Seel und Geist, Licht und Finsternusz, die Zeit, da wir der nichtigen Hülffe sollen entfreiet und entledigt werden, ist nahe, auff welche ewige Belohnung erfolget.‘ A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 19.

Entlosen: ‚Man milcket sie, so lang sie Milch geben wollen, Es were denn, das sie entlossen wolten, oder vngefehr acht oder neun Wochen ehe denn sie Kalben.‘ Martinus Grosser 1590 Kurtze . . Anleytung zu der Landtwirtschafft $I_3{}^a$.

Erbaulich: (Weigand-Hirt belegt das Wort erst aus Stieler.) ‚Worbey ingleichen erbaulichen zu betrachten.‘ A. v. Franckenberg 1649 Uber und Wider den Greuwel der Verwüstung 21; ‚dasz ich seeliger und erbaulicher erachte die Schrift . . . mit stillen und andächtigem Geiste daheime zu lesen.‘ 1667 Von dem rechten Kirchengehen 42; das Hauptwort Erbauung steht Uber und Wider den Greuel der Verwüstung 11: Dasz wir wünschen, wie auch wohl



zu hoffen, das Werck des Herrn möchte eröffnet, und die Tieffe des Rathes und der Gerichten Gottes . . . zu mâniglicher wissenschafft, nachricht und Erbauung, auf das Ebene gesetzt werden.‘

Ergremsen: (vgl. Lexer I, 633. Weinhold 29b.) ‚Durch kluge rede vor sunytte herrenn David, der szere dergremst was.‘ (irritatum.) 1504 Hedwiglegende $a_3{}^a$.

Erkenntnisvoll: (nicht im DWB.) ‚also wird nicht sonder grund, darfûr gehalten, daß es, der, in seinen vielen Geist- und Erkântnûsz vollen Schrifften bekannte Abraham von Franckenberg, ein Schlesischer von Adel, gewesen.‘ Vorrede zu A. v. F. Nosce te ipsum (1676) 7. Geistvoll wird im DWB. für ein Erzeugnis des 18. Jahrhunderts gehalten, weil das Wort bei Stieler fehlt; Weigand-Hirt belegt das Wort denn auch erst 1741 aus Bodmer.

Erörterung: ‚. . . wie nichtsweniger dieselbigen zu weiterer Nachforschung und gäntzlicher Erörterung, dieser, noch sehr unbekandten und Unbeglaubeten Grundsatzungen gantz getreülich ermahnen wollen.‘ A. v. Franckenberg 1644. Oculus Sidereus $E_1{}^b$.

Erpicht sein auf etwas belegt Weigand-Hirt zuerst aus Fleming und Gryphius. Wir haben den Ausdruck aber bereits früher: ‚waren darauf so erbichet, das sie kein ander gedanken haben mochten.‘ A. Scherdiger 1591 Novae novi orbis historiae 64; 121 ‚das jhr auff das schlechte Metall also erbichet;‘ F. Rhot 1587 Jesus Sirach I, 199b: also auff den Geitz erpicht sein.‘ Ich füge noch hinzu: ‚So auff seinen Feind erpicht.‘ J. Bohemus 1656 Horaz $A_4{}^b$.

Erschöpfungsbuch: vgl. DWB. III, 969 Erschöpfung = creatio. Wie Er dann selbst im Erschöpfungs-Buche [Genesis] von sich (das hochzubejammern) hôren lâsset; Es gereue ihn, dasz Er Menschen gemacht habe.‘ A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 6. Vorrede

Erwerber: ‚so müszen wir doch baydes den Erwârber und das Erworbene, nâhmlich Christum und sein Reich In uns haben, empfinden, erkennen, und Großachten; auch darinne bleiben.‘ A. v. Franckenberg 1675 Mir nach 65. (geschrieben 1639.)

Essig: Sie sind über dieses so faul und träge, daß sie ohne Noth kein Pferd besteigen sondern in und bei ihren Hûtten immer sitzen und liegen, so unbeweglich, als ein Eßig auf seinem Hefen.‘ G. Opitz 1748 Merkwürdige Nachrichten I, 227. Mir nicht verständlich.



Feix: (vgl. Kluge, EWB [8] 132) ‚dasz ein jeder Heintze und Cuntze, Feixs und Knirps, zum Richter über sie bestellt sei.' J. Scheffler, Ecclesiologia I, 195ª u. ö.

Ferngesicht. (vgl. Gombert, Programm von Groß Strehlitz 1896/97 Seite 30, der das Wort auch bei dem Freunde des Abraham von Franckenberg, dem J. Scheffler nachweist, . . . sondern sie nur zu den Weltkundigen Exempeln und Schriften, . . Meilenzeiger Ferngesicht und dergleichen .. gewiesen.' 1644 Oculus Sidereus B_2ª.

Feürlicht (im DWB aus Rückert.) ‚aus dem ewigen Feurlicht seiner Liebe.' A. v. F. 1676 Nosce te ipsum 46.

Flammig. ‚Das von yrem hertzen eynn flamige crafft drangk.' 1504 Hedwiglegende 2_6ᵇ.

Flatter-Asche: (nicht belegt) ‚aber inwendig nichts als stinckende und todte Loder- und Flader-Aschen in sich haben. A. v. Franckenberg 1684 Jordanssteine 45.

Fleck: ‚Als I. von den . . Funcken und Flecken der Sonnen ist bei den alten keine Nachricht zu finden.' A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus C_4ª. (vgl. Weigand-Hirt, Sonnenfleck.)

Fliessborn (nicht belegt.) ‚uff das si entpfinge den flyesborne seines worttes.' 1504 Hedwiglegende 26ᵇ. (ut ceteris dormientibus quasi furtive susciperet auris suae venas susurri ejus.)

Flitt. (vgl. Weinhold 22ᵇ, s. v. Flitzpfeil?)

Dazu man dörfft ein Eichen Flitt
Damit yhr hochmuth etwas brech.

A. Calagius 1604 Susanna C_6ᵇ.

Fôsten:?

Ein Ziege föstens (Die alten Böcke) ohne ihr,
Derselben wolt ich lauffen zu.

A. Calagius 1604 Sussanna D_2ª.

Flurzaun. ‚und für die ausersten Fleur(!)-Zä'unen Plancken aufrichten.' 1680 Schlesische Infections-ordnung A_3ᵇ.

Fractur: (vgl. Gombert, Zts. f. d. W. VII, 139: Programm des Kgl. Wilh. Gymn. 1908 Seite 13, Ladendorf 89.) Früher hinauf als diese Belege reicht folgender: ‚ . . auch fein mit grober Fractur hindten auff den Buckel schreiben köndte.' B. Sartorius (cr. 1612) Der Schneider Genug- und Sattsame Widerlegung 5.

Fragsüchtig: (nicht im DWB.) ‚Ob nun jrgend einer oder der ander von der Schaar der zerrûtteten Zâncker und fragsûchtigen Wortkrieger, hierûber zörnen . . . wollte, der mag es . . thun.'



A. v. Franckenberg 1646 Christ-fürstliches Bedenken und Außschreiben 9.

Fratt. cf., DWB. IV, 1, 1, 67: Weinhold 23[a]; Drechsler, Germ. Abh. XI, 111)

So gehds uns armen Peuerlein,
Das wir der Hunde Wårter sein,
Da wir mit unsern Kindern fratt, (mager)
Das liebe Brodt nicht haben satt.

A. Calagius 1599 Rebecca C_2[a]; 1602 Kurtze Summarien B_5[a]:

,Dem Weib, die lang gewesen frat,
So bald den Saum sie rüert wird ratt.'

Frostkältig. (fehlt auch bei Lexer). ,Wy wol dy frawen dy bey ihr warenn offt erkanntten das sy gantz frostkeldigk war. 1504 Hedwiglegende 20[b].

Frůhklůgelei. (fehlt im DWB.) ,so der menschliche Witz mit seiner frůh-klůgeley nicht zuvor, oder zu hůlffe kåme.' A. v. Franckenberg 1684 Jordanssteine 68.

Fucke. (vgl. DWB. IV, 1, 1, 3 61.)
Kein wunder. (daß sie ohne Schmuck ist.) Denn kein kårgern Fuck Niemals als jhren Mann ich sah.

A. Calagius 1604 Susanna A_5[b].,

Wo fern ich nicht den schlimmen fucken,
Den Cham, heut zahlt mit barem geld,
Wil ich ein schelm sein aller welt.

A. Calagius 1549 Rebecca C_2[a].

Futter. ,Als wir nun ohngefehr vier deutsche Meilen, in einem Futter schon geritten waren, kamen wir an einem Ort der Ginim hiesse.' F. v. Troilo 1676 Orientalische Reisebeschreibung 410; ,in einem halben Tage und einem Futter leicht zu erreichen, Zach. Allert 1627 Tagebuch 23. (Krebs.)

Gabehaftig. (vgl. Lexer I, 721.) ,und den armen beweyste sy rechte gobehaftige myldikeyt.' 1504 Hedwiglegende A_2[b].

Galg. (vgl. DWB. IV, 1, 1, 1172, 4.) ,Wohin nahm denn die Flucht der Galg?'

A. Calagius. 1604 Susanna B_8[a].

Gattungsartig (nicht im DWB.) ,Die innere Natur oder Seele der Erden aber ist gantz und gar geistlich, lebhafft, die måchtigste und einfachste, wodurch das Element in seiner Gattungs-artigen



Eigenschafft und den gantzen Cörper vertheilten wirkung, unbeweglich .. bestehet.' A. v. Franckenberg 1684 Gemma magica 27.

Gegäck ,der (sc. der Teufel) volles unflâtigen und unreinen gegåckes ist.' J. Scheffler Ecclesiologia I, 510^a; Schand-Gegåcke 1677 Sinnliche Beschreibung 24.

Gehei (DWB. IV, I, II, 2340; Schmeller I, 1026) ,Und das ich nicht kom in Gehey.'

A. Calagius Susanna $C_2{}^b$.

Geheier. (vgl. DWB. IV, I, II, 2350.)

Komm wider, ob der alt Geheier,
Wie gestern, auch heut umbher leyer?

A. Calagius 1604 Susanna $E_8{}^a$.

Geheimnisvoll: (im DWB. und bei Weigand-Hirt aus Rädlein 1711 belegt.) ,daß diese Geheimnůßvolle Schrifft, unlångsten zwar ohne Vermeidung und Beysetzung des Verfassers ist zuhanden gekommen.' A. v. Franckenberg 1676, Nosce te ipsum, Vorrede.

Gehög. mhd. gehüge. adj.)

,Und wird jhm ja so gutt, das er
Im weichen Bett schlefft, denckt ir mehr,
Wie bald jhn sein sorg wecken můg,
Und recht, wie sichs ziemt, halt gehög.'

A. Calagius 1599 Rebecca $E_5{}^b$.

Gekrappel.

,Da fängt sich ein Gekrappel an
In allen Todten Håusern:
Ein jedes macht sich auf die Bahn,
Kein Bein kan sich entåusern.'

J. Scheffler 1677 Sinnl. Beschreibung 12.

Gemeinsüchtig (nicht im DWB.) , . . so (sc. die Laster) auß solchem Gemeinsůchtigen Gewerb und unserem Antreiben, aber inwendig aus schlecht gegrůndeten Wohlmeinen, im wahn-Glauben und Mosaischeu Buchstaben, von Zeit zu Zeit sehr håuffig herfůr kommen.' A. v. Franckenberg 1667. Von dem rechten Kirchengehen 28.

Gemütsgabe. (vgl. DWB.) ,sondern er (Abraham v. Franckenberg) hat auch, seine, des seel. Jacobs Bőhms, geistliche und himmlische Gemůthes Gaben vor andern, durch Gőttliches mitwůrcken, erkennet und ergriffen.' 1676 Vorrede zu Franckenbergs nosce te ipsum 7.



Gepläke.

,Sie reitzten auch noch andre an
Mit ihrem Schand-Gegäcke;
Und brachten fast nichts auf die Bahn.
Als sündiges Gepläke.'

J. Scheffler 1677 Sinnl. Beschreibung der vier letzten Dinge 24.

Gequacker: ,Ja (er war) ein Frosch voller Lügen und unreines Gequackers. J. Scheffler, Ecclesiologia I, 290ª.

Geruht. (vgl DWB. s. v. ruhen 4.)

,Auch führet ein geruhten stand.

A. Calagius 1599 Rebecca B_2 ᵇ.

Geschläder: (vgl. DWB. IV, I. II, 3901; Weinhold 84ᵇ unter schlottern.)

,O fänd der Axt ich einen Stil,
Wenn er mir würd mit seim Geschläter,
Añ jhm würd ich zum ubelthäter.'

A. Calagius 1599 Rebecca E_2 ª.

Geschlapper: ,den (sc. den Durst) du mit den Trebern und den geschlapper . . nimmermehr stillen wirst.' J. Scheffler, Ecclesiologia I, 603ᵇ.

Gesittsam. (vgl. DWB. s. v.)

Wenn ich, nechst Gott, dir eine find,
Die from, Gottfürchtig, gsitsam, lind.
Wilte dann sein mit jhr zufrieden?

A. Calagius 1599 Rebecca C_3 ᵇ.

Gespröde. ',bald dicke Wolken, bald Regen-Gespröde.' 1717 Breslauer Sammlung von Natur- und Medizin- usw. Geschichten II, 4.

Gespül:

,Wenn ihnen Satan gütlich wil,
So füllt er ihren Rachen
Mit Hüttenrauch, koth und Gespül
Von grauerlichen Sachen.'

J. Scheffler 1677 Sinnl. Beschreibung 42.

Gestalt. Mitteil. XVII, 90 war aus V. Herbergers Hertz Postilla das Wort „Gestälde" angemerkt und mit einem Fragezeichen versehen worden. Eine Erklärung finden wir bei I. Petters (Prag 1864) Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens 29: ,Das steife Mieder der Bauernweiber im Braunauer Gebiet heißt die Gestalt (Pl. Gestälder.).'



Gesund. (vgl. Schmeller II 307; DWB. s. v. u. a)

,Aufs Herrn gesund, in einem suff.'

A. Calagius 1599 Rebecca $E_8{}^a$.

Gesundheitsdirector. ,. . und folgends dem Gesundheits-Directore angemeldet.' 1680 Schlesiens Infections-Ordnung 11; 13: Gesundheits-Pass; 12: Gesundheits-Zettel.'

Gevatterle, das. (Das Wiesel) Man warnt die Kinder nicht in Erdlöcher zu gucken, es könnte ,a gevatterla drinnen sein und das Kind anblasen.' Schles. Provinzialblätter 1870, 606.

Gewerbsweise: ,. . und das Evangelium, auff eine solche fleischliche Art und gewinnsůchtige Gewerbs-Weise . . zu predigen.' A. v. Franckenberg 1684 Jordansteine 92.

Gewisshaft: ,uff das hernachmals dy gewischafft des geschehen czeichens, dester clerlicher ertzeiget mochte werden.' 1504 Hedwiglegende $Cr_2{}^a$. (ut postmodum patrati certitudo miraculi evidencius valeret.)

Gewülk. ,wie eine große Sůnde es sei, solche große gewůlcke umb den Halß tragen.' Joh. Scharffenberg (Breßlau 1584) Neue Zeittunge 31^b.

Gewülle. ,Was er wieder den Papst einwendet, ist alles miteinander nichts als ein untereinander geschůttetes Gewůlle oder in sich verwirreter Misthauffen.' J. Scheffler, Ecclesiologia I, 201^b.

Gickel. (vgl. Schmeller I, 884.)

,Villeicht, das sie der Gůckel reit.'

A, Calagius 1604 Susanna $E_1{}^a$.

Gigacken. Hierauf gigackt er das alte Gânse gegacke.' J. Scheffler, Ecclesiologia I, 578^a.

Gramschaft.

,Sie wagen manche Schantz
Und setzen jhn mit Gramschafft zu.'

A. Calagius, Susanna $C_7{}^a$.

Grasen. ,Sintemal sie (Die Eulen) den krâen . . nach jhrem Neste hinterlistiger Weise grassen.' M. Wiesaeus (Breslau 1625) *Εὐθανασία*.

Gratschen.

,Er scharrt, gratscht, und greifft nach Geld,
Schnapfft nach den hőllschen Fliegen.'

J. Scheffler 1677 Sinnl. Beschreibung 52,



Grauerlich.

,Wenn ihnen Satan güttlich wil,
So füllt er ihren Rachen,
Mit Hüttanrauch, Koth und Gespül,
Von grauerlichen Sachen.'

J. Scheffler a. a. O. 42.

Greinader (nicht im DWB.) Ich kan nicht darfür, das ich der Frauen mit der Wahrheit die Greinader getroffen habe.' J. Scheffler Ecclesiologia I, 522a.

Der kühne Griff: Büchmann 441. Dieses berühmte Wort des Präsidenten Gagern war bald in aller Munde. Aus der reichen Fülle der Belege seien einige angemerkt. M. Hartmann, Reimchronik des Pfaffen Mauricius, Ges. Werke II, 46:

Der „Gagern" heißt das erste Schiff.
Es fährt mit starker Blähung und Spannung —
Am Hintern das Bild vom kühnen Griff
Doch vorne fehlt noch die Bemannung' und II, 48:
,Da wird euch kein kühner Griff, kein Kniff
Befreien, nicht jenseits und nicht hienieden.' vgl. auch

L. Bamberger, Vorwort zur Reimchronik des Pfaffen Mauricius II, XXI. J. v. Hartmann (7. Dez. 1848) Lebenserinnerungen II, 193: Gagerns „kühner Griff." Ungemein häufig verwendet die Redensart Beda Weber 1853 Charakterbilder. Geschrieben wurden die in diesem Bande vereinigten Aufsätze während Bedas Aufenthalt in Frankfurt im Jahre 1848. Seite 471. ,Und ich glaube, daß dieser kühne Griff glücklicher war als der revolutionäre Traum des preußischen Kaisertums in der Paulskirche'; ,In der That, Beisler und Hermann beweisen auch in Bayern den Thatbestand eines kühnen Griffes, der in unseren Tagen schwere Folgen haben kann' 343: ,Und wäre nicht zur rechten Zeit Gagern hervorgetreten um den kleinsten Theil conservativer Hoffnungen durch einen kühnen Griff zu wecken, so wäre auch dieses durch das Ungeschick der zerhackten und zersplitterten Partei zu Gunsten der linken rein verloren gewesen.' 352, ,Um so auffallender ist bei solcher Bewandtniß Stahls „kühner Griff:" B. Weber Cantons 35; ,Glücklicherweise wurde dieser „kühne Griff" später gemildert.' K. Braun, Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei II, 95 (geschrieben 1866.)



Grillenfuss.

,Ja freilich in eim wundernåst (bin ich gewesen.)
Danher ich wahr meim Herren bracht,
Damit die Speiß man schmeckend macht,
Gar seltsam Gwůrtz, Reiffpossensaltz.
Guttschnacken, viel rund, mückenschmaltz,
Brillschnitzer, schwanckhart, taubenschuß,
Fein Knotenmengsel, grůllenfuß,
Frůhanenkreh, trautherckerlein.'

A. Calagius 1599 Rebecca $E_3{}^b$.

Grossbänker. ,In Breßlau haben die Balbirer, Becker und Schuster eine gebundene Zunft. Denn ein jeder Barbirer muß seine Werckstatt, jeder Schuster seine Schue-Banck, jeder Becker seine Brod-Banck und Laden, wie auch jeder Fleischer seine Fleisch-Banck haben, und werden daselbst in Groß- und Klein-Båncker getheilet.' A. Beier Jena 1691 Von Werckstätten und Krahmläden der Handwergs Leute 20.

Grossgetu.

,Daß sie sich für dem Großgethu
Nicht ganz verwundern können.'

J. Scheffler 1677 Sinnl. Beschreibung 113.

Grundschuld. ,Darum můssen wir den angenommenen Adams-Peltz, das Gehåuße der Vergänglichkeit quittieren, und mit diesem den Tribut unserer Schuldigkeit oder die Grundschulden bezahlen.' A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 89.

Grütze. ,Wie die Frauen mit hitzigem Grůtze den feind solten verbrůet haben.' V. Herberger 1613 Hertz Postilla II, 294.

Gusche. (vgl. Schmeller I, 952; Weinhold 31[b]; Fischer III, 752 u. a.)

,Die gusch wil ich jhm bald zuquellen.'

A. Calagius 1599 Rebecca $C_1{}^b$.

Gutdünkel: ,diese Geister verführet ihr eigener hochfahrender muth vnnd guttdůnckel, daß sie meinen, alles was sie thun, sei wol gethan.' A. v. Franckenberg 1634 Gewinn und Verlust 27.

Habe. (Brauausdruck) ,Auch wůrde 4. in der sogenannten Habe durch langsames Kochen der Schleim nicht sattsam extrahiret und hernach deponiret werden kônnen.' 1717 Breslauer Sammlung Von Natur . . Geschichten II, 94.



Halbschädler. vgl. DWB IV, 2, 212, Halbscheidler; hierher gehört wohl auch das Mitteil. XVII, 92 aus V. Herberger angemerkte ‚Halbschebel'.

‚da stunden zweene andre halbschädler auf, nahmens Luther und Calvinus.' I. Scheffler, Ecclesiologia I, 704^b und 705^a: ‚Es sage mir aber ein jetweder vernünftiger mann, wem er eher will beyfallen . . . Einem hergelaufenem Halbschädler, und altem Weibe, oder dem gantzen Rath aller ehrlichen Gelehrten und bewehrten Aerzten und Doctoren?' vgl. auch Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglanbe in Schlesien II, 19: ‚Im Frankensteinschen steht der „Halbschadel" zwischen Knecht und Pferdejungen.' Hier scheint die ursprüngliche Bedeutung durchzuschimmern.

Halunke

‚Weh euch Holuncken, weh.'

A. Calagius 1599 Rebecca $B_5{}^a$.

Hammern. (vgl. Schmeller I, 1107 Hammert. (Umzäunung) und Lexer I, 1164 hamît.) ‚ . . daß solche greuliche und abscheuliche Sündenfluth . . mit einem Mittel oder wehr tamme mehr zu hammern oder aufzuhalten sei.' A. v. Franckenberg 1667 Vom rechten Kirchen-gehen 29.

Hausmannsleben (nicht im DWB.) . . ‚Kehr ich zum stillen Hausmanns-Leben vom Pfad der Dichtung zurück.' S. G. Bürde 1803 Poetische Schriften I, 7.

Hechelträger. (vgl. DWB. s. v.) ‚Da suchen die Hechelträger nach Golde.' S. G. Bürde a. a. O. I, 262. (Hechelverkäufer.)

Hecken. (vgl. DWB.)

Wil nein, den grundt hörn, sonst ich heck.

A. Calagius 1504 Susanna $B_8{}^b$.

Heimat. ‚frolich mit heyle und gesuntheit wider czu iren heymatten gyngen.' 1504 Hedwiglegende $EE_6{}^b$. (cum salute et gaudio ad propria remearent.)

Heldenmütig. ‚endlich auch die tapffere Thaten der Heldenmüthigen Fürsten.' A. v. Franckenberg 1784 Gemma Magica 97.

Henkern. (vgl. DWB.)

‚Sie henkern selbst sich daß sie Gott
Nicht haben wollen dienen.'

J. Scheffler 1677 Sinnl. Beschreibung 57.

Herumschappern. (vgl. Weinhold 80^b.) ‚Wir haben einen Ausdruck, der eine solche allgegenwärtige Hausfrauenschaft be-

zeichnet: herumschappern.' J. v. Düringsfeld 1857 Aus Dalmatien III, 115.

Hinbrütig. (nicht im DWB.; vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 140.) ,ich erholle mich zwar Raths bey den hinbrůttigen und Warsagern, aber ich verlasse doch nicht die Kirche Gottes.' J. Scheffler, Ecclesiologia I, 308a u. a. a. O.: ich frage keinen Wahrsager, ich suche keinen Hinbrůtigen.' Vgl. Siebs, Zeitschr. f. d. Phil. XXIV, 153.

Hochbeweglich: ,Als haben wir solches in hochbewågliche Betrachtung und Obachtung zuziehen.' A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus A_2b.

Hohl. Auch erhält man auf der Spindel einen lockeren (oder wie man in Schlesien spricht, hohlen) Faden.' J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 49.

Hopfen. (vgl. DWB. s. v.)

,Herodes schlemmt, das Mägdlein hopff,
Und nahm dem Teuffer seinen Kopff.'

A. Calagius 1602 Kurtze Summarien B_8a.

Hörnerschlitten. (fehlt im DWB.) ,Im Winter bedienen sie sich zur Fortschaffung der Lasten der Hörnerschlitten statt der Kracksen.' J. Fr. Zöllner 1793 Briefe über Schlesien II, 195.

Huckenträger. (nicht im DWB.)

,Er (Rübezahl) zeigt sich oft als Huckenträger,
Oft auch als Bettler, mit dem Sacke.'

S. G. Bůrde 1803 Poet. Schriften I, 163.

Huff. (vgl. Weinhold Hüffe 37b, DWB. IV, II, 1871.)

,Doch leg an meine huff vor dein hand,
Und schwer, du wolst ins selbe Land,
Das ich der sachen sei gewis.'

A. Calagius 1599 Rebecca B_2a, vgl. auch Hedwiglegende a_4b: ,der huff also fawl was worden.' (cuius ita utrumque femur computruit.)

Hund. ,. . . ja manchen den schlafenden Hund, oder das Zipperlein, rege machten.' 1718 Bresl. Samml. Von Natur . . . Geschichten III, 775.

Husche. (vgl. DWB. s. v.: Schmeller I, 1185; Fischer III, 1923, wo weitere Literatur angegeben ist.)

,Hat nicht wol ein par Trůnck gethan,
Muß bald ein redlich Huschen lahn.'

A. Calagius 1604 Susanna C_4a.



Igel. ‚Es wird in demselben (Schweidnitzerkeller in Breslau) aus besonders gestalteten Gläsern getrunken, die wie Rheinweinrömer aussehen, und hier Ygel heißen.' J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 162.

Indelt. (cf. DWB. s. v. Inlet.) ‚Bettüberzüge (Indelte, wie man hier spricht.)' J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien II, 77.

Infasslichkeit. (nicht im DWB.) ‚Mercke diese Tieffe der übersinnlichen Unendlichkeit, dann allhier siehestu edles Seelen-Gemüthe den wahren Grund Göttlicher Innfaßlichkeit.' A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 43.

Insurgent. (Schulz im Fremdwörterbuch belegt das Wort erst später)

‚Dort trågt ein leichtes Roß mit aufgeståubter Måhne
Den wilden Insurgent, der die entblößten Zåhne
Womit sein Blutdurst knirscht, mit tollem Geifer netzt,
Und voller Ungeduld den krummen Såbel wetzt.'

C. G. Stöckel 1748 Gedichte 4. (Zuerst 1745 das befreite Schlesien, Erstes Stück $A_2{}^b$.

Jahrmarktsfahrer. (nicht im DWB.) ‚. . als ein gemeiner Jahrmarktsfahrer.' 1718 Bresl. Samml. Von Natur . . . Geschichten III, 571.

Juften. ‚Rindleder zu Juften und Blank-Stiefel-Leder.' J. Fr. Zöllner 1793 Briefe über Schlesien II, 77.

Kaff? ‚das angesicht am fordern theil dieses monstri ist gewesen gleich einem alten Weibe, hat auffwarts uber sich in die höhe, gleich als es ein kaffen schlage, mit auffgesperrtem Munde gesehen.' M. Chr. Irenaens 1584 Von seltzamen Wundergeburten $V_1{}^b$.

Kämeler. (vgl. DWB. V. 96. s. v. Kamelot.) ‚doch in großen feyrtagen was sy gecleydet mit eyme schlechten Kemmeler.' 1504 Hedwiglegende $J_2{}^a$ (in sollempnitatibus tamen induebatur de simplici camelino.)

Kamich. Schlesische Geschichtsblätter 1915 Nr. 3, Seite 63 war aus einer Breslauer Urkunde vom Jahre 1538 das Wort beigebracht worden. Es heißt dort: ‚die Ältesten der Zimmerleut bekennen, vom Albrechtskloster 2 demselben anvertraute Kaseln wiedererhalten zu haben, eine von schwarzem Sammet mit einer Humeral von silbern Buchstaben und Puckeln, die ander gelb Kemichen.' Die Bedeutung blieb dunkel. Vielleicht führen folgende Stellen zur Er-



klärung des Wortes. Bei Bruno Bucher (Wien 1889) die alten Zunft- und Verkehrsordnungen der Stadt Krakau 23 lesen wir: ‚Under eime gantßen stucke Kamchen attlas zamet, vnd gulden bortchen.' Aus dem Zusammenhange ergibt sich, daß es ein kostbarer Stoff gewesen sein muß. Der Herausgeber vermutet fragend Kamelot. Bei S. Grunau, Preußische Chronik I, 339 heißt es: alles war von kamchen, tamaschken, sammat, und gulden stück gezieret;' in den Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt (zum Jahre 1500) III, 1: ‚In dieser Zeit sind aus der Moldau eingeführt worden . . . kamich peciae 3;' und II, 125 werden auch erwähnt: ‚guldin kamich. Der Herausgeber vermutet als Bedeutung Goldbrokat. Weitere Belege sind Acten der Ständetage Preußens II, 670 (aus dem Jahre 1445): ‚und die hantwerckerfrauwen sulle keine samytsborthen tragen, sundir balldige und kemmichen und nicht hoger'; Frankfurter Zunfturkunden II, 202 fg. u. ö. Eine sichere Erklärung vermag ich nicht zu geben. [Vgl. ital. camice „Chorhemd". Siebs.]

Kahn. (vgl. DWB. V, 33.) ‚der spiegelglatte See, auf dem unser kleines Kahn in sanfter Bewegung hinglitt.' S. G. Bürde 1789. Erzählung von einer gesellschaftlichen Reise 53.

Kärgel. (vgl. DWB. V, 216 s. v. kärgeln.) ‚nach kurtzer zeit kompt kårgel, wil seinen schatz besichtigen.' S. Suevus 1569 Herodes bancket $F_5{}^b$. (Geizhals.)

Klimpke? ‚deßhalb man auch in specie der letzten Klimpke klein Holz zulegen mûsse, um frisch Feuer zu haben.' 1717 Bresl. Samml. von Nieder- . . . Gesch. II, 94.

Klippfall? ‚ist schier kein heiliger, er (der Teufel) hat jhm etwan ein narren keplein angehengt, jhn in sein klippfall und schwartz register bracht.' M. Chr. Irenaeus 1570 Adam u. Eva $T_2{}^b$. (Wohl klůppfall(e) zu Kluppe gehörend.)

Knall und **Fall.** (von Weigand-Hirt erst aus Lessing belegt.) ‚einige starben knall und fall.' 1718 Bresl. Samml. von Nieder-Gesch. III, 522.

Knollen. (hat hier die Bedeutung quälen, plagen, schinden; DWB. V 1516, knüllen; Schmeller I, 1351.)

‚Wenn du dich hettest lang gedrolt,
So werestu nicht so geknollt?

A. Calagius 1599 Rebecca $C_2{}^a$ und $F_2{}^b$:

‚Wie wol du mich ja schendlich knolst,
Vergeb ich dir und jhnen doch.'



Kohle. ‚einer der nicht durch mancherlei Creutz und widerwertigkeit ober die Kolen geruckt ist, Was weis er von gedult, sanfftmut, Gerechtigkeit vnd andern guten Tugenden zu sagen? S. Suevus 1573 Geistl. Wallfahrth $C_6{}^a$.

Kommunmantel. ‚Außer dem Schlesischen Kasket zeichnen sie (die Frauenzimmer) sich durch einen langen tuchenen meistens blauen, selten grauen Mannsmantel aus, der einen Kragen mit einer breiten goldenen Tresse hat. Jede Herrschaft muß für die Köchin (oder mit dem hier gewöhnlichen Namen, das Mensch) einen solchen Mantel halten, den sie Commun-Mantel nennen, uud ohne den keine Köchin über die Straße geht.‘ J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 408.

Kopfzeug. ‚eine kattune Mütze (hier Kopfzeug genannt.‘) J. Fr. Zöllner, 1792 Briefe über Schlesien I, 199.

Kraftleib. (nicht im DWB.) ‚Der innere Mensch, als der reine Adamische Krafft-Leib . . . empfähet . . das unsichtbare geistliche Wesen,‘ A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 125.

Kraftwirkung. (nicht im DWB.) ‚Die erste bewegliche Kraft-Wirckung dringet aus sich.‘ A. v. Franckenberg, Nosce te ipsum 44.

Krähenast. ‚die dicken mißpelichten Kraenäste der ergerlichen exempel in der Welt reiß von deinen augen weg, daß du nicht verführet werdest.‘ V. Herberger, Hertz Postilla I, 521.

Krakse. ‚Im Sommer hat der Gebirgsbewohner, um Lasten fortzuschaffen eigene Tragen, welchen auch die Deutschen in Böhmen den Namen „Kracksen“ gegeben.‘ J. Fr. Zöllner 1794 Briefe über Schlesien II, 195.

Krengeln. (vgl. DWB. u. Weinhold 47ᵇ.)

‚Wie gern die Kindlein krengel
Der Feind, so gern viel Engel
Sie schützen, und bewarn:‘

A. Calagius 1605 Drey christl. Lieder.

Kreutzgang. (vgl. DWB.V, 2193,3.) ‚. . sondern der durch den creutzgange dieses jamerthals, dem herrn Christo in allerlei widerwertigkeit nachfolget.‘ M. Chr. Irenaeus 1589 Spiegel des ewigen Lebens $A_2{}^b$.

Kröcken (dasselbe wie krochzen, kröchzen, krockzen; vgl. DWB. s. v.)



,Er muß sich würgen in der Pein,'
Und unaufhörlich Kröcken.'

J. Scheffler 1667 Sinnliche Beschreibung 53.

Krollen, kröllen (vgl. DWB. V, 2353.) ,. . daß ihre Schaafpeltze schöne kleine und kurtz gekrållete Haare oder Wolle haben.' G. Opitz 1748 Merkwürdige Nachrichten I, 235. (gelockt.)

Krötengereck. (vgl. DWB. V, 2421; Weinhold 48^b.) ,ja wir können uns so fast darauff stewren, das wir auch damit uber tieffe Gråben hüpffen, und darinn den grewlichen Unziffer und Krötengereck, gifftigen Meulern, Rottengeistern, Tyrannen, Todt und Teuffel ubern Halß springen können.' S. Suevus 1573 Geistl. wallfahrt $A_7{}^a$.

Krümmel. adj.

,Ein alten Greiß (such ich), ein Ziegenbart,
Ein Habichtnaß, der nimme zart,
Ein breite Gusch, und krůmle Fuß
Dem ich nachgeh, nit ohn verdruß,
Dir, wie mich dûncket, ehnlich sehr.'

A. Calagius Susanna $C_1{}^b$.

Kunft (vgl. DWB. s. v. Kumpf.) ,mit einem kleinen gebogen kunften nesslein.' M. Chr. Irenaeus. 1584 seltsame Wundergeburten $R_4{}^b$.

Kunstgelehrt ,Dan die Weißheit und Warheit ist bey den alten Gottsgelehrten mehr, als bey den heutigen Geist- und Glaublosen Kunst- Welt- und selbs-gelehrten zu suchen und anzutreffen.' A. v. Franckenberg 1668 Von dem Rechten Kirchen-gehen 58.

Kurde. ,Die Ruder gehen zwischen zwei Pfählen und die Bewegung, welche die Arbeiter mit dem Ruder machen, ist Kreisförmig, so als wenn man eine Kurde mit einem Leierkasten dreht. S. F. Scholz 1819 Tagebuch einer Reise III, 31. (Bresl. Stadt Bibl. Hs. 2469.)

Lache. (vgl. DWB.) ,czu letzte waren kommen dy selbigen botten czu einer lachen nicht ferre von Viterbien.' 1504 Hedwiglegende $E_4{}^a$; und a. a. O. ,Das je yn derselbigen lachenn eynn fisch gefundenn oder gespuret worden.'

Lächern (vgl. DWB. s. v.) ,Du bist wol ein rechtes grobes Kalb, will nicht sagen Ochse. daß du lâcherst, was du nicht verstehest.' J. Scheffler, Ecclesiologia I, 473^b.

Lagerhaftig (vgl. DWB. und Lexer.) ,do wart er kranck, und lagerhafftigk.' 1504 Hedwiglegende 45^b.



Lagerpunkt. (nicht in dieser Bedeutung im DWB.) als der Stillruhige Lager oder Mittel Punct des Lichtes.' A. v. Franckenberg 1544 Oculus Sidereus C_2ª.

Lämmelbier. ,Låmmel- oder Lufft-Bier.' 1717. Bresl. Samml. Von Natur- . . Gesch. II, 25.

Landfriede. (vgl. DWB.) ,aber ich traute dennoch den Landfrieden nicht, ich gab ihn seinen gebůhrenden Respeckt, wartete ihn fleissig auf.' F. v. Troilo 1676 Orient. Reise-Beschr. 629.

Lebensbrunnen (vgl DWB.)

,Das Edle rechte kommt dir als ein Strohm gerunnen
Aus Jesu Christi Hertz, und Lebens-Liebe-Brunnen,
zum theuren Lôse-Geld zu deiner Seelen Heil,
fällt dirs auffs lieblichste zum schônen Erbetheil.'

A. v. Franckenberg, Nosce et ipsum 18; Lebensflamme 46: ,er ist und bleibet das ewige Δ Liecht, und die unmäßliche Lieb- und Lebensflamme,' Lebensfrucht 19: ,wir werden gewiß die lange verlangte viel und offt gewůnschte Liebe- und Lebensfrucht erndten und ewig geniesen; Lebenskraft 24: ,O Freude ůber dieser großen Δ Lebens-krafft und Macht.' Lebenslicht 19: ,daß Δ ewige, unauslöschliche unverzehrliche Lieb- und Lebenslicht scheinet, und wird vom Aufgang biß zum Niedergang scheinen für und für.'

Lehrart. (vgl. DWB.) ,Wie bemeldte seine Schrifften, und in Franckreich, Welsch- und Deutsch-Land gethane Professionen, oder Lehrarten und Probstücke genugsam bezeugen und ausweisen.' A. v. F. 1644 Oculus Sidereus F_3ª; Lehrbericht: ,gleich auch die Aerzte in ihren Lehr-Berichten mehr als genugsam andeuten' 1684 Gemma magica 44.

Liebeifrig (nicht im DWB.) ,Siehe du Lieb-eifriges und Wahrheit begieriges Seelen-Gemůthe.' Nosce te ipsum 23; Liebewillen 46: ,Aus dieser Tieffe des ewigen Ungrunds urstândet die ewige, Seele Adams, des innern, ůber schônen, ewigen unsterblichen Menschen aussm † aus dem ewigen Hertzen Gottes im Centrum des Liebe-Willens.'

Liebuschlin. Die Erklärung dieses Hundenamens Mitteil. XVIII, 154 wollte nicht gelingen, sie findet sich bei Ernst Löwe (Berlin 1915) Die jüdisch deutsche Sprache der Ostjuden 5: ,So wurde aus Bär „Ber'l", aber auch „Berisch" und Berisch'l, aus Löwe wurde „Leib", „Leib'l", „Leibusch". Die Silbe — usch als



Anfügung besonders an Personennamen ist mir aus Oberschlesien ganz geläufig, so wird Georg ein Georgusch aus Max ein Maxusch usw. Ich erinnere mich bestimmt, auch Liebusch als Necknamen gehört zu haben; vielleicht hilft ein anderer weiter. —

Lichtquelle (im DWB. aus Goethe.) ‚Dessen ungeachtet, empfangen und empfinden sie allezeit in ihrem Gemûthe, durch die feurige Liebes-Begierde, in gelassener Demuth und Gebet, das himmliche Mann, die sûssest-erquickende Krafft Gottes, auß der Heilig außflûsenden Licht- und Liebes-Quelle. Nosce te ipsum 12.

Lohe. m. (vgl. DWB. und Weigand-Hirt; Drechsler, Germ. Abh. XI, 173.) ‚und der lohe nam uberhandt.‘ Hedwiglegende $BB_6{}^a$.

Lummern. (nicht in der hier auftretenden Bedeutung im DWB.) ‚. . vermerckte man . . eine Feuer-Kugel vom Himmel, mit gewaltigen Lummern, als wenn es donnerte.‘ 1717 Bresl. Samml. von Natur- . . . Gesch. I, 164.

Lurk. (vgl. Weinhold 55[b]; Drechsler, Germ. Abh. XI, 173; hier ist der Lurk im Sinne von Schwätzer gebraucht) ‚. . für einen bloßen Lurcken und Idioten mus geachtet werden‘. J. Scheffler I, 649[b]; I, 662[a]: ‚Nachdem er es aber nicht anderst als ein ungelehrter Tropff, unehrlicher lâsterlicher Zanck-Narr, und bûbischer Krâtscham-Lurcke zu thuen vermocht, So kanst du dir leicht einbilden.‘ Lurkerei a. a. O. Vorrede 3[a]: ‚Es kamen von allen Seyten und Orthen die hâfftigsten ehrenrûhrigsten Schrifften, Pasquille, schimpffirende Kupfferstiche, Lurckereyen, und wie sie Nahmen haben môgen, geflogen, daß ich sie auch alle nicht gesehen, und vielleicht nicht gehôret habe‘; 663[b]: ‚. daß sie solch thôrichtes Kûh-Geprille und Krâtscham-Lurckerey, für gelehrte und wolgestalte Verantwortung . . approbiert.

Lüster (nicht im DWB.) Ein Lüster, ab allerlei Wollusten und Begierden. (J. Fischart?) Straßburg (1588.) Wolsicherend Auffmunterung II, 4. ‚Gleich wie an dem Diamant ein edler Lüster ist; Also ist an der Tugend die fûrtreffllichste Schönheit.‘ A. v. Franckenberg 1684 Gemma magica 144; lûstern (vgl. DWB. und Weigand-Hirt). ‚denn die eingefaßte Lust hungerte oder lûsterte nach der Eitelkeit.‘ A. v. Franckenberg, Nosce te ipsum 81; ‚und nach jhres Vaters des Ertzlûgners und Seelen-Môrders eignen Lust und Willen, lûstren und lâstren sie, und verrûcken das Licht der Einfalt in Christo und seinen Gliedern. 1649 Über und wider den Greuwel der Verwüstung 15; ‚du bist voll



Greuel der Lûster- und Lâsterungen.' Nosce te ipsum 135. (Lüsterung fehlt im DWB.)

Mädchen für Alles. Zu dem von Ladendorf 190. Gombert, Programm 1908, 29 beigebrachten fuge man aus Bogumil Goltz 1864 hinter den Feigenblättern II, 184: ‚bei so Einem, den der Berliner Witz: „Mädchen für Alles" nennt, sucht man weder Gewissen, noch Gemüth noch Würde noch Scham.'

Mainlinie. vgl. Gombert, Zs. f. d. W. VIII. 129. Hier sei noch einzelnes beigesteuert; so schreibt Fr. Engels am 2. Sept. 1864 an Marx (Briefwechsel III, 178): ‚So viel ist sicher, die preußische Stammpolitik mit der Teilung Deutschlands an der Mainlinie ist noch nie so frech gepredigt worden, und das liberale Pack scheint sich ganz damit zu befreunden.' Treitschke an M. Busch 1865 (Briefe II, 426): ‚Die Mainlinie ist das große Gespenst, womit die Biedermänner und Beuste den Philister in Bockshorn jagen.' vgl. Hist. polit. Aufsätze II, 215; Karl Braun, Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei II, 29: ‚Es gilt zu wachen, daß die Mainlinie, wenn sie auch politisch gezogen wird, nicht mitten durch die deutsche Kultur, Civilisation und Nationalbewußtsein zerreißend und vernichtend hindurchschneide.' (geschrieben am 9. Juli 1866) und II, 218: ‚Sie (die preußische Bewegung) könnte jetzt noch eine Zollgrenze errichten, welche übereinstimmt mit dem äußersten Cordon der Truppen, oder mit der Demarcations- oder Mainlinie.'.

Matätsche. ‚Eine Menge von Matätschen (eine Art von Flößen, auf denen das Holz nach der Oder geschwemmt wird) liegen überall unbeweglich im Moraste.' J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien I, 39.

Maulgewäsch. (vgl. DWB.) ‚Erlöset, und Geheiliget, nicht nur durch Ihr Plauderwerck und Maulgewâsche, sondern durch sein allmächtiges Wort.' A. v. Franckenberg 1649. Über und wider die Greuel der Verwüstung 15.

Mengsal. (vgl. DWB). ‚. . . so wird auch ein jetweder schlûssen kônnen, daß er . . jhr sûsses Pflaumensod ihre Predigten fûr nichts anders, als fûr ein verblendendes Mengsal, und betrûgerisches Geschrei halten soll.' J. Scheffler, Eccles. I, 703b.

Milchasch. (vgl. DWB. s. v. ohne Beleg; Weinhold 6b,; DWB. I, 578; Drechsler, Germ. Abh. XI, 75.) ‚Mercke wie sie ihr Sacrament zuschanden machen, daß es ein jeder Bauer auß seinem Kâse heraußgrûbeln und auß dem Milchsasche trinken kan.' J. Scheffler, Ecclesiologia I, 343b.



Mirlitze? , . . sich das ausarbtin der Schoffin, Mirliczen oder stürblinge, unterfanngen. Breslauer Stadtarchiv (18. IX. 1582). Ziemlich häufig finden wir das Wort in der Form Merlitze in den von Toeppen herausgegebenen Acten der Ständetage Preußens: z. B. I, 314 (aus dem Jahre 1418): ‚Item von den merlitczen, die dy körsener in die pelcze setczen, das ein yderman hiruf spreche in seime rathe'; I, 318: ‚das man . . vorbite, das man keyne merlizzen, mit nichte arbeite und werk dovon mache'; I, 374 (aus dem Jahre 1420): ‚von den merlitzen, das eyn ydermann die seynen warne" I, 674 (1435): ‚Item von den merlitczen ist by den steten geslossen, das man der in keyner stad sol machen, alze men vor langen jaren gehalden hatt, und wo man die veile vindet, das sullen die eldesten der korsenen der hirschafft adir den rethen der stete vorkundigen, das man die uffhebe und neme, uff das nymand domethe werde betrogen'; I, 664 (1434): ‚Item ist verrmaet, das der alde artikel . . von den merliczen, das kein kursener sie vorbas machen sulle, in derselben wise sal gehalden werden'; III, 48 (1448): ‚das kein korszener merlitczen erbeiten sal, und kein wullenweber roffuolle noch wolle von merlitczen adir awstwulle erbeiten sal'.

Miss adj.: ‚und alle mysse vormutunge, gentzlichen wart vortriben von aller menschen hertzen.' 1504 Hedwiglegende $CC_1{}^a$. (sinistra opinio penitus ab omnium cordibus pellebatur.)

Mittel. ihr Mittel (d. h. ihre Innung) bestände aus 30 Personen. J. Fr. Zöllner Briefe über Schlesien II, 234.

Mummer. ‚rittten auch allerhand Mummer in schöner Maskerade.' Zach. Allert Tagebuch 33.

Musch (für Moschus vgl. DWB. II, 2595.)

‚Und vielen mit Verdruß nach Musch und Amber schmecket.' Hoffmannswaldau, Begräb. Ged. 47

Musche (vgl. DWB. VI, 2730). , . . daß die Mäglein den Halß entblößen, Muschen brauchen. Regent 1723 Exempel. 176.

Muttern. (vgl. Mitteil. XVII, 101.)

Er aber Muttert sich im letzten gieben noch,
Sucht da er schon fast todt, die liebste Mutter doch.

E. Herrmann, Erstes Buch Unschuldiger Christl. Mårtyrer $C_3{}^b$.

Nasklug. (nicht im DWB.) ‚Solches ist fürnemlich zu ersehen an der Schul-Lehrer Naß-klugen und allzuspitzfündigen Außlegung der heiligen Schrift. A. v. Franckenberg 1684 Gemma Magica 105.



Nordlicht (vgl. Weigand-Hirt; DWB.) ‚Man hat mich versichert, daß dieses Nordlicht bey klarem Himmel ohne Wolken auch in Island und Norwegen sehr helle gesehen werde.‘ 1718. Bresl. Samml. von Natur- . . Gesch. II, 668: andere Bezeichnungen sind: ‚Nordschein, Nordfluth, a. a. O. 667. Nordlicht haben wir dann 1727 bei J. G. Schellern, Reise-Beschreibung von Lappland 17: ‚nemlich von dem sogenandten Nord-Licht oder Nord-Schein‘; um diese Zeit muß also Nordlicht für das ältere Nordschein aufgekommen sein. So verwendet auch Wippel 1733 ein aufrichtiger Protestant noch beide Wörter: Seite 57 Nord-Licht und Seite 58 Nordschein; bei A. Volck (1750) 6. Entrevue 764 lesen wir: ‚bei den Einwohnern der Nordscheine; auch in Schlözers Lebensbeschreibung 1802 S. 184: zeigte sich einst ein Nordschein von ganz wunderbarer Art.‘ Und noch 1808 verwendet Bettine das Wort in einem Briefe an Arnim (Steig 96), Arnim greift es Seite 116 auf.

Nurkeln. (nicht im DWB.) ‚Eurer genurkelter Stylus giebts ann Tag, daß ihr nicht gewust, wie ihrs habt zusammen reimen sollen.‘ J. Scheffler, Ecclesiologia I, 39[a].

Ofenbreit. (nicht im DWB.) ‚Darnach ists freylich besser in der Catholischen Kirche nur ein Brôsamlein empfangen, als außer ihr durch eigensinnige Hoffarth getrennt einen gantzen Ofenbreiten-, fladen, und geschwiebôgt-vollen Kelch.‘ J. Scheffler, Eccles. I 493[a].

Paschen. Weigand-Hirt führt als frühesten Beleg eine Stelle aus Flemings Teutschem Soldaten an, die auch Wülker im DWB. unter „verpaschen“ aus Sanders bringt. Kluge verweist auf Adelung. In der Mitte des 17. Jahrhunderts steht das Wort in den Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt (1903) IV, 232: ‚denn als der gottlose Wicht alle diese genommene Sachen stuckweis hin und wieder durch Griechen ins Land verposchet, so geschieht es ungefähr, daß er durch sein Brüderlein ein Stückel Goldes und Perlen vom guldenen Gehäng zum Goldarbeiter überschicket zu verkaufen.‘ ‚Hier (d. h. in Flinsberg) sah ich zuerst einige preußische Jäger, die des Schleichhandels, oder wie man hier durchgängig spricht, des Paschens wegen überall die Grenzen bewachen.‘ Fr. Herrmann 1814 Reise II, 102.

Paschen. (Würfeln, vgl. DWB.) ‚daß nachdem Luther die Wûrffel aufgeworffen, ein jeder paschen wollen.‘ J. Scheffler, Ecclesiol. I, 618[b].



Pate. (cf. DWB.) ‚Do bleib alleyne bey yr katherina yr patte. 1504 Hedwiglegende M_1 [a]. (sola Katherina, ejus patrina, remanserat apud eam.) L_3 [a]: Do sahe dyselbige fraw katherina yre pate drey boße geiste yn menschlichem bilde an dy heyligen frawen lawffen.'

Perzen. (vgl. Müller-Fraurenth 1, 88 berzen.)

Pertzt selbst, als hettest keinen knecht,
Der, was du schaffest, mache recht,
Acht, dein Gsind diß wol möge leiden.

A. Calagius 1604 Susanna A_4 [b]. (springer.)

Pfeien. (vgl. DWB.) ‚Sunder sint dasher nicht funden wyrt in der erden der dy do lindiglich leben und hervor pfeiet, die schare der argtetigen wo mochte herfunden werden.' 1504 Hedwiglegende a_2 [a] (sed cum non inveniatur in terra suaviter viventium ceterumque malignantium detestetur ubi potest.)

Pflücken.

‚Denn was du klagst, das klag ich mit,
Zu pflücken ist hie Landes sit.

A. Calagius Susanna C_4 [b].

Pfudian. Mitteil. XVII, 103 hätte auf DWB. VII, 1809 verwiesen werden sollen, wo bereits zu lernen war, daß der Ausdruck zusammengerückt ist aus pfui dich an, pfuidichan, pfuidian. Pfuy ich an in der Bedeutung Unflat, kot haben wir bei J. Critiphilus, Martyrologium Hordei 9: ‚Wir müssen aber den Pfuy dich an auff eine Seite kehren, und widerumb wie der Prior auff unsere proposition kommen.' Man vergleicht noch: ‚pfui dich an, tu mala bestia' Cyriacus Schnaus 1546 Pasquillus C_2 [b]; ‚oder aber, daß er den pellenden Hunden ausspeye, mit einem pfuy dich an.' P. Gaediccus 1603 Purgatorium 16; A. H. Buchholtz 1666 Herkules II, 120: ‚Artabanus taht als hörete ers nicht, und fing an zu ruffen: Pfui uns an, wir sind nicht eines faulen Apfels wert.' Anpfuien in Verbindung mit anspeien gebraucht auch noch A. Musculus 1557 Vom jüngsten Tag J_8 [a]: ‚das wir das anphuhen una anspeyen, was unsere betörte Eltern für Heiligthumb haben angebetet.'

Plaack. (welche Apothekerpfund) 4. Plaack oder Oessel austragen.' 1717 Bresl. Samml. von Natur . . . . Gesch. I, 96.

Plapperei. ‚Es ist zwar keine ignorantia elenchi, aber wol seine elende plapperey und petitio Principij.' J. Scheffler, Ecclesiol. I, 460[a].



Plotz. (vgl. DWB. VI, 1936; Drechsler, Germ. Abh. XI, 197.) ‚und ist durch einen plotzen Fall unversehenen Schuß oder auch im Schlafe durch einen Schlagfluß Augenblicklich auß diesem Leben gerissen worden.‘ J. Scheffler, Ecclesiol. I, 538ᵇ;

‚Da sein gedacht, plotz ist im Saal
Der Herr, und zeiget seine Nägel mal.

A. Calagius 1602 Kurtze Summarien $A_6{}^a$.

Pörsicht?

‚Und weißt ein Pŏrsicht Haubt halb-bloßer Brůste, Zier,
Daß dein Unachtsam-sein geht andrer Aufputz fůr.‘

H. A. Abschatz 1704 Poet. Übers. u. Ged. I, 197.

Passen. (= bussen DWB. II, 570.)

‚Euch poss, wer will, im Mumen Hauß.‘

A. Calagius Susanna $B_5{}^a$.

Pracherstuhl. (nicht im DWB.) ‚.. mit sambt jhren Wechsel-Tischen und Pracher-Stůhlen.‘ A. v. Franckenberg 1649 Uber u. Wider den Greuwel der Verwüstg. 17.

Prügelnaht. ‚die (s. das Mädchen) die so genandte Průgelnaht oder das Rheinische Garn von allen Stühlen abgefressen.‘ 1716 Bresl. Sammlung Von Natur .. Gesch. II, 66.

Pucklich. (vgl. DWB. II, 488.) ‚Dieses thut er so lächerlich, daß sich einer fast pucklich drůber lachen solte.‘ J. Scheffler, Ecclesiol. I, 466ᵃ.

Purren. (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 201; DWB. VII, 2277; Weinhold 73ᵇ.) ‚och narret und porret nicht, vergesset ewres Sterbeständlins nicht.‘

V. Herberger 1618 Trawrb. V, 401;

‚Sie konnten nichts als purren und murrn,
Und in den Nächsten wůtten.‘

J. Scheffler 1677 Sinnl. Beschreibung 23, 54:

‚Und zu allem ihrem schnurrn und purrn
Auch nicht ein Wŏrtlein sagen.‘

Qualhaus. (nicht im DWB.) ‚, so ist mein innerer Leib, sambt seiner Braut, aus dem Widerwillen und Quaalhause entlŏset, entlediget und entbunden.‘ A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 33.

Quass. (cf. Lexer II, 318; Drechsler, Germ. Abh. XI, 203.) ‚und sich do fleyssiglichenn schickte czu nemen dy hertzlichen qwasse, unnd dy gotlichen wolluste yn dem hawße Gottes.‘ 1504 Hedwig-



legende 32[a]: (cupiens illius divine consolacionis dulcedine renovato gustu adhuc amplius perferri.)

Räudel. (nicht im DWB.)

Hilff Jupiter, hilff heilig Dian,
Darfst diesen reudel vor mich lahn,
An dem nichts ist, denn bein und haut,
Davor, als vorm aß, einem graut,
Durchsichtig, leicht als ein latern?

A. Calagius 1599 Rebecca B_6[b].

Raute. (vgl. DWB.)

wenn er befeucht, begossen hat,
so steht wie Rauth, die grûne saht.

M. Liebig 1589, Aus dem 65. psalm A_5[a].

Rehmen. (vgl. DWB. s. v.)

Allein das Weiber nehmen
Weis ich seim hertzen nicht zurehmen,
Denn unsre buler solche wahr
Mit blinden augen nicht zahlen bar.'

A. Calagius 1599 Rebecca B_4[a].

Reinlin? (Schmeller II, 112 verzeichnet ein Reinlin für Reinhard); ,aber wenn sie sollen from werden und buße thun, da fangen die Reinlin an sich zu schemen.' V. Herberger, Hertz Postilla I, 871.

Renken. (vgl. DWB. u. Drechsler, Herm. Abh, XI, 211.) ,Eine (Meinung) des Prädicanten, welche sagen, er solle ein Weib haben, oder wie es der Becker râncken und lencken will, er kônne eines haben.' J. Scheffler, Ecclesiol I, 457[a].

Reuesam. (nicht im DWB.) ,vnd rewsamen hertzens.' 1504 Hedwiglegende 13[b]. (in animo contrito.)

Riechel. (vgl. Weinhold 78[a], DWB VIII, 909.) ,Die Mädchen beschenken die Knechte, wenn sie zum erstenmal mit den Sensen ausziehn, mit einem Blumenstrauß, der nach der hiesigen (Glogauer) Mundart ein Riechel heißt, und womit die Schnitter ihre Hüte zieren.' J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 34.

Rollen. (vgl. DWB. VIII, 1145,8.)

,Lieb, welch du willst, ich aber roll.'

A. Calagius 1604 Susanna B_7[a]; gehört hierher auch B_5[b];

,Ihr habt doch selb an Ehbruch schuldt
Wenn jhr schon nicht in Lügen rullt?.

oder ist hier an rullen, rühelen zu denken?



Rosenhold. (nicht im DWB.) ‚. . so durch die Schnee-weiße Keuschheit, Mäßigkeit und Rosen-holde Liebe Gottes erlangt worden.' A. v. Franckenberg, Gemma magica 103.

Röte. (Die Pflanze, aus der man den bekannten Färbestoff gewann.) ‚offtmals, wenn man ein Vater unser beten sol, so gedenckt man an die Rôthe, und Wollsecke, an Gold und Silber.' J. Pollio 1601 Zehen predigten 196ª.

Rötzling. (vgl. DWB.) ‚. . daß ein jeder Rötzling . . so unverschâmt vermessen darf sein.' J. Scheffler, Eccles. I, 200ª.

Rummeldeuss. (vgl. DWB.) Rümmeldeuß — ein Biername in Breslau. 1718 Bresl. Samml. Von Natur . . Gesch. III, 722.

Salbaderisch. ‚er beantwortets aber eben . . mit seiner Salbaderischen selbstrede, weil er nichts anders kan noch weißt.' J. Scheffler, Ecclesiol. I, 465ᵇ; die Geschichte von dem Bader zu Jena, von dem das Wort salbadern seinen Ursprung haben soll, erzählt Scheffler a. a. O. I, 563ª.

Saufkampf. (nicht im DWB.) ‚richten ein Sauffkampff an, verschwedern die herrlichen Creaturen Gottes, schwechen jhre Glieder.' L. Pollio, 1583 Vom ewigen Leben 146ª.

Saurigkeit. (vgl. DWB.) ‚Auch in nassen, kalten Grûnden vnnd Sawrigkeiten, wil es mit dem korn nicht thun.' R. Grosser 1590 Kurtze . . anleytung C_3ª.

Scharwolke. (nicht im DWB.) ‚Lämmel- oder Scharwolken.' 1717 Bresl. Samml. Von Natur- . . Gesch. II, 23.

Schattenwerk (vgl. DWB. wo das Wort viel später belegt ist) . . . mit den andern (Opfern) ists lauter schatten- und tockenwerck gewesen.' V. Herbergsr 1613 Hertz Postilla II, 110; ‚Ihr (der Vernünftigen) Verstand ist vom Gestirne, und nur fûr ein Schein- und Schattenwerk gegen der Gôttlichen Weißheit zu achten.' A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 31.

Schatzkästlein (im DWB. erst aus Hebel und Goethe belegt.) . . . also daß nicht einem jeglichen zugelassen, solchen geheimen Eingang zu dem verschlossenen Garten-Kâmmerlein und versiegelten Schatzkästlein der geheiligten Natur zu finden.' A. v. Franckenberg 1667 Von dem Rechten Kirchen-gehen 29.

Schaubühne: ‚welche dinge . . nach ordnung der sechs Tage auff diese Schaubûhne der Welt . . herfûr gezogen sein. A. v. Franckenberg 1688 Gemma magica 10. (geschrieben 1641.)



Scheideziel (nicht im DWB.) ‚Aber die Wiedergeburt auß der Finsterniß des Grimmes zum Lichte der Sanfftmuth ist das Scheide-Ziel zwischen beyden.' A. v. F. Nosce te ipsum 60.

Schemel. ‚Wenn Kinder, Gesinde und Hauswirte das auff jhrem Schemmel und Stubenstůlichen bedencken.' V. Herberger, Hertz Post. I, 862.

Schiebling (vgl. DWB. VII, 2674, Weinhold 88[a]) ‚So fanden die Diebe in einem Schiebling eines Verborgenen Aelmerleins auch Obligationes' 1723 Schlesischer Robinson 137.

Schiedlichkeit. (nicht im DWB.) ‚Was der magische Grund und Ungrund, das Herkommen und Urstand dieser Welt, die Schiedlichkeiten aller Kräfte, auch was die Δ- Licht und fünstere Welt nach Liebe und Zorne sey, ist dir unverborgen.' A. v. F. Nosce te ipsum 38.

Schiefer. (vgl. Weinhold 82[b]; Drechsler, Germ. Abh. XI, 223; hier muß das Wort aber persönlich gefaßt werden, wofür auch das DWB. leine Belege gibt.)

‚Dacht nicht der alte Hunnerfresser
Und schiefer, solt es können besser,
Als ich, der ich bin Jung und starck.

A. Calagius 1599 Rebecca E_7[b].

Schiessbeer Holtz. (vgl. DWB.) bei V. Herberger, Hertz Post. I, 639.

Schilling, Schilg. (vgl. Weinhold 83[a]; Drechsler, Germ. Abh. XI, 224; DWB. s. v.) ‚. . und kauffte ein großen stoß Bůcher, und schickte sie seinem pracceptori zur verehrung, und hieß jhm für den alten wol verdienten Schilg danken.' V. Herberger, Hertz Post. II, 171; vgl. I, 872[a]: ‚Etliche nårrische Eltern steupen die Kinder alle gleich, wenn eins etwas hat verschuldet, damit sie einander den schilg nicht sollen auffrücken'; II, 572: ‚sie werden auch mit eygenem schaden nicht klug, sondern kônnen einen staupschilg bald verschmertzen.' (Schlag, Streich.)

Schirren. (vgl. Weinhold 82[a] und DWB.) man schirret aber ein wenig Erde mit dem Grabeysen hinweg. M. Grosser 1590 Kurtze . . anleytung G_4[a].

Schkampen, sckampen, schampen: (vgl. DWB. VIII, 2120; Drechsler, Germ. Abt. XI, 225.) ‚Da jhnen Simeon nicht wil das Liedlein singen, da muß er schampen, aber zu seinem besten Glůcke.' V. Herberger, Hertz Post. I, 666. (sich fortmachen.)



Schlackenläufer. (vgl. DWB.)

,Es wollen unsre großmögende Herren,
Allem Lumpengesindel, Schlackenläufern,
Beutelschneidern und Taschegreifern,
Mit strengster Huth die Stadt heut sperren.“

S. G. Bürde 1803 Poet. Schriften I, 193.

Schlaudern. (vgl. Weinhold 83ᵇ; Drechsler, Germ. Abh. XI, 226). ,In Schlesien ist durch die eingeführte Schau dafür gesorgt, das sogenannte Schlaudern möglichst und den Betrug der Weber in Ansehung des Maßes durchaus zu verhüthen.‘ J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien II, 409.

Schlaufe. Aus dem Kessel wird die heiße Lauge mit einer Kanne (Schlaufe, d. i. Schöpfe) auf die Leinwand gegossen.‘ Zöllner a. a. O. II, 137.

Schlechterdinge (vgl. Weigand-Hirt.) ,die ubersichtige Welt wil jhn (den Schatz) schlechter dinge nicht sehen und erkennen.‘ V. Herberger, Hertz Post. II, 102.

Schleppzagel (nicht im DWB.) ,Die andern, sind demütige bußfertige Hertzen, lauter Schleppezagel in der Welt, die sind auch gewesen im Weinberge, aber sie sind sehr langsam kommen.‘ V. Herberger, Hertz Post. I, 220, und a. a. O. ,Dagegen kommen die stoltzen Primaner erst hinten nach, und müssen Schleppzagel werden.‘

Schlipfern. (vgl. Weinhold 84.ᵇ) , . . und brachte . . eine ziemliche jedoch saure Neige Milch, welche geschlüpfert war. G. Opitz 1748 Merkwürdige Nachrichten I, 96, vgl. I, 163.

Schlottern. F. Weinhold 84ᵇ; DWB. s. v. u. Weigand-Hirt.) ,das man an der belohnung schlottert und zweifelt.‘ C. Pollio 1583 Vom ewigen Leben 19ᵇ; 70ᵃ: ,schlottert und wancket das hertz.‘

Schlüffel. (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 228; DWB. s. v.)

,Herauß, fort mit euch, geht jhr schlüffel,
Jhr ungemachte grobe püffel.‘

A. Calagius 1599 Rebecca $B_5{}^a$.

Schlumpern (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 230; DWB. IX, 829). ,durch alle weltpfützen . . hindurch schlümpern.‘ V. Herberger Hertz Postilla II, 538; dazu schlumperhaftig, das im DWB. fehlt. ,Wie kan auch ein tapffrer Hauswirth einem schlammigen, zöttichten,



schlumperhaftigen Unflat günstig bleiben?' V. Herberger, Hertz Post. II, 557.

Schmälen. (vgl. DWB. und Weigand-Hirt.) ,Du bist wol ein rechtes grobes Kalb, will nicht sagen Ochse, daß du . . auf die Messe schmählest, die du doch nie erkandt hast.' J. Scheffler, Ecclesiol. I, 473ᵇ.

Schmoy? ,Der Gasthoff, da er (der Geizige) einkehret, heist der Schadenfroh, der rühmet sich: Ey ich habe jhn tapffer beschmudelt. Es war eine tapffere Schmoy.' V. Herberger Hertz Post. I, 714.

Schneereifen. ,Um nicht in den Schnee zu versinken, binden sich die Leute einen hölzernen Reifen unter die Füße, der etwa einen Fuß im Durchmesser hat und innerhalb mit Schnüren netzförmig durchzogen ist. . . Sie gehen dann mit den vorhin beschriebenen Schneereifen so viel als möglich auf den bezeichneten Wegen.' J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien II, 194.

Schneiden. (vgl. DWB. IX, 1267.) ,Sie sucht das principal und die schneidensten gesangseiten aus jhrem hertzen herfür. V. Herberger 1612 Rosarium Beatae Virginis 65.

Schneller ,Ich ging in der größten Spannung hin (in das Theater) und kam mit einem gewaltigen Schneller zurück.' S. G. Bürde 1785 Erzählung von einer gesellschaftl. Reise 135.

Schnellgalgen (vgl. DWB und Weigand-Hirt.) ,Zuletzt aber an einem Schnellgalgen sehr unbarmhertzig martert.' V. Herberger, Hertz Post. II, 250.

Schnepperhaftig. (nicht im DWB.) , . . und seine schnepperhaftige Magd.' V. Herberger, Hertz Post. II, 556.

Schnerkel (DWB. IX, 1319.) ,allerhand Schnerckel erzehlen.' H. E. Flederwisch, Der Schlesische Zipfelpelz 36.

Schnippfällchen (nicht im DWB.) ,ja wenns schnipfällichen (meusefallen), weren, da wußte ich wol bescheid.'. V. Herberger Hertz Post. II, 472.

Schorschaufel. (vgl. Weinhold 87ᵇ; DWB. IX, 1582.) ,die (Wasserfurchen) rewmet man mit einer schorschauffel, damit das Wasser . . abschiessen kan.' M. Grosser 1590 Kurtze . . Anleytung C_2ᵃ.

Schreibler (im DWB. viel später belegt.) , . . und die elende Klügeley dieses oder jenes Schreiblers für vernünfftig halten.' J. Scheffler, Ecclesiologia I, 205ᵃ.



Schriftling. (vgl. DWB.) ‚Sehet ihr Lutheraner wie eure Schrifftlinge den H. Geist in der Schrifft redenden ausstechen?‘ J. Scheffler, Ecclesiol. I, 634r.

Schriftsatz (vgl. DWB.) ‚die andere in selbigen (Erdteilen) aber eingeschlossene particulir Landschafften seyn gleichsam als grosse Schrifft-Såtze auff dem Blatt des Erdreichs.‘ A. v. Franckenberg 1684 Gemma magica 138.

Schuft (vgl. DWB.)

‚Hust nicht den Bracken diesem Schufft
Zu warten auff das best befohlen?‘

A. Calagius 1599 Rebecca B_6a.

Schulen (vgl. DWB. IX, 1937, 2.)

‚Ich habe zwar mit dir in Breßlau hier geschulet,
Des Landes kåyserin hat dich und mich ergetzt.‘

Tscherning 1655 Vertrab C_2b.

Schůrdremmel (nicht im DWB.) Jeremias hatte seinen Rost im jůdischen Lande, seine eigne Zuhőrer waren die Schůrdremmel.‘ V. Herberger, Hertz Post. II, 371.

Schwadern: (Weinhold 88b; Drechsler, Germ. Abh. XI, 239. DWB. s. v.) ‚Wenn sie aus Unvorsichtigkeit auß dem Kelch schwadern.‘ J. Scheffler Eccles I, 472a. Hier hat das Wort die Bedeutung verschütten, vergießen.

Schwärzen (cf. DWB. IX, 2330 S.) ‚Paschen, welches sonst auch schwårzen (Waaren einschwårzen) genannt wird.‘ J. Fr. Zöllner 1793 Briefe über Schlesien II, 323.

Schweif. ‚Wenn der Weg genugsam geebnet ist, so macht jeder, theils um die allzuschnelle Fahrt zu hemmen, theils um die fortzubringende Last zu vermehren, an seinen Schlitten einen Schweif, d. h. er låßt eine Kette nachschleppen, an deren Ende eine verhåltnißmåßige Menge Holzkloben befestigt ist.‘ J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien II, 197.

Schweifen (vgl. Weinhold 88a und DWB.) Hierauff (nach dem Waschen) wird sie (die Leinwand) geschweift, d. h. vom Wasser abgespůlt.‘ J. Fr. Zöllner, a. a. O. II, 137; sich schweifen:

‚Thut noth, daß ich mich wasch und schweif.‘

A. Calagius, Susanna B_1b.

Schwiebbogen ‚Also wenn du einen geschwiebőgt-vollen Kelch außtrincktest.‘ J. Scheffler, Eccles. I, 472; . . Eine feine Kirch und mittelmåßigen Garten, darinnen viel Granat- Aepfel und



Wein umb die geschwiebögten Gänge wachsen.' F. v. Troilo 1676 Oriental. Reise-Beschreib. 306.

Schwieren (vgl. DBW. IX, 2620.) ‚geradezu macht gute Reuter, was aus ist, das schwieret nicht.' V. Herberger Hertz Post. I, 287.

Schwingeln.

‚Heut, als ich aus dem schlaff erwacht,
Befand ich, das mirs schwingeln macht,
Praust, saust, und summt mir in dem Kopff,
Nicht anders, als im holen topff.'

A. Calagius Rebecca E_8 b. .

Schwülstel (vgl. Drechsler, Germa. Abh. XI, 241; Mitteil. XVII, 110.) ‚der dicke Schwilstel.' 1724. Schles. Robinson II, 377.

Schwutgenbeisser? (nicht im DWB.) ‚Der Herr Jesus saß zu Gaste, nicht als ein Tellerlecker, Schwutgenbeisser und Schmarutzer.' V. Herberger, Hertz Post. I, 572.

Seelenstengel (nicht im DWB.) ‚und wir mit unserm Leib- und Seelenstengel hinauff in Himmel wachsen. V. Herberger Hertz Post. II, 370.

Segelfrei. (vgl. DWB, unzulänglich.) , . . das gefrorene und verschlossene Meer wieder auffgetauet, und Segelfrey geworden.' A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus 5.

Selbstdünkel (im DWB. erst aus Lessing belegt) . . . und auß eitelem ‚selbstdünckel herrühreude eigen wollen und würcken.' A. v. Franckenberg, Jordanssteine 39.

Senkel. (vgl. DWB. Drechsler, German. Abhh. XI, 243.) ‚Er mag sich jmmer drollen in abgrund der Hellen, hier ist seines bleibens nicht, er bekömmt keinen Senckel aus diesem Kram.' V. Herberger Hertz Post. I, 125.

Sickern (vgl. DWB.) ‚machet man grüblin neben das Wasser, so sickerts bald hinein.' V. Herberger, H. P. II, 478.

Signirglöcklein, nicht im DWB.) ‚darumb so laß dich diß Signirglöcklein auffmuntern.' V. Herberger H. P. II, 185.

Sinnbildisch: (im DWB. und Weigand-Hirt erst aus Frisch beigebracht.) ‚Daselbst entlehnen die heiligen Engeln der Thiere, Sternen . . der vierundzwantzig Eltesten Gestaltnüssen aus dem Natur-Buch, als Sinnbildische Buchstaben.' A. v. Franckenberg Gemma Magica 95. u. ö. (geschrieben 1641.)

Skala. (Weigand-Hirt, sehr unbestimmt 18. Jahrhundert.) denn da stimmen durch die gantze Scalam hindurch, nicht mehr



als drey claves, die andern sind lauter Octavae.' V. Herberger, H. P. I, 549.

Sonnewolke. (gemeint sind die Sonnenflecken; cf. DWB.) ,Von welchen Sonne-Wolcken künfftig .. etwas .. gewisseres möchte an den Tag kommen.' A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus D_1 b.

Speibes? ,Also weist dis Evangelium armen Leuten jhren Speicher, Speibes, Almerey, Brodtkammer, Küche und Keller in den wackeren Augen.' V. Herberger, H. P. I, 304.

Sperre. ,Geht die Bahn zu steil hinunter, oder ist sie durch vieles Fahren allzu glatt geworden, so wird der Schlitten mit der sogenannten Sperre, d. h. mit kleinen Ketten gehemmt.' J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien II, 196.

Spezialichen. ,Gott sorget wo Adam gute Spezialichen finde, er macht ihm eine große Apotheken. V. Herberger, magnalia dei 131; Die Spezialichen sind alle lieblich und wol zugerichtet: Auf Gottes Gnadentaffel wird gerühmet.' Hertz Postilla I, 674; 589: ,kein gemestetes Kalb ist diesen Spezialichen zu vergleichen'.

Spielvogel. (vgl. DWB.) ,darumb stehe mir bei, .. daß nicht der böse Geist, einen Spielvogel an mir habe.' L. Pollio 1585 Vom ewigen Leben A_{34} b.

Spiegelseherin. (nicht im DWB.) Saul suchte rath bey der Spiegelseherin.' V. Herberger. H. P. II, 382.

Spitz. (cf. DWB. X, I, 2573,7.)

Merck wol, das ich ein spitz gehabt.'

A. Calagius Rebecca E_7 b,

Spitzkunst. (nicht im DWB.) ,Ungeachtet, jhrer viel die H. vom Geiste Gottes eingegebene Schrifft ohne Göttlichen Willen, Beruff, Zug, Trieb oder Beystand, aus eigenen Kräfften der gestirneten Vernunfft, als mit Eigenmächtigen Sinnen, etweder durch vorwitzige Spitz- und eingebildete Schwätzkunst, hochmeisterlich zu überklügeln .. jhnen höchstes fleißes angelegen hatten und seyn lassen.' A. v. Franckenberg, Oculus Sidereus G_3 b,

Spitzling. ,.. nicht aber den Verächtern, oder Naseweysen Klüg- und Spitzlingen.' a. a. O. Vorrede.

Sprenkel. (cf. DWB.) ,.. bleibt im sprenckel der verdamnis behangen.' V. Herberger, H. P. II, 544.

Sprung. ,indem ich nicht große Springe machen konnte, weil der Wechsel außer blieb.' F. v. Troilo 1676 Orient. Reise Beschr. 501.



Spültonne. (nicht im DWB.) ‚. . auch alles außgießen der Spültonne vnd andern Unflats unterlassen werden.' 1680 Schles. Infect. Ordnung 16.

Stäbeln. (cf. Weinhold 93a u. DWB.) ‚also stäbele immerfort zum ewigen leben.' V. Herberger 1660 Arborum sripturae lucus C_4b.

Stadtwasche. (nicht im DWB.) ‚Die Hunde belauffen alle Wände, wer weis was du für eine Stadtwasche, Stadtplatze und was du für ein Schnäpperlin bist gewesen.' V. Herberger H. P. I, 284.

Stankerhündlein. (nicht im DWB.; cf. Drechsler, Germ. Abh. XI, 249.) ‚ich habe . . dich . . wie ein stanckerhündlin außgespüret.' V. Herberger H. P. I, 286.

Standwesen. (nicht im DWB.) ‚Ist derhalben das eußer Standwesen oder die Substantz dieses Bluts schwartz, grob und die schwerste, auch mit den übrigen Elementen untermischet.' A. v. Franckenberg. Gemma magica 26.

Stäuden. (vgl. DWB. X. II, 155, aber ohne Umlaut.) ‚Weil der Hirse kleinkörnig ist vnd viel stäudet, so darff man dessen nicht viel zu Samen. M. Grosser Kurtze . . anleytung D_6a.

Steckbrief. (vgl. DWB.) ‚Nach diesem zeigte er ihnen die Steck-Briefe, welche schon viel eher denn sie, angekommen waren.' F. v. Troilo 354.

Stehrbeutel? (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 79 zu Beutel) ist hier an den Ster (widder) zu denken? ‚Dein Hertz sey keine stoltze auffgeschwollene Erbeyßblase, kein grober Stehrbeutel, kein törichter Beutel, wie Haggai sagt cap. I.' V. Herberger, Trauwrbinden 4,540. [vgl. Gusinde, Mundart von Schönwald 154a.]

Stellen.

‚Wo steckt sie denn?
Drinn stellt sie Leid.

A. Calagius, Susanna C_8b.

stellen mit dat;

‚Dis eben ist, das mich thut nagen,
Und fürcht, man stell so meinem Sohn.'

A. Calagius Rebecca A_8a.

Stengel.

‚Du, Sanga, raff die Netz von stengeln.

A. Calagius Rebecca D_8b.



Stichelei. (bei Weigand-Hirt erst vom Jahre 1716 belegt.) Wer . . dennoch solche sticheley hören muß.' V. Herberger, H. P. I, 296.

Stockebossen. (nicht im DWB.; die Erklärung erhellt aus ,Drechsler, Germ. Abh. XI, 253 s. v. stocken.) ,nachdem er bey Nacht im finstern Walde herumb hat gestockebosset. V. Herberger 1607 Magnalia dei 101. (spaßen, scherzen.)

Stockfremd. , . . vnd kômpt zu stockfremden Leuten.' L. Pollio 1583 Vom ewigen Leben 110. Das Exemplar der Breslauer Stadtbibliothek hat von gleichzeitiger Hand an den Rand geschrieben statt stock ,stein'; so daß steinfremd gebräuchlicher gewesen sein muß als stockfremd. Stockstaarblind bei J. Scheffler Eccles. I, 647 b.

Stossgebetlein. (Weigant-Hirt führt als ältesten Beleg eine Stelle aus Fischart an.) Wo steht das Wort bei Luther? ,der Herr Lutherus nennets Stoßgebetlein.' V. Herberger 1612 Rosarium Beatae Virginis 17.

Strahlicht: ,daß sein Antlitz stralicht fûnkelte.' V. Herberger H. P. II 364.

Stratzen. (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 255 s. v. strotzen) ,er start, knart, stratzt wie ein Breuscheid, wie ein hôltzern Jäckel.' V. Herberger, H. P. I, 671.

Straussstern. Daß die Cometen oder Strauß-Sterne, außerhalb des Ortes, von den Planeten nicht unterschieden: dazu auch verborgene Erdkugeln sein. . . A. v. Frankenberg, Oculus Sidereus E_2 b.

Streitmeinung. ,aber deme dieses Deinige Licht leuchtet und leitet, der ist vom Joch der Streit-Meinungen entlediget und entbunden.' A. v. Franckenberg, Nosce te ipsum 71.

Strohhaube. ,Die Kinder flechten . . Strohhüte oder wie man in Schlesien sagt, Strohhauben.' J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien I, 196.

Stüchzen: Nun bald hin zu Zunfftmeister stûchtz
Dein Sach sol haben bald ein Ort.

A. Calagius Susanna D_3 b. (vgl. Schmeller II, 725 umb stuchsen.)

Stüren. (=stören.)

,Für war, ich fûrcht, mich jemand stûr.'

A. Calagius Susanna B_3 a.



Sülen. (vgl. Weinhold 96^b; Drechsler Germ. Abh. XI, 257.)
Midian: Lengst gern ich dich hett abgekůlet.
Susanna: Sehr hab ich mich hiß her gesůlet,
Thut noth, daß ich mich wasch und schweiff.'
A. Calagius Susanna $B_1{}^b$.

Sündenbock. ,Wo bleibet aber jhr gottlosen, stinkenden, unzůchtigen hoffertigen Sůndenbőcke, hats euch der Herr Jesus geheißen, was jhr thut?' V. Herberger, H. P. I, 541.

Symphonist. ,Lernet . . himmlische Symphonisten werden.' V. Herberger, H. P. II, 465.

Tallen? (Weinhold 97^a; Drechsler, Germ. Abh. XI, 258.)
,Wie, Schnapp, das dein Maul tȏllpisch talle.'
A. Calagius 1604 Susanna $B_2{}^a$. (stammeln, lallen.)

Talpe. (Weinhold 96^b.)
,Hast nicht, du bőswicht, půff derhalb
Verdient? Ha, ha, dergleichen talp
Für solche trew zu lohn man giebt,
Pack dich hinein, weil dirs so liebt.'
A. Calagius Rebecca $B_6{}^b$.

Terr. (vgl. Schmeller I, 540; DWB. II, 786 ,Därre.')
,Soll ich jhm nicht gebn eine therrn.'
a. a. O. $F_1{}^a$.

Tertschner. (nicht bei Lexer und im DWB.) Do sy alszo het gebettet. batthe si, heincken ein Tertschner das her ir einn bilde machte von wachße.' 1504 Hedwiglegende $BB_2{}^b$. Rogavitque Henconom clipeatorem.

Todesbett.
Todes-Bett. V. Herberger, Jesus Sirach 686^b. Im 16. und 17. Jahrhundert begegnet diese sprachlich anfechtbare Bildung selten, die gewöhnliche ist ,Todbett'.

Treibeis. (bei Weigand-Hirt erst aus Campe 1810 belegt.) ,daß die Donau voll Treib-Eisz sei.' 1718 Bresl. Samml. Von Natur-Gesch. III, 513; Treib-Hauß a. a. O. 727. (bei Weigand-Hirt erst aus Adelung 1780.)

Trommen? (vgl. Lexer II, 1545 s. v. trumpfen: Schmeller I, 665.)
,Muß in des in mein heußlin trommen,
Biß von der Jagd sie wiederkommen.'
A. Calagius Rebecca $C_2{}^a$.



Trumpf?

,Wie manchen ich auch sehr gefeiert.
Ja fast jhm auff der trumpff geleiert,
Hab ichs doch keinem recht gemacht.
Harr, kömpt der Herr, kaum er des lacht.'

A. Calagius Rebecca B_5ᵇ.

Tüttlein. (vgl. Schmeller I. 554; DWB. II, 1772; Fischer II, 519 fg.; zum übertragenen Gebrauch, wie hier Saugknäblein, vgl. das bei Fischer angeführte „Duttel" junges Schaf.)

,Dein alter aber mag passieren,
Weil du das fortan weist zu füren,
Da du fort mehr kein tüttlein bist.'

A. Calagius Rebecca C_3ᵇ.

Überreiter ,Die Defraudationen wurden auch so sicher entdeckt, da nicht nur die sogenannten Überreuter überall Achtung gaben, sondern auch dem Angeber . . große Belohnungen verheißen waren.' J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien I, 31.

Umherleiern (vgl. DWB. VI, 687 ummerleiern müssrg herumgehen)

,Komm wider, ob der alt Geheyer,
Wie gestern, auch heut umbherleyer?'

A. Calagius Susanna E_8ᵃ.

Unbeuglich (nicht im DWB.) ,wen seyne fuße und beynschneckel, als eyn holtz dorre unpewglich waren.' Hedwiglegende BB_6ᵇ. (erant enim predicti pedes cum cruribus aridi et veluti lignum inlexibiles.) vgl. Dfb. 297ᶜ: inflexibilis-onbeuglich.

Unfindlich (vgl. DWB.) ,diß einige Ein, ist ewig, ungründlich, unfindlich, unendlich, ohne Anfang und Ende, nnd ist doch alles nnd über alles.' A. v. Franckenberg, Nosce te ipsum 27.

Ungeleuhnt? (vgl. DWB. XI, III, 755.)

,Danck hab, Wannher kompst Ungeleuhnt?'

A. Calagius Susanna C_1ᵇ.

Ungeruhsamkeit. (nicht bei Lexer) ,Das her sy auch von der ungerusamkeit, dy czu czeyttenn sich vonn etzlicher geschichte dergeth durch wundersame kreffte bewarthe.' Hedwiglegende E_3ᵇ. (ab inquietudine.) doch vgl. jetzt DWB. XI. III, 825.

Unzuchthaus. ,gehe aus dem viehischem Brunst- und Unzuchthause dieser schnöden eiteln Nichtigkeit' A. v. Franckenberg Nosce te ipsum 93.



Urbar (vgl, Lexer II, 2000.)

,Der Urbar die geladnen Gäst,
Zur Hochzeit schwerlich kommen lest.'

A. Calagius 1602 Kurtze Summarien $B_4{}^a$.

Urhab. ,Denn das Wasser ist der erste Vorrath, Bauung und Urhab gewest.' A. v. Franckenberg. Nosce te ipsum 43.

Verfitzen (vgl. Mitteil. XVII, 114.)

,Mein Anna merck, wie mags doch stehen
Umb das, was meinst die Nachbarn jtzt
Gemurmelt, und im stilln vertitzt,
Von unsrer Tochter ein Geschrei?'

A. Calagius 1604 Susanna $D_1{}^b$. Da Weigand-Hirt erst aus Frisch vom Jahre 1741 das Wort beibringt, so stehe hier noch ein älterer Beleg vom Jahre 1524: ,Dorzu sahe ich, das ich eyne reyse han wurd, durch stelle, dy gantz verwurren von vielen und mancherley hyndernussen, mit struppicht verfitzt, von gehegk und felsenbruchen unwegsam, von syndfluten und grufften zerrissen.' Michael Risch, Parphrasis Erasmi. . vber das Evangelium Johannis, Vorrede.

Vergesellschaften. (vgl. DWB.) ,Diese Kälte nun vergesellschafftet die lebhaffte oder geheime Qualität, nemlich die Fixmachung.' A. v. Franckenberg Gemma magica 28. (Geschrieben 1641.)

Vergrellen. Das DWB XII, 491 behauptet, das Wort sei in der Schriftsprache selten, und belegt es erst aus Bode's Montaigneübersetzung. „verärgern".

,die uns diesen tranck so vergellen und vergrellen.' Joh. Pomarius 1590 Große Postille I, 464^b u. ö;

,Wiß, o Gottslästermaul, daß Gott, vor dieser Welt
Ein Hell erbawet hat, vor die, die so vergrelt,
Daß sie, vermeßner Weiß, entfärben sich mit nichte,
Die Weißheit Gottes selbst zu fordern vor Gerichte.

Tobias Hübner, Cöten, 1661, Sieben-Tages-Zeit 3; und 11:

,Man sah drob hoch und tieff unordenung entstehen,
Dis alles im gemeng, und war also vorgrelt,
Daß sichs auffrührisch selbst zerstört hett und gefelt;' 31:

.daß er sich dort vergrellet mehre.' (qu'il croist toujour d'audace.): ,damit den vergrelleten Untertahnen könte geantwortet werden.' Buchholtz 1666 Hercules I, 878 E. Francisci



1686 Weh der Ewigkeit 602: ‚welches (Strohmännlein) der vergrellete Bär zu kleinen Stücken zerreist.' J. Cats 1711 Sinnreiche Werke II, 262:

‚Bistu des Nattern Zucht, der Basilisken Bruht,
Daß dein vergrelltes Hertz bricht aus in solche Wutt?

Verköten (nicht im DWB: vgl. Köthen V, 1896) ‚sindt jhnen die hend gar verklumpet, unnd erstarret, mit terpentin, und pech, ja mit eitel schwefel und hellischem fewr, der massen verpicht, verkötet und verlötet, daß gar nichts herauß wil' S. Suevus 1569 Herodes bankrett G_2[a].

Verleumgrieben. (nicht im DWB.) ‚Doeg halff den unschuldigen David bey dem Könige Saul verleumgrieben. V. Herbergor, Jesus Sirach 98[b].

Vernehmen. ‚und do sy (Hedwig) merckte, das sy (die alte Frau) eynes grohen vornemens was, Do nam sy das selbige weyp, wol bey gantzer czehen wochen des nachts czu yr yn yr schlaffgemach.' Hedwiglegende 33[a].

Vernunftbegriff (im DWB. erst aus Kant.) ‚Dannenhero wird es auch Groß genant, weiln die Herrlichkeit des entsetzlich grossen Werck, und die verborgene Grösse der Heimlichkeiten gantz und gahr dem Vernunffts-Begrieffe der Heydnischen Philosophen entgehen.' A. v. Franckenberg, Gemma magica 11.

Vernunftgeist (nicht im DWB.) ‚Der eitele Vernunfft-Geist kan diß nicht gründen noch ergreiffen.' Nosce te ipsum 20; vernunftklug (auch nicht im DWB.) 31: ‚welche sein die Vernunfftklugen Menschen, die sich in Witz und Thorheit regieren.'

Verragen (nicht bei Lexer, DWB, Fischer; vgl. DWB, s. v. ragen.) ‚und das kynth heraus czohenn, todt bleich kallt und verraget wy eyn holtz.' Hedwiglegende DD_3[a]. (et extraxerunt purum, utpote mortuum, glaucum, frigidum inflexibilemque viluti lignum.)

Verrennen (vgl, DWB.)

‚Die Weiber dort sich han verrandt,
Welchs Gott hernach zum besten wandt.'

A. Calagius, Susanna B_4[a].

Verschulden (vgl. DWB. XII, 1175, 3.)

Nichts (weiß ich mehr), Jungfrau schön, denn das ich sehr
Euch danck, und denck, wie ichs verschuld.'

A. Calagius Rebecca C_7[b].



Verschwatzt. (vgl. DWB. XII, 1193, 5.)

,Wie grimmig sie verfahren,
Kan kein verschwatzter Mann erzehlen
In vielen langen Jahren.'

J. Scheffler 1677 Sinnliche Beschreibung 49.

Vollsacken. ,Der Leser würde sich verwundern, wenn er die Spejereyen sehen solte, die Adversarius auß seinem vollgesackten Låsterschlunde wieder heraus wirfft.' J. Scheffler, Ecclesiologie I, 585[b].

Vorhängung (nicht bei Lexer.) ,So verbarige sie sich mit Vorhangunge der tucher vor den andern menschen.' Hedwiglegende 28[b]. (ab aliis se abscondit sub quibusdam pannorum velaminibus.)

Vorstat. Fischer III 1676 verweist auf Schöpf 702; er trennt Vor staat und erklärt: Teil der vormaligen vornehmern Kleidung. Die Belege, die hier beigebracht werden, erweisen, daß unter dem Wort eine niederländische Wollware zu verstehen ist, die in Verbindung mit andern Erzeugnissen der niederländischen Webekunst genannt wird, und Gewänder daraus den Weibern und anderen als Ehrenkleid zu tragen gestattet war. Vorstadt, eine Niederl. Wollware in der sächsischen Steuerverordnung vom Jahre 1641 $A_2{}^b$; vgl. I. Rauw 1599 Cosmographia 201: ,denn es macht viel Harras, Borstet und Macheier da;' 1563 Ständeakten Joachims II (Friedensburg) II, 311: seiden und anderer atlasz, karteck, vorstadt, arras, settin .;' 1612 Sächs. Policei- und Kleider Ordnung 33: ,Ihren Weibern . . sol zu Ehrenkleidern Vorstat, Macheyer . . vergönnet werden;' 39: ,auch Vorstadt und Harras. Das adj. vorstaten haben wir bei S. Hüttel, Chronik der Stadt Trautenau (ed. Schlesinger) z. B. 180: ,und ein erbar rath dem her Johannes Hintzius vom kirchengelde liß ein grosse schwarz vorstatene reverenda machen zum kaiserlichen Begengnis.' Eine Vorstadt Jope begegnet im Codex dipl. Lusat. super. I, 339 und 340 (aus dem Jahre 1426.) Bei S. Grüner, Die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer 114 aber lesen wir: ,Die Aermeren tragen auch halb fein und wollen auch ordinairen Zeug Vorstatt genannt.' Feit hatte das Wort auch aus den Krakauer Zunft- und Verkehrsordnungen beigebracht (Hansische Geschichtsblätter XX (1914) 486 und vermutete Zusammenhang mit Vorstadt; das wird sich aber nach dem hier vorgetragenen kaum halten lassen. Fischer und Schöpf scheinen

auf dem richtigen Wege zu sein, aber Genaueres kann ich leider auch nicht bringen.

Wadenbein. (vgl. DWB.) ,In czeytenn wurden dy waden beyne gefrostent.' Hedwiglegende A_4^b. (sed procedente tempore tibiis solidatis.)

Wagehals. (vgl. DWB. XIII, 473,3.) ,Wir stiegen in das Schiff welches sehr klein, kurtz, schmal und recht liederlich, wie die Griechischen Barchetten mit einem Segel, auf Wagehals, gemachet sein.' F. v. Troito, Orient. B-ise-Beschr. 40.

Wahnmass. (vgl. DWB. XII, 672.) , . . dorumme das sie im won moß angegossen haben.' 1471. Bresl. Stadt Archiv Hs. G. 5,49 p. 1: wegen der wanemosse, die er im hat frevelichen losssen angießen und den kegil nemen und hot nicht recht mosse wellen geben, sonder die diener ser dorzu gelestert.' Hs. G. 5,50 p. 25 (anno 1472.)

Wännel. (cf. DWB. XIII, 1911.) ,und brachten ein langes und sauberes küppernes wännel, mit warmen Wasser samt wohlriechenden Kräutern gefüllet.' F. v. Troilo Orient Reise-Beschr. 90.

Warnigen: ,Benachbarte Orte durch Schreiben zu warnigen, wenn ein vorhin unbewußter Ort angesteckt oder verdächtig worden. 1680 Schlesische Infectionsordnung A_3^a; Warnigung, a. a. O.: ,Zu Jedermanns Warnigung.'

Wasserkunst. (vgl. Weigand-Hirt.) ,wunderst du dich nicht über die Wasserkunst Jesu Christi, der die Wasserwolcken in die höhe zeucht.' V. Herberger 1617 Magnalia Dei 18; und 129; ,Gott machet Wasserkünste, wie die listigen Holländer, daß sich das Wasser hinein senck, und der Erdboden trocken vnd gesund werde.'

Watmel? ,Herr von Haren meinet vielleicht auch den Zeug, den wir Kithay nennen, unter dem Namen des groben Watmels.' G. Opitz 1748 Merkwürdige Nachrichten I, 234.

Weichmütigkeit. (vgl. DWB. XIV, 531.) ,wenn aus besunder weychmutigkeit, hette sy eyn mitleydunge, czu allen menschen, dy etwas leypliches leydes trugenn.' (Mira compassionis teneritudine condescendebat afflictis.) Hedwiglegende.

Weltrichter. ,es wird kommen der allgemeine menschenrichter, der auch die weltrichter richten wird.' L. Pollio 1601 Zehen predigten 162^a.



Wettlauf. ‚Wehe dem Menschen, der in solchem Wettlauff liegen bleibet.‘ L. Pollio a. a. O. 206[a]; also sind wir allhier auch Wettläuffer.‘ a. a. O.

Wittern. (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 273.)

‚Muß wecken meine gselschaft halt,
weil sich jhr keiner wittert bald.

A. Calagius Rebecca $E_5{}^b$.

Wuhne. (cf. Schmeller II, 534. Weigand-Hirt II. 1285.)

‚Bald wirffet man sie auß der Glutt
In ein Eißkalte Wuhne.‘

J. Scheffler 1677 Sinnl. Beschreibung 51.

Wundersam. (nicht bei Lexer, Weigand-Hirt aus Luther.) ‚vnd mit dem gomme yres mundes kostete den schmack seyner wundersamen süßen schmackhafftikeyth.‘ Hedwiglegende 26[b]. (degustavitque cordis palato mirande snavitatis ipsius saporem.) Etwas früher (1498) taucht das Wort auf bei H. Geisler, new pracicirt rethoric u. brieff formulary $f_2{}^b$: Wundersamen miszrat; dann 1516 in der Übersetzung von Bonaventuras ‚Deutsch Marial‘ $0_7{}^b$.

Zähnlein. ‚wo sie nicht biszweilen ein Zähnlein Knoblauch mit eim Stein zuknirscht, unter kaltem wasser mit einem wenig schimlichten Brodt vermischten.‘ Fr. Seidel 1626 Türkische Gefängnüß $F_3{}^a$.

Zänkgespüle. ‚Hilff daß ich . . nicht stinckend zenckgespûle eingieße.‘ V. Herberger, Passionzeiger 70.

Zapp. ‚wirt ziehen ab
Mit Schandt und Spott, der grauer Zapp.‘

A, Calagius Susanna $E_7{}^b$.

Zehkäse: ‚Sei nicht zu filtzig, nicht ein Scharrhauß und Zeh-Käse, nehre dich redlich, und laß deiner auch andere Leute genießen.‘ V. Herberger, Jesus Sirach 106[a].

Zerkiefen. (vgl. Weinhold 42[b]; Drechsler Germ. Abh XI, 147 f.; DWB. V, 442.) ‚und etliche sparren so kleine zukiefete, als Segenspeene und Fischholtz.‘ V. Herberger, H. P. II, 427.

Zermergeln. (vgl. Drechsler 178.)

‚Der feurgen Schergen grimmge Schaar
Wirfft dir strachs an die Ketten,
Bindt, reist, schlägt, tritt, biß du fast gar
Zermergelt und zertreten.‘

J. Scheffler, Sinnl. Beschreibg. 35.



Zischeln. ,aber eins muß ich dir ins ohr tschischeln. V. Herberger, H. P. II, 349.

Zösen? (vgl. DWB.)

,Die Pauern sind genug gezôst
Bin unzufrieden.'

A. Calagius Rebecca $E_1{}^a$.

Zotten. (vgl. DWB. s. v.)

,Zott hin, der Cham kompt eben recht,
Wird sagen, was jhr seid für Knecht.'

A. Calagius, Rebecca $B_5{}^b$.

Ismael: Was meinst, ob sie nicht unser spotten?
Cham: Leicht, die des wert, môcht ein her zotten,
Wenn sie schon nicht so weit kem her.'

A. Calagius, Susanna $E_1{}^b$.

Zudel. (vgl. Schmeller II, 1166.)

,Diß ist der Zudeln aller arth,
Das, was sie sind, sich nirgend part.'

A. Calagius, Susanna $E_1{}^b$,

Zuflüssig. ,wann yr gemuth, was sam czu flussig czu den armenn und krancken? Hedwiglegende 36b. (liquescebatque animus ejus ad pauperes et infirmos.)

Zwirnsfaden. ,Simson zureist seine zweene stricke und sieben Seile von bast wie versengete Zwirnesfaden.' V. Herberger, H. P. II, 356; vgl. Osterschatz 56.



Reime, Sprüche und volkstümliche Dichtung aus der Trachenberger Gegend.

Von Friedrich Graebisch in Kudowa.

Die folgenden Beiträge, die aus dem Volksmunde gesammelt sind, zeigen die niederländisch-schlesische Mundart der Trachenberger Gegend — aus Marentschine —, von der bereits in Band XVIII, 117 ff., der „Mitteilungen" eine grammatische Darstellung gegeben ist.

Auf diese (Seite 117—137: III. Systematische Übersicht usw.) ist mit der Abkürzung Gram. an einigen Stellen Bezug genommen.

Die mit einem Sterne * bezeichneten Wörter sind in dem am Schluß gegebenen Wörterverzeichnis erläutert.

I. Lieder und Reime.

1—5. Sommerlieder:

1. dr fetr kúnǭt hot a háuc̮his hōs;
a ſit́-tsum īebrštə gáibł rōs;
a ſit́ uf ſē *gəlādə́,
wī šain štait ſē gətrādə́:
s ku^{r}n und-ǭ dr wę̄sə;
got gā́ n s ołrmę̄ṛštə!

(Der Vetter Kunoth (F.-N.) hat ein hohes Haus; er sieht zum obersten Giebel heraus; er sieht auf sein Gelege, wie schön steht sein Getreide: das Korn und auch der Weizen: Gott gebe ihm das Allermeiste!)

2. aić̮h kum tsum ſumr;
gapt[1]) mr n *pumr,
gapt mr a *gakł,
dos ić̮h waidr wetŕ wakł!

(Ich komme zum Sommer; gebt mir einen Pommer, gebt mir ein Ei, daß ich wieder weiter wackle!)

3. di honə štaid-ē dr taiṛ,
di hot n šainə ši^{r}tsə faiṛ,
ši^{r}tsə mit n luc̮hə;
ſi is n fōłə *knuc̮hə.

---

[1]) Echt mundartlich gat; vgl. Gram. 51 V. Diese Lieder enthalten oft mehr oder weniger schriftdeutsche Formen, da sie oft ursprünglich hochdeutschen Wortlaut hatten.

(Die Hanne steht in der Tür, die hat eine schöne Schürze vor, Schürze mit dem Loche; sie ist eine faule Knoche.)

4. dr her, dar hot n rundn tiš[1]), uf jēdr ekə n kórpfnfiš[2]), mítn drin a glūos foł wēn; do wirt a wūł tsufrīdn[3]) sēn.

(Der Herr, der hat einen runden Tisch, auf jeder Ecke einen Karpfenfisch, mitten drin ein Glas voll Wein; da wird er wohl zufrieden sein.

5. dr (z. B. korlə) hot ē a *štomp gəsēcht, a hot sich s hemdə ēgəwēcht: a wirt s lusn wēchn, bis di brōt wirt kum šwēfn.

(Der Karl hat in den Stampf geseicht, er hat sich's Hemde eingeweicht; er wird's lassen weichen, bis die Braut wird kommen schweifen.)

6. Kettenreim:

mēnə mutr sūotə:
gai no solūotə!
lus dr a hētł tsūgān!
s hētł wam-br dr kū gān.
kū wirt ins miłch gān,
miłch wam-br n *kitšł gān.
kitšł wirt ins fāl gān,
fāl wam-br m-miłr gān.
miłr wirt ins māl gān,
māl wam-br m-bekr gān.
bekr wirt ins braut gān,
braut wam-br a *putlń *brokn.
putl wan ins *gakł gān,
gakł, gakł šmekn gut,
kimt·tr pōr unt juot si furt!

(Meine Mutter sagte: Geh nach Salat! Laß dir ein Häuptel zugeben! Das Häuptel werden wir der Kuh geben. Kuh wird uns Milch geben, Milch werden wir dem Kätzchen geben. Kätzchen wird uns Fell geben, Fell werden wir dem Müller geben. Müller wird uns Mehl geben, Mehl werden wir dem Bäcker geben. Bäcker wird uns Brot geben, Brot werden wir den Hühnchen brocken. Hühnchen werden uns Eier geben, Eier, Eier schmecken gut, kommt der Bauer und jagt sie fort!)

7. wārdə wel dūos šāfrmādl hūon,
dar mus gułdnə *aurgəhenkə trūoń,
gułdnə aurgəhenkə
unt nə lanə *pleńtə
unt-n āldə hut:
dar is frš-šāfrmādl gut!

(Wer da will das Schäfermädchen haben, der muß goldne Ohrgehänge tragen, goldne Ohrgehänge und eine lange Jacke uud einen alten Hut: der ist fürs Schäfermädchen gut!)[4])

---

[1]) rundn tiš schriftdeutsch statt runtə taiš; vgl. Gram. 5 und 47.

[2]) korpfnfiš halbschriftdeutsch; vgl. mundartlich korpə f. und korpfauš; Gram. 7.

[3]) Schriftdeutsch; Gram. 5.

[4]) Vgl. das Sommerlied aus dem Ölser Kreise: „wārdə weił a sumr sān", Mitteil., Heft XI, S. 82.



8. koʳlə, koʳlə, fafrmaiłə,
dēnə kińdr frasn faił:
ołə tāgə a ſeksbaimbraut;
naim di kōlə unt šlōⁱ (Gram. 20a. Anm. 2) ſi taut!

(Karle, Karle, Pfeffermühle, deine Kinder fressen viel: alle Tage ein Sechsböhmen-Brot; nimm die Keule und schlag sie tot! — In mannigfachen Abänderungen im ganzen schlesischen Dialektgebiet verbreiteter Spottreim.)

9. ſ is gəšān unt ſ is frbē;
mutr huł di wīgə rē!

(Es ist geschehen, und es ist vorbei; Mutter, hole die Wiege herein!)

10. fimwə gain r jūoń;
tswīe breŋ in gətrūoń,
ſi trūoń-ən-no knergłwits,
fo knergłwits no nūodłwits (Gram. 20a. Anm. 1),
duʳt wiʳt a dršlūoń.

(Fünf gehen ihrer jagen; zwei bringen einen getragen, sie tragen ihn nach Knergelwitz, von Knergelwitz uach Nagelwitz, dort wird er erschlagen. — In ähnlicher Form weit verbreitetes Rätsel; vgl. auch „Mitteilungen", Heft XIV, S. 17 f.)

II. Sprüche und Sätze.

11. aubm *hui und-undn fui. (Oben hui und unten pfui = oben beglissen und unten zerrissen.)
12. baitn unt gān is tsufáił. (Bitten und Geben ist zuviel.)
13. frš gəkǫftə gipt dr jaudə ništ. (Fürs Gekaufte gibt der Jude nichts.)
14. *briŋkł breŋ braut. (Bröckchen bringen Brot.)
15. n blińdə henə fint (Gram. 21) ǭ amā a kuʳn. (Eine blinde Henne findet auch einmal ein Korn.)
16. s īe is klīgr wī di henə. (Das Ei ist klüger als die Henne.)
17. rīedn is-siłbr, šwēgŋ is gułt. (Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.)
18. wāʳ di wūoł hot, hot-ti kwūoł. (Wer die Wahl hat, hat die Qual.)
19. no dr *wīełə kimt di *kwīełə. (Nach der Wähle kommt die Quäle.)
20. wāʳdə tsiʳnt bē dr šisł, tit (Gram. 52b.) ſiçh[1]) šūodn ſem risł. (Wer da zürnt bei der Schüssel, tut [sich] schaden seinem Rüssel.)
21. wen də *oʳšt gokršt, do mustə ǭ līen. (Wenn du erst gockerst, da mußt du auch legen.)

---

[1]) Pleonastischer Dativ; derartige Häufungen sind im schlesischen Dialekt nicht selten.

22. ẹs gilt n mandł unt s andr fuftsn. (Eins gilt eine Mandel und das andere fünfzehn.)
23. ẹ̄łn (Gram. 8 Anm. 2) brent ništ guts. (Eilen bringt nichts Gutes.)
24. lanr štaiḉh[1]) fẹdrt[2]) maiḉh. (Langer Stich fördert mich: beim Nähen.)
25. s gipt ja no fail mädl; s gipt ni étwa blauſ-n hantfł, s gipt ja a gants lantfł. (Es gibt ja noch viel Mädchen; es gibt nicht etwa bloß eine Handvoll, es gibt ja ein ganz Landvoll. — Trostspruch für abgewiesene Freier; in Schlesien weit verbreitet, aus der Camenzer Gegend s. „Mitteil.", Band XII, S. 223, auch glätzisch.)
26. dī hínnim gain, di hūon kẹ gelt. (Die — im Dorfe — hinten hinum gehen, die haben kein Geld.)
27. dī macḫn hukst, unt-ti kotsə um fanstrbrātł wirt ništ gəwūoṛ! (Die machen Hochzeit, und die Katze auf dem Fensterbrettchen wird nichts gewahr!)
28. hukst fom lucḫə unt kin kucḫə! (Hochzeit vom Loche und keinen Kuchen = sie machen Hochzeit und haben nichts, nicht einmal Kuchen zu diesem Anlaß.)
29. mēnə brōt bekt braut. (Meine Braut bäckt Brot. — Merkvers für die Eigenart der Trachenberger Mundart, vgl. Gram., S. 117 Fußnote.)
30. raut, raut is ni šain. (Rot, rot ist nicht schön. — Lautmalender Zuruf an kollernde Puter.)
31. mẹ, *betsł, mẹ! (Mäh, Kälbchen, mäh! — Zuruf an jd., der am 1. Mai angeführt worden ist mit Anspielung auf mẹ Mai.)
32. na, na, dū bist wuł aibr a štūotgrūobm gəhepst! (Na, na, du bist wohl über den Stadtgraben „gehepst"! — Zuruf an einen, der sich bemüht hochdeutsch zu sprechen, es aber nicht fertig bringt; daher absichtlich gəhepst statt gəhopst.)
33. spuk ōs unt rīet andrš! (Spuck aus und rede anders! — So sagt man zu einem, der zotenhafte Reden führt.)
34. mēnə mutr hot gəſūot, wen iḉh *pišprn haiṛ, do ſuł iḉh hẹmkum! (Meine Mutter hat gesagt, wenn ich flüstern höre, da soll

[1]) In der heutigen Mundart sonst meist štiḉh.
[2]) Lautgesetzlich wäre fiedrt zu erwarten; vgl. Gram. 3.



ich heimkommen! — So wird gesagt zu zweien, die heimlich zusammen flüstern.)

35. ništə is gut fr di ǫgn. („Nichts“ ist gut für die Augen. — Bezieht sich meist auf ein soeben gehörtes „nichts“; phrasenhafte Redensart, ebenso die folgende.)

36. wen aiḉh wistə, wī ſiḉh s šistə (Gram. 51 II und d.), do kę̄ft[1]) iḉh dam junə glē n flintə[2]). (Wenn ich wüßte, wie sich's schösse. da kaufte ich dem Jungen gleich eine Flinte.)

37. got bətsūoł ſiḉh[3]) s! — do het a fail tsu bətsūołn, wen a ołis bətsūołn weltə! (Gott bezahle euch's! — Da hätte er viel zu bezahlen, wenn er alles bezahlen wollte!)

38. dū konst miḉh om ūořšə lekn! — wort ok, *fęgr, aiḉh wār diḉh šau amā lekn kum, dos də drūo denkn wiršt! (Du kannst mich am A. l.! — Warte nur, Feger, ich werde dich schon einmal lecken kommen, daß du dran denken wirst!)

39. himł, ūořš-unt-tswirn, dr menš (Gram. 20c Anm. 2) dar kūon ſiḉh irn! (Himmel, A. und Zwirn, der Mensch, der kann sich irren!)

40. hī hot iḉh s, unt dǫ frlaur (Gram. 51 II) iḉh s. (Hier hatte ich's und da verlor ich's.)

41. dūos is ni étwa afau lēḉhtə, als wen dr hūon dr henə aibr a šwants štēkt! (Das ist nicht etwa so leicht, als wenn der Hahn der Henne über den Schwanz steigt!)

42. dūos is ni étwa afau wī mit dr epłfrǫ: ūobēsn unt haišmēsn! (Das ist nicht etwa so wie mit der Äpfelfrau: anbeißen und hinschmeißen!)

43. dī drīet ſiḉh wī dr furts uf dr heḉhł. (Die dreht sich wie der F. auf der Hechel; von flinken Frauenspersonen.)

44. a) a gait grūodə wī dr *bīŗ ſęḉht.
b) dēnə furḉhn ſēn grūodə afau wī dr bīŗ ſęḉht. (a) Er geht gerade[so], wie der Eber seicht, d. h. im Zickzack, z. B. von Betrunkenen. b) Deine Furchen sind geradeso, wie der Eber seicht, d. h. du hast ungerade, im Zickzack gepflügt.)

45. a hot a gəſiḉhtə wī a ōsgəklatštr *pułkə-ūořš. (Er hat ein Gesicht wie ein ausgeklatschter A. einer polnischen Frau.)

---

[1]) Der Indikativ lautet kǭft(ə), ohne Umlaut, vgl. Gram. 53.

[2]) nt hier nicht palatalisiert.

[3]) Über ſiḉh = euch vgl. Gram. 57b.

46. a hot n bōc͡h wī a trūońdr šustr. (Er hat einen Bauch wie ein trächtiger [tragender, Gram. 60] Schuster.)

47. dar is no aibr a štikł fīc͡h: a štikł fīc͡h wis(-s), wen s gənuńk hot, abr daʳ nic͡h! (Der ist noch über ein Stück Vieh: ein Stück Vieh weiß es, wenn es genug hat, aber der nicht! — Von stark Betrunkenen.)

48. daʳ hot ǭ om leństn gəšisn, daʳ wiʳt wuł bāldə a *lādr machn. (Der hat auch am längsten gesch. [= gelebt], der wird wohl bald ein Leder machen [= sterben].)

49. dr wińt gait waidr afau, s hot fic͡h waidr a ǭst gəhań. (Der Wind geht wieder so, es hat sich wieder ein Aas [= jemand] gehängt.)

III. Volkstümliche Dichtung.

Die folgenden beiden Zwiegespräche leben jetzt im Volksmunde, ohne daß ihre ursprünglichen Verfasser noch bekannt sind. Beide scheinen älteren Ursprungs zu sein, darauf deuten u. a. in Nr. 50 der rührselige Ton in Liesens Worten und in Nr. 51 der Ausdruck „Bettelvogt“, sowie manche Entstellungen oder Verdunkelungen des ursprünglichen Wortlautes, z. B. in Nr. 50 „nur du allein könntst ... mich wehn“, „dr kīštūoł (is) noi gətswekt“, „dūos is dr ric͡htjə tswiʳtł“. Nr. 51 dürfte etwa 40 Jahre alt sein, Nr. 50 halte ich für noch bedeutend älter.

50. pōr̥ unt līfə (Bauer und Liese).

Pōr̥. hair̥štə (od. hir̥štə, Gram. 13a), līfə, kimstə ni bāldə (Hörst du, Liese, kommst du nicht bald!)

Liese. Aber, Vater, sag' doch nicht immer „Liese“!
Das klingt ja gar zu grob und unanständig roh!
Wie leicht wäre nicht zu sagen: „Kind“, „Elise“!
Die gute Tante nannte mich ja immer so.
Hättest du mich in der Stadt gelassen!
Denn hier zu bleiben, ist unmöglich mir;
Ich fühle mich so unstät und verlassen;
Gott, dieses Bauernleben mit seiner Unmanier!
Statt Rosenlauben sieht man Düngerhaufen,
Statt Glockenklang, da hört man Kuhgebrüll!
Ach, Alfred, Alfred, wüßtet du, wie ich hier weine, schmachte und vergeh!



Nur du allein könntst mich verstehn, mir in allem beistehen
und mich *wehn!

P. na, do hair̥t (oder hi^{r}t) ok, dǭ mec͡ht ma *he^{r}nr krīgn!
is dūos a tumr *ofəšwants!
na wo^{r}t, dū welst (Gram. 5, Anm. 2 und 20c) mic͡h *o^{r}št bəlīgn!
dē fūotr is gəwis kę hons!
máir̥ hot mēnə läptāgə (Gram. 38) no kę mist gəštunkn;
unt wen-nə kū priłt, dūoſ-is ǭ ni šlec͡ht!
unt wen də mr no amá nenst dan štūothalunkn,
dam hūo ic͡h di mukn ōsgəduc͡ht!
do is-sə ſau n tsimprlijə *prīſə,
ſait-si (Gram. 11) dr ołp hot ē di štūot gəbruc͡ht;
do ſitst-si dǭ wī nə āldə glukə,
dr hołs is nakt unt-tr pukł ǭ.
naim dr a mic͡hł, wen də welst gut *hukstn;
dūoſ-is a šmukr pu^{r}š', da^{r} hot fīr̥ kī (Gram. 36) unt-tswie uksn,
unt s hōs is šain gədakt
unt-tr kīštūoł noi *gətswekt!
s ha^{r}tsə 'm lēbə mec͡htə ęm *juksn,
wen ma ſic͡h di gəlęgnhęt bəſit. —
na, hair̥štə, aic͡h wā^{r} dr nó wūos ſūoń:
dēnə mutr wūor ǭ gəwís a šmukis dink,
wēs wī miłc͡h unt putr,
šprunk (Gram. 51 III a) wī a rādł, wen ic͡h amā mait r gink.
ic͡h hūo a gants jǭr im ſi gəwurbm,
unt wen mic͡h ſi ni gəmuc͡ht hetə,
do wīr ic͡h ǭ ni gəšturbm,
ſundrn ic͡h het mr n andrə gəſuc͡ht!

(Na, da hört nur, da möchte man Hörner kriegen! Ist das ein dummer Affenschwanz! Na warte, du willst mich erst belügen! — Dein Vater ist gewiß kein Hans! Mir hat meine Lebtage noch kein Mist gestunken; und wenn eine Kuh brüllt, das ist auch nicht schlecht! Und wenn du mir noch einmal nennst den Stadthalunken, dem habe ich die Mucken [zu vertreiben] ausgedacht! Da ist sie so eine zimperliche Prise, seit sie der Alp [Alfred, s. vorher] hat in die Stadt gebracht; da sitzt sie da wie eine alte Glucke, der Hals ist nackt und der Buckel auch. Nimm dir den Michel, wenn du willst gut hochzeiten; das ist ein schmucker Bursch, der hat vier Kühe und zwei Ochsen, und das Haus ist schön gedeckt, und der Kuhstall neu gezwagt [gewaschen = zurechtgemacht ?] Das Herz im Leibe möchte einem jauchzen, wenn man sich die Gelegenheit besieht. — Na, hörst du, ich werde dir noch etwas sagen: Deine Mutter war

auch gewiß ein schmuckes Ding, weiß wie Milch und Butter, sprang wie ein Rädlein, wenn ich einmal mit ihr ging. Ich habe ein ganzes Jahr um sie geworben, und wenn mich sie nicht gemocht hätte, da wäre ich auch nicht gestorben, sondern ich hätte mir eine andere gesucht!)

L. Aber. Vater, schweige! Meine Nerven beben,
Vor Entsetzen quillt das Blut in mir!
Ich habe in der Mühlenbach gelesen:
„Die Liebe ist das erste Morgenrot;
Wer nicht geliebt, der ist gewesen
Auf Erden schon lebendig tot!“

P. nu, wūos hustə den fo deńr lībə?!
dī is orm wi n kirć͜hŋmōs;
unt gait s amā a bisł trībə,
do gukt-si glē tsum fanstr nōs!
dr šwoʳtsr, dūos is dr rić͜htjə *tswiʳtł,
daʳ meć͜ht amā no fraŋkrēć͜h nōs!
dūos wīr åmā a muntr štikł,
do lac͜ht ić͜h mr n *pukł, wī n arpsə graus!

(Nun, was hast du denn von deiner Liebe?! Die ist arm wie eine Kirchenmaus; und geht's einmal ein bißchen trübe, da guckt sie gleich zum Fenster hinaus! Der Schwarzer, das ist der richtige Dummkopf (?), der möchte einmal nach Frankreich hinaus! Das wäre einmal ein munteres Stückchen, da lachte ich mir einen Buckel, wie eine Erbse groß!)

L. Ach, ich will ins Kloster gehen,
Hinterm Schleier bergen meiner Tränen Zahl
Und auf Alfred warten,
Bis voran wir ziehen in den Rosengarten!

P. wūos? ēs klaustr welstə krić͜hŋ?!
bist lutḗriš! bist frhekst!
na woʳt, ić͜h wāʳ glē tsum pastr šikŋ,
dos a dr just a tekst frlist!
unt-tsī dr jitst di kluŋkrn rundr,
unt br gain ēs hīe!
unt wen də no wūos tsụ *wotšn hust,
do krikstə no ęnə nē!

(Was? Ins Kloster willst du kriechen? Bist lutherisch! Bist verhext! Na wart, ich werde gleich zum Pastor schicken, daß er dir just den Text verliest! Und zieh dir jetzt die Klunkern [gemeint ist die städtische Kleidung] herunter, und wir gehen ins Heu! Und wenn du noch etwas zu schwätzen hast, da kriegst du noch eine hinein!)



51. Tūopri(ch) unt ſefə (Taprig und Josefa).

Tūopri(ch). wułgəšpéstsuhūon, fetr štandisbəomtr; ſēn ſ ok ſau gəbātn unt hūon ſi mrš ni fr úngut, dos i(ch) amā tsú oi(ch)[1]) (oder tsūn ſi(ch), Gram. 57b) kumə!

(Wohlgespeistzuhaben, Vetter Standesbeamter; seien Sie nur so gebeten und haben Sie mir's nicht für ungut, daß ich einmal zu euch komme!)

Standesbeamter. Wer seid ihr denn?

T. ai(ch) hęsə tūopri(ch) unt bai grausknę(ch)t undrm šwołbm-šwantsə[2]) bem pōr lumpri(ch).

(Ich heiße Taprig und bin Großknecht unterm Schwalbenschwanze beim Bauer Lumprich.)

St. Und was wollt ihr denn?

T. ja, ſān ſ ok, fetr štandisbəomtr, dūos is-sau n frflištə, fr-wikłtə gəši(ch)tə; dūos bətrift nęmli(ch) mehr ūogəlęgnhęts hołbr. dūos ma(ch)t mr unbədenkli(ch) faił *kuprītsijn. unt wen i(ch) drūo denkə, do ſumt mrš ēm kupə wī ēm *humlrnāstə, unt-tr węk tsu áin is mr ǭ no ni lę(ch)tr gəwurn.

(Ja, sehen Sie nur, Vetter Standesbeamter, das ist so eine verflixte, verwickelte Geschichte: das betrifft nämlich meine[r] Angelegenheit [halber][3]). Das macht mir unbedenklich [statt: ungeheuer] viel Kopfzerbrechen. Und wenn ich dran denke, da summt mir's im Kopfe wie im Hummelneste, und der Weg zu Ihnen ist mir auch noch nicht leichter geworden.)

St. Was ist euch denn passiert? Ist euch jemand gestorben?

T. ī, got bəwūorə, grūodi-s (Gram. 31) gęgntęł! und-aibrijns het i(ch) ja *kin menšn, dār mr štarbm kentə, als wī mēnə ſefə, unt-tī is kroitsfidēl unt *bəwušprt wī a rautšwentsł.

(I, Gott bewahre, grade das Gegenteil! Und übrigens hätte ich ja keinen Menschen [= niemand], der mir sterben könnte, als [wie] meine Josefa, und die ist kreuzfidel und behende wie ein Rotschwänzchen.)

St. Da ist euch wohl ein Kind geboren?

T. ī, got bəwūorə, dūos fāltə grūodə no; dūos-suł orst ri(ch)ti(ch) lausgain!

(I, Gott bewahre, das fehlte gerade noch; das soll erst richtig losgehen!)

---

[1]) Über den Wechsel zwischen „Sie" und „Ihr" in der Anrede sagt Th. Schönborn, Das Pronomen in der schlesischen Mundart, S. 21: „Im südlichen Teile des Gebirgsschlesischen braucht man vielfach im Nom. ſi, aber im Dat. und Akk. ai(ch)." Nach obigem gilt dies auch für die Trachenberger Gegend; daneben werden auch die Formen der 3. Person gebraucht.

[2]) Flurname.

[3]) Konstruktionsmischung, vgl. oben Nr. 32!



St. Aber, lieber Taprig, da muß ich euch doch bitten, daß ihr mir sagt, was euch zu mir führt. Ich kann doch eure Wünsche nicht erraten, habe auch nicht lange Zeit, mich auf unnütze Erklärungen einzulassen!

T. ſai hūon wuł hṓtə ſaiṛ faił tsu tūn? bē ins drhẹ̄mə is̄ ǭ aſau; dī roim grūodə a *hẹ̄knštūoł ōs.

(Sie haben wohl heute sehr viel zu tun? Bei uns daheim ist's auch so die räumen grade den Schafstall aus.)

St. Da seid nur meinetwegen unbesorgt, und tragt mir kurz und bündig euer Anliegen vor!

T. ſai hūon wuł ǭ gūoṛ ſaiṛ faił *maléstijə mit a *frǫfełkrn?

(Sie haben wohl auch gar sehr viel Schererei mit den Frauenzimmern?)

St. Quatscht nicht immer solchen Unsinn und bleibt bei der Sache!

T. nū, dō ſēn ſ ok ni glē aſau baiſə! wūoſ-ićh frǫń wułtə, — aićh wułtə halt blaus bəmerkn, —

(Nun, da seien Sie nur nicht gleich so böse! Was ich fragen wollte, — ich wollte halt bloß bemerken, —)

St. Lieber Taprig, wenn ihr nicht bei der Sache bleibt, muß ich die Unterhaltung schließen!

T. ja, ſān ſi, fetr štandisbəomtr, is tit mr ja ſaiṛ lẹ̄t, dos ićh ſi bəlestijn mus, abr mēnə ſefə līs mr š no hṓtə frī d^{u}rćh a *batł-wǫ́t ſūoń; ſi ſūótə: „tūoprićh, dūos tumə *gəkwótšə mit daiṛ hūo ićh grūodə wī mit *lefłn gəfrasn. ſaibm jǭrə kimstə nū šau tsu maiṛ, unt wen ićh amā a wǭṛt fom hukstmachn rīedə, do šitłstə mit dem dikə *štepł unt tist wī a *pułnš (Gram. 23 Anm.) d^{u}rf! wen di-s nū w^{i}rklićh aſau gut mait[1]) (oder mit) mr mẹ̄nst, unt-tū wełst, dos br ſułn tsuſom kum, do gaistə hṓtə bāldə dos aufbaitn (Gram. 61 f. II) bəšteln!"

(Ja, sehen Sie, Vetter Standesbeamter, es tut mir ja sehr leid, daß ich Sie belästigen muß, aber meine Josefa ließ mir's noch heute früh durch den Bettelvogt sagen; sie sagte: „Taprig, das dumme Geschwätz mit dir habe ich grade wie mit Löffeln gefressen. Sieben Jahre kommst du nun schon zu mir und wenn ich einmal ein Wort vom Hochzeitmachen rede, da schüttelst du mit deinem dicken Schädel und tust wie ein polnisches Dorf! Wenn du es nun wirklich so gut mit mir meinst, und du willst, daß wir sollen zusammen kommen, da gehst du heute bald [= sofort] das Aufbieten bestellen!")

[1]) Die gedehnte Form mait kommt nur vor persönlichen Fürwörtern und in adverbialer Bedeutung vor; die Präposition lautet in allen anderen Fällen „mit" (Gram. 13b).



St. Ihr wollt also heiraten?

T. nū jā, im dūos wułt aiçh ſai baitn; wen ſi weʳn aſau gut unt baitn ins amā auf! aiçh fr mēnə *poʳtə bai ja ni aſau hitsiçh uf a wę̄çhkwork, abr mēnə ſefə, dī lest mr ę̄mǭł kę̄nə rū.

(Nun ja, um das wollte ich Sie bitten; wenn Sie wären so gut und böten uns einmal auf! Ich für meinen Teil bin ja nicht so hitzig auf den Weichquark, aber meine Josefa, die läßt mir einmal keine Ruhe.)

St. Euerm Aufgebot steht nichts im Wege, sobald ihr die dazu erforderlichen Papiere mitgebracht habt. Habt ihr auch mitgebracht die Zeugnisse?

T. wūos fr nisə?

(Was für Nüssc?)

St. Ich frage euch, ob ihr die zu Eurer Verheiratung erforderlichen Papiere mitgebracht habt?

T. nū, aiçh hūo s dīnstbūçh maitə.

(Nun, ich habe das Dienstbuch mit.)

St. Das genügt nicht zur Sache!

T. nū, ſān ſi ok *oʳšt amā nē; s hot gūoṛ ſaiṛ šainə tsoiknisə drinə! aibərūoł, wau içh bai gəwāst, hūon ſi nēgəšraibm: „Treu und ehrlich, aber immer phlegmatisch.“ mēnə ſefə frīet ſiçh ǭ gūoṛ ſaiṛ draibr; ſi mę̄nt: „tūopriçh, di tsoiknisə ſēn ſaiṛ šain, abr dūos flekmātn wiʳšt-(r misn opgəwīen (Gram. 15b), den wem-br wan tsuſóm ſēn, unt-tū wiʳšt dos flekmātn aſau wetr trēbm, do wam-br wuł moiçhma di *štrūobłkotsə tsīn!

(Nun, sehen Sie nur erst einmal hinein; es hat [= sind] gar sehr schöne Zeugnisse darin! Überall, wo ich bin gewesen, haben sie hineingeschrieben: ... Meine Josefa freut sich auch gar sehr darüber; sie meint: „Taprig, die Zeugnisse sind sehr schön, aber das Phlegmaten wirst du dir müssen abgewöhnen, denn wenn wir werden zusammen sein, und du wirst das Phlegmaten so weiter treiben, da werden wir wohl manchmal Streit haben!)

St. Eure Braut ist wohl sehr ernsthaft?

T. nū, do kum ſi šain ūo! dī hot kurāšə, wī a kutšīṛfāʳt aiçh wāʳ miçh misn frflišt uf di hinrbę̄nə ſetsn, wen ſi mr ni wiʳt fułn tsu kupə waksn!

(Nun, da kommen sie schön an! Die hat Kurasche, wie ein Kutschierpferd. Ich werde mich müssen gehörig auf die Hinterbeine setzen, wenn sie mir nicht wird sollen zu Kopfe wachsen!)

St. Ja, wie ich bereits gesagt habe, das Dienstbuch kann mir die erforderlichen Papiere nicht ersetzen. Sie müssen die beiderseitigen Geburtsscheine mitbringen. Wer ist denn eure Braut?

T. nū ſ is ja mēnə mūmə, dis *mǫtwułfsfeɒrš ſefə. br ſēn ja no a bisł mitanandr frwant, ſ is mem grausfūotrš frǫs (Gram. 44) brūdrš tochtrš ſēnə līpstə šwastr.

(Nun, es ist ja meine Muhme, des Maulwurfsfängers Josefa. Wir sind ja noch ein bißchen miteinander verwandt; es ist meines Großvaters Frau Bruders Tochter liebste Schwester.)

St. Die beiderseitigen verwandtschaftlichen Verhältnisse sind allerdings sehr weitgezweigt!

T. dūos ſūotə mēnə grausmutr ǭ. ſ is grūodə wī fom hundrtstə gəbekə s *klębraut ōdr di trǭk-krotsə.

(Das sagte meine Großmutter auch. Es ist grade wie vom hundertsten Gebäcke das Kleinbrot oder die Trogkratze.)

St. Wann seid ihr denn geboren?

T. gənǭ węſ-ich s ni amā; abr dūos węſ-ich, dos ich bai fuftsich jǭrə gəwäst. mē fūotr wūoŗ grūodə um jᵘrmrtə gəwäst in kū kęfn, unt do is a graus gəwitr gəkum, unt-trnǭ bai aich gəkum.

(Genau weiß ich es nicht einmal; aber das weiß ich, daß ich bin fünfzig Jahre gewesen. Mein Vater war gerade auf dem Jahrmarkte gewesen eine Kuh kaufen, und da ist ein großes Gewitter gekommen, und danach bin ich gekommen.)

St. Ja, lieber Taprig, das Aufgebot eines Brautpaares, das durch vierzehntägiges öffentliches Aushängen geschehen muß, darf nicht erfolgen, wenn die dazu gehörigen Papiere nicht in Ordnung sind!

T. wūos? fiʳts tāgə aufheɒ! *oʳšt a hofn *maléstijə mit a tsoiknisn, unt-trnǭ nóch fiʳts tāgə aufheɒ; nę, dūos mach br nich, afau a *túmjān bai aich nich! maintswęgɒ (od. mętsholbr) kūon ſich mēnə ſefə ē a junkfrnfərę̄n ēkęfn, abr máich *bəlemprt ſi nich! blēbm ſi mr hipš gəfunt, unt ništ fr ungut, fetr štandisbəomtr!

(Was? Vierzehn Tage aufhängen! Erst ein Haufen Schererei mit den Zeugnissen, und danach noch vierzehn Tage aufhängen; nein, das machen wir nicht, so ein dummer Kerl bin ich nicht! Meinetwegen kann sich meine Josefa in den Jungfernverein einkaufen, aber mich betrügt sie nicht! Bleiben Sie mir hübsch gesund, und nichts für ungut, Vetter Standesbeamter!)

Zum Schluß sei noch das folgende Märchen hinzugefügt:

52. hutš mit-tr tuńtə ēs wormə.

s hotə amā a mūoɒ a fōlis wēp. wen a imr ē di arbęt gink, gink-si uf a bǭdn; duʳt hot-si n tunə mit fādrn, do ſūotə ſi (Gram. 36 Anm.) imr: „*hutš mit-tr *tuńtə ēs wormə!“ unt šprunk nē ē di tunə unt blīp (Gram. 51 I und a) durtə bis ǭbmts. wen-nu dr mūon



hēmə kūom, wundrt a ſićh imr, wós-si enklićh gəmacht hotə. do hot a ſićh amā uf a bǭdn frštakt, unt-to hot a nū daᵣ *kamędijə amā tsūgəſān. „woʳt ok", ducht a, „dam dinə gaid-optsuhałfn!" a hot-ti fādrn rōsgənum ōs dr tunə unt wosr nēgəgusn und-aubmdrauf waidr a pūoṛ fādrn gətǭn. wī nu a andrn tāk dr mūon waidr fuʳt wūoṛ, gink-si waidr uf a bǭdn unt machtə: „hutš mit-tr tuńtə ēs wormə!" unt plauts ēs kāldə wosr nē! jitst hotə ſi (Gram. 36 Anm.) abr gənunk, ſo jitst op gink-si nímai uf a bǭdn. unt-tr mūon frīetə ſićh, dos a ſi kurīṛt hotə.

(Es hatte einmal ein Mann ein faules Weib. Wenn er immer in die Arbeit ging, ging sie auf den Boden; dort hatte sie eine Tonne mit Federn, da sagte sie immer: „Hutsch mit der Tunte ins Warme!" und sprang hinein in die Tonne und blieb dort bis abends. Wenn nun der Mann heim kam, wunderte er sich immer, was sie eigentlich gemacht hatte. Da hat er sich einmal auf den Boden versteckt, und da hat er nun der Komödie einmal zugesehen. „Warte nur," dachte er, „dem Dinge geht abzuhelfen!" Er hat die Federn herausgenommen aus der Tonne und Wasser hineingegossen und obendarauf wieder ein paar Federn getan. Wie nun den anderen Tag der Mann wieder fort war, ging sie wieder auf den Boden und machte: „Hutsch mit der Tunte ins Warme!" und, plauz, ins kalte Wasser hinein! Jetzt hatte sie aber genug, von jetzt ab ging sie nicht mehr auf den Boden. Und der Mann freute sich, daß er sie kuriert hatte.)

Erläuterungen zu den mit * bezeichneten Wörtern.

aurgəhenkə n. (7) Ohrgehänge. Mhd. gehenke Gehänge = Schmuck.

batłwǭt m. (51) Bettelvogt: dieser hatte ehemals dafür zu sorgen, daß die Bettlerplage nicht überhand nahm. Heute wird das Wort teils nicht mehr verstanden, teils hat es anderen Sinn angenommen. Vgl. „Mitteil.", Band XII 118[1]): „fīr a tsvantsićh jǭṛn vǭṛ š mẹt a batl-lọita afū šlẹmp, dos on must ékstrā a batlfocht m darfə ſain, dāʳ-ſə vẹldə macha (verscheuchen) must" (aus Neuweistritz bei Habelschwerdt). In veränderter Bedeutung: 1. bittendes Kind: dū bist šun amōl a batlfucht! (Mohren bei Weckelsdorf); 2. lästiger Bettler: batlfocht (Brzesowie, Kreis Glatz).

bəlemprn schw. v. (51) betrügen, hintergehen. Im eigentlichen Sinne: beschmutzen, einen Schmutzsaum machen; Weinhold, Beiträge zu einem schles. Wb. 53a; vgl. auch die entsprechenden Bedeutungen von „bescheißen" im Schlesischen: 1. beschmutzen.

[1]) In geänderter Schreibung; dasselbe gilt für alle Belege aus Quellen mit abweichender Lautschrift.



2. betrügen. Verbreiteter als bəlemprn ist im Sinne „betrügen" im Schlesischen das ähnliche, aber wohl nicht dazu gehörige bəlemrn; Weinhold, Beitr. 53a; ebenso glätz. bəleman; altenb. belämmern, O. Weise, Altenb. Ma. 61 usw. Weigand, D. Wb.[5] I 199.

betšł n. (31) Kosename des Kälbchens. Bei Brieg petšl, bei Neisse (Steinhübel) betšla. Ich hatte das Wort als Klangwort auf slavischer Grundlage gedeutet (tschech. bečeti blöken, Gram. 60); zu vergleichen ist aber auch poln. byczek, Deminutiv von byk Ochse, wovon schönwäldisch bẹtškję[1]) m., ein Ochsenname, kommt; Gusinde, Eine vergessene deutsche Sprachinsel, S. 153a.

bəwušprt a. (51) behende, flink; dabei einschmeichelnd, zärtlich. Vergleich: bewušprt wī a rautšwentsł (51). In Breslau: b. wie ein Ohrwürmel, auch Schles. Prov. Bl. 1786, 137; glätzisch bəvušprt vī a hundla; Holtei, Schles. Ged. [19] 50: do kam schunt Er so bewuschbert als wie de Wachtel, wenn se daß se fruhs aus em Weeze rickt und sihch's Wätter betracht und pickberwickt. Weinhold, Beitr. 106b.

bīr̥ m. (44) Eber. bẹr̥ Th. Schönborn, Pron. in der schles. Ma. § 47 (wohl Ma. bei Sorau N. L., vgl. a. a. O. S. XVI); Weinhold, Beitr. 9a. Mhd. bêr hätte bei Trachenberg zu *bair̥ werden müssen; daher ist entweder eine alte Nebenform *ber oder eine frühe Entlehnung aus der nhd. Schriftsprache oder Einfluß einer Nachbarmundart anzunehmen (Gram. 3 und 5; vgl. neumarktisch fīr̥ sehr, von Unwerth, Schles. Ma., § 26 II Anm. 1). Glätzisch dafür gewöhnlich bork (Klesse, Vierteljahrsschrift d. Gfsch. Glatz III 231 — dagegen bedeutet mhd. barc männliches Schnittschwein, ebenso schles., auch nordböhm. burk, schönwäld. būkch̥: Weinhold, Beitr. 11b; Knothe, Markersdf. Ma. 28; Gusinde, Sprachinsel, S. 155b); glätzisch stellenweise (Lewin, Reinerz) daneben auch noch ävr, mhd. ëber; schönwäldisch und zipserisch pais, mhd. bîȝe: Gusinde, Sprachinsel, S. 190b.

briŋkł n. (14) Krümchen. Weinhold, Beitr. 12b; Knothe, Markersdf. Ma. 27. Im Gebirgsschlesischen meist das Deminutiv briŋkala, glätzisch brẹŋkala. Das Stammwort bruŋkn m. Brocken („einen Brunken Brot") habe ich selbst als Kind oft von meiner Großmutter in Breslau gehört; es scheint aber jetzt fast verklungen

[1]) kj oder auch kch̥ entspricht Gusindes palatalem k' vor Vokalen und im Auslaut, vgl. Gusinde, Sprachinsel, S. 2 f.



zu sein. Die Form brikl (in „a brikl“ ein bißchen = a briŋkala) gilt besonders im Riesengebirge und seiner Nachbarschaft (gebschles. auch a brikala), sowie im nordöstlichen Böhmen westlich bis gegen Kratzau (a brikl, F. Wenzel, Studien zur Dialektgeogr. der südl. Oberlausitz und Nordböhmens § 217).

brokŋ schw. v. (6) in Brocken brechen. Mhd. brocken.

fę̄gr m. (38) Feger: geringschätzige Bezeichnung besonders männlicher Personen, meist zu Kindern. Häufig in der städtischen Umgangssprache Schlesiens, wohl aus der Bedeutung „Schläger, Raufer“ entwickelt; Weigand, D. Wb.[5] I 510. Das ę̄ statt īe erklärt sich wie in nę̄chtn (Gram. 3 und 4) oder durch Einfluß der Schriftsprache

frǭfułk n., pl. frǭfełkr (51) Frauvolk: derber Ausdruck für Frauenspersonen. Auch sehr üblich in Breslau.

gakł n. (2, 6) Ei, nicht nur Kinderausdruck. In einem Sommerliede aus dem Oelser Kreise, „Mitteil.“, Heft XII 87, heißt es (wohl entstellt): „Gatt mer ock a Kachel.“ Vgl. Weigand, D. Wb[5] I 608 f.: Gackelchen = Ei in der Kindersprache, 1586 Kackelein; O. Weise, Altenb. Ma. 74: Gackei Kinderausdruck für Ei, auch leipz. Zum klangmahlenden Stamme gak mit den Nebenformen gik, gok, gāk, z. B. schles. gaksn und giksn: wer gickst muß auch gacksen, er weiß weder Gicks noch Gacks; gokrn vom Schreien des Huhnes beim Eierlegen (s. oben 21); gōkš m. Hahn; gākŋ schreien wie eine Gans usw. Weinhold, Beitr. 25a (gâken), 28b (Goksch).

gəheŋkə n. (7) s. aur̥gəheŋkə.

gəkwótšə n. (51) Geschwätz. Verbreitet, vgl. Weinhold, Beitr. 74b. S. auch wótšn.

gəlā́də n. (1). Das Wort wird nicht mehr recht verstanden, daher ist die ursprüngliche Bedeutung hier wohl verdunkelt. Lebendig ist das Wort in der Bedeutung „Lage geschnittenen Getreides“ z. B. noch schönwäldisch: gjęlīədę n.; Gusinde, Sprachinsel, S. 165b. Beide Formen kommen von mhd. gelegede f. Lage; für die Trachenberger Form ist Sekundärumlaut anzunehmen wie in gətrǟdə, mhd. getregede. Dieselbe Bedeutung hat auch glätzisch glējə f., nordböhm. gleijə f. (Knothe, Markersdf. Ma. 43 f.); diese Formen entsprechen jedoch mhd. gelæge n. das Zusammengelegte. Es hat daher wohl gegenseitiger Einfluß von gelegede und gelæge stattgefunden, woraus sich auch das verschobene Geschlecht erklärt. Vielleicht ist die Bedeutung von gəlā́də auch beeinflußt von „Lehde“ f.



das — teilweise, z. B. glätzisch, über *leide — nach Weigand, D. Wb.[5] II 40 auf mnd. lēgede f. Niederung zurückgeht. Im Schlesischen bedeutete Lehde nach Weinhold, Beitr. 52b „unbebautes, meist als Wiese benutztes Außenfeld", vgl. auch altenburgisch Leede f. Anger, Weideland (O. Weise, Altenb. Ma. 93); im Glätzischen (bei Wilhelmsthal) ist noch die Ableitung s lāidijə oder s lę̄dijə n., auch der lāidiçhakr, lebendig, man bezeichnet damit die höchstgelegenen Felder, die nicht gedüngt werden können und daher zur Kräftigung mehrere Jahre als Brachen liegen bleiben; lēda pl. (z. B. bei Camenz „Mitteil.", Band XVI 112), lę̄da (glätz.; vgl. auch J. Schmidt, Grafsch. Glatz, Jahrg. 1915, 19) usw. sind jetzt häufige Flurnamen. Verschieden ist nach Ansicht Gusindes trotz der Ähnlichkeit in Form und Bedeutung schönwäldisch lādẹ f. Weide mit zweijährigem Klee, das zu poln. lada unbebautes Feld gehört (Gusinde, Sprachinsel, S. 181b), doch möchte ich vielmehr Entlehnung des slavischen Wortes aus dem Deutschen annehmen (auch tschechisch lada f. Lehde, Brachfeld).

gətswekt part. (50). Vielleicht liegt eine Entstellung aus unverständlich gewordenem, aus der Schriftsprache entlehntem gezwagt vor (vgl. auch den Reim auf gədakt) von zwagen waschen, das noch Wenzel Scherffer kannte, vgl. Paul Drechsler, W. Scherffer 280. Mhd. meist twahen, auch dwahen, waschen, baden; noch obd. zwagen nach Weigand, D. Wb.[5] II 1349.

hę̄kə f. (in hę̄knštūoł 51) Schaf, Schöps. So auch, aber in verächtlichem Sinne z. B. bei Camenz und Wilhelmsthal; ferner Schles. Prov. Bl. 1786, 220: Höke Schöps, drehende Höke konfuser Mensch. Nach Weinhold, Beitr. 35b, bedeutet hēkə Kuh, also wohl in der Reichenbacher Gegend. Im Glätzischen ist hę̄kə zumeist eine geringschätzige Bezeichnung oder ein Scheltwort für eine alte, geringe Kuh (z. B. Klesse, Vierteljahrsschr. d. Grfsch. Glatz, III 231), für ein solches Pferd oder gar für eine Frauensperson.

hui int. in dem Spruche „aubm hui ūnd-undn fui" (11) meint den Scheinglanz im Gegensatz zu dem damit verhüllten Schmutz. Andere Bedeutungen von hui im Schlesischen s. P. Drechsler, W. Scherffer 139f.; vgl. auch Weigand, D. Wb.[5] I 898f. Eine andere Lesart des vorgenannten Spruches ist u. a.: ūva pikfain on ọnda vī a drékšvain (Hannsdorf bei Glatz).

hukstn schw. v. (50) Hochzeit machen. Mhd. hôchzîten. In Braunauer (glätz.) Ma.: doçh vaʳt r mẹt m huçhsta halt n tsait nōçh



va$_r$ta ſẹla (Anton Kahler, Deutsche Volkskunde aus dem östl. Böhmen, IV 159).

humlr m. (51) Hummel. Ebenso z. B. Weinhold, Beitr. 37b; glätzisch: Klesse, Vierteljahrsschr. III 233. Mhd. humbel, hummel m.

hu^{r}n n. Horn; Redensart: dǭ mecht ma hernr krīgn (50). Ausruf der Ungeduld, des Unwillens und einer gewissen Machtlosigkeit gegenüber den Verhältnissen.

hutš int. (52). Hier gleichbedeutend mit mhd. hutsch, raschen Schwung in die Höhe bezeichnend. Wohl verwandt mit husch Ausdruck der Geschwindigkeit, huschen sich schnell fortbewegen, hutschen rutschen usw.

juksn schw. v. (50) jauchzen, jubeln. In Schlesien weit verbreitet; auch glätzisch: Klesse, Vierteljahrsschr. III 157; nordböhm.: Knothe, Markersdf. Ma. 59. Mhd. jûchezen. Glätzisch in demselben Sinne auch jukan „juckeln" (Brzesowie).

kamẹ́dijə f. (52). Hier übertragen: lustiger Vorgang; vgl. H. Schulz, Deutsches Fremdwb. 367.

kẹménš pron. (dat. kim-menšn, acc. kin menšn 51) niemand. Vertritt in einem Teile Schlesiens das dort fehlende Fürwort „niemand". Th. Schönborn, Pron. in der schles. Ma., § 100; Gusinde, Sprachinsel, § 214 II.

kitšł n. (6) (auch kitšə f.) weibliche Katze. Weinhold, Beitr. 43a.

klẹbraut n. (51) Kleinbrot: aus den zusammengekratzten Teigresten, der trǭk-krotsə (Trogkratze), gebackenes Brot; fom hundrtstə gəbekə s klẹbraut bezeichnet eine sehr entfernte Verwandtschaft; glätzisch: fō dr ſīmta bekə s klẹnə brūt (bei Lewin).

knuchə f. Knochen; fōłə knuchə (3) Schelte für eine faule Frauensperson. Ferner glätzisch knọchə steinige Erhebung im Felde, wovon der Ackerboden leicht fortgeschwemmt wird (Brzesowie); bēſə knọchə steiler Berg (bei Wilhelmsthal).

kuprítsijn pl. (51) Bedenken, Kopfzerbrechen. Stammt wohl von frz. caprice f. oder von ital. capriccio m. Laune, durch Anlehnung an kup Kopf ist aber die Form und Bedeutung verändert.

kwīełə f. (19) Quäle, Qual. Nur in dem angeführten Sprichwort. Eine andere Lesart: tsoášt də vēlə on-nōǵrt-tə kvēlə (bei Weckelsdorf). Mhd. quæle f.

lādr n. Leder; Ra.: a lādr machn (48) sterben. Verbreitet, z. B. auch glätzisch.



left m. Löffel; Ra.: wī mit lefn gəfrasn (51) satt, überdrüssig. In anderm Sinne z. B. glätzisch: a hōt s mẹt lefan gəfrasa von einem Menschen, der sich für sehr klug hält.

maléstijə f. (51 zweimal) Schererei, Umstände. Glätzisch moléstijə (Wilhelmsthal), mòléstnijə (Gießhübel, Weckelsdorf); Ableitungen von molestīrn quälen, schinden (s fīch molestīrn bei Weckelsdorf). Franz. molester belästigen.

mọtwułf m. (51) Maulwurf. mōtwulf Weinhold, Beitr. 63a; nordböhm. moutvọlf, moutvulf Knothe, Markersdf. Ma. 82; mōtvorf, mōtvarf und mọtvarf südöstliche Grafschaft („Mitteil.", Band XVI 226). Entstellt aus mhd. moltwërfe unter Anlehnung an mhd. mot Moder, Schlamm, Sumpf, das noch fortlebt in kuhländ. mōt Schlamm, Kot (Meinert, Volksl. d. Kuhl. 408), glätz. mōtich moorig: mōtijr bōdm (bei Wilhelmsthal) und dem verbreiteten mōtšn schmieren (Weinhold, Beitr. 63a). Andere schlesische Formen: 1. nordböhm. moultvurf, multvorf Knothe, Markersdf. Ma. 82; glätz. mōltvorf, mọltvorf, mọltverf. mọlkvorf, mọlkvarf, vgl. „Mitteil.", Band XVI 226; 2. mountvọlf nordböhm., Knothe, Markersdf. Ma. 82; mōntwulf bei Brieg (Linden, Zindel); mōntwurf bei Brieg (Cantersdorf), bei Grottkau und Neustadt O. S. (nach Gusinde); meọntwọf Schönwald bei Gleiwitz (Gusinde, Sprachinsel, S. 185b). Schönhengstisch mọlkūǎf bei Landskron i. Böhm. (J. Matzke, Ma. v. Rathsdorf, § 69, 2).

ofəšwants m. (50) alberner Mensch. Auch in der Umgangssprache Schlesiens häufig.

oʳšt. (21, 50, 51), auch oʳštə adv. erst. Diese Form reicht bis Nordmähren und scheint nur im Glätzischen, sowie im westlichen Gebirgs- und Lausitzisch-Schlesischen zu fehlen, wo die mhd. êrest genau entsprechenden, lautgesetzlichen Formen eʳšt, iʳšt, örtlich auch aʳšt, gelten; oʳšt dürfte eine erstarrte Zusammenziehung aus olr-iʳšt, mhd. allerêrst, sein, so erklärt auch Gusinde, Sprachinsel, S. 159a, das schönwäldische Adverb eọšta.

pišprn schw. v. (34) flüstern. In Schlesien verbreitet; Weinhold, Beitr. 70a; Klesse, Vierteljahrsschr. IV 155; Knothe, Markersdf. Ma. 91. Weigand, D. Wb.[5] II 431.

plentə f. (7) dünne, schlechte Männerjacke (Rock), auch jechplentə. Plente besonders kurze, dünne Männerjacke; vgl. Weinhold, Beitr. 71b (auch Weiberrock); Klesse, Vierteljahrsschr. III 317; plant f. kuhländ., Meinert, Volksl. d. Kuhl. 411; plentla n. dünnes Kleidchen, z. B. bei Camenz, „Mitteil.", Bd. XV 252. Andere Be-



deutungen: 1. Schelte, z. B. geringe Kuh: n ālə plentə bei Camenz („Mitteil.“, Bd. XVI 123), auch bei Weckelsdorf; 2. sehr großes, langes und breites Feld: n grūsə plentə bei Weckelsdorf, vgl. franz. plant m. Pflanzung.

poʳtə f. Partei; Teil, Anteil; ai͡ch fr mēnə poʳtə (51) ich für meinen Teil. Allgemein schlesisch; glätz. paʳtə.

prīʃə f. eigenartige Frauensperson, z. B. n tsimprlijə prīʃə (50). In der Umgangssprache Schlesiens oft mit dem Nebensinn „hochmütig, launisch.“ Auch berlinisch, H. Meyer, Der richtige Berliner 93 a. Vgl. Jäschke, S. 112.

pukł m. Buckel; auch derb für Rücken; Ra: do la͡ch i͡ch mr n pukł wi n arpsə graus (50) Ausruf der Schadenfreude. Ähnlich Weiß, Bresl. Klabatschke 35.

pułkə f. (45) polnische Frau. Polka bei W. Scherffer, Ged. 564, 617 nach P. Drechsler, W. Scherffer 199. Von poln. połka.

pułnš a. polnisch (Gram. 23 Anm.); tūn wī a pułnš durf (51) sich unwissend stellen. Auch z. B. glätzisch tūn vī a pọlš darf (bei Lewin: vī a pōlš dorf); pōlš tūn nicht reden wollen (Adlergebirge). Schlesisch meist pulš; schönwäldisch pōtš, Gusinde, Sprachinsel, S. 192 b.

pumr m. (2) Der Text des Liedes ist wahrscheinlich entstellt; vgl. die in Schlesien verbreitete Form: ʃumr, ʃumr, ʃumr, ī͡ch bīn a klēnr pumr usw. Die gewöhnliche Bedeutung von pumr, auch pimr, ist in Schlesien jetzt „kleine, dicke Person“, ursprünglich „kleine Hundeart [aus Pommern]“; vgl. Pümmer, Weinhold, Beitr. 73 b; Pümmer, Pimmer, K. Steinhäuser, Die Muttersprache des Bresl. höh. Schülers 16; pumă Knothe, Markersdorfer Ma. 95.

putí n. (6) Huhn (als Lockruf und in der Kindersprache). Weinhold, Beitr. 74 b; Klesse, Vierteljahrsschr. III 232.

štepł m. (51) dicker Kopf (derber Ausdruck); eigentlich „Stöpfel“. Weinhold, Beitr. 94 b; Steinhäuser, Muttерspr. 17; Klesse, Vierteljahrsschr. III 229; Knothe, Markersdf. Ma. 113.

štomp m. (5) vierkantiger Baumstamm mit einer Öffnung, in der Graupe, Mohn oder Leinsamen gestampft wird. Mhd. stampf m. Werkzeug zum Stampfen, Stampfmaschine, Stampfmühle.

štrūobłkotsə f. in der Ra.: di štr. tsīn (51) sich streiten, zanken, besonders von Eheleuten. Weinhold, Beitr. 42 a; Steinhäuser, Muttersprache 17; glätzisch štrọvlkotsə tsīn.



tswiᵣtł m. (50) närrischer Kerl (geringschätzig); sonst nicht gebräuchlich, vielleicht liegt daher eine Entstellung aus dem gleichbedeutenden tswikl vor: frdrętr tswikl, häufig in der Umgangssprache Schlesiens. Närrischer Zwickel, O. Weise, Altenb. Ma. 126.

túmjān m. (51) dummer Kerl. In Schlesien häufiger Ausdruck; Weigand, D. Wb.[5] I 389.

tuńtə f. (52) einfältige Frauensperson. Vgl. tuntern zaudern usw., Weinhold, Beitr. 101b; Tunte, Weigand, D. Wb.[5] II 1088.

wehn (hochd.) v. (50). Hier wahrscheinlich entstellt; etwa „das Weh, den Schmerz teilen, bedauern"? Vgl. auch mhd. wæhen verherrlichen, wëgen helfen, beistehen, gewehenen gedenken.

wīełə f. (19) Wahl. Nur in dem angeführten Sprichwort, s. kwīełə. Mhd. wele.

wotšn schw. v. (50) schwatzen. Weinhold, Beitr. 74b, 104a.

Volkssagen aus dem Isergebirge.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf in Charlottenburg.

I.

Engmann und die Erscheinungen bei der Kupferzeche.

Die alte Frau Kittelmann aus Giehren hat es mir zugetragen. Und da sie angibt, es einst von ihrer Mutter gehört zu haben, so liegt die Zeit, da es geschah, schon ziemlich weit zurück.

Damals wohnte auf seinem kleinen Bauerngute in Giehren (Haus Nr. 106) der „Engmann-Mundel", der als ein böser Mensch geachtet ward und sicherlich mit Beelzebub im Bunde stand. Ein Arbeitsmann aus dem Orte kam öfter zu ihm, um ihm beim Dreschen behilflich zu sein. Als er eines Morgens wieder in Engmanns Stube trat, sagte dieser zu ihm: „Warte hier; ich muß schnell erst einmal in die Scheune sehen!" Und als er dann nach einer Weile zurückkehrte, forderte er den Arbeiter auf: „Geh nur heut' nachhause! Das schwarze Meila (Katze) ist da!" Der Mann verschwand. Als er aber am nächsten Morgen wiederkam und in die Scheune trat, fand er zu seiner Verwunderung einen mächtigen Haufen Korn daliegen, den Engmann sicher nicht allein ausgedroschen hatte. — Bei einem späteren Besuche öffnete niemand dem Arbeiter. Und als er, in der Vermutung, daß etwas Besonderes vorgefallen sein müsse, doch in die Stube ging, sah er Engmann tot und mit „überrücktem" Kopfe auf seiner alten Pritsche liegen.

Von dem Tage an, da der Bauer begraben wurde, ging es in seinem Hause toll um. Und niemand war, der es zur Nachtzeit darin aushalten konnte. Man ließ darum den Ortsgeistlichen Pastor Schmidt kommen (er wirkte vor 1858 in Giehren), der den störenden Unruhgeist in die alte Kupferzeche verbannen mußte. Er sollte genau all die Nadeln zählen, die von den Bäumen herabfielen. Das machte ihm natürlich jede Rückkehr ins Dorf unmöglich. „Der



große Knecht bei Schubert“ fuhr ihn in Begleitung des Pastors Schmidt auf einem mit sechs Pferden bespannten Wagen nach dort hinaus. Es war nachts gegen zwölf Uhr. Die Pferde schwitzten gehörig bei dieser Fahrt. Schmidt selbst aber lag gleich darauf eine Zeitlang krank.

Jedes Jahr, wenn der Verbannungstag wiederkehrte, „scheechte“ es seitdem bei der Zeche. Bald erschien ein Reiter, der ohne Kopf war und auf einem Ziegenbock saß und bald ein großer Leichenzug. Bis zu achtzehn Kutschen sah man, und alle hatten brennende Lichter. Durch diese seltsamen Erscheinungen wurden die Leute irregeführt und verliefen sich.

Nach Mitteilung von Frau Kittelmann, Giehren 1917.

II.

Das graue Weibel.

Fürwahr, eine höchst sonderbare Erscheinung, von der ein alter Bauer (Gemeindevorsteher Scholz) aus Groß-Stöckigt zu erzählen wußte! Bestimmtes über ihre Art und Wesenheit läßt sich nicht annehmen, doch erinnert ihr Äußeres merklich an die Holz- und Buschweibel, die an vielen Stellen des Gebirges — vornehmlich in seinem schlesischen Vorlande — auftauchten. Hören wir aber nun, was der betreffende Bauer uns mitzuteilen weiß!

„Ich saß mit meiner Frau und dem Gesinde beim Abendbrot. Da schlug der sonst bösartige Hund in seltsamen Lauten an und verkroch sich scheu unter die Bank. Ich beauftragte die Magd, einmal nachzusehen, ob jemand im Hausflur sei und herein wolle. Die aber kam leichenfahl hereingestürzt und rief: „Ach Gott, ach Gott, kommt nur heraus und seht, was das ist!“ Da ging meine Frau, der Magd die dumme Einbildung und Furcht verweisend, hinaus, um zu sehen, was da sei. Aber auch sie kam bald aufs höchste erschrocken zurück und rief: Gebt nur schnell etwas, daß es wieder geht! Da ging ich selbst in den Hausflur hinaus, um zu sehen, was denn eigentlich los sei. Da sah ich denn in der Nähe der halbgeöffneten Haustür ein in graue Lumpen gehülltes oder mehr wie ein Wickelkind eingewickeltes Wesen von kugelförmiger Gestalt, weder Mensch noch Tier. Aus dem ebenfalls verbundenen Gesichte ragte eine schnabelförmige, gebogene Nase und blitzten zwei Augen wie glühende Kohlen hervor. Ohne bemerkbare Füße und Hände, still und stumm, stand es da, und ich vermochte vor Über-



raschung kein Wort hervorzubringen. Da machte das rätselhafte Wesen plötzlich kehrt und humpelte zur Türe und zum Hofe hinaus, bei einem Weidenstrauche an der Ecke des Gartens verschwindend.

Auf der Stelle des Strauches stand in alter Zeit ein Gehöft. Dieses brannte ab, und eine Wöchnerin mit ihrem neugeborenen Kinde verlor dabei das Leben. Wiederholt ist es später bei dem Gesträuche, wie man sagt, „umgegangen". Ich habe es bald darauf abhacken und ausroden lassen. Seit dieser Zeit ist nichts derartiges mehr zu spüren gewesen."

Nach Mitteilung des Gemeindevorstehers Scholz in Groß-Stöckigt u. handschriftl. Aufzeichnung des Lehrers a. D. A. Groß in Greiffenberg i. Schl. 1917.

III.

Die Kreuztanne.

An der Kreuztanne hing nachweislich ein Kruzifix. Daher ihr Name. Den Pilgern, die im Gebirge oberhalb Kunzendorf und Antoniwald westwärts zur Wolfgangskapelle zogen, war sie eine Wegweiserin und eine Mahnerin zu stillem Gebet. Auf einer Steinplatte konnte der Andächtige seine Knie vor dem Gekreuzigten beugen. Und wehe dem Unbedachten oder Überdreisten, der es wagte, von dem erlesenen Baum einen Ast oder ein Trieblein abzubrechen. Mit dem Gefühl quälendster Furchtsamkeit wurde er künftig gestraft.

Jetzt steht die uralte Kreuztanne längst nicht mehr. Ein junges Tannenbäumchen, das den Namen der Dahingesunkenen trägt, grünt an ihrem Platze. Nur wenige entsinnen sich noch des völlig vermorschten Stammes, der neben dem modernden Wurzelstumpf nutzlos am Waldboden lag. Der greise Förster Kiesewalter, der ein würdiger und sinniger Heger des Waldgebietes am Schmiedels- und Scheibenberg war und den nun auch schon seit Jahren der grüne Rasen deckt, wußte noch von der alten abgestorbenen Kreuztanne zu erzählen. Das Kruzifix, das den Baum weihte, ist jenes goldene Marterkreuz, das nachdem der Mönchgeist des Wolfgangskirchleins in Verwahrung hatte. Die schöne große Steinplatte aber, die unterhalb des Kruzifixes eingelassen war, dient noch jetzt, falls eine gewisse Vermutung nicht trügt, verkannt auf einem Bauernhofe als Flur- oder Schwellenstein.

Nach Mitteilung des Försters Kiesewalter † in Antoniwald (1911) und des Hauptlehrers Rüger in Querbach. (1913).



IV.

Das Kirchhöfel.

Jeder, der in der Gegend heimisch ist und sich im Walde über den „zweit Brücken“ auskennt, weiß die Stelle zu zeigen. Und wer nach dem „Kirchhöfel fragt, den wird man in die unmittelbare Nachbarschaft der Wolfgangskapelle verweisen. Wenn man auf dem Kapellenpfade im Scheibental aufwärtswandert, so hat man es zu seiner Rechten — dicht hinter dem steinernen Kessel, der an das einstige Wolfgangskirchlein erinnert. Eine Fichtenschonung überwipfelt den Grund.

Das Kirchhöfel bezeichnet den Platz, auf dem im Dreißigjährigen Kriege die Dörfler der Umgegend, als sie vor der grimmigen Soldateska flüchten mußten, ihre Toten bestatteten.

Allerdings will man wissen, daß die wilden Kriegsgesellen auch zur Wolfgangskapelle hinauffanden. Sie wurde zu der Zeit von einem Einsiedler bewohnt und bewacht. Diesen nicht achtend, zündeten die plündernden Fremdlinge die Kapelle an und töteten auch ihren einsamen Hüter.

Seitdem sah man zu gewissen Zeiten den Geist des Einsiedlers, in sein Mönchsgewand gehüllt, erscheinen. Immer streng und strafend denen wehrend, die mit unlauterem Sinn der Kapellenstätte nahetraten oder gar in ihrem Grunde wühlten. Mit ihm ward auch eine Glocke an den entweihten Ort gebannt. Wer geboren ist, wenn immer ein volles Jahrhundert seit dem letzten friedlichen Geläute des Kapellenglöckleins dahinschwand, — es muß natürlich auch in der zwölften Stunde sein — der kann die Glockenklänge vernehmen.

Nach Mitteilung des Ewald Baumert, Stellenbesitzerssohn, in Rabishau-Mühldorf. 1913.

V.

Zigeunerbrunnen.

Bei einer großen alten Fichte am Scheibenberg — nach den Steintrümmern auf seiner Kuppe allgemein Hirschstein genannt — fließt ein schmales Quellwässerlein. Weil die Zigeuner darin früher ihre Kinder tauften, heißt es der Zigeunerbrunnen.

Nach Mitteilung von Elli Weber, Rabishau-Mühldorf. 1911 aufgezeichnet.



VI.

Das merkwürdige Pferd.

Die „Kittelmann-Bäuern“ oben in Giehren denkt dabei an ihre jungen Jahre zurück. Sie sagt: Als ich in Rabishau diente, kam einmal, es war an einem Sonnabend-Abend, der Stelzer-Bauer-Heinrich zu uns herein. Ich sehe ihn noch vor mir: Er war ein großer, starker Mann. Ganz naß geschwitzt, erzählte er, was er soeben erlebt hatte. Er war die „Großbauersträucher“ raufgekommen, als er mit einem Male ein Pferd vor sich liegen sah. Das war so merkwürdig und schlug nach ihm aus. Dann lief er gerade drei Stunden in der Irre 'rum. Dabei waren es kaum zweihundert Schritte bis zu uns hin. Natürlich wurde er auch von der Geschichte krank, und es dauerte vierzehn Tage, bis er wieder aufstehen konnte.“

Nach Mitteilung der Frau Kittelmann, Giehren. 1917 aufgez.

VII.

Franzosenteich.

Er ist nur ein winziges Wasserbecken, nicht viel größer oder kleiner als der doppelte Raum der Ottendorfer Schulstube. In seiner Mitte hebt sich ein Bäumchen aus feuchtem Grunde empor. Und um ihn herum grünt zur Sommerzeit üppiges Buschwerk. Wer ihn kennen lernen will, muß ihn an der Grenzscheide zwischen Ottendorf und Langwasser suchen.

Die Erklärung seines Namens liegt auf der Hand. Als 1806 und 1807 die französischen Eindringlinge das arme Preußen demütigten und bedrückten, blieb auch die Ottendorfer Gegend nicht von ihnen verschont. In dem Teich an der Dorfgrenze sollen damals mehrere von ihnen ertrunken sein. Freilich ist es auch nicht unmöglich, daß dies in den Befreiungskriegen von 1813—15 geschah. Eine Folge des Ereignisses ist der Spuk, der sich um die Mittagsstunde zuweilen am Teiche bemerkbar macht.

Nach Mitteilung von Ottendorfer Schulkindern. 1918.



Die Junggesellenlade.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf in Charlottenburg.

In dem zum schlesischen Isergebirge gehörenden Dorfe Rabishau gab es vor ungefähr dreißig Jahren eine sogenannte Junggesellenlade. Sie war ein den alten Innungsladen ähnlicher mittelgroßer, verschließbarer Kasten, der außer unwesentlichen Belastungsgegenständen ein schlichtes Schriftstück enthielt. Darin waren sorgfältig und ordnungsgemäß die Namen und Geburtstage aller in dem Orte ansässigen Junggesellen verzeichnet. Die Verwaltung der Lade mußte stets der Älteste aus der Ledigenreihe übernehmen. Verheiratete er sich oder zog er fort, so wurde sein Name auf der Liste feierlich getilgt und die Truhe mit komischem Aufzug dem an seine Stelle tretenden nächst älteren Junggesellen zugeführt.

Obgleich keiner der zu Verwaltern der Lade bestimmten „Mannslüt'" es an dem nötigen Maß gesunden Humors fehlen ließ und jeder die ihm überbrachte „Anerkennung seiner Würde" sorgsam bewahrte, war deren Dasein leider von kurzer Dauer. Die „vernünftig" denkende Mutter eines mit der Lade beehrten Alt-Junggesellen, die sich durch die Auszeichnung ihres Sohnes wenig geschmeichelt fühlte, machte sich eines Tages, als die Junggesellenlade unbehütet war, daran, zerschlug sie und übergab die „würdelosen" Trümmer dem Feuer.

(Nach Mitteilung des Ewald Baumert, Stellenbesitzerssohn, in Rabishau-Mühldorf. 1912.)

Wie ich Volkslieder sammelte.

Von Wilhelm Schremmer in Breslau.

In meinem Vaterhause erhielt ich die ersten tiefen Anregungen für das Volkslied. Noch immer sehe ich die breite Bauernstube vor mir, in der wir Kinder mit den Eltern, mit den Knechten und Mägden zusammen sangen. Oft kamen Nachbarsleute herbei und sangen mit. Im Frühjahr zog der Gesang hinaus ins Freie, unter die beiden Hoflinden, und er blieb dort, bis ihn die Kälte wieder hinein unter die Balken trieb. Draußen rauschte der Bergbach sein Lied in unsern Gesang; Sterne, Berg und Wald hörten schweigend zu. Die häufigsten Gäste unter den Linden waren ein einäugiger Stellmacher und ein Wandersattler, der einst zu Fuß bis nach Sizilien gereist war, ein Handweber mit einem Philosophenkopfe, der einst in den Bergschenken den Baß geblasen hatte, und ein Jugendfreund meines Vaters, der 1870/71 in Frankreich an einen Baum gebunden wurde. Die alle verstärkten nun den Chor. Es wurde im Dorfe noch viel gesungen, obwohl es mit den Spinnabenden längst vorbei war, oft unter Begleitung von Flöte, Harmonika, Klarinette, Trompete. Die Hauptsingezeit war der Winter.

Als ich mich später mit dem Volksliede zu beschäftigen begann, wußte ich recht wohl, daß oben in den Bergen noch der Born des schlesischen Volksliedes sprang. Freilich war es schon an vielen Orten still geworden. Die alten Lieder waren verklungen mit den letzten Jahren eines scheidenden Jahrhunderts. Das zwanzigste Jahrhundert brachte eine wahrhafte Überschwemmung des breiten Landes mit Gassenhauer- und Operettenweisen. Die übliche Großstadtkultur begann das alte Gut zu überwuchern. Die Lichter einer neuen Zeit, die mit Dampf und Elektrizität herrscht, umgaukelten auch die Seelen der Dorfleute. Die alten Lieder fanden keinen Platz mehr. Sie flohen in die Einsamkeit. Aber noch lebten sie



in den alten Leuten in allen Dörfern. Ich wußte wohl, daß die Lieder der Gegend noch niemand aufgezeichnet hatte. Die Sammlung von Hoffmann von Fallersleben und Richter reichte kaum bis an die Berge heran. So machte ich mich 1906 auf, die Lieder des Eulengebirges zu sammeln. Ich hatte noch keine Ahnung von den vielen Schwierigkeiten, die hinter der Sammlung von Volksliedern stecken, ich griff zu und — hielt aus.

Im Vaterhause, in der nächsten Umgebung wurde die Arbeit begonnen; alles, was nur singen konnte, mußte singen. Man denke nicht, daß diese Anfangsarbeit etwa leicht war. Hier schon begegnete mir oft die Schüchternheit der Leute, schon hier kostete es viel Mühe, diese Scheu zu überwinden. Es war für den Anfang des Sammelns besonders seelisch sehr wertvoll, daß ich mich fast unbewußt an die alte gute Wahrheit hielt: sieh, das Gute liegt so nah! „Mir kina haltništə“, wurde mir immer wieder gesagt, aber da ich recht gut wußte, daß sie es doch konnten, ließ ich nicht locker, bis sie sangen. Ich wurde schnell gewitzigt, daß die feststehende, immer wiederkehrende Antwort „mir kina halt ništə“ niemals geglaubt werden durfte. Ich sollte bald mehr lernen und erfahren, daß Bitten, Zureden und die üblichen Aufmunterungen garnicht oder doch eben nur in der nächsten Umgebung — und auch hier nicht überall — über die Verlegenheiten weghelfen, die das Singen dem schlichten Manne des Volkes bereitet.

In den Ostertagen des Jahres 1906 klopfte ich zum ersten Male an das Tor eimes Fremden, des Friebebauers in D. Er stand gerade vor seiner Haustür und rauchte die Pfeife, als ich durch das Hoftor daher kam und sein Hund auf mich los fuhr.

„Guten Tag wünsch ich.“ gun tāk! „Kalt Wetter heute, der Wind fährt an den Bergen entlang.“ jūo, jūo! ōbr̥ is gīt ufs tauń tsū; dōs īs o gut, is hot nī fīl tsū tūń.

„Der G. . . läßt sie grüßen. Er hat mir erzählt, daß sie viel alte schöne Lieder kennen, daß Sie viel singen. Ich will mir sie aufschreiben. Singen Sie mir doch dann einige vor“.

fū fū, meint er halb verlegen, halb verdrossen. Viel Aufmunterung enthielten diese beiden Laute nicht.

„Ich möchte mir einmal das Vieh in den Ställen ansehen“, beginne ich von neuem und denke im stillen: „So fängst du ihn am besten“.



„Ihr Hund ist etwas böse, sehen Sie nur, wie er mich noch ansieht“, sage ich in Hinsicht auf solche Politik.

a īs gō ni a ſū bīſə, wī a tut. waltmōń, kuš dīćh glai!

„Sie haben dort einen sehr schönen Hahn vor der Stalltür.“

a īſ gĕšīprt, jūo, jūo, a macht fīla frēdə.

So plaudernd traten wir in die Ställe, und ich hoffte das Allerbeste. Dann gingen wir zusammen in die Stube. Als man sich über den ungewohnten Besuch beruhigt hatte, brachte ich von neuem meine Bitte vor. Der Alte räusperte sich, nahm die Pfeife in die Hand und spukte in die Ofenhelle, die Frau lächelte verlegen, und die erwachsenen Kinder verschwanden aus der Stube.

ich bīń hoitə hēſr un kōń eńklićh gō nī ſińga. mir ſaiń olə hēſr, dōſ macht īs wātr, durchbrach der Alte die Verlegenheit. Mit dem Singen war an dem Tage nichts. Er versprach mir, die Lieder aufzuschreiben und sie mir die nächsten Tage gelegentlich mit einem Dorfboten zu senden. Ich versuchte, ihm noch einmal auseinander zu setzen, was für Lieder ich meine. Er nickte mit dem Kopfe, und ich glaubte, daß alles noch gut werden könne.

Nach vier Tagen kam er selbst, zog ein großes beschriebenes Papier aus seiner Brusttasche und reichte es mir. Wunderliche Haken sprangen da vor mir kreuz und quer: Heil dir ihm siger Krantz . . . So ging das weiter.

nā gelt, ā wink klunkrićh gĕšrība; ma āłdrt sir, ma īſ wī a tōtrich, a rēnr plotš. īćh hōńs ſalbr gĕšrība, īch kōń nimə ōńtlićh ſāń, mai waip ō ni, uńt dī kindr wułda nī šraiba.

Ich sah es den Buchstaben an, welche Mühe hinter ihnen lag. Aber ich konnte dem Alten doch nicht verhehlen, daß ich andere Lieder gemeint hatte, so wie: Es war einmal ein roter Husar . . .

jūo, jūo, dī kōn īćh o, ābr īćh duchtə gō nićh, dōs ſūnĕ ālə līdr ſain ſuln.

Als ich ihn bat, doch einige dieser alten Lieder zu singen, verschloß ihm die fremde Umgebung den Mund. Es wäre umsonst gewesen, in ihn zu dringen.

Ein glücklicher Zufall kam mir später zu Hilfe. Ich kehrte eines Abends aus Leutmannsdorf zurück und hörte, als ich an dem Hause des Alten vorüber kam, vielstimmig singen. Ich horchte auf und trat zu den Sängern hinein. Sie sangen das Lied zu Ende. Da kam ich auf den Einfall, den Anwesenden selbst einige Lieder vorzusingen, die sie noch nicht kannten. Das wirkte wunderlich.

Lieder wurden in bunter Reihe genannt, es wurde darüber gesprochen. Die Vergangenheit lebte auf, man begann aus alten Zeiten zu erzählen. Ich sprang mutig hinein in die Reden, erzählte von den Erlebnissen alter Dorfleute, die in der Gegend bekannt sind, und bediente mich bei den Gesprächen ganz der Mundart. Diese machte mich schnell heimisch. Immer von neuem erklangen die Lieder. Ich konnte mit dem Aufschreiben gar nicht fertig werden. Über zwanzig trug ich an diesem Abend nach Hause, und auf dem Heimwege pfiff ich lustig zum Monde hinauf, denn ich wußte nun, wie man schüchterne Seelen aus dem Schlupfwinkel zum Singen herauslockt und Freude, Wetteifer als Gehilfen gewinnt. Oft ist der reine Zufall ein gewaltiger Lehrer des Sammlers.

Wer Volkslieder sammelt, muß heute mehr denn früher die breiten Landstraßen und viel befahrenen Wege meiden und stets die schweigsamen Waldpfade aufsuchen. Aus den einsamen Gebirgsdörfern holte ich die meisten Lieder heraus. Da kam es oft in der Einsamkeit zu seltsamen Begebenheiten; denn dort oben hinter den Tannenwäldern, da der Sturm sehr oft um die Holzhäuschen fährt, der Winter den Verkehr zerschneidet und fast jeder Mensch ein festgefügtes Original ist, kann viel erlebt werden. Der Schuhmacher Kl. in K. brachte keinen Ton aus dem Halse, wenn seine Frau nicht dabei war. waip, fańg ōn! hieß es einfach. Dann aber trillerte er darein wie eine Nachtigall. Noch weiß ich ganz genau, wie er auf seinem Schusterschemel saß und wartete, bis seine Frau vom Wandsplind aus einsetzte:

Marschieren wir über das Sachsenland,
Stadt Dresden ist uns wohlbekannt,
Marschieren wir über die Schanzen . .

Ein anderes Mitglied der edlen Schusterzunft legte mir vor dem Singen erst sein Weltbild dar, erklärte die Erde aus Wasser, Feuer Luft und Seele, verzweifelte an der siebentägigen Schöpfung wie an der Eva, behauptete, die Erde werde an einem gewaltigen Zusammenstoß mit dem Feuerstern zugrunde gehen, erzählte mir, daß er den Alb in Gestalt eines kleinen weißen Männleins gesehen habe, forschte mich über die Sintflut und dann über die Sahara genau aus und hielt mich schließlich bei den Herrschern dieser Welt fest. Die bewegten ihn alle Tage. Er hatte alle Könige, deren er im Bilde nur habhaft werden konnte, an seinen vier Holzwänden fest-

genagelt. Alle Balken hingen voll, von der alten chinesischen Kaiserinmutter bis zum verstorbenen Eduard. Solche Gespräche helfen oft glücklich über gewisse Einleitungen hinweg und schlagen Brücken zum Vertrauen.

Immer muß der Volksliedersammler Tag und Stunde zu fassen wissen. Dem Zufall soll er getrost vertrauen, weil er ihn oft tröstet für langes Suchen, für das ärgerliche Nichtfinden, die des Sammlers Freude zerreiben. In dem Gehöfte eines Lehrers, den ich besuchen wollte, traf ich auf eine Gruppe Männer und Frauen aus dem Volke, die aus dem Schulbrunnen Wasser holten und in die Tiefe schauten. Die Leuten erweckten meine Hoffnungen. Sie sollten singen, kostete es, was es wollte! So vereint habe ich sie nicht gleich beieinander, dachte ich. Ich trat heran und sang aus den Königskindern in schlesischer Mundart die bedeutende Stelle:

īs wōsr̥ īs fīl tsū tif!

Ich sang es ein paar Mal hintereinander und schaute auch in die schwarze Tiefe des Brunnens, der ausgebessert werden sollte. Ein paar Augenblicke später sangen die Leute.

Einst kehrte ich müde durch den Wald zwischen St. und F. heimwärts. Ich war über alles Mißgeschick auf dieser Welt ergrimmt und dann besonders auf den Hausdorfer Schneider, der immer in die Welt reiste, wenn ich zu ihm kam. In diesem Grimm traf ich auf einen Trupp Waldarbeiter, die auf hochgeschichteten Baumstämmen beim Vesperbrot saßen. Ich fragte nach der Arbeit, nach der Dauer des Wetters, nach dem Förster, den ich kannte, der durch sein Latein bekannt ist. Wir kamen ins Gespräch, und bald saß ich auch auf den Baumstämmen. Ich begann über die Zeit und den Lauf dieser Welt zu klagen — der Ärger kochte noch in mir — und behauptete, daß man diese Zeit verrauchen und versingen müsse. Die Tabakspfeifen qualmten nämlich schon, und Lenau hatte schon lange das schöne Wort niedergeschrieben:

... wenn das Leben uns nachtet,
wie mans verraucht, verschläft und vergeigt
und es dreimal verachtet.

Die Abendnebel kamen schon am Berghange herauf, es blieb mir hier nicht viel Zeit übrig. „jūo, frīr̥, dī ālā loitə“, sagte ich, „di ſonga no fīl.“ Von hier aus schritt ich den Weg, den ich oft mit viel Glück eingeschlagen habe. Ich sah ganz unschuldig im



Kreise umher und fragte sehr nebensächlich, ob solche Lieder aus den alten Zeiten ihnen noch bekannt seien, welche gesungen und wie sie gesungen werden! Von der Vergangenheit hört der Mann des Volkes immer gern reden. Ja, wie sie gesungen werden! Ich sang ihnen einige Gesätze vor. Bei Gott, ich habe nicht schön gesungen; in einem Konzertsaal wäre ich der allgemeinen Heiterkeit anheimgefallen. Für das Sammeln von Volksliedern ist es vortrefflich, wenn man nicht wie ein Opernsänger singt, wenn man das garnicht fertig bringt. Da denkt ein jeder: Das kannst du zehnmal besser wie dieser Kerl da! Ich gestehe es offen, ich sang den Waldarbeitern absichtlich in einem, in dem andern Gesätz völlig falsch vor und schwang mich kühn in unmelodische Tiefen und Höhen. Auch solche Politik kann hin und wieder befolgt werden. Wie sie da auffuhren: dōs īs nī afū, mr̥ fingas anderš! Und nun sangen sie. Das wollte ich ja. Ich zog schnell Papier und Bleistift hervor. Aber noch etwas Neues sollte ich heute erleben.

Unter den Waldarbeitern saß ein Dorfkapellmeister, der am Sonntage in der Schenke die Trompete blies, auch fiedelte, sich aufs Notenlesen verstand und ein gescheiter Kopf war. Der rückte hart neben mich, und wenn ich im Aufschreiben über die Notenlinien fuhr, ging er mit dem Axthalm auf die armen Notenköpfe los und rief: dōs īs falš. Als ich nach ihrem Singen die Lieder, wie ich es immer gehalten habe, noch einmal vorsang, ging der Kapellmeister nicht von meiner Seite und gab acht, wo ich mich versang. Er verbesserte auf der Stelle meine Fehler. „īch kōn ō nōta," meinte er. Ich glaube es ihm heute noch. Ich empfahl mich dann mit meinem Schatze und drückte dem Vorarbeiter ein Geldstück in die Hand, damit die Sänger einmal trinken konnten, denn sie hatten Durst bekommen. Ich hatte die zarten Anspielungen keineswegs überhört. Daß keiner glaube, daß Volkslieder zu sammeln ohne Geldopfer von statten gehe! Sie gehören nicht zum Begriff des Sammelns, aber irgendwo und irgendwann muß sicher der Sammler seine Börse öffnen. Nicht selten tut er es aus freudigem, dankerfülltem Herzen.

Kein Volksliedersammler, der mitten unter das Volk ging, ist ohne Alkohol ausgekommen, schon darum nicht, weil er die alten Schenken nicht meiden darf, darinnen sich der Tanz noch um die Saule dreht und sich derbes, ehrliches Volkstum um die runden Tische drängt. In der „Wacholderschenke" zu K. habe ich so



manchmal gesessen, und manch Lied wurde mir zuteil, das ich so schnell nicht bekommen hätte. Solcherlei Anspielungen der Leute, daß es mit dem Singen besser geht, wenn das Maul naß ist, darf der Sammler nicht übel nehmen. Der wird das Volk schnell gewinnen, der den Scherz nicht verachtet. Aber der Alkohol bleibt stets ein schlimmer Geselle. Das richtige Maß wird hier nicht immer getroffen. Aus dem Zuwenig wird leicht ein Zuviel, und dann geht der Sammler leer davon.

Wie fröhlich sich auch einzelne Begebenheiten beim Sammeln gestalten mögen, wie sonderlich auch mitunter der Zufall in Berg und Tal waltet, Volksliedersammeln ist saure Mühe, viel Arbeit. Das weiß jeder, der hier selbst mitten unter das Volk ging. Es hat hier mancher mit viel Idealismus angefangen und nach wenigen Tagen und Stunden die Arbeit hingeworfen. Der Fleiß, die Gelehrsamkeit tun es noch lange nicht. Die meisten scheitern, wenn sie vor die Leute hintreten. Der Sammler muß das Vertrauen der Leute, von jung und alt, gewinnen. Gelingt ihm das nicht, ist alles umsonst. Das Zutrauen des Volkes umfaßt den Kern der Sache. Alles andere sind Nebendinge, selbst die Fähigkeit, nach Gehör Noten niederzuschreiben, eine Weise auch ohne Papier unvergeßlich zu bewahren. Wie alles angefangen werden muß, die Leute zu gewinnen, ist ganz unmöglich zu beschreiben, denn dahinter steht das Geheimnis der Persönlichkeit. Jeder Sammler erlebt auch seine Enttäuschungen; er darf sich aber seine Liebe zur Arbeit niemals durch grobe, unwirsche Worte, durch das Nichtfinden eines Liedes, von dem er schon eine Strophe bewahrt, u. s. f. vergällen lassen. Das gehört nun einmal zum Leben. Nur die fröhliche Zuversicht hilft vorwärts. Ein Augenblick kann viele ärgerliche Wochen erhellen.

Aber das Sammeln ist auch Arbeit, wenn man wie der Freiherr von Ditfurth vorgeht. der an sein Schloß die Bekanntmachung heften ließ: „Hier werden gegen Entgelt Wanderlieder- und Sonstiges abgesungen.“ Denn nach dem Aufzeichnen kommt das Vergleichen. Wer nur halbwegs genau vorgehen will, kann sich mit einer Aufzeichnung selbst noch nicht begnügen. Ich bin mir oft wie der ewige Jude vorgekommen, wenn ich in der Gegend umherzog, um durch Vergleichungen die Richtigkeit der Aufzeichnung festzustellen. Oft hängt das ganze Lied an einer einzigen Person, nach der man nun fahnden muß.

Wohnt hier der Gottfried Michael?“
hōt amōl dọ gəwont, īs jitsə ai Henrichau.
Auf nach Heinrichau!
„Ist der Gottfried Michael in der Stube?
war? dr gotfrīt michael? da īs jitsə ai Folbrikə.
Hin nach Faulbrück!

Dort finde ich ihn auf dem Felde beim Grasmähen. Hundertfach ist er mir beschrieben worden, ich weiß längst, wie er den Hut auf dem Kopf trägt und wie er den Riemen um den Leib schnallt. Ich rufe ihm schon aus der Weite entgegen:

gel, dōs is a hēsr tak! na, wen ma ſī a ſū langə ſucha mūs. Dabei wische ich mir den Schweiß von der Stirn. Der Gottfried Michael aber sieht mich ganz erstaunt an, ist überrascht von meinem Kommen und glaubt, daß irgend eine schlechte Tat, von der er nichts weiß, an ihm heimgesucht werden soll.

war ſain ſī den, īch ken ſī jū gō nī ōštə! Es wurde alles aufgeklärt vor seinen Augen; ich steckte mein Kommen hinter einen Friedersdorfer Verwandten, sprach mit ihm über seine Arbeit. Er war früher Schmied gewesen. Ich sprach von der Landwirtschaft; von der glegĕ, vom fūdr wanderten wir zusammen zur pinkə. Es wirkt immer, wenn der Sammler an der Arbeit, dem Schicksal des Volkes warmen Anteil nimmt. Die Herzen öffnen sich ihm schneller. Die Lehren für das Sammeln klingen alle einfach, in der Tat aber zeigt sich alle Kunst. Es ist gut, wenn der Sammler über ein scharfes Personengedächtnis verfügt.

Am schnellsten ging mir das Aufzeichnen der Kinderlieder von der Hand; ich habe diese Arbeit immer leichter eingeschätzt. Von einem bekannten österreichischen Sammler hörte ich aber, daß die Mühe hier keineswegs geringer sei. Mein Lehramt brachte mich mit den Kindern zusammen, und ein gütiges Geschick warf mich gerade in einen Ort vor den Bergen, daß ich ständig das Singen in den eigentlichen Gebirgsorten mit dem der Vorlandschaft vergleichen konnte. Die Kinder schmunzelten über das ganze Gesicht, wenn ich sie bat, mir ihre Sommer-, Spiel- und Spottliedchen vorzusingen. Das Verlangen war so ungewöhnlich, daß sie lachen mußten; die Röte überlief ihr Gesicht. Niemand hatte sich vordem um ihre Liedchen gekümmert. Sie schämten sich zu singen. Bald aber machte ihnen die Sache großen Spaß, und dann kamen sie unaufgefordert zu mir und brachten mir ihre Schätze. Sie sahen,



daß sie mir damit eine große Freude bereiteten. Durch sie schlug ich nicht selten eine goldene Brücke in das Haus, zu Vater und Mutter. Oft entspann sich ein regelrechter Wetteifer zwischen Knaben und Mädchen, den ich wie das Feuer im Ofen schürte.

Wenn ich von meiner Mutter, meinen Geschwistern, einem Freunde, einem alten Knecht absehe, war es nur noch meine alte Bedienungsfrau, die aus freiem Entschlusse und Freude an der Sache mir ihre Lieder brachte. Das sind aber die schönsten Freuden für den Sammler, wenn er mitten aus dem Volke den Ruf hört: īch hǭ wīdr̥ a līt, īch wēs no es, hōn fīs šuntə? Im allgemeinen aber tut der Sammler gut, wenn er die Begeisterungsfähigkeit für eine Sache, die ihn selbst erfüllt, möglichst niedrig in seine Arbeit einstellt.

Der Sammler muß sich in unsern Tagen fast durchweg an ältere Leute halten. Das jüngere Geschlecht lernt auch in den Gebirgsdörfern die alten Lieder nur noch selten. ālə līdr̥, sagen selbst die weißhaarigen Frauen und Männer. Mit jedem Greise, den sie stille auf den Friedhof tragen, stirbt unser Volkslied dahin. Über die Gründe soll hier nicht berichtet werden. Man merkt es schon dem Ausdrucke „ālə līdr̥" an, wie mächtig das Volk seit etwa fünfzig, sechzig Jahren von einer neuen Zeit vorwärts gerissen wurde. Den alten Leuten aus allen Ständen verdanke ich das meiste. Ich habe mich kühn mitten unter das Volk gemengt, ich habe sie alle kennen und lieben gelernt: Bauern, Schuster, Weber, Waldarbeiter, Hirten, Steinklopfer, Schneider, Handelsleute . . . Auch die Bettelmusikanten, die Wandergesellen, die Wahrsagefrauen. Es war oben in Friedersdorf, als mir die alte Frau G. aus einem geschlagenen Ei, aus den Linien meiner Hand die Zukunft erhellte:

1. In mindestens zwei Jahren muß ich sterben, unweigerlich sterben; denn das Lebenskreuz gibt keinen Aufschub,

2. vorher tue ich einen tiefen Fall, und

3. noch zeitiger verliere ich Geld.

Das war im Jahre 1910. Es war nicht das erste und auch nicht das letzte Mal, daß man mir auf meinen Sammlungsfahrten wahrsagte. Ein Dienst ist des andern wert! So muß der Sammler denken, wenn ihm auch nach der Wahrsagerei auf nächtlichem Heimwege grausen sollte.

Sieben Jahre zog ich so im Lande und in den Bergen einher, durchzog kreuz und quer die Gegend der Eule, wanderte auch durch



das Waldenburger Grenzland und den Zobtengau. Als ich 1912 die Sammlung durchmusterte, hatte ich über 600 Lieder beisammen. Davon wurde die ungefähre Hälfte im gleichen Jahre als „Volkslieder aus dem Eulengebirge" mit vergleichenden und geschichtlichen Bemerkungen veröffentlicht und die andere Hälfte als weniger wesentlich und aus anderen Gründen ausgeschieden. Bemerkenswerte volkstümliche Lieder wurden in der Sammlung mit berücksichtigt, weil sie für den Aufschluß einer Gegend nicht minder wichtig sind als die sogenannten echten Volkslieder, gehören sie doch zu den am liebsten gesungenen Liedern.

Manchen Leser wird es gewiß interessieren, daß es mir auch gelang, das bekannte Lied, das 1848 den Weberaufstand im Eulengebirge mitentfachte, von Leuten, die das Lied selbst noch 1848 mitgesungen hatten, in Wort und Weise aufzuzeichnen. Das Lied mußte, da es nicht einmal ein volkstümliches Lied geworden ist, aus der Sammlung genommen werden. Gerhart Hauptmann scheint es nicht ausfindig gemacht zu haben, als er sein Schauspiel schrieb.

Noch manches Lied wurde seitdem der Vergessenheit entrissen und für die große schlesische Volksliedersammlung aufbewahrt. Aus der Großstadt ziehe ich heute hinaus in die Berge. Es ist jetzt sehr stille geworden in den Dörfern. Nun steht die Arbeit der Kriegsaufklärung vor der des Sammlers.

Der Sammler rückt jedem Stande, jeder Arbeit, aller Volkssorge und Volksfreude näher. Er lernt die Masse begreifen, alle die Arbeit uud das viele Heldentum, das mitten im breiten Volke wohnt. Wieviel Treue und Herzensgüte sah ich nicht unter dem gröbsten Kittel! Die Kenntnis des gesamten Volkslebens bleibt der schönste Lohn für die Mühe und Arbeit.

Das Weberlied aus dem Eulengebirge.

Von Wilhelm Schremmer in Breslau.

Als im Sommer 1844 im Eulengebirge der Weberaufstand ausbrach[1]), spielte das Lied eine nicht unwichtige Rolle. Es schürte

[1]) Nach heimatlichen Überlieferungen und Quellen habe ich darüber berichtet in der „Hilfe" 1910.

den Haß gegen die Fabrikanten, die von neuem bereit waren, die Löhne herabzusetzen und so herzlich wenig nach Not und Jammer fragten; hatten doch die alten Löhne schon genügt, um dabei zu verhungern. Bei den Plünderungen, bei den Umzügen ist das Weberlied erklungen. Es wurde nach dem Aufstande mit allen Mitteln unterdrückt, aber es lebte weiter. Die nachstehende Fassung stammt aus Friedrichshain, einem freundlichen, stillen Weberdörfchen nahe dem Klaumnitztale. Im Jahre 1909 zeichnete ich es zuerst nach dem zitternden Gesange eines alten Maurers auf, der den Hungeraufstand mit erlebt hatte. Er bewahrte noch alle 24 Strophen treu im Gedächtnis. Auf Bruchstücke des Liedes war ich schon vordem gestoßen.

Das Lied weist die Spuren eines hastenden Dichtens auf; es zeigt die Erregung des Augenblickes. Die Weise ist dem Liede „Es liegt ein Schloß in Österreich“ entlehnt[1]) und legt die Vermutung nahe, daß der Dichter aus den Bergen stammt.



2. Hier wird der Mensch langsam gequält,
hier ist die Folterkammer,
es werden Seufzer viel gezählt
als Zeugen von dem Jammer.
3. Die Herren Zwanziger die Henker sind,
die Diener ihre Schergen,
davon ein jeder tapfer schindt,
anstatt was zu verbergen.
4. Ihr Schurken all, ihr Satansbrut
ihr höllischen Kujone,

---

[1]) Volkslieder aus dem Eulengebirge S. 43.

ihr freßt des Armen Hab und Gut,
und Fluch wird euch zum Lohne!

5. Ihr seid die Quelle aller Not,
die hier den Armen drücket,
Ihr seids, die ihr das trockne Brot
ihm noch vom Munde rücket.

6. Was kümmerts euch, ob arme Leut
Kartoffeln kauen müssen,
wenn ihr nur könnt zu jeder Zeit
den besten Braten essen.

7. Kommt nun ein armer Webersmann
die Arbeit zu besehen,
findt sich der kleinste Fehler dran,
wirds ihm noch schlecht ergehen.

8. Erhält er dann den kargen Lohn,
wird ihm noch abgezogen,
zeigt ihm die Tür mit Spott, und Hohn
kommt ihm noch nachgeflogen.

9. Hier hilft kein Bitten, hilft kein Flehn,
umsonst sind alle Klagen,
gefällts euch nicht, so könnt ihr gehn,
am Hungertuche nagen.

10. Nun denke man sich diese Not
und Elend dieser Armen,
Zu Hause keinen Bissen Brot,
ist das nicht zum Erbarmen!

11. Erbarmen, ha, ein schön Gefühl,
euch Kannibalen fremde,
ein jeder kennt schon noch sein Ziel,
es ist der Armen Haut und Hände.

12. O euer Geld und euer Gut
das wird dereinst zergehen
wie Butter an der Sonnen Glut,
wie wirds um euch dann stehen!

13. Wenn ihr dereinst nach dieser Zeit,
nach diesem Freudenleben
dort sollt in jener Ewigkeit,
sollt Rechenschaft abgeben!

14. Doch, ha, sie glauben an keinen Gott,

noch weder an Höll und Himmel,
Die Religion ist nur ihr Spott,
hält sich ans Weltgetümmel.

15. Ihr fangt stets an zu jeder Zeit,
den Lohn herabzubringen,
und and're Schurken sind bereit,
euerm Beispiel nachzufolgen.

16. Der Reihe nach folgt Fellmann noch
ganz frech ohn' alle Bande,
bei ihm ist auch herabgesetzt
der Lohn zu wahrer Schande.

17. Die Gebrüder Hofrichter sind,
was soll ich von ihnen sagen,
nach Willkür wird auch hier geschindt,
dem Reichtum nachzujagen.

18. Und hat auch einer noch den Mut,
die Wahrheit herzusagen,
dann kommt's so weit, es kostet Blut,
und dann will man verklagen.

19. Herr Kamelott Langer genannt,
der wird dabei nicht fehlen,
einem jeden ist er wohl bekannt,
viel Lohn mag er nicht geben.

20. Wenn euch für dieses Lumpengeld
die Ware hingeschmissen,
was euch dann zum Gewinne fehlt,
wird Armen abgerissen!

21. Sind ja noch welche, die der Schmerz
der armen Leut' beweget,
in deren Busen noch ein Herz
voll Mitgefühle schläget,

22. Die müssen von der Zeit
auch in das Gleis einlenken,
der andern Beispiel eingedenk
sich in dem Lohn einschränken.

23. Ich sage, wem ist's wohl bekannt,
wer sah vor zwanzig Jahren,
den übermütigen Fabrikant
in Staatskarossen fahren.



24. Wer traf wohl dort Hauslehrer an
bei einem Fabrikanten,
in Livreen Kutscher angetan,
Staatsdomestiken, Gouvernanten!

Nachdem der Aufstand erdrückt worden war (es wurden durch die Soldaten 11 Personen erschossen, 29 verwundet, von denen noch etliche starben, viele verhaftet, die dann der Kerker traf), fahndete man eifrig nach dem Dichter des Liedes. Man hatte den „Trompeter im Grunde“ (Friedrichsgrund) im Verdacht, der damals weit und breit als Allerweltskünstler berühmt war. Er versteht das Trompetenblasen, spielt zu Tanz-, zu Hochzeitsmusiken auf, okuliert, kopuliert, dichtet, deklamiert, verschneidet Bäume und Haare, setzt Uhren in Gang, stellt Ehrenpforten und Denkmäler auf, malt Schilder . . ! Solche Köpfe sind im Volke nicht selten. Seine Wohnung wird genau untersucht, selbst in der Ofenröhre spürt man herum. Aber man kann dem guten Manne nichts nachweisen. Am Abend dieses Tages bläst der Trompeter durch die winkligen Dorfgassen und Kletterstege, heißt doch Friedrichsgrund im Volksmunde dī grūsə štōt, dī ſeksundraisich hoifr hōt, das Lied:

Üb' immer Treu und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab . . .

Der Volksdichter blieb unentdeckt. Das Lied ist auch 1848 gesungen worden; es lebte immer wieder auf, wenn Unrecht, Not, Groll die Masse der Weber packte! Noch heute kann man erleben, daß in Augenblicken der Erregung auf einzelne Strophen des Liedes (is wābrlīt) zurückgegriffen wird. Seine schnelle Verbreitung hât das Lied gewiß der packenden und die Massen erregenden Weise mit zu danken.

Schülergeheimsprachen.

Von Dr. Helmut Wocke in Haynau.

Den Sondersprachen widmet die Forschung seit einiger Zeit besondere Aufmerksamkeit. Und in der Tat sind sie von großer Bedeutung; sie bilden neue Worte und Wortformen, geben alten Worten aus der eigenen oder einer fremden, fernerliegenden Sprache einen neuen Inhalt; eine Menge dieser Sonderausdrücke dringt dann in die Allgemeinsprache ein und wird dadurch wichtig für die Entwicklung unseres Wortschatzes.

Über die Pennälersprache besitzen wir eine tüchtige, wenn auch nicht erschöpfende Schrift von Rudolf Eilenberger (Straßburg 1910). Entgangen ist dem Verfasser leider die wertvolle Arbeit von Karl Steinhäuser „Die Muttersprache im Munde des Breslauer höheren Schülers und ihre Läuterung im deutschen Unterricht“ [1]), die S. 18 ff. ein Verzeichnis der Ausdrücke bringt, die von den Schülern der höheren Lehranstalten Breslaus gebraucht werden. Kleine Beiträge haben dann R. Sprenger (Ztschr. f. dtsch. Wortf. V, 249) und H. Wehrle (in seiner Besprechung von Eilenbergers Büchelchen, Ztschr. f. dtsch. Wortf. XIII, 78 f.) geliefert. Ein „kleines Wörterbuch der in und außerhalb der Schule gebräuchlichen volkstümlichen Ausdrücke und Redensarten“ findet sich in Joh. Lewalters Deutschem Kinderlied und Kinderspiel, Kassel 1911, S. 175—179; lesenswert sind auch Georg Schlägers wissenschaftliche Bemerkungen ebendort S. 426—428.

Ich selbst stelle die bekanntesten, zum größten Teil allerdings noch nicht gebuchten Schülergeheimsprachen im folgenden zusammen.

[1]) Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der Breslauer ev. Realschule I Ostern 1906.



1. Nicht begegnet sind mir die NB-, die LB- und die DB-Sprache, die Hans Stumme in seiner Schrift „Über die deutsche Gaunersprache und andere Geheimsprachen" Leipzig 1903, S. 4 erwähnt. Das Wesen der NB-Sprache ist folgendes: „Man läßt die Lautgruppe neb jedem wirklich gesprochenen Vokale des deutschen Wortes folgen und wiederholt alsdann den betreffenden Vokal." Was schlägst du ihn? = Wanebas schlänebägst dunebu ihnebihn? Oder in der DB-Sprache: Wadebas schlädebägst dudebu ihdebihn?

2. Die b-Sprache. Sie ist außerordentlich verbreitet. Wie schon Kluge in seiner deutschen Studentensprache S. 61 vermutet, gehören ihr vielleicht Worte wie stibitzen=stehlen und Labaschke=Waffe an. Thurneysser von Thurn bezeugt sie uns für das 16. Jahrh. (Rotwelsch I, 111 f.). „Item zu besserm Verstandt weber glabaubt vbund gebetabaufebet wibird, deber wibird sebelebig weberdeben. Lateinisch Quibi credededideberebit ebet babaptibisabatabur, fubueberebit sabaluabus eberebit. Das ist wer glaubt vnd getauffet wird, der wird selig werden." Auf Thurneysser greift Schwenter in seiner Steganologia (um 1620) zurück (Rotwelsch I 145 f.). Vgl. ferner Kluge, Unser Deutsch, 1914[3], S. 81 f.; Lewalter, a. a. O. S. 155 und S. 373 (Nr. 474–477). Wir gehen in die Stadt = Wibir gebeheben ibin dibie Stabadt.

3. Die p-Sprache. Vgl. Stumme, a. a. O. S. 5. Statt des b, wie es bei Thurneysser vorliegt, bringt Schottel in der „Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haupt-Sprache" Braunschweig 1613 ein p. (Rotwelsch I 160 ff.) Die p-Sprache erwähnt auch Behaghel, Die deutsche Sprache, Wien u. Leipzig 1916[6], S. 105: „in jede Silbe des ursprünglichen Wortes wird die Silbe p mit einem Vokal eingeschaltet, z. B. wipir wopollepen foporth gepehn = wir wollen fortgehn." Vgl. auch Richard M. Meyer, Künstliche Sprachen, Jdg. Forschgen. XII, 63.

4. Die Bei-Sprache erwähnt Lewalter a. a. O. S. 155, Nr. 476. Sie findet sich (nach Schlägers Anmerkung S. 373) auch bei H. Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande, 1894[2].

5. Die fe-Sprache. Hinter jeden Vokal eines Wortes wird die Silbe fe eingefügt. Also: Mein Bruder heißt Helmut = Mefe|ifen Brufe|defer hefe|ifeßt Hefel|mufet. Stehen vier Konsonanten hintereinander, so folgen die zwei ersten dem ersten Vokal; die beiden anderen werden dem zweiten Vokal zugewiesen; z. B. Eckbrecht = Eckfe|brefecht.

6. Mit der fe-Sprache verwandt ist die folgende, bei der fa nach dem Vokal a, fe nach e, fi nach i, fo nach o und fu nach u eingefügt wird. Meine beiden Geschwister heißen Lotte und Roderich = Me|fe|ifi|nefe be|fe|ifi|be|fen Ge|fe|schwi|fi|ste|fer he|fe|ifi|ße|fen Lo|fo|te|fe u|fund Ro|fo|de|fe|ri|fich.

7. Eine „Hühnersprache" aus Elberfeld findet sich nach Schläger (Lewalters Buch S. 373) in Erks Handschriftlicher Sammlung „Deutsches Kinderbuch", Musiksammlung der Königlichen Bibliothek in Berlin, Ms. A. Fol. 233, Bl. 38.

8. Die Räubersprache. Sie ist bei den Schülern sehr beliebt. Jede einzelne Silbe wird verdoppelt (anlautender Konsonant oder anlautender Doppelkonsonant fallen bei der Verdoppelung fort), es folgt dann stets „le" und die Verdoppelung mit vorgesetztem f. Beispiel: Warum bist du gestern nicht gekommen? = Waálefa rumúmlefum bistístlefist duúlefu geélefe sternérnlefern nichtíchtleficht geélefe komómlefom menénlefen?

9. Die H-Sprache. Lewalter a. a. O. S. 155 N. 475. Es wird „jede Silbe des in Frage kommenden Wortes wiederholt und statt des ihr zugehörigen Anfangsmitlauters der Buchstabe h vorgesetzt. Außerdem wird der Silbe, die schließlich ohne h noch einmal wiederholt wird, lef vorgesetzt. Mairegen lautet also in der h-Sprache: Mai-hailefai-re-helefe-gen-henlefen." Vgl. auch Schlägers Anmerkg. bei Lewalter S. 373.

10. Die U-Sprache. Sie wird von Schülern vielfach auch als „Schriftsprache" empfohlen. Bei den mit einem Konsonanten beginnenden Worten läßt man den anlautenden Konsonanten fort, verwandelt den darauffolgenden Vokal in u und setzt den Anfangskonsonanten, den man zuerst weggelassen hat, dahinter, in Verbindung mit ä. Ball = Ullbä; Tisch = Uschtä. Bei Worten, die mit einem Vokal beginnen, verwandelt man den anlautenden Vokal in u und verlängert das Wort um ein ä. Also: Igel = Ugelä; Ofen = Ufenä. Bei Zusammensetzungen wird jeder Bestandteil in die U-Sprache übersetzt; also Fensterbrett = Unsterfä-uttbrä. Bei den Diphthongen ei und ai wird nur das e, bezw. das a in ein u verwandelt, das i bleibt stehen; z. B. Eimer = Uimerä; Kaiser = Uiserkä. Besonders Acht geben muß man bei langen Wörtern; so heißt Universität in der U-Sprache Uniä|ursivä|uttä." Zum Schluß sei noch ein ganzer Satz in Übersetzung wiedergegeben. Meine



Schwester ging in die Stadt, um sich Bücher zu kaufen = Uinemä Usterschwä unggä unä udä Udtstä, umä uchsä Ucherbä uzä ufenkä.

11. Die Erbsensprache. An jeden einzelnen Buchstaben eines Wortes wird „erbse“ angehängt, an Vokale nur „rbse“. Ich gehe nach Hause = Irbse cherbse gerbse erbse herbse erbse nerbse arbse cherbse Herbse arbse urbse serbse erbse. Nach einem anderen Prinzip übersetzt Richard M. Meyer Jdg. Forsch. XII, 63 aus eigener Schulerinnerung. Vgl. auch Lewalter, a. a. O. S. 156 Nr. 477 und Schlägers Anmerkung dazu, ebendort S. 373.

12. Die Umsetzsprache. Nur die Vokale und Diphthonge werden verändert, die Konsonanten bleiben unberührt. Vokale: a > e; Hans > Hens. e > i; Berg > Birg. i, ie > o; Hirt > Hort; Tier > Tor. o > u; Most > Must. u > a; Mus > Mas. Diphthonge; au > ei; Maus > Meis. ei, ai > eu; fein > feun, Mais > Meus. eu, äu > au; Leute > Laute, Häuser > Hauser [1]).

Bei all den genannten Schülergeheimsprachen handelt es sich um kindliche Spielereien und harmlose, wenn auch systematische Entstellungen. Auf eine Sprache, die mit dem Rotwelsch innige Verwandtschaft zeigt und von der Berner Schuljugend, teilweise auch von Erwachsenen gesprochen wird, hat A. Rollier in der Zeitschr. f. deutsche Wortf. II, 51 ff. unsere Aufmerksamkeit gelenkt.

[1]) Ähnliche Verschleierungen des gegebenen Sprachstoffes durch Einschieben, Streichen, Umstellen finden sich in Kreisen von Erwachsenen. Vgl. vor allem die ausführliche Darstellung bei Schwenter, der vielfach auf Thurneysser zurückgreift' (Rotwelsch I 143 ff.); ferner Schottel (Rotwelsch I 162 f.) und Friederici (Rolwelsch I, 164 f.) Genannt seien auch die langue javanaise, die lingua papanesca u. das „Argot, der Jargon der bohémiens.“ Auch russische Analogien sind nachgewiesen. Vgl. Richard M. Meyer, a. a. O. S. 64 ff. — Stumme a. a. O. S. 5 erwähnt noch das Cadogan; hier wird die Lautgruppe deg ins Wort eingefügt: z. B. bon jour = bodegon joudegour. Er fügt bei, daß ihm „auf dem Gebiete orientalischer Sprachen, und zwar auf dem Gebiete des Arabischen und des Persischen sowie des Türkischen Geheimsprachenarten bekannt sind, die ebenfalls das Prinzip der Lauteinschiebung aufweisen.“ S. 6 berührt er zwei weitere französ. Geheimsprachen, das Largonji u. das Loucherbem Anlautender Konsonant wird hier fortgelassen und an den Schluß des Wortes mit einer bestimmten Endung angefügt, an den Wortanfang stellt man stets ein l. „Largonji“ liegt „jargon“, „Loucherbem“ das Wort „boucher“ zu Grunde Vgl. ferner L. Günther, Das Rotwelsch des deutschen Gauners, Straßburg 1905, S. 46—49.



Literatur.

Wagner, Kurt, Schlesiens mundartliche Dichtung von Holtei bis auf die Gegenwart. (= Wort und Brauch, volkskundliche Arbeiten, namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von Th. Siebs und M. Hippe, Heft 14), Breslau, M. & H. Marcus, 1917. VIII + 100 S. 3,00 M.

Was an Denkmälern schlesischer mundartlicher Dichtung vor Holtei vorhanden ist, ist nur ganz weniges vereinzeltes Gelegenheitsgut, das die vorhandenen Übersichten über schlesische Literatur kurz streifen. Besonders berücksichtigt sie auch E. Küster, *Der schlesische Dialekt in der Literatur*, Breslau 1888 und ein Aufsatz von H. Bauch in der Schlesischen Zeitung vom 14. August 1903 (Nr. 568): neue Quellen hat vor allem A. Lowack in verschiedenen Arbeiten zugänglich gemacht (Mittlgn. 1905, S. 58 ff., 1909, S. 141 ff., 1914, S. 247 ff.).

Von einer bewußten Pflege der schlesischen Mundart in der Dichtung kann erst seit Holteis Auftreten, seit dem Erscheinen der *Schlesischen Gedichte* (1830) die Rede sein. Die seit Holtei sich sehr reich und mannigfaltig entwickelnde Dialektdichtung hat nun, zum ersten Male in wissenschaftlicher Form, Wagner in dem vorliegenden Buche mit redlichem Fleiße und anerkennenswerter Umsicht zusammengestellt, geordnet und kritisch beurteilt, ein Unternehmen, das nicht immer ganz leicht war, da von älteren Denkmälern schon manches verschollen und nur noch dem Namen nach bekannt ist. Holtei hat, wenn auch nicht sofort und zuerst, auch nicht uneingeschränkt, eine sehr nachhaltige Wirkung ausgeübt, sodaß eine recht stattliche Anzahl von Dichtern in seinen Bahnen wandelt. Nach ihm kommen zwei Hauptrichtungen auf, die gröbere unter Führung von Robert Rößler, die die Prosa, insbesondere die humoristische, die „Schnoke" bevorzugt, daneben die weichere, künstlerisch entschieden höher stehende lyrische Kunst, deren bester und erster Vertreter Max Heinzel freilich anfangs viel weniger reiche Erfolge als jene zu verzeichnen hatte. Eine ganz entsprechende Doppelentwicklung bringen dann die achtziger Jahre. Hermann Bauchs heitere Erzählungen setzen Rößlers Bestrebungen fort, neben Heinzel stellt sich der feinsinnige, grübelnde, ernste Philo vom Walde, und im letzten Jahrzehnt ist es nicht anders. Hugo Kretschmer und Max Waldenburg eifern Rößler und Bauch nach, während August Lichter und Hermann Oderwald als Nachfolger Heinzels und Philos gelten dürfen. Diese Jahre bringen aber noch einen neuen, sehr bemerkenswerten Aufschwung: Die Mundart erobert sich das Drama in den Werken von



Gerhart Hauptmann und von Karl Hauptmann. Unter den im 20. Jahrhundert Wirkenden sind die bekanntesten etwa Karl Klings und Hermann Hoppe, Robert Sabel und Marie Oberdieck.

Selbstverständlich berücksichtigt der Verfasser außer den wenigen hier genannten richtunggebenden Gestalten auch die Fülle der minder bedeutenden — sein Verzeichnis der Verfasser enthält 95 Namen und 2 namenlose Schriften. Besonders wertvoll ist sein Bemühen, möglichst vollständig sowie bibliographisch genau und zuverlässig zu sein. Daß er die Darstellung der Entwicklung an die Persönlichkeiten der einzelnen Dichter anschließt und von diesen auch stets kurze Lebensbilder entwirft, ist nur zu billigen, schon deswegen, weil der Ursprung oft wichtige Aufschlüsse über die Mundart gewährt. Diese selbst wird durchweg so genau wie möglich festgestellt — leider erschwert die mangelhafte Schreibung der Verfasser nicht selten die Beurteilung.

Das Werturteil, das Wagner fällt, ist nicht gerade sehr schmeichelhaft, aber im ganzen doch zutreffend: „Weniges Gute, viel Mittelmäßiges und noch mehr Schlechtes", wozu allerdings zu bemerken ist, daß das Gute, das sich vorwiegend an die Namen Holtei, Heinzel, Philo, Klings und die Brüder Hauptmann knüpft, manche sehr beachtenswerte Höhepunkte aufzuweisen hat.

Im Einzelnen bemerke ich nur folgende Kleinigkeiten; S. 22 ist Anmerkung 2 falsch gesetzt; ihr zweiter Teil gehört zur 3. Anmerkung; denn Fr. Zehs *Dichtergrüsse* sind nicht eine Neuausgabe der *Blumen aus Rübezahls Garten*, sondern der *Blumen aus den schlesischen Bergen*. — Bei Philos *Leutenot* (S. 43) fehlt das Erscheinungsjahr 1901. — S. 55 besagt Anmerkung 1 irrtümlich bei Hugo Kretschmer, daß Kürschners Literaturkalender für 1914 „sein Leben" bringe; er enthält nur, wie üblich, eine Aufzählung seiner Werke. — S. 60 H. Oderwalds Schriften *Anne schläsche Paperstunde* und *Achilles. Zigeunerliesel* sind nach einem mir vorliegenden Verlagsverzeichnis in den Verlag von Heege in Schweidnitz übergegangen.

Sodann teile ich noch die Titel derjenigen Bücher mit, die Wagner nicht mehr ermitteln konnte: Karl J. Friedrich Becker, *Dichterische Versuche aus den neuesten Zeitereignissen geschöpft.* Liegnitz, Druck von E. D'oench 1830. — Hugo Jahns, *Gedichte.* Waldenburg, Metzler, 1857. — Wilhelm [Jocosus] Walke, *Sammlung scherzhafter und launiger Vorträge und Gedichte.* Breslau, Goerlich und Coch, 1867. — Reinhold Roehricht, *Gedichte in Bunzlauer Mundart* (Fraglich, ob gedruckt). — Sollte einer unserer Leser wissen, ob oder wo noch eines dieser Bücher vorhanden ist, so möchten wir bitten, dem Vorsitzenden unserer Gesellschaft, Herrn Geheimrat Siebs, davon Kenntnis zu geben.

H. Jantzen.

Burdach, Konrad, Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung. Im Auftrage der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben. Dritter Band. Erster Teil Der Ackermann aus Böhmen. Herausgegeben von Alois Bernt und Konrad Burdach. Mit 8 Tafeln im Lichtdruck. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1917. XXII + 150 + 414 S. 20 M.

Weder von der Hagens Ausgabe Frankfurt a. M. 1824 nach einer Gottschedschen Abschrift noch die Knischeks (Prag 1897), zu der Martin und Roediger Anz. f. d. a. IV Nachträge und Besserungen geliefert haben, konnten dem hier neu herausgegebenen Dichtwerk die Stellung in der Literatur schaffen, die ihm gebührte. Spürsinn und Finderglück Alois Bernts haben neue Handschriften und Drucke ans Licht gefördert. Weiter haben erst nach Knischeks Ausgabe Untersuchungen über die Stilkunst in den Sprachen der Urkunden und Dichtung der spätmittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen Zeit, vor allem angeregt und gefördert durch Konrad Burdach, nebst seinen eigenen Untersuchungen den Blick geschärft für die richtige Beurteilung der neu aufkommenden Prosakunst. So konnte auf Grund des gesamten handschriftlichen Materials und der neu gefundenen Drucke, und zweitens im Anschluß der neugewonnenen Einsichten eine Neuausgabe des Ackermanns gewagt werden, die — um das gleich zu sagen — in ihrer Art mustergültig ist. Was hier geleistet worden ist in der Herstellung des Textes und in den Anmerkungen beigesteuert ist zur Erklärung dieser gewaltigen Dichtung, verdient unsre warme Anerkennung. Nicht alle Rätsel sind gelöst, aber in solchen Fällen geben die Herausgeber Fingerzeige, wo vielleicht eine Lösung möglich ist. Ich glaube es gern, daß dieses Werk in seiner neuen Gestalt auf viele wie eine Neuentdeckung gewirkt hat. Bei wiederholtem Versenken und Durchdenken kann man sich darin verlieben. An Sprachgewalt, Stilkunst, Formkunst hat es wenig seines Gleichen. Die Leser dieser Blätter wollen wir darauf hinweisen, was die Volkskunde aus diesem Gespräch zwischen dem Ackermann und dem Tod lernen kann. Das ganze 26. Kapitel handelt von den geheimen Künsten und Zauber, Wahrsagerei. Und wenn der Dichter sich auch hier der antiken Bezeichnungen bedient, so bricht doch leicht auch rein deutscher Aberglaube durch, wie Burdach S. 370 fg. zeigt. Kap. 6, 13 erschrecken die ‚bilvis' und die ‚Zauberinne', die ‚reiten auf den krucken' und ‚auf den bocken'; 25, 18 werden die ‚schreteln' erwähnt und die ‚clagemutter', worüber Alois Bernt S. 202 und 324 ausführlich handelt. Wenn der Dichter 5, 3 die ‚warsagende wünschelrute' nennt, so wird das in diesem Zusammenhang auf literarischer Tradition beruhen, wie Burdach bemerkt hat. Erzählungen aus den Tiersagen 6, 1; 18, 10 und Namen der Heldensage 30, 21 begegnen uns. Wie der Ausdruck 9, 7: ‚die here (d. h. die verstorbene Frau) engelte mit iren Kindern' lange unverständlich blieb, und dann schließlich ein Zeitwort ‚engeln' ergab, das noch heut in mehreren Mundarten bei einem Kinderspiel fortlebt, das mag jeder selbst bei Burdach S. 208 fg. nachlesen. S. 202 weist Bernt darauf hin, wie der Dichter bei Vergleichen und Bildern gern Ausdrücke der Mundart anwendet, während er sonst in der Wortwahl Mundartliches meidet und es nur anbringt, wo er ironisiert. —

Zum Schlusse mag erwähnt werden, daß Bernt eine wohlgelungene Umschreibung der Dichtung in die heutige Sprache im Inselverlag hat erscheinen lassen, und daß Hans Watzliks packender Roman „der Phönix" auf diesem Stoffe beruht. —

Ein zweiter noch im Druck befindlicher Teil soll uns über die Persönlichkeit des Dichters aufklären. Möchte Burdach uns auf diese Gabe nicht zulange warten lassen.

Georg Schoppe.

Fischer, Hermann, Grundzüge der deutschen Altertumskunde. 2. verbesserte Auflage. Wissenschaft und Bildung. 40. Leipzig, Quelle und Meyer. 1917. geb. M. 1,50.

In zweiter Auflage liegt das treffliche kleine Büchlein vor; ihr sind die seit 1908 erschienenen einschlägigen Werke, vor allem wohl das Reallexikon, zugute gekommen. In knapper Form werden übersichtlich die wichtigsten Stoffgebiete der Kunde von den germanischen Altertümern zusammengefaßt. Nach Angabe der bedeutsamsten Quellen wird über Land und Leute gehandelt, die Siedlungsformen, Wohnung, Tracht und Nahrung werden besprochen: Rechts- und Standesverhältnisse, Familie; Handel und Gewerbe; Unterhaltung: Religions- und Kriegsaltertümer — das sind die Kapitel, in die der Stoff gegliedert ist, und die zusammen eine kleine Volkskunde germanischer Vorzeit ausmachen. Das kleine Buch, das aus Vorlesungen über deutsche Altertümer erwachsen ist, kann sowohl Studierenden als auch Lehrern des Deutschen warm empfohlen werden. Siebs.

Lauffer, Prof. Dr. Otto, Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte. Wissenschaft und Bildung 148. Leipzig, Quelle und Meyer, 1918. VIII, 134 S. M. 1,50.

Als Ergänzung zu dem Buche von Fischer kann in gewissem Sinne diese kurze Darstellung der „deutschen Altertümer" betrachtet werden, die in derselben Sammlung erschienen ist. Lauffer behandelt in ähnlicher Weise, wie Moriz Heyne in seinen Arbeiten getan hat, Wohnung und Tracht: dann Musik und Spiel: Landwirtschaft, Gewerbe und Verkehr; Schriftwesen und wissenschaftliche Instrumente: Kriegsaltertümer; Recht: Altertümer des Staates, der Städte, der Stände und Genossenschaften; endlich kirchliche Altertümer, sowohl christliche als auch jüdische. Lauffer schließt sich in dieser geschickten Zusammenstellung an die Erscheinungsformen im privaten und öffentlichen Leben an: stilgeschichtliche, kunstgeschichtliche und kulturgeschichtliche Betrachtung vereinen sich. Eine kleine Zahl von Abbildungen ist eingefügt. Leider hat sich in einem so kurzen Handbüchlein wohl nicht mehr davon bieten lassen. Namentlich den vielen, die auf Anschauung in Museen verzichten müssen, wäre damit gedient gewesen. Siebs.

Stucki, Dr. Karl, Die Mundart von Jaun im Kanton Freiburg. Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik, herausgegeben von A. Bachmann. VIII, 346 S. Huber & Co., Frauenfeld 1917. M. 11.

Jaun ist eine freiburgische Gemeinde, ein vorgeschobener Posten des Deutschtums in einem Seitental der Saane; etwa 800 Einwohner sind es. Der Verfasser, aus St. Gallen stammend, hat die Mundart selbst aufgenommen. Eine phonetische Betrachtung der einzelnen Laute und des Stärkeakzentes wird vorangeschickt, wobei auch die Betonung der Fremdwörter berücksichtigt wird. Es folgt eine geschichtliche Behandlung der Vokale, die vom Althochdeutschen ausgeht und der analogischen Wirkung des i-Umlautes eine besondere und dankenswerte Beachtung schenkt. Von diesen und anderen qualitativen und quantitativen Lautveränderungen, die sehr übersichtlich zusammengestellt sind, wird eine zusammenfassende Behandlung der neuhoch-



deutschen Grammatik mit Nutzen Kenntnis nehmen. Besonders lehrreich sind uns die Entwicklungen der Nebensilbenvokale: auslautende ahd. Kürzen sind apokopiert, ahd. î ist als i erhalten, ahd. â u ô als a. — Auch im Konsonantismus, der vom urdeutschen abgeleitet wird, werden allgemeine Erscheinungen übersichtlich zusammen geordnet. — Die Flexionslehre, die im Wesentlichen ja nur eine Anwendung der für die Lautgeschichte gewonnenen Ergebnisse bedeutet, ist ganz kurz behandelt. Kleine Anhänge, die sich mit Mundartengrenzen, Flurnamen und Sprachproben beschäftigen, sowie ein Wörterverzeichnis beschließen die Arbeit, die zwar manchem gnten Vorbilde vieles schuldet, aber doch ein weiterer dankenswerter Beitrag zur schweizerischen Sprachforschung ist. Siebs.

Wiget, Dr. Wilhelm, Die Laute der Toggenburger Mundarten. Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik, herausgegeben von A. Bachmann. VI 171 S. Frauenfeld, Huber & Co. 1916. M. 6,50.

Der Verfasser hat seinen Stoff in der Landschaft Toggenburg, im Westen des Kantons St. Gallen 1908 gesammelt und ihn später durch Flurnamenforschung ergänzt. Die trefflichen Arbeiten von Winteler, dem ja freilich die Darstellung der Mundart nicht das wichtigste Ziel war, sind dankbar benutzt worden.

Gute phonetische Erörterungen eröffnen das Buch. Sie berücksichtigen den exspiratonischen und musikalischen Akzent. Für den Stärkeakzent wird eine Fülle von Beispielen aus den Flurnamen herangezogen: deren verschiedenartige Betonung sähe man gern durch die Art der Zusammensetzung begründet. Es folgt eine übersichtliche Entwicklungsgeschichte der einzelnen Vokale und Konsonanten, bei jenen wird vom althochdeutschen, bei diesen vom urdeutschen Standpunkte ausgegangen.

Beiträge zur Besiedlungsgeschichte, eine Sammlung der nicht als deutschen Ursprunges zu erklärenden Flurnamen und eine Betrachtung der Mundartengrenzen beschließen die dankenswerte, übersichtliche Arbeit: ihre Benutzung wird durch ein gutes Wörterverzeichnis noch erleichtert. Siebs.

Hauffen, Adolf, Geschichte des deutschen Michel. (Herausgegeben vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag). Prag, Verlag des Vereines, 1918. 96 S. 1,50 Kr.

Der volkstümliche Ausdruck „Der deutsche Michel“, der während der Kriegszeit wieder ganz besonders lebensfähig geworden ist, hat eine lange und sehr eigentümliche Geschichte. Hauffen hat sie in seiner ungemein fleißigen und liebevoll geschriebenen Arbeit verfolgt und, weit über seine Vorgänger in der Erforschung dieser Bezeichnung hinausgehend, eine außerordentliche Fülle von Stoff über ihre Entstehung und Bedeutungsentwicklung zusammengetragen. Er beginnt mit einer einleitenden Untersuchung über den ursprünglichen Träger des Namens Michael, den Erzengel, und seine Verehrung in Deutschland; er führt sie von den ältesten Zeiten, da das Christentum in Deutschland Eingang fand, bis zur Gegenwart. Michael ist schon in der altjüdischen Überlieferung der Fürst und streitbare Held unter den Engeln, er hat den Satan in Drachengestalt besiegt und im Streite mit



dem Teufel um den Leichnam des Moses die Oberhand behalten. Bei der Einführung des Christentums in Deutschland gewinnt dieser Engel sehr bald eine besonders beliebte und geachtete Stellung, wozu wohl auch beitrug, daß das deutsche Eigenschaftswort *„michel“* in der Form mit der volkstümlichen Verkürzung seines Namens zusammenfiel und mit seiner Bedeutung „groß, mächtig, stark“ ausgezeichnet zu dem Wesen des Heiligen paßte. Auch manche Züge Wotans und seiner Verehrung sind auf Michael übertragen worden. Sehr früh erscheint er ferner als Schutzheiliger der Heere, und bei den großen Ungarnschlachten 933 und 955 war das Reichssturmbanner mit seinem Bildnis geschmückt. Sehr zahlreich sind die Volks- und Festbräuche am Michaelistage, und es gibt auch viele Michaelislieder.

Auf welche Weise das geflügelte Wort „Der deutsche Michel“ entstanden und wie der Zusammenhang mit dem Heiligen ist, bleibt unklar. Wir wissen nur, daß es im Jahre 1541 zum ersten Male bei Sebastian Franck in seinen *Sprichwörtern* — übrigens in wenig schmeichelhaftem Sinne — auftritt und dann nie mehr ganz verschwindet. Im 17. Jahrhundert gewinnt es eine bessere Bedeutung, da man den hochberühmten, kurpfälzischen Reiterobersten Michael von Obentraut — namentlich in der Zeit von 1621—1625 gern als den „schrecklichen deutschen Michel“ bezeichnete. Im 18. Jahrhundert wird der Ausdruck immer häufiger; er bedeutet bald den wackeren, ehrlichen, aber etwas unbeholfenen kernigen deutschen Bauern, bald — die Schlafmütze ist hier wesentlich — die stumpfe große Masse. In der Zeit zwischen den Befreiungskriegen und der Revolution wird der deutsche Michel zur politischen Spottfigur, im neuen Reiche wird er zur Verkörperung des ganzen Volkes in seinen guten Vertretern, im Weltkrieg erlebt er als gewaltiger Kriegsheld oder Verkörperung des Volksgeistes eine neue Auferstehung.

Hauffen belegt diesen hier nur kurz angedeuteten Entwicklungsgang mit zahlreichen genauen Quellenangaben und verfolgt dann in höchst lehrreicher und anziehender Weise die Gestalt des deutschen Michel in den Romanen, Dramen und Gedichten von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Am Schlusse streift er noch verwandte sinnbildliche Erscheinungen bei andern Völkern, so den englischen John Bull, den amerikanischen Bruder Jonathan, die französische Marianne, den holländischen Mijnheer, den irischen Paddy, den böhmischen Wenzel und geht auch noch kurz auf die bildlichen Darstellungen des deutschen Michel ein, die ebenfalls in unserer Gegenwart wieder häufiger hervortreten.

Da dem Verfasser weitere Belege erwünscht sind, seien hier noch ein paar anspruchslose Bemerkungen zu dem Stoffe angefügt. Zu den vielen von Michael abgeleiteten Familiennamen (S. 23) kommen noch ein paar in Schlesien öfter begegnende Formen: Michalke, Michalski(y), Michalowitz, sowie noch Ableitungen wie Michels und Michling. — Bräuche am Michaelstage verzeichnet noch Drechsler, *Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien*, (1903) I, S. 151/2 und Wuttke, *Der deutsche Volksaberglauben der Gegenwart*, 3. Aufl. (1900), Register. — Literatur über Michael als Wäger und Führer der Seelen erwähnt noch R. Köhler, *Kleine Schriften* III, 372. — Einen Michaelsbrief aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts führt Fränkel in unseren *Mitteilungen* Bd. 9, Heft 18 S. 36 an, andere Michaelisbriefe nennt Olbrich

in den *Mitteilungen* Bd. 10, Heft 19, S. 57, 64. — Schließlich kommt noch ein Büchlein in Betracht, das dem Verfasser entgangen ist: A. Rudolph, *Lieber deutscher Michel. Weltherrschaft. Angelsachsentum. Kriegsziele.* Leipzig, Theodor Weicher 1917. 63 S., eine politische Schrift, in der Rudolph auf den deutschen Michel als symbolische Gestalt am Anfang und Ende Bezug nimmt.

H. Jantzen.

Imme, Theodor, die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus, 1917. XII + 172 S. 4,00 M.

Die Literatur über die Soldatensprache ist im Laufe des Krieges schon ganz ansehnlich geworden. Zeitungen und Zeitschriften bringen größere und kleinere Aufsätze darüber, und auch an volkstümlichen und wissenschaftlichen Büchern, die sie behandeln, fehlt es nicht. Das von Mauser wurde im vorigen Jahrgange S. 275/6 besprochen, und das oben genannte ist auch ein schätzenswerter Zuwachs. Sein Hauptverdienst ist, daß es eine sehr beträchtliche Stoffsammlung zusammenträgt, die eine höchst wertvolle Grundlage für eine spätere wissenschaftliche Darstellung oder ein Wörterbuch der Soldatensprache bildet. Imme hat einen außerordentlichen Fleiß aufgewandt und große Findigkeit bewiesen, um seinen Stoff zusammenzubekommen. Er hat planmäßig die Lazarette von Essen und seiner Umgebung durchstreift, den Insassen Vorträge über die Soldatensprache gehalten und dann aus ihnen herausgeholt, was er nur konnte. Daß er dabei Glück und einen so großen Erfolg gehabt hat, ist hocherfreulich: Das Wörterverzeichnis am Schlusse der Arbeit umfaßt nach roher Schätzung mehr als 2500 Wörter und Redensarten.

Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung über seine wichtigsten Quellen und über die deutsche Soldatensprache und ihren Humor stellt er die Ergebnisse seiner Sammlungen in übersichtlicher Form zusammen. In anregendem Plaudertone, der oft mit zutreffenden sprachlichen und sachlichen Belehrungen durchsetzt ist, aber niemals pedantisch und trocken wird, führt er die Fülle der Ausdrücke in folgenden Hauptgruppen vor: Der Soldat als solcher und die Rangstufen im Heere; die einzelnen Waffengattungen; die Truppenverbände mit besonderer Rücksicht auf die Stämme, aus denen sie gebildet sind; die einzelnen Leute im Regiment und in der Kompagnie; der Soldat im Dienst und außer Dienst, im Manöver und im Felde; Körperteile, Lebensmittel und Ausrüstungsgegenstände; Geschütze und Geschosse. Zwar ist dabei nicht jedes Wort und jede Wendung mit philologischer Genauigkeit nach Ort und Zeit der Herkunft bestimmt worden; das ist aber auch weder möglich noch nötig, und daher scheint mir der Tadel zu scharf, den Karl Helm in der *Deutschen Literaturzeitung* 1918, Sp. 370 ausspricht: es sei ein Mangel, „daß oftmals versäumt wird festzustellen, ob ein Ausdruck wirklich eine spezifisch soldatische Wendung ist, nicht vielmehr allgemein vulgärsprachlich oder wenigstens in einem bestimmten geographischen Gebiete allgemein auch in der nicht soldatischen Bevölkerung herrschend.“ Eine geschlossene Standessprache, wie im 17. und noch im 18. Jahrhundert, ist die jetzige Soldatensprache nicht mehr. Unser Heer ist unser Volk. Daher ist zwar dem Kriegerstande noch immer sehr vieles Besondere eigen, aber der Rekrut übernimmt auch vieles aus seiner heimischen Mundart oder Berufssprache in die Dienstzeit und trägt





umgekehrt wieder auch sehr vieles aus dieser ins Zivilleben und damit in recht weite Kreise von Freunden und Angehörigen hinein. An einzelnen Stellen hat übrigens Imme selber anschaulich geschildert, in wie eigenartiger Weise gewisse Soldatenausdrücke — durch den Einfluß irgend eines hellen Kopfes oder Witzboldes — entstehen und verbreitet werden können. Aber der wirkliche Nachweis solcher Vorgänge wird immer nur in ganz seltenen Ausnahmefällen möglich sein.

Ein wichtiges und umfangreiches Gebiet der Soldatensprache hat freilich Imme absichtlich — und für seine Zwecke aus guten Gründen — weggelassen: alles Zotenhafte und alle auf das Geschlechtliche sich beziehenden Ausdrücke; wenn dieser über alle Maßen reichhaltige Teil des soldatischen Sprachschatzes auch nicht gerade erfreulich ist, so verdiente er doch aus volkskundlichen Gründen auch gesammelt zu werden. Was unserm Verfasser an solchem Stoffe entgegengetreten ist, hat er aufgezeichnet und stellt es Forschern gern zur Verfügung. Eine ganze Reihe schon recht kräftiger Derbbeiten anderer Art hat er übrigens ruhig in sein Buch aufgenommen.

Beiläufig noch ein paar kleine Bemerkungen: Die Bezeichnung Nulljungen und Streichhölzeljungen (nicht Streichhölzer, wie S. 50 steht) ist für die beiden schlesischen Grenadierregimenter Nr. 10 und 11 längst nicht mehr üblich: sie verschwand, als den Regimentern Namenszüge auf die Achselklappen verliehen wurden. — Der Ausdruck Katschmarek (S. 61) für einen oberschlesischen, polnisch sprechenden Soldaten hängt zwar natürlich mit demselben slavischen Wortstamm zusammen, von dem unsere Wörter „Kretscham und Kretschmer“ kommen, aber er ist auch ein außerordentlich häufiger Eigenname in Oberschlesien, und weil viele Soldaten wirklich Katschmarek heißen, so ist eben hier und da der Eigenname zum Gattungsnamen geworden. — Der Ausdruck „Schaschke“ mit dem nach Imme (S. 40) die Marinesoldaten die Landtruppen belegen, ist in vielen Teilen Ostpreußens, auch bei der Binnenbevölkerung, ganz üblich für den gemeinen Mann im Sinne des viel verbreiteteren Muschko.

Das Buch kann den weitesten Kreisen warm empfohlen werden. Jeder Freund unseres Heeres, unserer Sprache und der Volkskunde wird manches Neue und Anregende darin finden. Wenn unsere Leser weitere, darin nicht enthaltene Wörter und Wendungen kennen, so erwerben sie sich ein Verdienst, wenn sie sie entweder dem Verfasser, Prof. Dr. Th. Imme in Essen, oder dem Vorsitzenden unserer Gesellschaft mitteilten [1]).

Jiriczek, Dr. Otto L., Seifriedsburg und Seyfriedsage. Archiv des historischen Vereins für Unterfranken. Bd. LIX, Würzburg 1917. H. S.

Es ist eine lehrreiche methodische Untersuchung, die Jiriczek hier darstellt. Eine Seifriedsbürger Ortssage wird zuerst von Baeder 1835 und dann 1838 von Höfling und 1848 von Panzer, zudem auch nachweislich selbständig

[1]) Einige schöne Ergänzungen zu Immes Ausführungen bieten bereits die Aufsätze von K. Scheffler, Zur Namengebung, mit besonderer Rücksicht auf die Soldatensprache, und von A. Götze, Deutscher Krieg und deutsche Sprache, in dem *Wissenschaftl. Beiheft zur Zeitschrift des Allg. Dtsch. Sprachvereins* (V. Reihe, Heft 38/40, 1918). H. Jantzen.



1842 von Bechstein berichtet. Ein Schweinehirt, Namens Fritz, macht sich durch Einreiben fest gegen alle Verwundung und wird Gründer der Säufritzburg. Nicht weit von dieser liegt ein Wäldchen, Namens Lindwurm. Hier haust nach der Sage, die Bechstein berichtet, ein Lindwurm, der von dem Ritter auf der Seifriedsburg erlegt wurde. Jiriczek zeigt nun, wie die Sage auf das 1531 zuerst gedruckte Lied vom hürnen Seifried unter volksetymologischer Deutung des Namens Seufrid zurückgehen dürfte, und wie sie dann mit dem auch sonst vorkommenden Flurnamen „Lindwurm" sich verband; er zeigt durch geschichtliche Nachforschung, daß keine historischen Motive für die Sage in Frage kommen. — Die Ortssagenforschung kann aus dieser Arbeit, obschon ihre Ergebnisse im wesentlichen negativ sein mußten, methodisch viel lernen: die literarischen Einflüsse auf die Sagenbildung werden ja immer noch nicht genügend beachtet; man denke nur an die Rübezahlsagen.

Siebs.

Wissenschaftliche Beihefte zur deutschen Alpenforschung. Herausgegeben vom Bunde der Sprachinselfreunde. 3. Heft. Leipzig, Verlag der Sprachinselfreunde, Fischer u. Co. 1919. 0,80 M.

Das Heft bietet einen nützlichen Schriftennachweis über die Sprachinseln und Mundarten in zeitlicher Anordnung. Einleitende Worte von Alfred Baß gelten den deutschen Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. S.

Uilkema, K., Het friesche Boerenhuis. Onderzoek naar het ontstaan van het tegenwoordige boerenhuis in Friesland. Tekst en Platen. Uitgegeven door het Friesch Genootschap te Leeuwarden. 1916

Eine dankenswerte kleine Schrift, die durch eine Vorrede von P. C. J. A. Boeles eingeleitet wird. Der Verfasser schildert zunächst die heutigen Haustypen in Westfriesland und scheidet von dem einfachen friesischen Hause das friesische Giebelhaus und das neueste, seit 1905 sich ausbreitende Haus der Graslandwirtschaft (greidboerderij). Im Gegensatze zu Galleé, der alle friesischen Haustypen auf das zugleich friesische und holländische Giebelhaus und der die Spuren von diesem in Urzeiten zurückführen wollte, sucht Uilkema zu erweisen, daß von jeher zwei ganz verschiedene Typen anzunehmen sind, daß das holländische und das friesische Giebelhaus ganz verschiedenen Charakter haben, und daß die ersten Spuren des Giebels nicht über zwei Jahrhunderte zurückreichen.

Sodann werden die getrennten Haustypen der älteren Graslandwirtschaft (greidboerderij) und der Ackerbauwirtschaft (bouwboerderij) ausführlich besprochen und durch zahlreiche gute Abbildungen in einem Beihefte erläutert. Es ergibt sich, daß Boden und Betriebsweise von jeher verschiedene Typen des Hausbaues erfordert und entwickelt haben. Eine ähnliche Auffassung habe ich bei Besprechung des friesischen Hauses in Marsch und Geest früher ebenfalls betont (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, 1893, Seite 263). Dort sind auch mancherlei ostfriesische Ausdrücke verzeichnet, die den Hausbau des Saterlandes betreffen; Uilkema könnte vielleicht Ähnliches aus der Provinz Westfriesland beitragen. Leider hat er aber auf Sprachliches gar



kein Gewicht geliegt. Da er „het terrein vrij laat, om de taalkundige afleiding van binhus en bushus op te sporen," so sei bemerkt, daß *bushus* zweifellos „Bansenhaus" ist, und daß *binhus* auch wohl nicht (als Gegensatz zu *buthus* „Binnenhaus" meint, sondern etwas ganz anderes bedeutet; ob an friesisch *bin* „Korb" oder an „Bühne (Boden)" zu denken ist, wage ich nicht zu entscheiden. Siebs.

Schmied-Kowarczik, Walther, Die Gesamtwissenschaft vom Deutschtum und ihre Organisation, ein Sehnsuchtsruf dreier Jahrhunderte. (= Bücher der Fichte-Gesellschaft, herausgegeben vom Arbeits-Amt der Fichte-Gesellschaft von 1914, Bd. 1.) Hamburg und Leipzig, Deutschnationale Verlags-Anstalt A. G. 1918. 96 S.

Das Buch stellt als erstrebenswertes Ziel die Gründung einer großen Akademie oder Gesellschaft der gesamten Deutschwissenschaften auf. Zur Begründung dieser Forderung gibt der Verfasser eine kurz gefaßte und nur die wesentlichsten Hauptsachen enthaltende Übersicht über die Geschichte ähnlicher Bestrebungen in Deutschland, von der Fruchtbringenden Gesellschaft von 1617 an über die Versuche und Entwürfe von Leibniz, Gottsched, Herder, Ranke und anderen bis zu den Plänen eines Reichsamtes für deutsche Sprachwissenschaft und der Umfrage der „Deutschen Dichtung" von 1902 wegen Gründung einer Literaturakademie. Am Schlusse entwirft er dann selbst einen Plan zu einer „zeitgemäßen Organisation." Näher darauf einzugehen, ist hier nicht der Ort, da volkskundliche Fragen nur insofern kurz berührt werden, als unserer Wissenschaft im Rahmen der geplanten Gründung der ihr gebührende Platz eingeräumt werden soll. H. Jantzen.

Bojunga, Klaudius, Der deutsche Sprachunterricht auf höheren Schulen. Berlin, Otto Salle, 1917. 70 S. 1,60 M.

Reuschel, Karl, Die deutsche Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen. Ebenda. 70 S. 1,60 M.

Diese Arbeiten sind die beiden ersten Hefte einer neuen Schriftenreihe „Deutschunterricht und Deutschkunde, Arbeiten aus dem Kreise des deutschen Germanistenverbandes über Zeitfragen des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen," die der Frankfurter Studienanstaltsdirektor Bojunga herausgibt. Sie stellen sich in den Dienst jener immer weiter greifenden Bewegung, die dem deutschen Unterricht an unseren höheren Lehranstalten eine bessere und würdigere Stellung verschaffen will, als ihm bisher zu teil geworden ist. Ihr Ziel ist vor allem, den deutschen Unterricht so zu erweitern, daß auch die Kunde vom deutschen Volkstum — und zwar im weitesten Sinne genommen — künftig stärker berücksichtigt werden kann.

Welche Rolle die Volkskunde in der Schule zu spielen vermag, zeigt Reuschel in dem zweiten der oben genannten Hefte. Nachdem er eine Erklärung des Begriffes Volkskunde gegeben und schon frühere Anregungen im Sinne seines Themas gestreift hat, führt er aus, wie unsere Wissenschaft, ohne daß sie etwa besondere Stunden zu beanspruchen brauchte, in nahezu allen Unterrichtsfächern zu ihrem Rechte kommen kann. Der deutsche Unterricht selbst kann natürlich die wichtigste Pflegestätte für sie werden, aber auch



Geschichte und Erdkunde, Religion, alte und neue Sprachen, die Naturwissenschaften, Zeichnen, Turnen und Singen bieten oft und reichlich Gelegenheit, auf volkskundliche Fragen, auf Sitten und Bräuche, Sagen und Mythen, Aberglauben und Prophezeiungen, Lieder und Tänze oder sachliche Denkmäler von Volkskultur und -kunst einzugehen. Bald werden die Schüler aus eigener Erfahrung Anknüpfungspunkte herausfinden, vor allem aus der heimischen Mundart mit ihrem besonderen Wortschatze und ihrem eigenartigen Satzbau, bald wird der Lehrer auf bisher Unbeachtetes hinweisen, Dichtung und Kultur fremder Völker wird zu allerhand Vergleichen anregen, das Hauptziel aber wird immer sein, das heimische Volkstum der Jugend lieb und vertraut zu machen, sodaß sie nicht mehr, wie dies leider noch allzuhäufig geschieht, achtlos daran vorübergeht, sondern Verständnis dafür bekommt und seinen tiefen Sinn erfassen lernt.

Was für gute Erfolge sich aus solchen Anregungen ergeben können, habe ich selbst, als ich Direktor in Königsberg war, erproben können. Nicht nur, daß bald helle Begeisterung meine älteren Schülerinnen erfüllte, sie gingen auch auf meine Aufforderung, in den Ferien volkstümliche Überlieferungen zu sammeln, mit solchem Eifer ein, daß ich manche „Volkskundliche Ecke“ in der Zeitschrift *Ost- und Westpreußen* (1912 u. 13) mit dem genannten Stoffe füllen, eine nicht ganz unbedeutende Sammlung bisher in solcher Fassung unbekannter „Ostpreußischer Beschwörungsformeln“ in der *Ostpreussischen Rundschau* (1913, S. 230—236) veröffentlichen und überdies noch beträchtliche handschriftliche Beiträge an die volkskundliche Abteilung der Altertumsgesellschaft „Prussia“ abliefern konnte.

Beiläufig bemerkt, kann auch in Mathematik und Rechnen, Fächern, die Reuschel nicht erwähnt, volkskundlichen Bemerkungen hin und wieder ein Plätzchen gegönnt werden, so etwa, wenn man auf die heilige Drei, die böse Sieben, die wunderreiche Zwölf, auf das geheimnisvolle Pentagramm oder auf sonstige Zahlen- und Figurensymbolik eingeht.

Bojunga widmet sein Buch wesentlich dem Betriebe des deutschen Sprachunterrichts. Auch er betont unausgesetzt alles Volkstümliche und lenkt vor allem die Aufmerksamkeit auf die reichen volkskundlichen Werte, die in unsern Mundarten und in den Fach- und Standessprachen enthalten sind, aber leider noch immer viel zu wenig im Unterricht ausgenutzt werden.

Beide Hefte bieten reiche Anregungen und sind den dem Lehrstande Angehörigen unter unsern Lesern warm zu empfehlen. H. Jantzen.

Deutschkunde. Ein Buch von deutscher Art und Kunst. Mit 2 Karten. 32 Tafeln und 8 Abbildungen. Herausgegeben von Walther Hofstaetter. Leipzig, B. G. Teubner 1917. geb. 3 M.

In den Kriegsjahren ist das eifrige Streben erwacht, der Kenntnis deutschen Wesens aller Zeiten in der Schule mehr Beachtung zu schenken, und so war es dankenswert. die verschiedenen Stoffgebiete, die dabei für den Unterricht in Frage kommen, und die einen wesentlichen Teil dessen ausmachen, was man als Volkskunde im weitesten Sinne zusammenzufassen pflegt, in aller Kürze zu beschreiben: Ethnographie und Topographie Deutschlands; seine wirtschaftliche, staatliche und soziale Entwicklung, Sprache, Religion, Sitte



und Brauch, Wohnung, Kunst u. a. m. Eine Reihe von Mitarbeitern haben versucht, einen Begriff davon zu geben, wie weit sich solch ein kulturgeschichtlicher Unterricht erstrecken kann, und bieten dadurch den Lehrern manche Hinweise, wie sie sich auf ihn vorbereiten können.

Ob es sich empfiehlt, nur dem Unterricht im Deutschen, der doch gerade nach allgemeinem Urteile noch so viele andere Wünsche unerfüllt läßt, diese gewaltigen Pflichten aufzubürden, müßte erst ein Versuch erweisen. Die Schulung im deutschen Stil, in Aussprache und Vortrag, die Pflege der Literaturkenntnis und der Sprachgeschichte liegen noch so sehr im Argen, daß man nicht genug an das „multum, non multa!“ erinnern kann. Will man nicht den Deutschunterricht in den meisten Klassen auf mindestens sechs Stunden in der Woche erhöhen, so könnte man vielleicht einige der genannten kulturgeschichtlichen Stoffgebiete dem Geschichtsunterricht zuweisen, der sich ja durchaus nicht auf Kriege und Verwandtschaftsverhältnisse beschränken soll; auch der Geographieunterricht könnte manches übernehmen. Wie dem auch sei, das knapp und klar geschriebene Büchlein kann dem Unterricht gute Dienste leisten. Siebs.

Schlesischer Musenalmanach. Vierteljahrsbücher für schlesische Kunst. Organ des Logaubundes. Begründet und herausgegeben von Wilhelm Wirbitzky. 5. Jahrg., 1. Vierteljahrsband. Beuthen O./S. Verlag Th. Cieplik. 1919.

Der Musenalmanach, bisher der Poesie und auch der Kunst der Zeichnung geltend, will nunmehr auch die Musik pflegen: ein „Schlesisches Baudenlied“ von Urban und ein Lied von Johannes Hönig werden in Wort und Weise gegeben. Unter den Aufsätzen sind einige literarische: dem Minnesänger Herzog Heinrich von Pressela ist eine Darstellung gewidmet (die Übersetzung aus dem Mittelhochdeutschen enthält einiges Unrichtige), eine andere der Dichterin Margarete Sedlnitzky-Eichendorff. Einige Schilderungen haben zur Volkskunde Beziehungen („Wie ich Grillen fing. Aus dem Leben eines oberschlesischen Bauernbuben;“ „Zauber der Birkhahnbalz“). Kriegslieder der Logaubündler beschließen den stattlichen Band. —e—



Mitteilungen.

Volkskunde und Jungdeutschland.

(vgl. Band XIX, S. 279 ff.)

In weiterer Verfolgung seines Zieles, durch Erwecken des Heimatsinnes und Fördern der Heimatkunde ein heimatfrohes Geschlecht zu erziehen, veranstaltete der Jungdeutschland-Mädchenbund (Provinzialverband Schlesien) im November 1917 abermals Vortragsabende, an denen Professor Dr. K. Olbrich über „Jungdeutschland und die Heimatkunde“ sprach. Er ging aus von der allmählichen Vernichtung des Heimatsinnes und Verödung der Heimat durch Freizügigkeit und Großstadt, Nützlichkeitsfanatismus und Gewinnsucht und der etwa 1890 beginnenden Gegenbewegung, wie sie in den Bestrebungen des Heimatschutzes und der Volkskunde einsetzte und auch im Leben der Schule sich in einer kräftigeren Betonung des Heimischen zu äußern begann. Eingehend schilderte dann der Vortragende, wie der neu erwachte Wandertrieb der Jugend, richtig geleitet und in den Dienst der Heimatkunde gestellt, diese stark fördern, von ihr aber auch reiche Anregung empfangen kann. So zeigte der der Ortskunde gewidmete erste Teil der Vortragsreihe, daß sich schon aus den Ortsnamen des Landkreises Breslau eine lebendige Anschauung von der Besiedlung des slavischen Ostens durch deutsche Bauern und Mönche und der Anlage ihrer Dörfer und Gehöfte gewinnen läßt. Daran schloß sich eine durch Karten und Zeichnungen belebte Wanderung durch Altbreslau; sie stellte neben die Besiedlung des flachen Landes die Anlage fester Plätze durch ein Geschlecht fleißiger Gewerbetreibender und weitblickender Kaufleute. An Wehrbauten und Flurnamen, Inschriften und Wappen, Kirchhöfen und einsamen Denkmälern wurde dann gezeigt, wie überall geschichtliche und kulturgeschichtliche Erinnerungen zu dem Wanderer sprechen. Der zweite Teil der Vortragsreihe setzte mit einem Hinweis auf den innigen Verkehr der wandernden Jugend mit Tier- und Pflanzenwelt der Heimat ein. Er wies darauf hin, wie hier die alte Tiersage neues Leben gewinnt, wie aus den volkstümlichen Namen der Gewächse alter Glaube und Brauch, eine tiefsinnige Symbolik sich erschließen. Damit war der Übergang zu Schlesiens reichem Sagenschatze gewonnen, und der Vortragende zeigte, wie die Sage aus dem Landschaftsbilde erwächst; er entwickelte an Beispielen aus Breslau und seiner Umgebung den Begriff der ätiologischen



und Wandersage, er schilderte, wie man Natursagen, nacherlebend, verstehen kann.

Der letzte Teil führte die Zuhörer in Haus und Hof des Landmannes und wies darauf hin, wie die wandernde Jugend bei ihrem regen Verkehre mit der ländlichen Bevölkerung manch Wissenswertes in Brauch und Sitte, Sprache und Lied sammeln kann. — So führt ein richtiges Wandern zu genauem Beobachten und bewußtem Sehen, es schärft die Denk- und Urteilskraft, entwickelt das Sshönheitsgefühl, befruchtet das Gemüt und beschwingt die Phantasie. Gewinn daraus zieht auch der Unterricht, der seinerseits die lebendig gewonnene Anschauung wissenschaftlich vertieft. Aus dem Gefühle der Beständigkeit aber und des Verwachsenseins mit der näheren Umwelt erblüht der echte Heimatsinn, Verständnis für den Heimatschutz und die Liebe zu Heimat und Vaterland. Der Vortragende zog überall die einschlägige Literatur, insbesondere die Arbeiten der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde heran. Auch diesmal wurde eine Reihe neuer Mitglieder gewonnen. Auf wie fruchtbaren Boden solche Anregungen fallen, zeigten eine Reihe volkskundlicher Veranstaltungen. So führten Wandergruppen der Viktoriaschule Weihnachtsspiele und Osterbräuche auf; die Kunitz-Malbergsche Anstalt brachte an einem Elternabende einen schönen, von Gesangsvorträgen der Chorklasse durchwobenen Vortrag über „Volksleben und Volkslied“ von Fräulein von Hunolstein; der Elternabend des Jungdeutschland-Mädchenbundes am 10. Februar 1918 bot neben turnerischen Vorführungen einen Volksliederwettgesang einzelner Schulen und eine schlesische Spinnstube. So verbreitet sich in und durch Jungdeutschland immer mehr Verständnis und Liebe für deutsche Volkskunde und deutsches Volkstum und sichert so durch Treue zum Alten die völkische Zukunft. —ch.

Am Freitag den 18. Januar 1918 hielt die Gesellschaft in der Universität ihre diesjährige Hauptversammlung ab. Zunächst gab der Vorsitzende, Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Siebs, den Jahresbericht über die Arbeiten der Gesellschaft. Aus ihm ist hervorzuheben, daß die Zeitschrift „Mitteilungen“ trotz des Krieges, ja sogar in erweitertem Umfange erschienen ist, und daß in der Reihe „Wort und Brauch“ die Bücher „Schlesische Volksliedforschung“ von Günther und „Geschichte der mundartlichen Literatur Schlesiens seit Holtei“ von Wagner erschienen sind und eine oft empfundene Lücke ausfüllen. Die Sammlung der Volkslieder und vor allem die Stoffsammlung für das geplante schlesische Wörterbuch sind sachgemäß fortgeführt worden. Weniger günstig sind die Fortschritte zu beurteilen, die bisher die Sammlung der Soldaten- und Kriegslieder, der Soldatensprache und des Kriegsaberglaubens gemacht hat. Obschon im Felde und in den Lazaretten reichliche und gute Gelegenheit wäre, ist doch der Wunsch der Gesellschaft, daß dem Vorsitzenden mancherlei Beobachtungen und Aufzeichnungen eingesandt würden, nicht erfüllt worden. Das Gleiche gilt von dem Aberglauben und den Sagen, die sich an unsere Glocken knüpfen. Wie viele Erzählungen aus früherer Zeit verbinden sich mit den meisten unserer Glocken: man denke nur an die Sagen von der Ermordung des Glockengießerknaben, von den ver-

sunkenen und wanderndeu Glocken, von der Sprache, die die Glocken reden. In ganz Deutschland werden jetzt, wo so manche Glocken eingeschmolzen werden, alle auf sie bezüglichen Sagen und Bräuche gesammelt und auf Veranlassung des Kultusministeriums zu einem großen Werke verarbeitet.

Bei der dann folgenden Vorstandswahl wurde zum Vorsitzenden gewählt Geh. Reg.-Rat Professor Siebs, zu seinem Stellvertreter Geheimrat Hillebrandt; zum Schriftführer Professor Hippe, zum Stellvertreter Prof. Dr. Seger; zum Schatzmeister Dr. von Eichborn; weiterhin die Herren Dr. Dr. Feit, Schrader, Körber, Kühnau, Olbrich, Klapper und Jantzen. — Nach der Rechnungslegung wurde auf Vorschlag des Geheimrat Appel und Professor Hilka Entlastung erteilt.

Sodann hielt der ordentliche Professor der Orientalistik Dr. Bruno Meißner einen Vortrag über „Das älteste Märchen der Weltliteratur", in dem er etwa ausführte: Entstehung und mündliche Überlieferung von Märchen weist in früheste Zeiten zurück; von schriftlicher Aufzeichnung wissen wir zuerst bei den Ägyptern: wir brauchen nur an die von Herodot überlieferte Geschichte vom Schatz des Rhampsinit zu denken. In die Weltliteratur sind die ägyptischen Märchen nicht übergegangen. Wohl aber gilt das von dem ältesten semitischen Märchen, das uns aus der arabischen Fassung von 1001 Nacht bekannt ist: es ist die Geschichte von dem weisen Haiqar, dem Wesir Sanheribs, des Königs von Assyrien. Er hatte sechzig Frauen, aber keine Nachkommen: seinen Neffen Nadan erzog er und lehrte ihn viele weise Sprüche — sie bilden den bedeutsamsten Teil der Erzählung. Nadan aber war schlecht und suchte Haiqar, der sich von ihm abwandte, durch Verleumdung beim Könige zu verderben. Haiqar wurde zum Tode verurteilt, aber vom Henker durch einen Betrug gerettet und kam wieder zu Ehren. Der Pharao hatte von Sanherib verlangt, er solle ihm ein Schloß in der Luft bauen; niemand wußte Rat, bis unter fremdem Namen Haiqar auftritt. Er läßt zwei Knaben auf Adlern in die Lüfte steigen, und von oben rufen sie dem Pharao zu, er solle Steine und Mörtel heraufbringen lassen, das Schloß zu bauen. Auch andere Aufgaben werden in ähnlicher Weise gelöst. Er wird wieder Wesir und bestraft den bösen Nadan, indem er ihm in erziehlichen Reden seine Schändlichkeiten vorhält.

Dieses arabische Märchen ist auch in einer syrischen Fassung überliefert, in der der Wesir Achiqar heißt; verschiedene Stücke erscheinen hier in ursprünglicherer Form. Der Pharao hat von ihm verlangt, er solle etwas sagen, was noch niemand gehört habe; die ägyptischen Würdenträger sind vom Pharao angewiesen, auf alles hin zu sagen, es sei ihnen längst bekannt. Da gibt Achiqar einen Brief kund, in dem der Pharao von Sanherib neunhundert Talente erbittet; alle müssen nun zugeben, das sei ihnen neu, denn andernfalls würden sie ja die Schuld des Pharao bezeugen. — Aus dieser syrischen Fassung sind dann mittelbar wieder andere abgeleitet, eine armenische und eine türkische; auch im Kirchenslavischen und im Rumänischen erscheint die Erzählung. Ferner ist die Achiqargeschichte in die Lebensgeschichte des Äsop verarbeitet, seine Erlebnisse in Babylonien und Ägypten sind nichts anderes als eine griechische Bearbeitung unseres Märchens.



Die syrische Fassung führt in sehr alte Zeit zurück, darauf weisen Spuren heidnischer Anschauung hin. Auch ist beachtenswert, daß die Erzählung von den Leistungen des Achiqar sich in dem Talmudtraktat Bechorot im 5. Jahrhundert nach Christus und einzelne Züge sich schon im Buche Tobit um 150 v. Chr. finden, und daß die Gestalt des orientalischen Weisen auch den Griechen bekannt wurde: auf einer Mosaik in Trier aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. erscheint Acicar neben Homer und Thamyris als Erfinder einer Poesiegattung. Vor allem aber ist wichtig, daß in den alt-aramäischen Papyri von Elephantine die Geschichte des Achiqar erscheint und damit in das 5. Jahrhundert v. Chr. zurückdatiert wird. Letzten Endes aber scheint ein Assyrer der Verfasser zu sein, darauf weisen verschiedene Charakterzüge und religiöse Vorstellungen in den altaramäischen Sprüchen hin; auch ist der Name Achiqar und der mehrerer anderer Personen assyrisch; zudem sind die Weisheitssprüche in der Keilschriftliteratur üblich, und die Rätselfragen scheinen auch ein beliebtes Motiv gewesen zu sein. Schließlich wies der Vortragende darauf hin, wie die Eroberung der Luft die Gedanken der alten Babylonier beschäftigt habe, und zeigte am Etanamythus, wie der Vater Etana durch einen Adler nach dem Himmel der Istar emporgetragen wird: die Fahrt wird genau beschrieben, und die verschiedenen Eindrücke, die der Aufsteigende von der immer mehr ihm entschwindenden Erde erhält, werden geschildert. So weisen diese Märchen, und mit ihm die eigenartige Erzählung von der Luftfahrt wohl in die ältesten Zeiten zurück, von denen wir geschichtliche Kunde haben.

Am Freitag den 11. Oktober hielt die Gesellschaft im Hörsaal I der Universität die erste Sitzung des Winters. Der Vorsitzende, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Siebs, eröffnete den Abend mit einem kurzen Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft und wies auf die fortschreitende Arbeit an der Volksliedersammlung und am Wörterbuche der schlesischen Mundarten hin. Sodann hielt Dr. phil. Georg Schoppe einen Vortrag über „Die ältesten Quellen für ein schlesisches Wörterbuch“. Er führte aus, daß die Arbeiten an einem großen Gesamtwörterbuche des Deutschen in engster Verbindung mit denen für mundartliche Wortforschung der verschiedenen Sprachgebiete stehen, und zeigte, daß hier für Schlesien noch viel zu leisten sei, wenn es andere Provinzen erreichen oder überflügeln wolle. Zwar habe die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde in ihren seit 25 Jahren erscheinenden „Mitteilungen“ viel Stoff zusammengebracht, und auch die in der Reihe „Wort und Brauch“ herausgegebenen Schriften von von Unwerth, Schönborn, Gusinde u. a. böten viel für die Erforschung der lebenden Mundart, aber die älteren Quellen seien — von Drechslers Wenzel Scherffer, dem Breslauer Arzneibuch usw. abgesehen — noch nicht genügend berücksichtigt. Vor allem gilt es, die schlesischen Vokabularien, die handschriftlich aus der Zeit von 1340 bis 1500 stammen, und von denen etwa 40 auf der Königlichen Universitätsbibliothek sind, zugängig zu machen. Es ist sicher, daß sie schlesisches Sprachgut darstellen. Das lehren Lautverhältnisse und Wortschatz, wie der Vortragende an Beispielen (Erbeit, Klette=Lehmhütte; Brautstucke; Kadel; Radber; Patz=



Ziege u. a. m. zeigte. Das sogenannte Heinrichauer Glossar ist das einzige dieser Vokabulare, das bisher herausgegeben ist. Weiterhin ging der Vortragende auf die gedruckten Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts und auf die sprachliche Bedeutung der Flurnamen, der Familien- und Ortsnamen ein, sodann auf die Urkundensammlungen, Chroniken, die theologische Literatur, die Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts und schließlich auf die Bedeutung des Valerius Herberger, der von 1562 bis 1627 lebte.

An den Vortrag schlossen sich ergänzende Bemerkungen des Vorsitzenden und des Geh. Studienrats Gymnasialdirektor Dr. Feit über schlesische Namenforschung.

Am Freitag den 15. November 1918 hielt der an Stelle von Professor Dr. Klaatsch an unsere Universität berufene Professor der Anthropologie Dr. Mollison einen Vortrag über die Frage: „Wie bilden sich Rassen und Völker?“

Zunächst bestimmte der Vortragende den Unterschied dieser beiden Begriffe. Eine Rasse besteht aus Einzelwesen, die durch Abstammung miteinander verwandt und infolgedessen durch gleichartige ererbte und unveräußerliche Merkmale des Körpers und des Geistes ausgezeichnet sind. Ein Volk wird zusammengehalten durch eine mehr oder weniger feste staatliche Organisation, einheitliche Sprache, Sitten und Gebräuche, also durch Eigentümlichkeiten, die jedes Individuum ablegen und mit anderen vertauschen kann. Aus der ursprünglich einmal vorhandenen einheitlichen Menschenart müssen die verschiedenen Arten und Rassen sich durch Änderung ihrer Erbsubstanz differenziert haben. Die Faktoren, die bei der Rassenbildung in Frage kommen, sind die Vererbung als erhaltende Macht auf der einen Seite, die umändernden Einwirkungen auf der anderen Seite. Für die Vererbung vieler Merkmale ist beim Menschen die Geltung der Mendelschen Gesetze nachgewiesen, die besagen, daß eine vorhandene Anlage auch dann in Erscheinung tritt, wenn sie nur von einem Elter geerbt wurde, und daß in den Keimzellen eines Bastards die vom Vater und von der Mutter geerbten Anlagen sich von einander trennen. Diesen Gesetzen folgt beim Menschen unter anderem die Augenfarbe: dabei zeigt sich, daß die dunkle Augenfarbe durch eine positiv vorhandene Anlage hervorgerufen wird, so daß die helle Augenfarbe des Europäers durch den Verlust jener Anlage entstanden sein muß. Ferner die Haarform, bei welcher die Kraushaarigkeit durch eine neu aufgetretene Anlage hervorgerufen wurde. Ebenso ist die schmale Nasenform des Europäers durch eine neu entstandene Anlage aus der breiten Nasenform niederer Rassen hervorgegangen. Die umändernden Kräfte bringen nur dann dauernde Änderungen einer Rasse zustande, wenn sie die Erbsubstanz verändern (Idiokinese). Solche Änderungen werden offenbar durch die Domestikation begünstigt, deren Einwirkungen der Mensch selbst ebenso unterliegt, wie seine Haustiere. Infolgedessen finden wir fast alle Domestikationserscheinungen der Haustiere beim Menschen als Rassenmerkmale wieder. So die Farbenverschiedenheit, die Kraushaarbildung, Zwerg- und Riesenwuchs, die Fettsteißbildung und Anderes. Vielleicht sind auch die geistigen Rassenverschiedenheiten idiokinetische Folgen der Domestikation.



Das Zusammentreffen zweier Rassen führt zur Bastardierung. Sehr weit ist diese gegangen in Europa, wo die Völker sich der Hauptsache nach wohl aus 4 Rassen zusammensetzen, der nordischen, der westmediterranen, der alpinen und der adriatischen. Daß die Verbreitung dieser sich nicht an die Völkergrenzen hält, wird an einer Rassenkarte Europas gezeigt. Die nordische Rasse war vermutlich einmal die Trägerin der urindogermanischen Sprache und hatte eine größere Ausbreitung als jetzt. Mit ihrem Rückzug sind dunkelhaarige Rassen in das Sprachgebiet eingedrungen. Die Rassen wandern gewissermaßen durch ein Sprachgebiet hindurch, sie halten sich weder an staatliche noch an sprachliche Grenzen.

Als Mitglieder sind der Gesellschaft beigetreten

in Breslau: Frl. Dora Böttger, cand. phil. Frl. Dora Henel, cand. phil., Frl. Marie Luise Metzner, stud. jur., Universitäts-Professor Dr. Milch, Lehrer Bruno Gonschorek, Frau Direktorin Elisabeth Lange, Lehrer Paul Seipel, techn. Lehrerin Frl. Margarete Thiele, Vereinigung für Glatzer Heimatkunde.

von auswärts: Oberlehrer Dr. Tschischwitz in Schweidnitz, das Gymnasium in Schweidnitz, Lehrer Johannes Langer in Kottwitz, Kreis Trebnitz, Pastor E. Goldmann in Harpersdorf, Bezirk Liegnitz, Gymnasialprofessor Dr. Julius Greb in Kakaslomnitz (Ungarn), Komitat Zips, Amtsgerichtsrat Beyer in Zobten a. B.

Alle diejenigen, denen es gegeben ist, in jetziger Zeit für die Aufzeichnung von **Soldaten-** und Kriegsliedern zu wirken, bitten wir, der Bestrebungen unserer Gesellschaft zu gedenken. Wort und Weise in allen ihren Besonderheiten und Abweichungen sind für die Volksliedforschung wichtig. Auch bemerkenswerte Erlebnisse und Erfahrungen in Freundes- und Feindesland bergen manche volkskundlich wertvollen Dinge; und für Sammlung und Mitteilung solcher Erinnerungen, mögen sie Sitte und Brauch, Volkslied oder Mundart betreffen, wissen wir Dank.

Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, gegründet im Jahre 1894, verfolgt den Zweck, der Wissenschaft der Volkskunde zu dienen und das Interesse für volkstümliche Überlieferungen zu beleben und zu pflegen; auch will sie möglichst alles, was sich von solchen Überlieferungen in Schlesien erhalten hat, sammeln.

Der Eintritt in die Gesellschaft erfolgt durch Anmeldung bei dem Schatzmeister Dr. **Kurt von Eichborn**, Bankier, Breslau, Blücherplatz 13 II. oder bei dem Schriftführer **Direktor der Stadtbibliothek Professor Dr. Max Hippe**, Breslau, Brandenburgerstr. 48.

Schluß der Schriftleitung: 4. Dezember 1918.

Buchdruckerei A. Favorke, Breslau II.





MITTEILUNGEN

DER

SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Band XXI

Jahrgang 1919

BRESLAU

Kommissionsverlag von M. & H. Marcus

1919

Inhalt.



Gnostisches im „Parzival“ und in verwandten Dichtungen.

Von Franz Kampers in Breslau.

Der Geschichtsschreiber, welcher die großen, später verödeten und vergessenen Weltstraßen der Gedankenübertragungen feststellen möchte, ist gezwungen, zu diesem Behufe alle Äußerungen des geistigen Lebens als seine wichtigsten Urkunden in ihrer Abfolge zu würdigen. Indem er den Standpunkt der Träger für die Kette einzelner geistiger Vorstellungsreihen genau festlegt, bestimmt er zugleich topographisch die großen Haltepunkte eines allgemeinen Kulturweges, hilft er die Beziehungen und die Wandlungen der Anschauungen weit auseinanderliegender Welten und Zeiten erklären[1]).

Dichtung und Sage namentlich stellen dem Geschichtsschreiber in überraschender Fülle Ringe zu solchen Ketten zur Verfügung und ermöglichen ihm, durch die Wiederherstellung einer derartigen zusammenhängenden Entwicklung nicht nur die Abwandlungen der Erzählungsstoffe, sondern häufig auch die Abfolge führender Ideen zu erkennen. Gerade in das gefällige Gewand des Liedes und der Mär hüllen sich gern tiefernste geistige, sittliche oder sogar übersinnliche Vorstellungen.

Über dem Lebensepos Wolframs von Eschenbach, jenem packenden Aufschrei der Zeitseele nach Wiedergeburt, ist ein fremder, flimmernder Glanz ausgebreitet. Rückwärts schreitend erkennen wir in diesem den Widerschein jener bunten, wahllos sich zu einander gesellenden Strahlen, welche teils aus dem Osten kommend durch die Linse des Hellenismus gesammelt, gebrochen, ver streut, teils von dem Hellenismus auf den geistigen Brennspiegel des Orient ausgegossen und von diesem mehr oder minder abgewandelt zurückgeworfen

[1]) Dieser Aufsatz ist gedacht als Ergänzung zu meinen früheren Schriften: 1. Das Lichtland der Seelen und der heilige Gral. Köln 1916. 2. Turm und Tisch der Madonna. Mitteilungen der Schles. Gesellsch. für Volkskunde. XIX. (1917) 73 ff. 3. Die Mär von der Bestattung Karls d. Gr. Zur Grallegende und zur Karlsage. Jahresbericht der Görresgesellsch. für 1917. Köln 1918 4. Der Waise. Histor. Jahrbuch [Im Satz befindlich]. Ganz ließen sich kleinere Wiederholungen naturgemäß nicht vermeiden.



werden. Bei diesem Geben und Nehmen, Wiedernehmen und Wiedergeben ohne Ende gestalteten sich jene phantastischen und bizarren Vermengungen verschiedenartiger Lichter, denen die wandernden Sagenstoffe durch die Jahrhunderte ihr magisches Leuchten verdanken. Wie nun im Spektrum jener Strahlenbündel in der hellenistischen Zeit in der breiten und hellen Linie des Religiösen die mattere der Gnosis erscheint — was namentlich der philologische Scharfsinn Richard Reitzensteins erkannte, — so läßt auch der von den Jahrhunderten seit Urzeiten weitergegebene Sagenstoff, welchen Wolfram von Eschenbach zu einer deutschen Dichtung umgestaltete, noch deutlich die Spuren der Tatsache erkennen, daß er hindurchgegangen ist durch die Gedankenwelt jener grübelnden, verzückten Sucher des Urlichts.

Was die feinsinnige Gelehrsamkeit Konrad Burdachs[1]) soeben für den Minnesang des Mittelalters schlagend dargetan hat, das ergibt sich auch für den nach verschiedenen Seiten sich ausdehnenden Sagenkreis, in dessen Mittelpunkt die Vorstellung vom heiligen Gral steht: Gedanken der orientalisch-hellenistischen Geisteswelt sind in der Kultur jener beiden Jahrhunderte, welche dem „Neuen Leben" Dantes vorangingen, eine Macht gewesen, welche der persönlichen schöpferischen Kraft der germanischen und der romanischen Rasse vielfach Ansporn und Richtung gab.

Eine Nebeneinanderstellung des ernst und gemessen daherschreitenden Sanges Wolframs und der leichtgeschürzten deutschen Mär von einem Apollonius aus Tyrus, die Heinrich von Wiener Neustadt zum Verfasser hat, sowie einiger anderer verwandter Dichtungen wird uns die Grundlage für diese Erkenntnis schaffen und damit zugleich unsere Überzeugung stärken, daß auch die Feststellung der Entstehungsgeschichte so unbedeutender Machwerke, wie des Abenteurerepos des Wieners, häufig mehr ist als ein bloßes Schulbeispiel philologischer Kleinkunst oder mehr als ein anziehendes Kapitel der vergleichenden Literaturgeschichte, daß es, wie gerade unser Fall lehrt, berufen sein kann, ein ragender Wegweiser für den Kulturhistoriker zu sein.

Heinrich von Wiener Neustadt, der an die hundert Jahre nach Wolfram seinen „Apollonius von Tyrland" schrieb[2]), hat den „Parzival" gekannt. Die Gralsage erwähnt er in den Versen:

---

[1]) K. Burdach, Über den Ursprung des mittelalterlichen Minnesangs, Liebesromans und Frauendienstes. Sitzungsberichte d. preuß. Akad. d. Wiss. XLV u. XLVII (1918). S. Singer, Arabische und europäische Poesie im Mittelalter. Abhandlungen d. preuß. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 1918. Nr. 13.

[2]) Über den Dichter J. Seemüller, Deutsche Poesie vom Ende des 13. bis in den Beginn des 16. Jahrh. S. A. aus Band III der „Geschichte der Stadt Wien", hrsg. vom Altertumsverein zu Wien. Wien 1903. S. 9 ff. Der älteren, häufig nur einen Auszug gebenden Veröffentlichung dieser Dichtung von J. Strobl [Heinrich von Neustadt, Apollonius. Von Gotes Zuokunft. Wien 1875] folgte im VII. Bande der „Deutschen Texte des Mittelalters" eine vollständige von S. Singer [Heinrich von Neustadt, „Apollonius von Tyrland" nach der Gothaer Handschrift. „Gottes Zukunft" und „Visio Philiberti" nach der Heidelberger Handschrift." Berlin 1906].

„Eraclius von Persia Das der kune Protefal
Strayt so kreffticlichen da Nie so gestrait umb den garal[1]).“

Eine einfache Nebeneinanderstellung von wesentlichen Zügen der Fabeln beider Dichtungen stellt deren sachliche Verwandtschaft[2]) heraus.

Apollonius wird durch einen Sturm auf dem Meere verschlagen und von einem hilfreichen Fischer aufgenommen. Daß dieser auch in dem lateinischen Prosaroman vorkommende Sagenzug unter Heranziehung der Mären von Orendel und Salomon die rätselhafte Episode der Gralerzählungen von dem trotz seiner schweren Krankheit fischenden Anfortas erklärt, werde ich im Verlaufe dieser Untersuchungen dartun. Weiter müssen Apollonius und Parzivals Parallelfigur Gawan, beide in einem Schloß, das nur von Frauen bevölkert und durch zwei Mißgestalten, ein abschreckend häßliches Weib und einen ebenso scheußlichen Mann, hier Flata und Kolchan, dort Kundrie und Malkreature, bewacht wird, Abenteuer bestehen. Eine Sirene gibt dem Tyrlander, eine „Dame im Zelte“ dem Anschewein einen Zauberring zur Fahrt ins Paradiesesland. Dort stößt der Königssohn auf Serpanta und Idrogant, Doppelgänger der eben genannten Mißgestalten; hier auf die unschöne Gralbotin und deren Bruder. Gawan entdeckt, wie Apollonius, einen Zauberspiegel, der alle Geheimnisse enthüllt und sich dort auf der Höhe eines kegelartigen Baues in sieben Terrassen, hier auf acht sich drehenden Treppenstufen — die achte Stufe wird uns der *κλίμαξ ἑπτάπυλος* erklären[3]) — auf grüner Säule erhebt. Apollonius wie Gawan haben dabei den Kampf mit einem Löwen zu bestehen. Der Tyrlander wird darauf König des goldenen Tals, des Paradieseslandes, und der Anschewein erhält das Gralkönigtum im Lichtland der Seelen. Ganz unverständlich heben dann im Apolloniusroman wieder die sinnlosen Abenteuer an. Sie beginnen mit seinem Liebesverhältnis mit der Mohrenkönigin, die ihm einen Sohn gebiert, welcher auf der einen Seite weiß, auf der anderen schwarz ist, und eine Tochter „schwärzer als eine Krähe“. Daß dieser Zug an Parzivals Vater Gachmuret, an Belakane und deren elsterfarbenen Sohn Feirefis erinnern muß, ist selbstverständlich[4]).

Diese zahlreichen Berührungspunkte könnten die Annahme einer sachlichen Abhängigkeit des jüngeren Verseschmiedes von dem älteren Meister nahelegen In Wirklichkeit aber werden sich diese starken inneren Beziehungen dadurch erklären, daß beide Dichtungen auf das gleiche Urbild zurückgehen, welches seine Farben von dem durch die Gnosis leicht übertünchten Weltbilde der Völker des Zweistromlandes genommen hat. Die Grundtatsachen der Suche nach dem Gral und nach dem Goldenen Tal: Kämpfe des Helden mit finsteren Mächten, seine innere Läuterung, Erlangung eines wunderkräftigen Talismans, Eingehen als König in eine bessere Welt, gehörten zum eisernen Bestand jenes alten Mythus und eigneten sich vortrefflich für die Bildersprache der nach erlösender Erkenntnis begehrenden Gnosis.

---

[1]) Ich zitiere im Folgenden nach Singers Veröffentlichung. Hier Vers 19676 f. Andere Handschriften haben Parceval und Parcival.

[2]) Gelegentlich wurde schon früher auf diese Verwandtschaft hingewiesen; indes wurden dann doch nur mehr nebensächliche Dinge nebeneinander gestellt.

[3]) Siehe unten S. 20. [4]) Darauf wies hin Strobl, a. a. O., S. XXV f.



Den Nachweis solcher für die Geistesgeschichte ebenso bedeutsamen wie anziehenden Fernwirkungen orientalischer und hellenistisch gnostischer Gedankenbilder auf unsere mittelalterlichen Dichtungen ermöglicht uns die von der klassischen Philologie in der jüngsten Zeit mit so großem Erfolge gepflegte Religionsgeschichte[1]), welche, wie wir sehen werden, klare Ausblicke nach rückwärts auf die Göttersage des Zweistromlandes und nach vorwärts auf die Rittermären des Mittelalters gewährt.

In seinem Buche „die Krone“ erzählt Ostanes[2]), daß Hermes Trismegistos dem Könige von Ägypten, Amon, eine Schrift gegeben habe, welche von den Schülern des Hermes erklärt worden sei: „Amon ließ die göttliche Lehre auf sieben Stelen schreiben und barg sie in einem ἄδυτον, das sieben Tore verschließen; das erste ist von Blei, das zweite von Elektron, das dritte von Eisen, das vierte von Gold, das fünfte von Kupfer, das sechste von Zinn, das siebente von Silber, nach Farbe und Wesen der sieben Sternengötter. Amon zeichnete auf die Pforten wunderbare Bilder, wie das einer gewaltigen Schlange, die sich in den Schwanz beißt, das heißt, übertrug symbolisch derartigen Wunderwesen die Bewachung und befahl, die Tore niemandem zu öffnen als wahren Schülern des Meisters, die sich durch Geburt und Unterricht der Gnade würdig erwiesen.“ Eine arabische Übersetzung der „Schrift des weisen Ostanes“ bietet eine Fortsetzung zu diesem Fragment, die Folgendes berichtet: „In Fasten und Gebet hatte sich Ostanes um das tiefste Wissen gemüht, da erschien ihm eines Nachts im Traum »ein Wesen« und führte ihn empor bis zu den sieben Pforten des Himmels, sieben Pforten von wunderbarer Schönheit, welche die Schätze der γνῶσις bergen; die Schlüssel zu ihnen hütet ein seltsames Ungetüm mit einem Elefantenkopf, Schlangenschwanz und Geierflügeln, das sich selbst zu verschlingen scheint (wie die Schlange). Auf Geheiß seines Führers tritt er heran und fordert von ihm im Namen des allmächtigen Gottes ... die Schlüssel, erhält sie, öffnet die Tore und findet hinter dem letzten eine in allen Farben strahlende Metallplatte mit sieben Inschriften in sieben verschiedenen Sprachen ... Draußen findet er einen Greis von wunderbarer Schönheit — es ist Hermes Trismegistos — der ihn zu sich ruft und ihm eine Erklärung alles dessen, was ihm noch dunkel geblieben ist, verheißt[3]).“

Weiter noch führt uns das Buch des „göttlichen“ Krates[4]), das in seiner

---

[1]) Philologen und Theologen müssen verzeihen, daß meine in erster Linie für einen anderen Kreis berechneten Darlegungen sich ihre Grundlage in etwas breiter Form schaffen.

[2]) Das Material über diesen Ostanes stellte zusammen W. Bousset, Zur Dämonologie der späteren Antike. Archiv für Religionswissenschaft XVIII. (1915) 168 ff. Siehe auch über diesen E. O. v. Lippmann, Entstehung und Ausbreitung der Alchemie. Berlin 1919, S. 362 f.

[3]) R. Reitzenstein, Himmelswanderung und Drachenkampf in der alchemistischen und frühchristlichen Literatur. Festschrift Friedrich Carl Andreas dargebr. Leipzig 1916. S. 34 f.

[4]) Über diesen v. Lippmann, a. a. O. S. 359 f. Dessen Werk ist überhaupt für die gnostische zur Alchemie überleitende Literatur einzusehen. Be-

jetzigen Fassung wohl dem neunten Jahrhundert n. Chr. angehört. Dieser erzählt, wie er sich plötzlich in die Luft erhoben fühlte und den Himmel durchwanderte. „In seiner Hand hielt er dabei ein Buch, in welchem die sieben Himmel durch die sieben Sterngötter dargestellt waren." Ein wunderschöner Greis, Hermes Trismegistos, welcher in dem Buch der Geheimnisse liest, läßt ihn hineinschauen und diktiert ihm Abschnitte für sein eigenes Buch[1]).

Mit dieser Vision berührt sich eng ein fast um tausend Jahre älterer Text in den im zweiten Jahrhundert v. Chr. aufgezeichneten Erzählungen der Hohenpriester von Memphis[2]). Das Zauberbuch liegt hier „auf einer Insel mitten in dem Meer bei Koptos (dem Nil bei Koptos)", aber in sieben Kisten. Waren die ursprünglichen sieben Himmel vorher zu sieben Toren geworden, so ist hier eine andere Abwandlung vorgenommen. Auf einem Zauberboot gelangt der Held zu der Insel, wo er vor der Erbeutung des Buches mit der „endlosen" Schlange kämpfen muß. Daß in diesen Erzählungen ein alter Mythus literarische Gestalt angenommen hat, offenbart schon deutlich der „Hymnus der Seele", welcher in die frühchristlichen Thomasakten aufgenommen wurde[3]).

Ein Herrscherpaar schickt den Sohn aus dem Osten, „mit einer Wegzehrung" fort. „Sie zogen mir das Prachtkleid aus, das sie in ihrer Liebe mir gemacht hatten und meinen Scharlachrock, der meiner Statur angemessen gewebt war, und machten mit mir einen Vertrag", heißt es im Texte. Er erhält den Auftrag, die Perle zu bringen, welche „im Meere ist, in der Umgebung der schnaubenden Schlange". Tue er das, so solle er „sein Prunkgewand (wieder) anziehen" und Erbe des Reiches werden. Er sucht in einer Verkleidung die Bestie zu belauern. Trotzdem ihn ein „verwandter Edelmann" vor den Ägyptern warnt, läßt er sich von diesen überlisten, genießt von deren Speise. „Ich vergaß, daß ich ein Königssohn war und diente ihrem König. Ich vergaß die Perle, nach der mich meine Eltern geschickt hatten; durch die Schwere ihrer Nahrung sank ich in tiefen Schlaf." Aus diesem Schlummer wird er erweckt durch einen Brief seiner Eltern, „der dabei ganz als eine Art göttlicher Person erscheint". Da erinnert er sich seines Auftrages. Er verzaubert die Schlange, indem er den Namen seines Vaters über sie ausspricht, erhascht die Perle und kehrt zum Vater zurück. „Das schmutzige und unreine Kleid zog ich aus, ließ es in ihrem Lande und richtete meine Reise, daß ich käme zum Lichte unserer Heimat, dem Osten." Er erhält nun sein wundervoll strahlendes Prunkgewand. Mit ihm bekleidet steigt er empor „zu den Toren der Begrüßung und Anbetung" und betet an den Glanz des Vaters, der es ihm gesendet, und der seine Verheißungen ebenso erfüllt hat, wie er selbst des Vaters Gebote. Es ist das Lichtgewand der Gnosis, von welchem hier die Rede

---

sonders ist der gute Literaturangaben bietende Abschnitt über die Gnosis S. 237 ff. zu berücksichtigen.

1) Reitzenstein S. 37 ff.

2) R. Reitzenstein, Hellenistische Wundererzählungen. Leipzig 1906. S. 114. Ders., Himmelswanderung S. 39 ff.

3) Der Text bei Reitzenstein, Wundererzählungen S. 107 ff. Vgl. auch Reitzenstein, Himmelswanderung S. 44 f.



ist, das der Königssohn, der gnostische Erlöser, nachdem er innere Kraft oder Verklärung erlangte, zurückerhält.

Alle diese Erzählungen geleiten, teilweise über die verwandte Horussage, zum babylonischen Mythus zurück. Es erübrigt sich für die Zwecke dieser Untersuchungen, die noch nicht vollständig aufgedeckten mythologischen Zusammenhänge abermals zu verfolgen. Eine Kennzeichnung der beiden Hauptglieder dieser seltsamen Gedankenkette: des sechsten und besonders des achten Traktates der rechten Genzâ genügt. In dem letzteren, in welchem die mythischen Erzählungen häufig in zwei- und dreifacher Gestalt wiederkehren, unternimmt der mandäische Erlöser, Hibil-Ziwâ, im Auftrage seines Vaters eine Höllenfahrt. Unerkannt fährt der Lichtheros durch die einzelnen Welten der Finsternis hindurch und verweilt längere Zeit darin. Er zieht durch die sieben Höllen. In der siebenten wohnt der Riese Krun, der ihn verschlingen möchte. Aber er unterwirft ihn und fordert von ihm einen Paß. „Und er stand auf und brachte mir den Paß und brachte den Siegelring, der in der Schatzkammer verborgen war, auf welchem geschrieben und gemalt war der Name der großen Finsternis, der verborgen war . . .“ Der Paß ist das Zaubermittel, mit welchem der Aufstand des Dämons der Finsternis gegen die Lichtwelt später niedergeschlagen wird. Diesen Zug, „daß der in die Unterwelt hinabfahrende Lichtgott den Mächten der Tiefe ihre geheimnisvollen Machtmittel raubt“, finden wir noch an anderen Stellen dieses umfangreichen Berichtes von der Höllenfahrt des Hibil-Ziwâ. Dieser gelangt in die Hölle der Qin. „Und sie zeigte mir die Kraft und Festigkeit der Finsternis und das verborgene Mysterium, welches behütet wird von diesen Großen.“ Es liegt hier ersichtlich eine Variante der ersten Erzählung vor; aber an die Stelle des Passes oder Siegelringes ist ein in einer Quelle liegender Zauberspiegel getreten, in welchem die Mächte der Finsternis sich bespiegeln und dann jedesmal wissen, was sie zu tun haben. Wieder an anderer Stelle ist dieses Machtmittel eine Krone, und dann wiederum eine Perle. Diese mandäischen Vorstellungen, welche den „Hymnus der Seele“ als eine Spiegelung eines Mythus vom Sonnenheros als dem Besieger der Mächte der Finsternis erkennen lassen, gehen ihrerseits auf ägyptische und ganz besonders auf babylonische Mythen zurück.

Der Lichtgott Marduk, von den Göttern zu seinem Werk ausgerüstet, zieht aus gegen das Chaosungeheuer, die Tiâmat, welche mit anderen Dämonen die Lichtwelt der Götter bedroht. Zuerst bezwingt er diese, dann ihren Genossen, den Kingu. „Er entriß ihm die Lostafeln, die an seiner Brust hingen, siegelte sie mit seinem Siegel und hängte sie sich an die Brust.“ Hier muß der Lichtgott also zwei dämonischen Wesen, einem Weibe und einem Manne, die Machtmittel der Finsternis abringen. Daß hier ein Sonnenmythus vorliegt, braucht nicht eigens unterstrichen zu werden[1]).

Der hier erwähnte Zauberspiegel nun hat für uns eine starke Anziehungskraft. Ein anderer Wanderer zum Paradiese, der große Alexander, welcher bei dieser Fahrt an die Stelle des Gottes, des Dionysos oder des Herakles tritt, hat gleichfalls diesen Zauberspiegel erbeutet, der ihm die Zukunft enthüllte und ihn gegen alles Unheil und gegen alle Feinde schützte. Nach seinem Tode,

[1]) W. Bousset, Die Hauptprobleme der Gnosis. Göttingen 1907. S. 244 ff.



so erzählt der ägyptische Alchemist Zosimos aus dem Ende des dritten oder aus dem Anfange des vierten Jahrhunderts n. Chr., kam er in den Tempel, welcher aber den Himmel bedeutet[1]): „Der Spiegel steht über dem Tempel der sieben Tore, welche den sieben Himmeln entsprechen, an der Westseite, so daß, wer hineinschaut, den Osten erblickt, wo das geistige Licht aufgeht. Der Tempel steht über der sichtbaren Welt, über den zwölf Häusern (des Himmels) und über den Plejaden, der Welt der Dreizehn. Über ihnen steht dies Auge des Geistes, das allgegenwärtig ist. Man sieht dort das *πνεῦμα τέλειον,* in dessen Gewalt alles ist, von jetzt bis zum Tode." Diese Erzählung ist nicht ganz mit Recht „die letzte Nachwirkung des Marduk-Mythus und der Schicksalstafeln" genannt — wir werden eine viel jüngere Nachwirkung kennen lernen. Die Wirkung der Gnosis beschränkt sich bei diesem Alexanderspiegel freilich noch auf Mantik und Zauber, auf das *προγιγνώσκειν.* Derselbe Zosimus kennt aber in einer anderen Schrift auch die sittliche Wirkung der Gnosis. Hier heißt es wörtlich: Der Spiegel vertritt den göttlichen Geist. Wenn sich die Seele in diesem erblickt, sieht sie da ihre Makel und reinigt sich von ihnen." „Sie bildet sich" — auf die kurze Formel bringt der für diese Forschungen so verdienstvolle Reitzenstein die Ausführungen des Alchemisten — „nach dem Spiegel, dem *πνεῦμα ἅγιον,* und wird selbst *πνεῦμα.* So besitzt sie die volle Leidenschaftslosigkeit und gehört jener höheren Ordnung an, in der man Gott kennt und von ihm gekannt wird. Es sind die Grundgedanken auch der mönchischen Mystik[2])."

Diese gnostischen Deutungen der alten Mythologeme haben sicherlich wesentlich dabei mitgewirkt, daß Grundgedanken jener visionären Träume lebendig blieben und noch nach Jahrhunderten wieder Gestalt annahmen. So kleideten sie sich in das rauhe Gewand isländischer Göttermär. Darnach wurden den Göttern durch Gewalt und List die Göttin Idhun mit ihren Unsterblichkeitsäpfeln durch Loki geraubt und den Riesen ausgeliefert, welche beide nach Thrymheim bringen. Als darob die Körper der Götter zusammenschrumpfen, und diese alt und grauhaarig werden, zwingen sie Loki, die Göttin und ihre Äpfel wieder herbei zu schaffen. Freya verleiht dem Bösen die Gabe der Ver-

---

[1]) Der Spiegel ist aus Elektron, einer Legierung von Gold und Silber. Außer diesem Spiegel ließ Alexander d. Gr. daraus Amulette anfertigen. Zuvor soll schon Salomon das Elektron hergestellt und daraus sieben Flaschen verfertigt haben, in welche er die Dämonen einsperrte, und welche er mit Zauberformeln beschrieb. Vgl. v. Lippmann, a. a. O. S. 91.

[2]) Reitzenstein, Himmelswanderung S. 49 f. Ders., Historia Monachorum und Historia Lausiaca. Eine Studie zur Gesch. des Mönchtums und der frühchristlichen Begriffe Gnostiker und Pneumatiker. Göttingen 1916. S. 242 ff. Nach A. Wünsche, a. a. O., S. 71, der keine Quelle angibt, gehörte der Zauberspiegel Alexanders zu den sieben Reichskleinodien und besaß die Eigenschaft, daß sein Inhaber alles, was im Himmel und auf Erden verborgen war, sehen konnte. „Zu seiner Erlangung unternahmen die alten Könige Persiens Züge in das fabelhafte Gebirge Kaf am Erdrande und bestanden viele Abenteuer mit Dämonen." Die Erinnerung an die Herkunft dieses Spiegels vom Götterberge ist hier meines Erachtens unverkennbar.

wandlung, und als Falke fliegt dieser zur Burg der Riesen, wo Idhun in einem durch sieben Türen geschützten Gemach weilt. Durch seine Verwandlungskünste befreit er die Göttin und ihren Schatz und entführt beide nach Asaheim. Darauf erholen sich die Götter und strahlen von neuem in Jugend und Schönheit. — Das Urbild des Schatzes und seines siebenfach geschützten Aufenthaltsortes kann jetzt nicht mehr zweifelhaft sein[1]).

Die Bilder dieser alten Visionen eignet sich nun auch Heinrich von Neustadt an, wenn er in seinem „Apollonius" schildert, wie sein zum Paradiese wandernder Held mit Ungeheuern aller Art zu kämpfen hat, wie dieser über sieben Stufen der Läuterung zu dem alles enthüllenden Zauberspiegel gelangt, wie er schließlich im Paradiese das himmlische Kleid der Vollendeten empfängt. Daß hier tatsächlich mittelbare Beziehungen angenommen werden müssen, ist einleuchtend. Wir sind aber nun in der Lage, mit Sicherheit die Heimat des Urbildes dieses Himmelswanderers nachzuweisen. Zu dieser zeigt uns den Weg der berühmte Namensvetter unseres Helden.

In Philostrats vielgelesener und vielgedeuteter Lebensbeschreibung des Apollonius von Tyana finden wir auch eine Unterwelts- und Lichtlandsfahrt, freilich in nicht mehr ganz leicht zu erkennender Form[2]). Die Bewohner Lebadeas in Arkadien sollen nämlich jenem Verfasser selbst über den Besuch ihres Orakels des Trophonios[3]) Bericht erstattet haben. Dieser Trophonios wird von Philostrat als „Sohn des Apollo" bezeichnet. Ein böotischer Zeus Chthonios erteilt dieser durch erschütternde Erscheinungen und Töne in einer unterirdischen Schlucht Orakel und Offenbarungen über das Leben der Seele nach dem Tode. Es ist ersichtlich über den Abstieg des Helden dieser Biographie in den Erdschlund ein mystisches, geheimnisvolles Halbdunkel gebreitet. Apollonius hüllt sich eigens in ein weißes Gewand, nimmt Honigkuchen in die Hand, um damit drunten die ihm entgegenkriechenden Schlangen zu besänftigen. Länger wie irgend ein anderer zuvor weilt er in der Höhle: ganze sieben Tage. In der Gegend von Aulis — die unterirdischen Zugänge der Höhle führen nämlich, wie hier berichtet wird, bis jenseits Lokris und Phokis — kommt er wieder ans Tageslicht und zwar mit einem Buche, das die Schriften des Pythagoras enthielt. Die mystische Kleidung, der Abstieg in den Erdschlund, das lange Verweilen dort, die gefährlichen Schlangen, die Kuchen, welche an die

---

[1]) A. Wünsche, Die Sage vom Lebensbaum und Lebenswasser. Leipzig 1905. S. 10 ff.

[2]) Die Unterweltsfahrt erkannte schon F. C. Bauer, Apollonius von Tyana und Christus oder das Verhältnis von Pythagoraeismus und Christentum. Tübinger Zeitschrift für Theologie 1832. Neu herausgegeben von E. Zeller unter dem Titel: Drei Abhandlungen zur Geschichte der alten Philosophie und ihres Verhältnisses zum Christentum. Leipzig 1876. S. 145 f. Dagegen J. Göttsching, Apollonius von Tyana. Leipz. Diss. 1889. S. 102 f. Ich zitiere nach Philostratorum et Callistrati opera recogn. A. Westermann etc. Parisiis. 1849. VIII, 19. S. 190.

[3]) Über das Orakel des Trophonios vgl. u. a. Porphyrii de philosophia ex oraculis haurienda ed. G. Wolff. Berlin 1856, p. 91.



Pechkuchen für den babylonischen Drachen erinnern[1]), besonders die Auffindung des Buches — das sind Vergleichspunkte, zahlreich und bedeutsam genug, um uns zu veranlassen, diesen Bericht des Philostrat in jene mystisch-gnostische Reihe der Visionen einzugliedern.

Ebenso hat man nun in der Schilderung des rätselhaften Wiedererscheinens dieses Apollonius eine Himmelfahrt erkannt. In einer Nymphengrotte mit einer wunderbaren Quelle beklagen seine bekümmerten Gefährten das Geschick ihres Meisters. Da vernehmen sie dessen Stimme, und bestürzt fragen sie, ob er lebend oder als ein Abgeschiedener gegenwärtig sei. Der gibt ihnen zum Zeichen dafür, daß er leibhaftig vor ihnen stehe, mit seltsamen Worten die Hand. Noch immer zweifelnd fragt sein Gefährte Damis weiter, wie er den Weg von Rom bis Dikäarchia in der kurzen Zeit vom Mittag bis Spätnachmittag zurückgelegt habe. Auch auf diese Frage erfolgt eine geheimnisvolle Antwort[2]). Wir können es unentschieden lassen, ob hier die Thomaserscheinung nachgeahmt wurde, oder nicht. Jedenfalls sind die Spuren einer ursprünglichen Himmelfahrt ganz wo anders in dieser Lebensbeschreibung zu suchen und durchaus wert, daß wir ihnen nachgehen.

Philostrat läßt seinen Helden zuerst nach Babylon kommen. Die spätere Vorstellung von der verödeten und von Schlangen bewohnten einstigen Welt- und nunmehrigen Totenstadt für alle Zeiten tritt uns hier noch nicht entgegen. Von Zügen, welche die spätere Sage kennzeichnen, finden wir nur den, daß die Häuser des Königs mit Erz gedeckt, und daß deren Wände aus massivem Gold und Silber gefertigt sind. Sodann wird uns noch, ähnlich wie in der Chosrosage, die uns beschäftigen wird, der Raum aus Saphirstein geschildert, dessen Decke dem Himmel gleicht, aus dem die Götterbilder herniederschauen[3]). Von Babylon kommt Philostrats Apollonius in das Wunderland Indien. Märchenhaftes Getier gibt es dort, darunter die gewaltigen Greifen. Auf einem Viergespann werden diese bei Darstellungen der Sonne von den Indern gemalt[4]). Drachen hausen dort in großer Fülle; die auf den Bergen haben einen Stein im Haupte, der im bunten Farbenspiel erglänzt und geheime Kräfte birgt, wie der Ring des Gyges[5]). Steine spielen überhaupt eine große Rolle: ein andermal wird ein solcher beschrieben, der bei Nacht wie die Sonne leuchtet und alle übrigen Steine an sich zieht[6]). Menschen von fünf Ellen Länge begegnen den Reisenden, dann ein Weib, das auf der einen Seite weiß, auf der anderen schwarz ist, Pygmäen, Sciapoden, Makrocephalen[7]) — kurz, die ganze Zauberwelt,

---

[1]) Bousset, a. a. O., S. 246 A. 1. Drachen oder Schlangen werden gemeiniglich in der Unterwelt gesucht. Vgl. dazu u. a. A. Maury, Croyances et légendes du moyen âge. Paris 1896. p. 238.

[2]) Philostr., VIII, 12. S. 186.

[3]) Philostr., I, 25. S. 16.

[4]) Ebenda III, 48. S. 69.

[5]) Ebenda III, 6—8. S. 50 sq. Über den Stein im Haupte des Drachen Plinius XXXVII, 10 und Solinus XXX, 16. 17. B. d'Herbelot, Orientalische Bibliothek IV (Halle 1790) 161.

[6]) Philostr., III, 46. S. 68.

[7]) Ebenda III, 3. S. 49. III, 45. 47. 68 u. ö.

in welcher später die Sage dem Priesterkönig Johann seinen Palast der Unsterblichkeit erbaut, tut sich hier auf. Mitten in diesem Lande der Wunder erhebt sich ein von Philostrat mit der Akropolis Athens verglichener Berg, auf welchem die Burg der Brahmanen sich erhebt. Dichte Nebel umgeben Berg und Burg, in welchen sich die weisen Inder nach Belieben sichtbar und unsichtbar machen. Uneinnehmbar ist diese unzugängliche Veste — und kämen tausende Achilles und Ajaces[1]). Nicht mit Waffen, sondern mit Donner und Blitz verteidigten sie sich, als Herkules Ägyptius mit Bacchus im Bunde gegen ihre Burg anstürmte. Damals habe, berichtet Philostrat, Herkules seinen Schild verloren, den die Weisen darauf einmal zum Ruhme dieses göttlichen Helden, sodann wegen des Schildes selbst in einem Heiligtume aufhingen; denn Herkules war darauf abgebildet, wie er die Grenzsäulen der Welt errichtete[2]). Auf der Höhe dieses Berges ist ein Wunderbrunnen. Dort werden die Eide abgelegt. Weiter öffnet sich dort ein Feuerkrater, bei dem man Entsühnung für Vergehungen findet, den sie „φρέαρ ἐλέγχου“ oder „πῦρ ξυγγνώμης“ nennen. Es ist die Feuerzone der Läuterung in den visionären Himmelsreisen, durch welche noch Dante in der Commedia schreiten muß. Durch ein Regen- und Windfaß regeln sie die Witterung in Indien, spenden sie Fruchtbarkeit und Dürre. Sie glauben, im Mittelpunkt der Erde zu wohnen, und ihren Berg nennen sie den Nabel der Welt. Ihr Feuer gewinnen sie unmittelbar aus den Strahlen der Sonne[3]). Der Stoff einer Pflanze spendet ihnen ihre wunderbar weichen Gewänder. Ohne ihr Zutun sprießt dieses Gewächs aus der Erde. Will ein anderer davon pflücken, so hält die Erde es fest[4]). Im Schmucke von Kränzen tanzen sie um die Mittagszeit dem Helios ihre heiligen Reigen; dann erhebt sich der Erdboden wie eine Woge zwei Ellen hoch[5]). Indes, es kommt noch besser! Das Schlaraffenland ist hier oben. Von selbst steigen vier Tripoden aus der Erde empor. Weinschenken, griechischen Ganymeden und Pelopen gleichend, aus schwarzem Erz erscheinen. Die Erde streut Laubwerk weicher wie Betten. Speisen und Früchte kommen von selbst — viel besser hergerichtet, als es ein Koch machen könnte. Dann mischen die ehernen Schenken im richtigen Verhältnis in den kostbaren Trinkschalen Wasser mit Wein[6]).

Wir sind ohne Zweifel auf dem Paradiesesberg der Inder, Meru. In den Vishnupuranam heißt es: „on the top of mount Meru, O Maitreya, there is a vast city, named after Brahmá, extending for fourteen thousand yoyanas, and celebrated in the region of the celestials. And around it in the various quarters and intermediate quarters are situate the magnificent cities of Indra and other deities presiding over various quarters. Originating from the foot of Vishnu, and watering the region of the moon, the Ganges falls from the heaven

---

1) Ebenda III, 13. S. 52.
2) Ebenda II, 33. S. 43.
3) Ebenda III, 14. S. 53.
4) Ebenda III, 15. S. 54.
5) Ebenda III, 17. S. 55.
6) Ebenda III, 27. S. 60.

into the city of Brahmá! Falling there she has divided herself into four branches namely Sitá, Alakakandá, Chakshu and Vadrá[1])“. Im Alexanderroman des Pseudokallisthenes erscheint der indische Götterberg inmitten der nysaeischen Flur, die auf der Insel des Helios gesucht wird. Auf ihm erhebt sich eine saphirne Ringmauer, die Häuser aus Gold und Silber umgibt. Der Berg wird ausdrücklich in Beziehung zu Dionysos gesetzt, wie die Bildsäulen von Bacchantinnen und Satyrn, das Bacchanal, das Alexander droben feiert, die gekünstelte Etymologie des Namens *μηρός* = Hüfte, nämlich die Hüfte Jupiters, in der Vater Liber verborgen gewesen sei, dartun[2]).

Echte Märchenstimmung erfüllt diesen Teil der Lebensbeschreibung des Apollonius, wie wir sie im Alexanderroman und in den Visionen so vieler mittelalterlicher Heiligen wiederfinden[3]). Paradiesesluft weht uns von diesem Götterberge entgegen. Die hier sichtbar werdende Vorstellung eines Bergparadieses ist uralt: sie begegnet uns u. a. wiederholt in den Psalmen. „Sende Dein Licht“, heißt es einmal, „und Deine Wahrheit! Die sollen mich führen, sollen mich hinbringen zu Deinem heiligen Berge und zu Deiner Wohnung, daß ich eingehe zum Gott meiner jubelnden Freude[4])“. Noch in dem großartigen Abschluß der mittelalterlichen Visionsliteratur, in Dantes Commedia, wird diese Vorstellung übernommen, und auch im Mont Salvage der Parzivalsage hat sie dichterische Gestalt angenommen. Diese Märchenstimmung, welche von einem weitverbreiteten, uralten Völkergedanken ausgeht, war eine treffliche Voraussetzung für die Entstehung einer Legende von einer Himmelfahrt. Wir werden diese mit kennzeichnenden Zügen aus Philostrats Schilderungen im deutschen „Apollonius“ wiederfinden und zugleich ihre Quelle in der Göttermär von Herakles, dem Nachfahren des babylonischen Himmelswanderers, aufdecken.

Hinter dem Apollonius von Tyana erhebt sich nämlich, ebenso wie hinter dem Apollonius von Tyrus, so wie ihn der deutsche Dichter schildert, der Schatten eines größeren, des Heros und Gottes Herakles-Apollo, der in

[1]) A prose english translation of Vishnupuranam. Ed. by M. N. Dutt. Calcutta 1894. S. 118. Vgl. die an das Grundschema der Zikkurats erinnernde Beschreibung dieses Berges bei L. A. Waddell, The Buddhism of Tibet or Lamaism. London 1895. S. 78 ff. Vgl. auch H. H. Wilson, Works. Vol. V (London 1865) 109 ff. Auf Zusammenhänge mit dem Assyrischen, besonders mit der Architektur von Narām-Sin verweist E. B. Havell, The history of aryan rule in India. London 1918. S. 111 f. Über die Verpflanzung der indischen Gymnosophisten nach Aethiopien kurz E. Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer. 3. Aufl. Leipzig 1914. S. 470. Noch einige Literatur bei W. Foy, Indische Kultbauten als Symbol des Götterbergs. Festschrift Ernst Windisch zum 70. Geburtstag dargebr. Leipzig 1914. S. 213 ff.

[2]) F. Kampers, Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage. Freiburg i. B. 1901. S. 125 ff.

[3]) Eine gute Übersicht über die mittelalterlichen Visionen und eine Zusammenstellung der wichtigeren Literatur über diese findet man jetzt in dem Werke Tondalus' Visioen en St. Patricius' vagefuur uitg. d. R. Verdeyen en J. Endepols. Gent 1914.

[4]) Psalm 43, 3. Ähnlich 15, 3.



Kleinasien Züge des babylonischen Lichtgottes annimmt[1]). In Tyrus war Herakles - Melqart der gefeierte Stadtgott[2]). Er steht in der Gründungsgeschichte dieses wichtigen Mittelpunktes des phönikischen Handels im Vordergrunde. Diese aber ist durchaus ein semitisches Seitenstück zur Lichtlandfahrt der Argonauten nach der kosmischen Eiche, an der ja auch Herakles nach einigen Überlieferungen führend Anteil nahm[3]). So war hier oder im angrenzenden hellenistischen Gebiete den Literaten ein starker Anreiz dazu geboten, den Mythus von der Fahrt dieses Gottes zum Wunderlande des Aufgangs auf einen erdichteten oder geschichtlichen Helden dieses Gemeinwesens zu übertragen.

Alten Vorstellungen vom Weltenbaum unter besonderer Bezugnahme auf den heiligen Ölbaum der Athene gibt Porphyrius Raum. Er sagt von dem Ölbaum, welcher in der Nähe einer in der Odyssee erwähnten Höhle steht: „Er ist aber nicht, wie man vielleicht glauben könnte, infolge irgend eines Zufalls so entsprossen, sondern er selbst hängt mit dem Rätsel der Grotte zusammen. Denn da der Kosmos nicht planlos und zufällig entstanden ist, sondern die Wirkung der göttlichen Vernunft und einer intellegiblen Natur ist, so ist der Ölbaum in die Nähe der Grotte, dem Abbilde des Kosmos, als Symbol der göttlichen Vernunft gepflanzt. Denn er ist die Pflanze der Athena. Athena aber ist die Vernunft“. Dieser kosmische Ölbaum beschäftigt ihn noch an einer anderen Stelle[4]); dort teilt er ein Orakel mit, das die Byzantiner erhielten. Es lautete:

„Νῆσός τις πόλις ἐστὶ φυτώνυμον αἷμα λαχοῦσα,
ἐσθμὸν ὁμοῦ καὶ πορθμὸν ἐπ' ἠπείροιο φέρουσα
ἔνθ' ῞Ηφαιστος ἔχων χαίρει γλαυκῶπιν 'Αθήνην
κεῖθι θυηπολίην σε φέρειν κέλομαι 'Ηρακλεῖ.“

---

[1]) U. v. Wilamowitz-Moellendorff verweist in seiner Erklärung des Herakles des Euripides [a. a. O. S. 46] auf eine „höchst altertümliche Variante“ des Zuges, daß Theseus ins Meer taucht, um sich von Amphitrite den Kranz zu holen. Er erkennt diese in der Nachricht, daß Herakles in den Schlund eines Ungeheuers — „in den Schlund des Todes“ — hinabsteigt. Meines Erachtens ist das eine Abwandlung des babylonischen Motivs von dem in den Schlund des Ungeheuers springenden Lichtgott Marduk. Vgl. Bousset, Hauptprobleme a. a. O. S. 247. Wilamowitz-Moellendorff gibt S. 26 die Identifikation mit Melqart zu, lehnt aber die Beziehungen zu Izdubar-Nimrod ab.

[2]) „Melqart heißt der Gott Ba'al als tyrischer Nationalheros. In dieser bestimmten Beziehung sahen die Griechen in ihm den Herakles“. F. Jeremias, Tyrus bis zur Zeit Nebukadnezars. Leipzig 1891. S. 8.

[3]) Dazu vgl. auch Euripides, Herakles. Erkl. v. U. von Wilamowitz-Moellendorff. 2. Bearbeitg. 1. Bd. (Berlin 1895) 59.

[4]) Homer, Od. XIII, 102. Hierzu ist zu vgl. die auch sonst im Rahmen dieser Studien anziehende Schrift des Porphyrius de antro nympharum. [Iter. recogn. A. Nauck. Lipsiae 1886], besonders aber Achilles-Tatius B, 13. [Erotici scriptores graeci. Recogn. R. Hercher. Lipsiae 1858. p. 68.]. Material zu dieser Stelle in Anthologia graeca. Cur. F. Jacobs. III (Lipsiae 1817) 798. Über Achilles-Tatius Rohde a. a. O. S. 501 ff. Auf Porphyrius

Dieses Orakel wird auf Tyrus bezogen. Darnach fährt Porphyrius fort: „Hephaistos hat Athena. Damit deutet das Orakel auf den Ölbaum und das Feuer, die bei uns mit einander vereint sind. In dem ganzen Umkreis der heiligen Gegend blüht der Ölbaum mit glänzenden Zweigen, und es ist zugleich mit ihm das Feuer entstanden und verbreitet gar hellen Schein rings um die Zweige; und des Feuers Ruß befruchtet den Baum, und dies ist die Verbindung des Feuers und des Baumes; und so verschmäht Athena den Hephaistos nicht[1])“.

Die uralte Vorstellung von dem Lichter- und Sonnenbaum, dem Weltenbaum mit dem Auge der Gottheit, mit dem alles erhellenden Spiegel des Urlichts, kurz: mit der Sonne — Ephraem der Syrer nennt den Baum der Erkenntnis wegen seines Glanzes die Sonne des Paradieses[2]) — ist also hier in engste Beziehung zu Tyrus gesetzt. Das ist noch mehr der Fall in der Gründungsgeschichte dieser Stadt.

Nonnos von Panopolis im hellenistischen Ägypten erzählt in seinen Dionysiaca, wie Bel Šamen, der tyrische Herakles-Astrochiton — bei der damaligen Religionsmengerei begegnet er auch als Chronos, Helios, Ammon, Apis — durch Dionysos beschworen wird. Der Gott erscheint in seinem Lichtglanz und erzählt ihm von der Entstehung der Welt, von dem Geschlecht, das einst Tyrus bewohnte, gleichaltrig dem ewigen Kosmos, erzeugt aus ungepflügtem, unbefruchtetem Schlamm. Diesem sei er erschienen und habe es aufgefordert, ein Schiff zu bauen zur Fahrt gen Sonnenaufgang bis zu dem Orte, wo zwei lose Felsen im Meere unstät schwimmen. — Die beiden schwimmenden Felsen stellen nach ihrer Vereinigung ein Abbild der Erde mit dem Weltenberg dar, der, wie häufig im babylonischen Mythus, zwei Gipfel hat. — Oben grüne ein Ölbaum, den Leto mit goldenen Blättern schmückte. — Dieser erscheint häufiger auf tyrischen Münzen. Er steht beim Nabel der Welt und ist der Sonnenbaum. — Oben erblicke man in diesem Baume einen Adler und eine kunstvoll gearbeitete Schale. Ein sich selbst erzeugendes Feuer sprühe von dem Baume wunderbare Funken, und der Glanz übergieße ringsum den Stamm des unverzehrten Ölbaumes. Um den Stamm winde sich eine Schlange und blicke nach dem Adler. Diesen weisen, dem Ölbaum gleichfarbigen Vogel, sollten sie dem schwarzgelockten Poseidon opfern, und der Fels werde von selbst auf festem Grunde ruhen. So sei es geschehen, und die Menschen hätten auf dem Felsen Tyrus gegründet[3]). — Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir in dem

---

wurde ich hingewiesen durch H. Köbert, Der zahme Ölbaum in der religiösen Vorstellung der Griechen. München 1894. S. 29 f.

[1]) Über den Kult des Feuer- und Lichtgottes Herakles ist zu vergleichen, F. C. Movers, Die Phoenizier I (Bonn 1841) 401 f. Hier auch anderweitiges Material zum Mythos dieses tyrischen Gottes. Auf die Deutung durch Porphyrius ist, wie Herr Kollege Kroll mich belehrt, nichts zu geben.

[2]) Wünsche, a. a. O., S. 7.

[3]) Nonnos, Dionys. XL, 467 sq. Für alles Nähere verweise ich auf das reiche Materiel bei R. Eisler, Weltenmantel und Himmelszelt. München 1910. S. 256 u. 576 ff., auch für das zunächst Folgende. Über die Himmelsschale ebenda S. 521. Vgl. auch Köbert a. a. O.

tyrischen Gott den Führer dieser phoenikischen Argonauten erkennen; denn die Fortsetzung dieser Gründungsgeschichte bei Nonnos offenbart ja deutlich, daß ihr Kern eine Lichtlandfahrt dieses Gottes ist.

Bel Šamen schenkt dem Dionysos zum Abschied seinen Sternenmantel, und diese Gabe erwidert Dionysos mit einem kunstvoll von Hephaistos geschmiedeten Becher. Eine Deutung dieses Zuges fällt nicht schwer. Dionysos ist gen Osten gefahren als der Herbstgott der Traubenreife; nach anderen ist er der Frühlingsgott[1]). Der gewesene *δρχαμος κόσμου* übergibt dem scheidenden Halbjahresregenten die zeitweilige Herrschaft über die Welt durch das Symbol des Himmelskleides. Der neue Herscher spendet dafür den goldenen Becher, in welchem der scheidende Sonnengott über den Himmelsozean zu den Hyperboräern hinüberschifft. Da ist es nun, wie wir erkennen werden, für uns höchst bemerkenswert, daß die Fischer in Haliae alljährlich ihren Dionysos Halieus ins Meer tauchten, um ihn dann mit ihren Netzen wieder aufzufischen, und daß Ähnliches auch von dem tyrischen Herakles, dem Nationalgott der phönikischen Küstenbewohner, welcher auch selbst Fischer hieß, berichtet wurde. Dessen Kultbild wird nämlich von einem Fischer, welcher den in diesem Zusammenhange auffälligen Namen Phormion, der Leierspieler, führt, aus dem Meere gezogen[2]). Ganz besonders aber wird uns die Tatsache beschäftigen, daß der Name dieses kleinasiatischen Herakles — so nannten die Griechen diesen Gott Sandan- oder Sardan-Melqart — im alttestamentlichen Hebräisch sowohl das Jahr, wie der „Rote" bedeutet. Ausdrücklich wird das rote Gewand des tyrischen Herakles erwähnt und er selbst als der Erfinder des Purpurs bezeichnet. Er ist der Chronosdrache, der wieder dem roten Drachen von Babylon gleichzusetzen ist, welcher das wandernde Jahr versinnbildet[3]).

---

[1]) Über Preislieder auf den wiederkehrenden und Klagelieder auf den scheidenden Dionysos und über den Winterdämon Lykurgos vgl. F. Rödiger, Die Musen. Jahrbücher f. klass. Philol. 8. Supplementbd. (1875) 261 f.

[2]) Eisler, a. a. O., S. 731. Nach Euripides [Jon 1141 sq.] schenkte Herakles dem delphischen Gott eine Zeltdecke mit Sonne, Mond und Sternen.

[3]) Auch hier sei allgemein auf Eisler, a. a. O. S. 33, 58, 107, 395, 518 verwiesen. Erwähnt sei die Abhandlung von R. Redlich, Vom Drachen zu Babel und Tierkreisstudie. Globus 84 (1903) 366. Nach F. Lenormant (Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. Jena 1878. S. 137 f.) ist „Adar-Samdon, der chaldäisch-assyrische Herakles, aus dem man später den Gott des Planeten Saturn machte, ursprünglich eine Personifikation der Sonne ... Er wurde insofern, als er die Sonne darstellte, als ein Gott betrachtet, welcher in bestimmten Zeiträumen freiwillig starb, um sodann von Neuem geboren zu werden, eine Anschauung, auf welche auch folgendes Fragment eines Hymnus Bezug haben dürfte:

„Er ist gekommen, er ist hinabgestiegen in den Abgrund der Erde;
Selbst Sonne, ist er eingegangen in das Land der Toten."

Über den kitharaspielenden Herakles-Melqart vgl. F. Rödiger, Die Musen. Jahrbücher für klass. Philol. 8. Supplementbd. (1875—76) 285. Erinnert sei in diesem Zusammenhange an die Tatsache, daß *'Ερύθρεια* = Rotland ein mystischer Name für das Totenreich jenseits der Abendröte ist. v. Wilamowitz-



Im hellenistischen Mythus vollzieht sich die Übergabe des Sonnensymbols, hier des goldenen Bechers, den nach einer peloponnesischen Tradition Alkmene als Gewähr für seine Gnade von Zeus erhält[1]), in friedlichen Formen. Gelegentlich nahm man aber auch an, daß sie erst nach heftigem Ringen erfolgte. Wir wissen von Kämpfen des Lichtgottes der Dorer (Zeus oder Apollon) *Λυκοόργος* mit dem hier als Heros der Tiefe angesehenen Herakles, welche auf einer von Wasser umgebenen Insel von spartanischen Epheben dramatisch dargestellt wurden[2]). Von einem Kampfe zwischen Herakles und Apollo um den Dreifuß ist bei Pausanias die Rede[3]).

Unter dem Gesichtswinkel des Jahreszeitenmythus ist wohl auch der romanhaft zusammengesetzte und gefärbte Bericht des Philostrat über den Sturm des Götterpaares, Dionysos-Herakles, auf die Burg der Brahmanen, welche wir als Paradieses- und Lichtlandsburg auf dem Berge der Länder kennen lernten, aufzufassen. Mir will es nicht gelingen, diese Episode durch anderweitige griechische Göttermär restlos aufzuhellen. Einen Fingerzeig nur scheint mir der Schild zu geben, den Herakles nach Philostrat bei jenem abgeschlagenen Sturm zurückließ[4]). Jeder Schild ist ein kosmisches Symbol und kann den Himmel oder den Himmelsmantel, aber auch die Sonne bedeuten[5]). Dieser Schild des Herakles aber hat einen ganz besonderen Weltbezug wegen seines kosmischen Bildwerks. Er wird auch von den Brahmanen, die doch den Gott mit Blitz und Donner von sich fernhielten, wie der Gott selbst ganz besonders geehrt. Sie hängen ihn im Heiligtume auf. Nun erzählt die Sage des Mittelalters von einem „dürren Baum" in Indien, dem alten Weltenbaum, der, nachdem der große Kaiser seinen Schild daran gehängt hat, sein frisches Laub wieder erhalten würde. Diese symbolische Baumbekleidung ist eine Kulthandlung, welche bedeutet, daß der Weltenbaum durch den kosmischen Schmuck

---

Moellendorff, a. a. O., S. 65. Dort auch S. 103 der Hinweis darauf, daß Herakles in der allegorischen Mythologie der *θεῖος λόγος,* oder die Zeit, oder das Urfeuer wird. Schließlich ist bemerkenswert was H. Oldenberg [Die Religion des Veda (Berlin 1894) 134] über Indra sagt: „Wahrscheinlich kannte schon die indogermanische Zeit einen vom Himmelsgott getrennten Gewittergott, einen blondbärtigen oder rotbärtigen Riesen von übergroßer Kraft, den mächtigsten Esser und Trinker, der den Drachen mit seiner Blitzwaffe tötet."

[1]) Euripides, Herakles. Erkl. v. U. von Wilamowitz-Möllendorff. 2. Bearbeitg. 1. Bd. Berlin 1895. S. 9; 54. Vgl. auch den Artikel „Herakles" von Gruppe in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie. Supplement-Bd. III (Stuttgart 1918) Sp. 981 ff.

[2]) Eisler, a. a. O. S. 333. Den Streit des Apollo mit Herkules um den Dreifuß erwähnt die Schrift Porphyrii de philosophia ex oraculis haurienda l. c. p. 202. Es erübrigt sich, für unsere Untersuchungen weitere Quellenbelege für diese mythischen Dinge beizubringen.

[3]) Pausanias X, 13, 7 u. 8.

[4]) Bei den Kämpfen des Dionysos in Indien ist gleichfalls die Rede von einem kunstvoll von Hephaistos für diesen Gott gefertigten Schild, welcher u. a. mit Erde, Meer und Himmel geschmückt ist. Nonnos, Dionys. XXV.

[5]) Eisler S. 302 ff.



seinen Blättermantel mit den Äpfeln der Hesperiden, den goldenen Sternen wieder erhält, jenen Mantel, den Zeus über das dürre Geäst dieses Baumes als Zeltdecke breitet, unter welcher die Theogamie zwischen ihm und der Erde gefeiert wird. Spuren von Abwandlungen dieses alten Mythologems, welches im antiken Mysterium den Gedanken einer ewigen, heiligen Erneuerung des All einkleidete und dem Mysten ein Gleichnis war der neuen geistigen Geburt aus der Gottheit heraus, finden sich auch sonst im hellenischen Mythus und später in der deutschen Sage: durch Medeas Zauberei beginnt der Ölzweig und in Tannhäusers Hand der Stab wieder zu ergrünen[1]). Mit diesem Baum, oder mit dem „Einbaum" der Danielapokryphen, bei dem Alexander und Darius um die Weltherrschaft ringen, oder mit der goldenen Platane, welche Xerxes mit einem Kranze schmückt, ist auch dieses Aufhängen des Schildes des Herakles in Verbindung zu bringen. Wir dürfen auch bei diesem Nabel der Erde, den der Berg der Brahmanen darstellt, einen Weltenbaum annehmen, an dem das Lichtsymbol der Herrschaft befestigt wird. Erkennen wir in dieser Episode eine ungeschickte Verschmelzung und Verarbeitung von Zügen aus der Gigantomachie, in der wir ja diese beiden Gottheiten verbündet finden, mit der Dionysosfahrt nach Indien, so dürften wir ihrem ursprünglichen Sinn wohl am nächsten kommen: die beiden Halbjahresgötter erbeuteten sich das Sonnensymbol, den goldenen Becher, und ergreifen Besitz von der Herrschaft auf der Höhe des Bergthrones der göttlichen Herrlichkeit. Daß auch der andere Halbjahresgott, Dionysos, auf der Höhe dieses Berges als Weltregent gedacht wurde, geht aus dem hervor, was oben über den Meru in der Alexandersage mitgeteilt wurde.

So viel ist sicher — und das genügt durchaus für unsere Zwecke, — daß Philostrat von dem Bestreben geleitet ist, seinen Helden dem zum Lande des Aufgangs ziehenden Lichtgott Herakles-Apollo anzugleichen. Man hätte das schon in der mit märchenhaften Farben geschilderten Geburt dieses Apollonius von Tyana wahrnehmen können; denn ein Chor von Schwänen, also von Vögeln des Apollo, umgibt singend die gebärende Mutter[2]). Unsere deutsche Dichtung vom Tyrlander verstärkt nun diese Angleichung noch wesentlich.

Ein Fischer, so erzählt Heinrich von Neustadt, zieht den schiffbrüchigen Apollonius aus dem Wasser und fordert ihn auf, mit ihm fischen zu gehen und den Erlös zu teilen[3]). Apollonius erwirkt sich alsdann durch sein meisterhaftes Spiel in der fremden Stadt Zutritt zur Königsburg. Der Fischer und Leierspieler Herakles-Apollo, dessen Kultbild von Fischern aus dem Meere gezogen wird, hat ersichtlich für diese Szene Modell gestanden. Jeden Zweifel daran zerstreut eine Reihe von anderen bedeutsamen Beobachtungen. Wolframs Parzival eröffnen die Liebesabenteuer des Vaters des Helden mit der Mohrenkönigin Belakane, welche dieser zur Mutter des elsterfarbenen Feirefis macht. Eine zum Verwechseln ähnliche Episode enthält nun auch die deutsche Apollonius-Dichtung, nur an anderer Stelle im Aufbau des Gedichts. Apollonius selbst ist der Liebhaber der Schwarzen geworden. Dieser Wechsel des Helden

[1]) Ovid, Metam. VIII, 275.

[2]) Philostrat, Apoll. I, 5. S. 3.

[3]) Ich zitiere im Folgenden nach Singers Ausgabe. V. 1426 ff. S. 25.

ist kaum eine Zutat des späteren Dichters. Schon ein alter französischer Roman bringt die Nachricht, daß Parzival der Vater des Mohrenkindes ist, und eine verwandte Dichtung „Moriaen“ kennt die gleiche Version, lehnt diese aber mit Rücksicht auf Parzivals beständige Jungfräulichkeit ab[1]). Nun müssen wir beachten, daß im „Apollonius“ diese Episode bei der Mohrenkönigin sich wieder als eine Variante der vorangegangenen Erzählung von der Heirat des Helden und der Herrin des goldenen Tals, Diomenas, erweist. An sich ist es ja schwer zu verstehen und gar nicht begründet, weshalb der eben erst durch eine Heirat mit dieser engelschönen Maid zum König des Paradieseslandes erhobene Held gleich darauf eine zweite Ehe mit der Mohrin eingeht. Genug! Die Mutter Diomenas heißt Palmena, die Mohrin Palmina. Diese letztere ist eine Tochter des Amphytimon. Des Apollonius und der Diomena Tochter hat den Namen Altmena. Lösen wir — wie das schon vor mir getan wurde — das Amphytimon in Amphitryon und das Altmena in Alcmena auf, so sehen wir, wie hier die Heraklessage in fragmentarischer Form in die mittelalterliche Dichtung hineinragt. „Fraw Alkmeina“ neben Proserpina, „Deß windes göttynnen“, stehen unserem Helden auch einmal hilfreich zur Seite[2]). Der schwarzen Palmina Kinder sind nun Garamant und Marmatora. Garamas war der Sohn des Apollo, der Stammvater der Garamanten; der Name Marmatora ist wohl mit Recht als „Marmorata“ erklärt und mit den Marmaridae, den Bewohnern der benachbarten marmarica regio, in Verbindung gebracht. Erst die falsche Etymologie des Namens führte zur Vorstellung der Zweifarbigkeit dieser „Marmorierten[3])“. Daß hinter dem Apollonius der deutschen Dichtung der Gott Herakles-Apollo steht, dürfte jetzt nicht mehr zweifelhaft sein, und damit ist die Voraussetzung gegeben, daß die ganze Geschichte seiner Paradiesesfahrt aus dem Umkreise des Mythus dieses kleinasiatischen Lichtgottes entnommen wurde.

Wie der Apollonius des Philostrat, kommt auch der Held Heinrichs von

---

[1]) J. Weston, The Legend of Sir Perceval. I (London 1906) 126. Wolfram von Eschenbach, Parzival. Neu bearb. v. W. Hertz. 5. Aufl. Stuttg. 1911. S. 476 f. S. Singer, Über die Quelle von Wolframs Parzival. Zeitschrift für deutsches Altertum. 44 (1900) 323 f. In seinem Buche „Apollonius von Tyrus. Untersuchungen über das Fortleben des antiken Romans in spätern Zeiten.“ Halle a. S. 1895, hat Singer unsere deutsche Dichtung absichtlich ausgeschaltet. E. H. Meyer [Quellenstudien zur mittelhochdeutschen Spielmannsdichtung. Zeitschrift f. deutsch. Altertum XXXVII (1893) 323] schließt sich der Ansicht an, daß der heidnische Roman im 3. Jahrhundert in griechischer Sprache entstanden sei, und daß dessen mit christlichen und spätrömischen Elementen versetzte lateinische Version spätestens in den Anfang des 6. Jahrhunderts falle. Nach Rohde, a. a. O. S. 436, ist das griechische Original nicht vor das dritte Jahrhundert zu setzen; die lateinische Bearbeitung, welche im 7. Jahrhundert zitiert wird, entstand vielleicht schon in beträchtlich früherer Zeit.

[2]) Apollonius v. 6842. S. 112.

[3]) Singer [Quelle S. 339 f.] hat das Verdienst, diesen Sachverhalt zuerst erkannt zu haben.



Neustadt auf seiner Wanderung zuerst nach Babylon. Während aber die griechische Lebensbeschreibung nur die ersten Ansätze einer Sage in diesem Teile erkennen läßt, ist diese Episode in der deutschen Dichtung ganz in das Reich der geistlichen Legende entrückt. Wesentliche Züge der byzantinisch-slavischen Sage vom babylonischen Reich treten uns hier entgegen[1]), u. a. die Vorstellung von einem Riesendrachen, der die Stadt umgibt, aus dem hier freilich ein Heer von Drachen geworden ist. Hier wie dort geht dann die Fahrt weiter zum Paradiese, das in beiden Fällen unzugänglich ist wie die Paradiesesinsel des Lichtgottes. Haben die Brahmanen des Philostrat ein Regen- und Windfaß, so besitzen auch die Wächter des goldenen Tals, Serpanta und Ydrogant, solche Wundergefäße:

„Der ain krug schuff plicke, Der ander hagel und schawr,
Von doner strale dicke, Der dritte ainen regen sawr[2]).“

Diese Verwandtschaft in einem höchst kennzeichnenden Einzelzug ist jetzt kaum noch überraschend. Deutlich sehen wir die Glieder einer Kette, welche von der deutschen Dichtung unmittelbar zu einer Apollonius-Überlieferung führt, die wiederum in den kleinasiatischen Mythen von Herakles-Apollo wurzelt. Da wir auch sonst in der Anlage der Himmelswanderung beider Namensvettern ein Verwandtschaftsverhältnis feststellen konnten, so ergibt sich, daß der Biograph und der Dichter, weil der Deutsche von dem Griechen nicht abhängig sein kann, unmittelbar oder mittelbar eine gemeinsame Vorlage benutzten, welche natürlich kein „verlorener byzantinischer Roman des dreizehnten Jahrhunderts“ sein kann, wie behauptet wurde[3]), sondern die, wie eine Würdigung unserer deutschen Dichtung ergeben wird, in die Reihe der von uns herausgehobenen visionären Reisebeschreibungen einzugliedern ist.

Phönikische Kolonisten brachten den Kult und die Mythen des tyrischen Herakles nach Spanien. Wir hören von verschiedenen diesem Gotte geweihten Heiligtümern, namentlich auf dem benachbarten afrikanischen Festlande und auf den vorgelagerten Inseln. Schon Pomponius Mela kennt eine dem Herkules heilige Höhle in der Nähe der Stadt Tinge (Tanger), dort, wo der Heros auch mit dem Riesen Antaios gekämpft haben soll. In dieser Höhle wurde der hochverehrte Rundschild des Herkules aus Elephantenhaut aufbewahrt — die unendliche Höhle der Zeit in dem Berghause der Ewigkeit und das dorthin sich zurückziehende Sonnensymbol[4])! Durch diese Nachricht gewinnt meine Behauptung von der Bedeutung des Aufhängens des Herakles-Schildes auf dem Götterberge der Brahmanen, die ich oben begründete, eine Stütze.

Anknüpfend an diese Übertragungen suchen spanische Romanzen, welche die Kennzeichen der scheckigen iberischen Mischkultur zur Schau tragen, einen

---

[1]) A. Wesselofsky, Die Sage vom babylonischen Reich. Archiv für slavische Philologie. II (1876—87) 129 ff., 308 ff.

[2]) Apollonius v. 10840 ff. S. 173.

[3]) Das suchen darzutun A. Bockhoff und S. Singer, Heinrichs von Neustadt Apollonius von Tyrland und seine Quellen. Tübingen 1911.

[4]) Movers, a. a. O., II, 2 (Berlin 1850) 647 ff. Pomponius Mela I, 5. Vgl. den schon angeführten Artikel „Herakles“ von Gruppe Sp. 988 f.

sagenberühmten Schrein in dem Haus, in dem Turm, in der verzauberten Grotte des Herkules. Im „Victorial“ des Diaz de Gomez, der etwa um 1400 verfaßt wurde, wird jener Herkules zum heidnischen Eroberer Spaniens. Ihm hatten Astrologen verkündet, daß einst afrikanische Völker Spanien erobern würden. Dieser Herkules baute ein Haus, das, so heißt es hier, heute noch steht, und eine Anmerkung des Amador de los Rios zu dieser Stelle besagt: „Das Haus heißt Grotte des Herkules und ist eine dem Jupiter geweihte Krypta in einem römischen Tempel.“ Herkules verschloß dieses Haus und verbot den Königen, es zu betreten. Jeder König legte in der Folge ein weiteres Schloß davor. — Das alte Motiv von dem Zauberkleinod in den vielen Kisten, aber in einer anderen Form! — Nur König Rodrigo glaubte, daß Herkules hier große Schätze verborgen habe. Er dringt ein und findet in einem verborgenen Winkel einen Schrein und in diesem drei Pokale. Auf dem einen war das Haupt eines Mauren, auf dem anderen eine Schlange, auf dem dritten eine Heuschrecke. Eine Schrift warnte ihn, die Pokale zu zerbrechen. Nun wird beim Turm des Herkules zu Coruña von einem Spiegel berichtet, in dem man die entferntesten Schiffe habe sehen können. Einen Tempel des Herakles, in welchem der berühmte Smaragd der Genuesen, der Doppelgänger des heiligen Gral, gefunden wurde, kennt auch die bis in das zwölfte Jahrhundert zurückgehende Sage vom „Sacro Catino“ und sucht diesen in Tyrus. Es will bei der Vermengung der Sagenstoffe, wie das Beispiel der babylonisch-mandäischen Mythen von den verschiedenartigen Machtmitteln der Gewalten der Finsternis dartut, nichts besagen, daß hier einmal von einem Schrein, dann von einem Zauberspiegel und endlich von einer Schale die Rede ist. Wir werden diese und andere Symbole, die alle ursprünglich auf die gleiche Wurzel zurückgehen, später sogar noch neben einander finden. Dieser Turm war, wie ich früher nachwies, ein Zikkurat[1]),

[1]) Entscheidend für uns ist die Tatsache, daß in der mittelalterlichen Vorstellung der Zikkurat als siebenstufiger Turm mit quadratischen, gleichmäßig sich verjüngenden Stockwerken, oder als Turm mit schraubenartig emporsteigender Rampe fortlebte. In der ersten Form begegnet er uns u. a. in Clm. 146, in den Miniaturen zum Speculum humanae salvationis, weiter finde ich ihn abgebildet in Andrea Orcagnas Inferno [F. X. Kraus, Dante. Berlin 1897. Nach S. 648. Dort auch Abbildungen von Zikkurats in rudimentärer Form S. 569 u. 571]. Die zweite Form hat ersichtlich Wolfram bei der Schilderung des Zauberschlosses vorgeschwebt. Letztere hat heute noch ein ragendes östliches Vorbild in dem Minaret der Moschee von Samarra, der Malwiyyah, einem „Spiralturm nach Art eines Turmes zu Babel.“ Nach E. Herzfeld [Erster vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen von Samarra. Berlin 1912. S. 11 f.] ist dieser Turm keine spontane Nachahmung babylonischer Ruinen, sondern eine bauliche Überlieferung von den babylonischen Türmen hat auf dem Wege über das sassanidische Persien bis ins 9. Jahrhundert fortgelebt. Herkunft und ursprüngliche Form des Zikkurat sind umstritten. Es genüge, die wesentliche Literatur zu nennen; denn für unsere Untersuchungen ist die Frage belanglos, ob und wann das indische, oder babylonische Urbild Wandlungen unterworfen wurde, nach welchen sich die spätere mittelalterliche Vorstellung bildete. Auf Indien hat nämlich inzwischen W. Foy [Indische Kultbauten

eine Nachbildung des siebenstufigen Götterberges[1]), so wie ihn die gleich zu würdigenden Sagen vom Priesterkönig Johann und vom Gral übernahmen.

Die sieben oder — wie bei dem κλίμαξ ἑπτάπυλος sich über den sieben

---

a. a. O. S. 213 ff.] hingewiesen. Hier finden sich in Stufen ansteigende pyramiden- oder kegelförmige Kultbauten als Symbole des mythischen Berges Meru, welcher sich im Zentrum der Erde zu enormer Höhe erhebt, und auf welchem die Götter wohnen. Anziehen muß uns die Tatsache, daß in diesem indischen Kulturkreis auch kleinere Modelle dieser Bauten als Meru-Symbole häufig nachweisbar sind, welche im Buddhismus als Reliquienbehälter und überhaupt als Schrein verwendet wurden. Es bestehen Zusammenhänge mit dem E-Kur (Berghaus) der Babylonier nach Herzfeld, aber ein Urteil über die Priorität fällt er nicht. Diese Beziehungen werden in der übrigen Literatur nicht erwähnt. Nach Ed. Meyer [Geschichte des Altertums. I, 2. 2. Aufl. (Stuttgart 1907) 421; 444 ff.] waren die Zikkurats ursprünglich künstliche Bergkegel aus Ziegeln, um die sich eine Rampe aufwärts wand. Ihre Bestimmung war, den Sturmgott Ellil auch im Flachlande an sein Heiligtum zu fesseln. H. Prinz [Altorientalische Symbolik. Berlin 1915. S. 84 ff.] meint, daß die Sumerer zunächst ihre Götter in Berge versetzten; erst allmählich sei der Tempelberg zum Götterberg geworden, welcher aus der Unterwelt emporsteigt und bis in den Himmel ragt. A. Jeremias [Handbuch der altorientalischen Geisteskultur. Leipzig 1913. S. 43; 54; 86 ff.; 187] nimmt an, daß die Tempeltürme von sieben Stockwerken, auf deren oberstem sich noch ein Aufbau — der Sitz des Gottes — erhob, schon für die sumerische Zeit nachweisbar seien. Während Th. Dombart [Zikkurat und Pyramide. München 1915] noch für den Stufenbau als die ursprüngliche Form eintritt, leugnet R. Koldewey [Die Tempel von Babylon und Borsippa (Leipzig 1911) und Der babylonische Turm und die Tontafeln von Anubelschunu in den Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 1918 Nr. 59] den stufenförmigen Aufbau und die Etagen. Vgl. hierzu auch A. Gersbach, Geschichte des Treppenbaus der Babylonier und Assyrer, Ägypter, Perser und Griechen (Straßburg 1917) u. E. O. v. Lippmann, Entstehung und Ausbreitung der Alchemie. Berlin 1919. S. 168 f. 668.

[1]) Nach Abschluß des Satzes macht mich Herr Kollege Meißner auf zwei weitere Veröffentlichungen von Th. Dombart aufmerksam. In der ersten verteidigt dieser die Ergebnisse seiner oben genannten Arbeit [Der Turmbau zu Babel. Orientalistische Literaturzeitung XXI (1918) 161 ff.] gegen Koldewey; in der anderen bietet er eine „Kunsthistorische Studie zum Babelturm-Problem“ [Orientalische Studien. Fritz Hommel zum 60. Geburtstag. Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft, XXI (1916) 1 ff.]. Im Vordergrund der letzten Arbeit steht nicht der Zikkurat an sich, sondern „der Zikkurat katexochen, d. h. der Vertreter aus dem Riesengeschlecht dieser Thronberge, der allgemein bekannt wurde und bekannt blieb bis auf den heutigen Tag, das ist der Turm von Babel.“ Die hier gebotenen, höchst lehrreichen Ausführungen über den „Schneckenturmtyp“ brauche ich nur zu erwähnen. Hinweisen aber möchte ich darauf, daß Dombart außer auf die von mir oben bezeichnete Dante-Illustration noch auf eine andere bildliche Darstellung eines quadratisch fundierten Stufenturms von dem Magister Johannes de Ravenna mit allerdings nur vier Stock-

Toren der sieben Planeten ja auch noch ein achtes Tor befindet[1]) — acht Stufen der Treppe erinnern nachdrücklich an das babylonisch-assyrische Urbild. Ebenfalls ist, wie die Drehung dieser Treppe dartut, die kosmische Bedeutung dieser Wundertreppe noch nicht ganz vergessen. In der Sage vom Priesterkönig Johann und auch noch in der, wie wir sehen werden, rationalistisch umdeutenden Sage vom Gral ist dieser Zug viel ursprünglicher. Das siebenstufige Bauwerk selbst dreht sich. Heinrich von Neustadt schöpft seine Schilderung der Wundertreppe keineswegs aus Wolframs Parzival: denn diese Abwandlung des kosmischen Mythus, die wir bei ihm finden, ist, wie ich gleichfalls schon zeigte, auch in andere, dem Wiener Sänger sicherlich unbekannte Dichtungen der Weltliteratur übergegangen, welche von dem deutschen Epos völlig unabhängig sind. In Bérols „Tristan“ dreht sich König Arturs runde Tafel wie die Welt, und Thomas Malory weiß, daß diese ein Abbild der Welt sein sollte. Im „Morte Arthure“ ist sie in eine Umgebung gestellt, welche der im „Apollonius“ überraschend ähnlich ist[2]). Der König sieht sich im Traume in eine von Bergen umgebene liebliche Wiese entrückt. Da steigt eine schöne Fürstin zu ihm herab, die ein Rad schwingt, auf dem ein Thronsessel steht. Am Rande des Rades klammern sich Könige, die aber hinuntergeschleudert werden. Artur erhält alsdann königliche Abzeichen, und darauf beugen sich die Früchte zu ihm hinab. Die Fürstin schöpft Wein aus einem Brunnen und labt ihn mit dem Herrlichsten, was die Erde bietet. Auffallend ist auch hier der Wechsel

werken aufmerksam macht. Weiter hebe ich den Satz heraus: „In der »Cosmographie« von Sebastianus Munsterus ist der Babelturm im Bau dargestellt, gestuft, zylindrisch, mit angefangenem fünften Stockwerk.“ Auch noch andere „viel phantastischere“ bildliche Wiedergaben dieses Turmes werden namhaft gemacht. Die bildliche Darstellung des Rampenturmes beginnt, wie hier mit H. Thiersch (Pharos. Leipzig 1909) behauptet wird, erst mit dem 15. Jahrhundert [vgl. dazu das oben Gesagte]. Die großartige Vorstellung von diesem Steinriesen Babels, dem „Turm des Unglaubens“, hat die Erinnerung an dessen Formen sicherlich lebendig erhalten helfen. Und wie der „Turm Davids“ das nach jüdischem Glauben wieder gut macht, was der Turm von Babel verdorben hat [Die Sagen der Juden von Micha Josef bin Gorion. Frankfurt 1914. S. 62. Dombart S. 16], so hinderte das an Gleichnissen sich erfreuende Mittelalter nichts, diesem „Turm des Unglaubens“ einen „festen Turm des Glaubens“ etwa in der Art des Unsterblichkeitspalastes des Priesterkönigs gegenüberzustellen.

[1]) Vgl. Celsus, Wahres Wort. Hrsg. v. Th. Keim. Zürich 1873. S. 84 ff. Hier findet sich Näheres über die Leiter als Sinnbild in den Mysterien des Mithras, deren sieben Tore aus Blei, Zinn, Erz, Eisen, Mischmetall, Silber und Gold sind. E. O. v. Lippmann [a. a. O., S. 250] bezeichnet diesen siebentorigen Klimax als eine Nachbildung des babylonischen Stufenturms, „der schon der Vision des Patriarchen Jakob von der Himmelsleiter zugrunde liegt, und gilt als stufenweise Erhebung der Seele zum Höchsthronenden, dem großen Mithras.“ Einiges Material zu dieser Himmelsleiter auch bei Maury, Croyances l. c. p. 178.

[2]) Kampers, Lichtland S. 91 gibt das Nähere.



der Gewandung. Die hinuntergeschleuderten Könige haben in den Begleitern des Apollonius Leidensgenossen. Die Treppe unseres Wiener Sängers ist nun aber von ganz besonderer Art.

Heinrich von Neustadt begründet allein die Zauberwirkung dieses kosmischen Aufstieges zum alles enthüllenden Spiegel. Bei ihm wird die Treppe zu einem kleinen Berg der Läuterungen. Die Stufen sind ein Gleichnis für die Hauptsünden der Menschen geworden, welche den Schuldigen bestrafen. Das ist ein Zug, welcher deutlich auf eine zeitlich über Wolfram weit hinausreichende Vorlage hinweist und zugleich dartut, daß in dieser der alte babylonisch-assyrische Gedanke bereits durch die gnostische Vorstellung von der Wanderung der Seele durch die sieben Höllen, oder die sieben Himmel hindurch gegangen sein muß. Wir erinnern uns, daß der Zauberspiegel des großen Alexander, in welchem man das *πνεῦμα τέλειον* sieht, über den sieben Himmeln steht. Unter diesem Gesichtswinkel erhält auch die Tatsache des Anlegens der königlichen Abzeichen im „Morte Arthure“ erst ihre rechte Beleuchtung. Ähnliches berichtet Heinrich von Neustadt; er geht aber über den Engländer und auch über den großen deutschen Vorgänger, Wolfram, noch weiter hinaus, kommt der Urquelle noch näher. Apollonius und seine Gefährten nehmen, nachdem sie den Zauberspiegel erreicht haben, ein Bad.

„Yeder man sich under stieß,
Das haupt und di gelider gar.
Sie wurden liecht und klar.
Ir har ward den seyden geleich.
Si wurden alle wunnikleich
Als die jungn knabelein,
Di in der pluenden jugend solten sein.
Di drew kosperen claid
Hetten si an sich gelait.
Si waren geleich ane wer
Dem hymelischen her“ [1]).

Diomena gibt ihnen dann noch: „Drey kronen auff ir seyden har.“ Kein Zweifel! Die im Wasser Wiedergeborenen sind engelgleiche Wesen geworden. Sie tragen die Lichtgewänder der Pneumatiker, und in diesen gehen sie jetzt zum goldenen Baume im goldenen Tale. Dieses Himmelskleid spielt auch in einer verwandten deutschen Dichtung eine Rolle.

Ein Fischerkönig, wie Herakles und Apollonius, ist nach einem gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts [2]) entstandenen Spielmannsepos der Königssohn Orendel [3]). Ein wunderwirkendes, höchst eigenartiges Heiligtum ist sein eigen. Der Sang schildert die Brautfahrt des Helden nach Jerusalem. Ein Sturm verschlägt ihn und seine Mannen nach Babylon, wo er mit einem König Belian kämpfen muß. Weiter fahrend überrascht die Schiffer ein neues fürchterliches

---

1) Apollon. v. 13008. S. 207.

2) Zur Datierung vgl. R. Heinzel, Über das Gedicht vom König Orendel. Sitzungsberichte der Kais. Akad. d. Wiss. 126 (1892) 10.

3) Orendel, ein deutsches Spielmannsgedicht. Hrsg. v. A. E. Berger, Bonn 1888. S. XLII u. 22. Kampers, Lichtland S. 36. Ähnlichkeiten zwischen dieser Dichtung und dem deutschen „Apollonius“ erkannte u. a. schon Heinzel a. a. O. S. 11. Für unsere Zwecke bietet die Abhandlung von L. Laistner [Der germanische Orendel in der Zeitschrift für deutsches Altertum. N. F. XXVI (1882) 113 ff.] nichts von Belang.

Unwetter. Einzig Orendel kann sich, an eine Diele geklammert, retten. Am Ufer sieht er einen Fischer, Meister Ise, der den nackten Schiffbrüchigen für einen Räuber hält. Nun gibt sich Orendel als Fischer aus und soll zum Beweise einen Fang tun. In dem Magen eines der gefangenen Fische findet er sein verlorenes Heiligtum: den grauen Rock Christi wieder, welcher wegen seiner untilgbaren Flecken rosenroten Blutes[1]) ins Meer geworfen und von einem Wallfisch verschlungen worden war. Er ist ein sonderbarer Fischer, dieser „Meister Ise“. Sieben herrliche Türme hat sein Haus. Achthundert Fischer dienen ihm. Auf seiner Burg steht sein Weib mit sieben reichgekleideten Dienerinnen. Später begegnen uns der Meister und seine Söhne als Herzöge. Das Heiligtum ist das Licht- und Feuerkleid, das Osiris trug[2]), das Kosmoskleid Christi, das *πνευματικὸν* oder *ϑεῖον ἔνδυμα* der gnostisch-mystischen Literatur[3]). In einer Paradieseswanderung des Zosimus sind die Gerechten im Paradiese nackt; aber über ihnen schwebt ihr himmlisches Lichtgewand, das sie bei der Vereinigung mit Gott anlegen werden[4]). Auch im „Hymnus der Seele“ erhält der Königssohn sein Prunkgewand erst wieder, als er das Reich seines Vaters betritt. In der jüdischen Kabbala schmückt die Krone das Haupt des himmlischen Menschen. Das Recht, in Orendels „grauem Rock“ ein solches Sphärenkleid zu erkennen, gibt uns die ganze Fabel dieser Dichtung. Dieser königliche Fischer, sein Weib mit den sieben Dienerinnen und sein Palast mit den sieben Türmen sind unschwer zu deuten[5]). Es ist Gott Vater, die Sophia, deren sieben Brautführerinnen der erwähnte gnostische Hymnus nennt, und der Himmel mit seinen sieben *κλίματα*. Orendel ist ein Nachfahre des ägyptischen Königssohns, der auf seiner Himmelswanderung sein Lichtgewand zurückerhält[6]).

In anderen Kleidern erscheint bei Liudprand von Cremona auf der Höhe des siebenstufigen Salomonthrones der byzantinische Kaiser. Dessen Schilderung kommt auch sonst in der Beschreibung des goldenen Baumes unserer deutschen Dichtung sehr nahe, wodurch abermals die Tatsächlichkeit einer alten Vorlage erhärtet wird. Liudprand sagt: „Ein eherner, aber vergoldeter Baum stand vor dem Thron des Kaisers, dessen Zweige ebenfalls eherne und vergoldete Vögel verschiedener Art ausfüllten, welche jeder nach seiner Art Stimmen verschiedener Vögel ertönen ließen. Des Kaisers Thron aber war derartig eingerichtet, daß er augenblicklich niedrig, dann höher, dann ganz erhaben erschien.“ Die ehernen Löwen, welche den Thron bewachten, huben ein Gebrüll an. Den Kaiser, den er eben noch vor sich hatte sitzen sehen, erblickte Liudprand „mit andern Kleidern angetan, dicht am Gebälk des Hauses sitzend“[7]).

1) Nach Heinzel a. a. O. S. 11 ist der Trierer Rock purpurfarben, „was aber vor 1512 niemand wissen konnte.“

2) Plutarch, De Isid. 51.

3) Reitzenstein, Himmelswanderung S. 45. Ders., Hist. Monach. S. 107 f.

4) Reitzenstein, Himmelswanderung S. 45.

5) Anderer Ansicht ist H. Tardel, Untersuchungen zur mittelhochdeutschen Spielmannspoesie. Rostocker Diss. 1884. S. 6 f.

6) W. Bousset, Hauptprobleme der Gnosis. Göttingen 1907. S. 202.

7) Liudprand, Antapodosis VI, 5. Auf diese Stelle wies hin J. P. Richter, Quellen zur byzantinischen Kunstgeschichte. Wien 1897. S. 303.

Daß das Urbild dieses Baumes der Weltenbaum auf dem Bergthron der göttlichen Herrlichkeit mit den Sternen, den goldenen Äpfeln der Hesperiden, ist, kann nicht bezweifelt werden [1]). Dieser Weltenbaum spielte im antiken Mysterium eine bedeutsame Rolle. Unter ihm wurde die heilige Hochzeit des Himmelsgottes mit der bräutlichen Erde gefeiert, jenes Mythologem [2]), das, ins Gnostische übersetzt, in freilich arg verblaßter Form in unserem „Apollonius“ wiederkehrt.

Der goldene Baum in Diomenas Paradiesesgarten wird mit apokalyptischen Farben gezeichnet.

„Appolonius vor im sach
Das ander hymelreich:
Es was auch im geleich.
Er enweste nicht was es was:
Von jochant und von palaß
Sach er ain mawren auff getriben,
Ain elen hoch was si wol peliben.
Di was mit zynnen umbelait.“

Viereckig ist diese Mauer wie die des himmlischen Jerusalem.

„Ain pawm stund mitten dar inne ...
Von golde was der pawm geslagen [3]).
Er war wol zwayer sper hoch.
Di este er uber das mewrel zoch.
Auff den saßen vogellein,
Di waren alle guldein.“

Die heben alle zu singen an. Der Baum hat Türen, aus denen liebliche Jungfrauen heraustreten, welche ein „hymelisches spil“ beginnen. Mit einer Krone auf dem Haupte kommt auch Diomena aus dem Baum.

„Sy nam den heren pey der hant
Und sprach > herre von Tyrlant,
Ir sult schauwen meinen hort <
Si furte in durch den pawm dort“ [4]).

---

[1]) Im Buche Henoch c. 24 u. 25 erheben sich im Süden der Erde sieben Berge aus Edelsteinen. Der mittlere ist einem Thronsitz ähnlich. Bei ihm steht der Baum des Lebens. A. Wünsche, Die Sagen vom Lebensbaum und Lebenswasser. Leipzig 1905. S. 5.

[2]) Poetisch fein ist das geschildert in dem Lobpreis des Wundergartens der Hesperiden im Hippolytos des Euripides [Von J. J. C. Donner. I (Heidelberg 1841) 315]: „Flög ich zum Strande der hesperischen Jungfraun, / Wo die goldnen Äpfel glühen, / Und des purpurnen Meers waltender Herrscher nicht / Länger Schiffern die Bahn vergönnt, / Der die heilige Mark schirmt, / Wo der Atlas den Himmel trägt, / Und ambrosische Bäche wallen / Beim bräutlichen Lager des Zeus, wo / Das göttliche Land des Segens / Den Unsterblichen ohn' Ende das Glück zuströmt.“ Vgl. hierzu M. Gothein, Der Gottheit lebendiges Kleid im Archiv für Religionswissenschaft IX (1906) 336 ff. R. Eisler, Weltenmantel und Himmelszelt. München 1910. F. Kampers. Weltheilandsidee und Renaissance. Internationale Wochenschrift. 1910. Sept.

[3]) Auf den Lebensbaum bezieht sich wahrscheinlich auch die Stelle aus dem Gilgamešepos: „Edelsteine trägt er als Frucht, / Äste hängen daran, prächtig anzuschauen, / Krystall tragen die Zweige, / Früchte trägt er, herrlich anzuschauen.“ Vgl. Wünsche a. a. O. S. 3. A. Jeremias, Izdubar-Nimrod. Leipzig 1891. S. 30. F. Kampers, Alexander der Gr. und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage. Freiburg i. B. 1901. S. 90 f.

[4]) Apollonius v. 13062 ff. 13093 ff. S. 208; v. 13255 ff. S. 211.

Alle Paare gehen „under dem pawm her“ und dann in das Innere des Berges, wo der reiche Hort Diomenas ruht.

Ein Seitenstück zu dieser Schilderung läßt diese als ein arg vermenschlichtes Abbild der antiken Hierogamie und der gnostischen Vermählung Christi mit der Sophia, oder überhaupt mit der Seele des „Vollendeten“ erscheinen. In den Offenbarungen der Mechthild von Magdeburg († zwischen 1281 und 1301) sagt der Heiland zur Seele:

„Und ich warten din in dem bomgarten der minne
Und briche dir die blume der sueßen einunge
Und machen dir da ein bette
Von dem lustlichen grase der heligen bekantheit . . .
Und da neigen ich dir den hohsten bom miner heligen drivaltikeit,
So brichest du dene die gruenen, wissen, roten oepfel miner sanftigen menscheit.“

Wie die Braut dem Bräutigam im antiken Hochzeitsritus Äpfel darbietet, so hier umgekehrt. Ähnlich heißt es bei der jüngeren Mechthild von Hackeborn, welche durch die Jungfrau Maria in einen Lustgarten mit schönen Bäumen geführt wird: „Auch ward daselbst ein begehrenswerter Baum voll Lust, wie reinster Kristall mit goldenen Blättern, in jedes Blatt ein Goldring gewirkt, die Frucht schneeweiß und ganz süß und linde, wodurch die lichte, natürliche Reinheit des Herrn bezeichnet ward, die sich allen mitzuteilen strebt. Dieser Baum tat sich auf, und der Herr ging hinein und verband die Seele ihm selbst mit solcher Einung, daß erfüllt schien das Wort des Psalmisten: Ich habe gesagt: Götter seid ihr“[1]). Diese mystische Gottesminne hat die Wiedergeburt durch göttliche Zeugung, die Gotteskindschaft, welche auch das antike Mysterium kennt, zum Ziele. Bei Apuleius wird der Myste nach seiner Wiedergeburt mit dem Himmelsgewande bekleidet und als Gott verehrt. Die Verwandtschaft dieser Baumfeier mit dem Durchschreiten des Baumes durch das Brautpaar im „Apollonius“ ist nicht in Abrede zu stellen. Wir vernehmen jetzt mit besonderer Aufmerksamkeit, daß sich dieser Baum auch in ähnlicher Form in der Heraklessage findet. Im Inselheiligtum — man denkt an die schwimmende Insel der tyrischen Gründungssage — des punischen Herakles zu Gadeira stand nämlich, wie Philostrat berichtet, ein goldener, von Pygmalion gefertigter, mit Smaragden geschmückter Ölbaum[2]). Dieser ist wie jene eben genannte goldene Weinrebe[3]) am byzantinischen Kaiserthron, die auch für das Königszelt des Xerxes und für den Thron Salomons gefertigt wurde, nur ein Gleichnis des einen Weltenbaumes. Der Schild des Herakles, der sicherlich ursprünglich als Symbol der Baumbekleidung daran gehängt wurde, und den wir in der Höhle bei Tinge wieder-

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Dante und die Renaissance“ [Internationale Wochenschrift. 15. Oktober 1910]. Über die Mechthild von Magdeburg H. Stierling, Studien zu Mechth. von M. Nürnberg 1907.

[2]) Philostrat, Apollonius V, 5. S. 95.

[3]) Eisler, a. a. O. S. 586. Nach dem Zend-Avesta (vgl. Wünsche a. a. O. S. 3] steht der Lebensbaum, der weiße Hom, auf dem Berge Albordsch. Aus ihm kommen alle Gewässer der Erde. Er wird gegen die Angriffe des Reiches Ahrimans bewacht. Auch dieser, der Unsterblichlichkeit verleiht und alles Verborgene offenbar macht, gleicht einem Weinstock.



fanden, fehlt in jenem punischen Heiligtum. In unserem „Apollonius" kehrt er in freilich anderer Form wieder. An die Stelle der Phiale, welche als kosmisches Symbol des Himmelsmantels in der Gründungssage von Tyrus über dem Weltenbaum schwebt, an Stelle des goldenen Kranzes, mit dem Xerxes die goldene Platane schmückte[1]), haben wir hier das wie die Sonne strahlende Vließ von der kosmischen Eiche. Nur ist daraus, da der Dichter dessen Bedeutung nicht kannte, ein Tier geworden.

„Da giengen tierel inne:
Venus di gottynne
Hette es der schonen gesant:
Goltschepper ist es genant,
Das ist im latein alsuß:
»Aureum vellus«.
Sein wolle ist als goltvar,
Gleyssenden und durchleichtig gar.
Es ist als ain lampelein.
So gar liecht ist sein schein:
Als di sunne dar an geht,
Wer dann in dem garten stett
Dem wird von dem scheine puß,
Das es die augen decken muß."

Nur ein schwacher Abglanz des alten mystischen Tiefsinns und der gnostischen Mystik liegt auf dieser ins Groteske herabgezogenen Paradieseswanderung des Apollonius; aber angesichts der Fülle von Beziehungen zwischen der deutschen Dichtung und der Herakles-Sage einerseits, der Lebensbeschreibung des Philostrat und der Gründungsgeschichte von Tyrus andererseits sind wir geradezu gezwungen zur Annahme einer Vorlage der deutschen Dichtung, welche in gnostischen Kreisen sei es der Stadt Tyrus selbst, sei es der hellenistischen Nachbarschaft entweder verfaßt oder doch überarbeitet wurde. Ihr Gegenstand war entweder: die Wanderung des Gottes Herakles selbst, oder: die Himmelswanderung eines tyrischen Helden, auf welchen die Züge des Gottes übertragen wurden. Für den Mythus könnten sprechen die Gegenspieler des Apollonius: Serpanta, Idrogant und der Löwe. Als Sternbilder — Serpens, Hydra, Leo — fügen sie sich einem verstirnten Heraklesmythus unschwer ein[2]).

Wenn wir von hier aus nunmehr zu den Dichtungen des Gralkreises und vor allen zu dem gewaltigen Lebensepos Wolframs übergehen, so müssen wir uns bei der offenbaren Verwandtschaft zwischen der Gralsuche Parzivals und der Himmelswanderung des Apollonius fragen: Ist diese Schale der Genuesen im Heraklestempel zu Tyrus, und mag sie auch wertloses Glas sein, nicht doch vielleicht das Urbild des Gral? Ist diese vorauszusetzende Vorlage des deutschen Apollonius nicht vielleicht mittelbar auch die Vorlage Wolframs gewesen?

Wolfram nennt als seinen vornehmsten Gewährsmann den Provenzalen Kyot, der ihm die rechte Kunde vom Gral vermittelt habe. Daß dieser Kyot, an dessen Vorhandensein — mag er nun so, mag er anders geheißen haben — nicht gezweifelt werden darf, selbst wieder andere Vorlagen benutzte, ist von vornherein anzunehmen. Zur Gewißheit wird diese Voraussetzung durch zwei Überlieferungen der Parzivalfabel im englisch-keltischen Kulturkreis, welche unabhängig von den Gralepen entstanden sind. Es sind das: der keltische Roman von Peredur und das englische Spielmannsmärchen von Percyvelle[3]).

[1]) Herodot 7, 27. Vgl. dazu Kampers, Alexander. S. 102.

[2]) Auf serpens und hydra verweist Singer (Quelle a. a. O. S. 337); ich möchte auch den Löwen hinzunehmen.

[3]) Aus der umfangreichen Literatur über den Peredur-Roman hebe ich



In den Mabinogion, deren vorliegende Redaktion dem ersten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts angehört, die aber wohl auf ältere Fassungen zurückgehen[1]), wird von einem Helden Peredur das Gleiche berichtet wie von dem Parzival der Graldichtungen. Seine Jugend in der Einsamkeit, seine Begegnung mit den strahlenden Rittern, sein Auszug in lächerlicher Rüstung, sein Kampf mit dem Ritter, der von Arturs Tafel den goldenen Becher raubt, die Unterweisung, welche ihm sein greiser Onkel erteilt, seine Ankunft in der Burg des zweiten Onkels, die Wunder der Lanze und der Schüssel, die Befreiung der Schloßherrin, welche sich ihm in Liebe ergibt, die Blutstropfen im Schnee, die ihn an die Geliebte erinnern, die Vorwürfe des als häßliches Mädchen verkleideten Jünglings wegen der Unterlassung der erlösenden Frage und noch viele andere Einzelheiten dieser Mär verraten deren nächste Verwandtschaft mit der Parzivalfabel. Um so mehr sind wir überrascht, daß hier statt des Gral eine Schüssel mit einem blutenden Haupte erscheint. Die Mabinogion erzählen[2]): „Il commençait à causer avec son oncle, lorsqu'il vit venir dans la salle et entrer dans la chambre, deux hommes portant une lance énorme: du col de la lance coulaient jusqu' à terre trois ruisseaux de sang. A cette vue, toute la compagnie se mit à se lamenter et à gémir. Malgré cela le vieillard ne rompit pas son entretien avec Peredur; il ne donna pas l'explication de ce fait à Peredur et Peredur ne la lui demanda pas non plus. Après quelques instants de silence, entrèrent deux pucelles portant entre elles un grand plat sur lequel était une tête d'homme baignant dans le sang. La compagnie jeta alors de tels cris qu'il était fatigant de rester dans la même salle qu'eux. A la fin, ils se turent. Lorsque le moment de dormir fut arrivé, Peredur se rendit dans une belle chambre. Le lendemain, il partit avec le congé de son oncle.“ Später macht das häßliche Mädchen dem Helden folgende Vorwürfe[3]): „Tu es allé à la cour du roi boiteux, tu y as vu le jeune homme avec la lance rouge, au bout de laquelle il y avait une goutte de sang qui se changea en un torrent coulant jusque sur le poing du jeune homme; tu as vu là encore d'autres prodiges: tu n'en as demandé ni le sens ni la cause! Si tu l'avais fait, le roi aurait obtenu la santé pour lui et la paix pour ses États.“ Ganz am Schlusse der Erzählung erhält Peredur, ohne zu fragen, die Aufklärung[4]): „La tête était celle de ton cousin germain. Ce sont les sorcières de Kaerloyw qui l'ont tué; ce sont elles aussi qui ont estropié ton oncle; moi, je suis ton cousin. Il est prédit que tu les vengeras.“

Diese Erzählung ist voller Widersprüche. Peredur ist dazu ausersehen, daß er die Ermordung seines Vetters und die Verwundung seines Oheims durch

---

heraus: Mary Rh. Williams, Essai sur la composition du roman gallois de Peredur. Thèse. Paris 1909. Les Mabinogion du livre rouge de Hergest avec les variantes du livre blanc de Rhydderch. Trad. du gallois avec une introduction etc. par J. Loth. 2 vol. Paris 1913. In beiden Werken findet sich das Beweismaterial dafür, daß dieser Roman seinen Stoff nicht aus dem Epos Chrestiens schöpfte. Über das Spielmannslied vgl. weiter unten.

[1]) Williams l. c. p. 79 sv. Loth l. c. p. 21 sv.

[2]) Loth l. c. II. p. 64 sv. [3]) Loth l. c. II. p. 104 sv.

[4]) Loth l. c. II. p. 119.



die Hexen von Kaerloyw rächt. Lanze und Haupt sollen, an die Untat erinnernd, zur Rache auffordern, und diese soll dann die Heilung des Verwundeten zur Folge haben. Das ist der kurze Sinn der Erzählung[1]). Die Tatsache, daß in ihr der Frage an sich nun eine heilende Wirkung zugeschrieben wird, wirkt wie ein Fremdkörper. Mindestens können wir erwarten, daß Peredur diese Frage im weiteren Verlaufe der Handlung wirklich stellt. Das geschieht nicht. Ohne auch nur den leisesten Wunsch geäußert zu haben, wird Peredur über Lanze und Haupt aufgeklärt. Darauf nimmt er wirklich Rache an der Hexe. Und dann wieder hören wir nichts davon, daß nun sein Oheim tatsächlich geheilt ist. Diese Verwirrung läßt eine ungeschickte Verarbeitung eines älteren Gedankens deutlich erkennen. Manessiers „Conte de Graal" stellt diesen heraus[2]). Diese breite, schwülstige Umdichtung des schönen Werkes Chrestiens, die ein paar Jahrzehnte nach diesem Epos entstand, berichtet, daß die Wunde des Fischerkönigs nicht eher heilen werde, bis der Mord seines Bruders gerächt sei. Perceval unterrichtet sich hier über den Gral und die Lanze und schwört, den Tod des Ermordeten zu vergelten. Mit dem abgeschlagenen Haupt auf der Lanze kehrt er zurück. Sofort ist der Oheim gesund.

Reste dieses ursprünglichen Motivs finden sich auch bei Wolfram, der mit dem Peredurroman häufig viel mehr übereinstimmt, als mit den Versen des Chrestien, wodurch allein schon die Benutzung einer französischen oder vielleicht lateinischen Vorlage, die älter ist als dieser, durch den deutschen Meister erwiesen ist. Das Motiv von der vorausgesagten Rache ist vorhanden, aber es ist arg verblaßt. Nach der unzweideutigen Aufforderung der Mutter, die Ermordung seines Vaters zu rächen, durfte man bei Wolfram auch erwarten, daß das im Verlaufe der Handlung auch geschehen werde. Dem ist aber nicht so. Auch die blutende Lanze, die mit dem Gral im deutschen „Parzival" in den Saal getragen wird, ist nur als Symbol der Rache zu erklären. Gral und Lanze sind beide in der Wolframschen Dichtung außerkirchliche Heiligtümer. Erst später hat klerikale Überarbeitung aus dem Gral die Abendmahlschüßel und aus der Lanze die Lanze des Longinus gemacht. Die Abwesenheit der Priester, das Unterbleiben jedweder Frömmigkeitsäußerung beim Erscheinen des Gral und der Lanze, das muntere Zugreifen „am Tischlein deck Dich" — all das zwingt uns zu der Voraussetzung, daß Wolfram und Chrestien gar nicht die Absicht hatten, mit diesen Wunderdingen hochheilige Symbole in ihre abenteuerliche Darstellung einzuführen. Obendrein verrät Chrestien, daß nicht der Gral, sondern die Lanze das Ursprünglichere ist; denn Gauvain zieht aus, die Lanze und nicht den Gral zu suchen[3]). Geben wir nun aber den außerkirchlichen Charakter der beiden Symbole zu, so ist die blutende Lanze nur verständlich durch die Annahme, daß wir es hier mit einem nicht mehr in

[1]) So richtig Williams l. c. p. 46 sv. Peredur erscheint nach ihr im zwölften Jahrhundert als „le médecin par excellence".

[2]) Perceval le Gallois, éd. Potvin. Vol. V (Mons 1870) v. 34935 sv. Vgl. dazu Williams l. c. p. 48 sv.

[3]) I. L. Weston, The legend of Sir Perceval. Studies upon its origin, development and position in the Arthurian cycle. Vol. II (London 1909) 193.

seiner Bedeutung verstandenen Reste einer älteren Überlieferung zu tun haben. Das Gleiche gilt auch von dem lauten Jammern der Tafelrunde beim Hereintragen der Lanze. Warum dieses Weheklagen bei Wolfram? Die Ermordung des Vaters Parzivals hat mit der Verwundung des Königs gar nichts zu tun, und an diese kann die Lanze unmöglich erinnern. Der kranke, bemitleidete König aber ist ja schon vorher unter den Jammernden. Daß dieser verwundet ist, sagt ihnen der Augenschein. Nachher stört ja auch der Anblick des Leidenden durchaus nicht die den Speisen tapfer zusprechenden Ritter. Chrestien weiß nichts von diesem Schmerzausbruch, wohl aber der Roman von Peredur. In diesem letzteren wird das Klagen verständlich. Wie Manessier uns lehrte, sind hier die Lanze und das abgeschlagene Haupt ursprünglich die Mahner zur Rache. Wir besitzen sogar eine Fassung dieses Zuges, in welcher das Haupt selbst jammert, d. h. also wohl, in welcher das Haupt selbst zum Ankläger wird. In des Petrus Berchorius „Reductorium Morale" aus dem vierzehnten Jahrhundert findet sich die seltsame Nachricht[1]): „Quid dicam de mirabilibus quae in historiis Galuagni et Arcturi ponuntur; quorum unum de omnibus recito, scilicet de palatio quod Galuagnus sub aquam casu raptus reperit. vbi mensam refertam epulis et sedem positam inuenit: ostium uero per quod exire valeret non vidit: qui cum famesceret et comedere vellet, statim caput hominis mortui positum in lance affuit; et gigas in feretro iuxta ignem iacuit; giganteque surgente et palatium capite concutiente, capite uero clamante et cibos interdicente, nunquam de cibis comedere ausus fuit: qui post multa miracula exiuit: sed nesciuit qualiter exiuit".

Diese Symbole der Rache in ihrer schreckhaften Gestalt deuten im Peredurroman auf eine starke, sagenbildende Einwirkung einer rauhen, urwüchsigen, bodenständigen Vorstellung hin. Daneben verrät diese Erzählung der Mabinogion, ebenso wie andere dieser Sammlung, aber auch die Verarbeitung von Stoffen, welche durch französische Vorlagen vermittelt wurden. Die Fabel des Peredur bezeugt trotz dieses starken volkstümlichen Gehaltes die östliche Herkunft der in ihr verarbeiteten Erzählung vom Rächer und Jenseitswanderer Parzival.

Nach dem Osten deutet schon Peredurs Abenteuer im Lande der Kaiserin von Cristinobyl, das er „du côté de l'Inde" suchen muß. In diese Richtung weist auch der Zug von dem Wunderstein, welchen die von Peredur erschlagene Schlange im Schwanze trägt. Wir erinnern uns dabei sofort an die von Philostrat erwähnten indischen Schlangen mit dem Zauberstein im Kopfe. Zur Sagenwelt, aus welcher der Urparzival geschöpft haben muß, und damit zu den Gedankenkreisen des Ostens bietet dieser keltische Roman endlich noch drei weitere Beziehungen. Jene Kaiserin gibt dem Helden einen Talisman, damit er den Kampf mit dem Drachen bestehen kann — ganz wie in den östlichen Überlieferungen vom Jenseitswanderer. Sodann ist die heilende Frage meines Erachtens die Umformung einer zauberwirkenden Frage, die in den Sagen vom Priesterkönige Johann eine Rolle spielt. Die Frage nach der Lanze wirkt nämlich im Peredurroman, wie wir sahen, höchst störend. Auch die Graldichter wissen nichts Rechtes mit ihr anzufangen. In Form und Inhalt

[1]) Petri Berchorii Pictaviensis Opera omnia. I (Coloniae Agrippinae 1730) 565. Damit stimmt der Text der von Williams (l. c. p. 47) citierten Pariser Ausgabe vom Jahre 1521 genau überein.



erscheint sie in den Gralepen geradezu als nichtssagend und lächerlich, als so nichtssagend, als so lächerlich, daß wir auch hier die Verzerrung eines älteren Vorbildes annehmen müssen. Möglich, daß ursprünglich durch die Frage nur die Aufklärung über den Mord herausgefordert wurde, und daß diese dann das Rachegefühl weckte und so die heilende Vergeltung herbeiführte. Es ist aber auch denkbar, daß hier ein heimisches, grausiges Motiv in Verbindung mit einer anderen Erzählung gebracht wurde, in welcher gleichfalls von der Rache eines Verwandtenmordes die Rede war, und in welcher daneben aber auch schon eine Frage eine bedeutsame Rolle spielte. Das Abenteuer Peredurs in Indien läßt sich in der Tat unschwer in eine orientalische Beleuchtung rücken. Wir erinnern uns des Wundertisches im Ewigkeitspalaste des Priesterkönigs Johann von Indien; wir erinnern uns des mit Speisen besetzten Tisches mit dem jammernden Menschenhaupt in dem Palaste des Berchorius unter den Wassern, welcher in dem versunkenen Kaiserpalast unter dem Marsfelde Roms mit dem taghell leuchtenden Edelstein, von dem Wilhelm von Malmesbury berichtet, ein bemerkenswertes Seitenstück hat[1]). In den Kreuzfahrersagen von jenem Priesterkönige kommt nun auch eine solche Frage vor; es ist die Frage nach dem Wesen des Wundersteines, welchen der Traumheld des fernen Ostens dem Kaiser Friedrich nach dem Westen schickt[2]). Diese Frage erst sichert hier Besitz und Zauber des Steines. Bei dieser Sachlage gewinnt die Vermutung an Wahrscheinlichkeit, daß auf dieser Stufe der Sagenentwicklung, wo schon der Tisch, nicht aber der Gral — so in jener Kreuzfahrersage, so in der spanischen Salomonsage — sich bereits verselbständigt hatte, wo der Wunderstein, der zuvor als Sonnensymbol u. a. auf der Spitze der Grabpyramide der Salomone oder des Palastes des Priesterkönigs erstrahlte, anfing zum Mittelpunkt der Sage zu werden, wo es aber das, was die ritterliche Welt später „Gral“ nannte, noch nicht gab, der bodenständige Stoff von der Rache wegen des Frevels gegen Mitglieder des Geschlechtes Titurels verschmolzen wurde mit der aus dem Orient gekommenen, aus der Kyrossage entstandenen Mär vom Ritter Parzival, welcher den Mörder seines Vaters bestraft und zum Fischerkönig gelangt, wo er den wunderwirkenden Stein erhält. Die Fäden, die von dem keltischen Roman zu den Sagen des Ostens führen, verdichten sich schließlich zum Garne durch eine weitere Beobachtung. Nachdem Peredur den Talisman empfangen hat, heißt es: „Il se dirigea vers la vallée arrosée par une rivière. Les contours en étaient boisés; mais, des deux côtés de la rivière, s'étendaient des prairies unies ... Sur le bord de la rivière se dressait un grand arbre: une des moitiés de l'arbre brûlait depuis la racine jusqu'au sommet; l'autre moitié portait un feuillage vert[3]).“ Es ist wohl nicht allzukühn, in diesem Feuerbaum ein Abbild des brennenden Strauches in dem Bergheiligtum auf Sinai, oder des flammenden Baumes im Heraklesheiligtum von Tyros[4]) wiederzuerkennen.

---

[1]) Über die Sage handele ich in meinem genannten Aufsatz über den Waisen.

[2]) Darüber vgl. mein Lichtland. S. 103. ff.

[3]) Loth l. c. II. p. 95.

[4]) Exod. 3. 2. Dazu Eisler, a. a. O. S. 276 u. 577. Hier auch Hinweise auf verwandte Kultsagen.

Gewiß! Mittelglieder für diese weit auseinander klaffende Bezugnahme fehlen; aber gestützt wird diese durch die Tatsache, daß auch das englische Spielmannslied, dessen Verwandtschaft mit dem Peredurroman nicht zu bestreiten ist[1]), auf anderem Wege zur Göttermär vom tyrischen Herakles führt.

Der englische Spielmann, welcher im 14. Jahrhundert die alte Mär von Parzival mit ihrem Dümmlings- und Rachemotiv weitertrug, nennt den Ritter, der des Helden Vater erschlagen hat, den Roten Ritter. Auch hier erzieht die Mutter den Knaben in der Einsamkeit, auch hier lockt diesen der Anblick der Ritter in die Welt. Die Mutter gibt ihm einen Ring als Erkennungszeichen mit. Unterwegs steckt er diesen der Dame im Zelte an den Finger, nachdem er der Ruhenden den ihrigen geraubt hat. Der Ring jener Dame hat die Zauberkraft, unverwundbar zu machen. Dann kommt Percyvelle an Arthurs Hof, wo gerade der Rote Ritter wie alljährlich[2]) den goldenen Becher raubt. Nun erfüllt sich die Prophezeiung, daß die bislang von Niemandem bezwungenen Kräfte dieses gewaltigen Räubers durch den Sohn des von ihm Ermordeten überwunden werden würden. Alsdann legt er sich die Rüstung des Erschlagenen an und tötet darauf eine alte Hexe, die Mutter jenes Roten Ritters. Auf seiner weiteren Fahrt gelangt Percyvelle ins Mädchenland, dessen Königin er von einem aufdringlichen Sultan befreit und heiratet. Nach Jahresfrist zieht es ihn heimwärts zur Mutter. Den Spuren seines Ringes nachgehend, der inzwischen von der einen Hand an die andere wanderte, findet er die Gesuchte und führt sie mit sich in sein Königreich.

Durch die Wendung, daß der Rote Ritter alljährlich den Becher raubt, verrät das Spielmannslied, daß es sich in ihm um einen Jahreszeitenmythus handelt. Dieses Märchen findet sich nun auch bei Chrestien und Wolfram. Bei beiden aber fehlt dieser kennzeichnende Zug. Ein Zweites: Der Ring der Dame, den Parzival erbeutet, hat die Kraft unverwundbar zu machen; so erlangt er Bedeutung für den Kampf mit dem Roten Ritter. Bei Wolfram spielt der Ring gar keine Rolle. Diese ganze Mär erscheint überhaupt wie ein Fremdkörper im Aufbau seiner Dichtung. Noch ein Drittes: Parzival tötet im Roten Ritter den Mörder seines Vaters. Auch dieser Zug, von welchem in Wolframs Vorlage ersichtlich, wie wir bereits beobachteten, noch eine dunkle Ahnung durchschimmert, fehlt in den Graldichtungen. Aus alledem ergibt sich, daß das Spielmannslied nicht aus den Graldichtungen geschöpft hat. Ohnehin wird das, wie ich früher schon mit Nachdruck betonte, auch durch die Nicht-

---

[1]) Dazu vgl. Williams l. c. p. 111 sv.

[2]) „Alljährlich" steht nicht im Text; aber die Wendung, daß der Ritter es schon fünf Jahre so getrieben, und die Tatsache, daß später mehrfach von der Wiederbringung eines goldenen Bechers die Rede ist (v. 648; 670 etc), berechtigen dazu, mit diesem Worte den ursprünglichen und allein eine Erklärung dieser Episode ermöglichenden Sinn der Stelle zu kennzeichnen. Es heißt im Spielmannsliede [The romance of Sir Perceval of Galles ed. J. O. Halliwell. The Thornton romances. London 1844. v. 633 ff. p. 25.]:

„Fyve zeres hase he thus gane,
And my coupes fro me tane,
And my gude knyghte slayne" . . .

erwähnung des Gral in diesem Märchen erwiesen. Wäre das hochgefeierte Kleinod der ritterlichen Welt, das der üppigste Zauber umgibt, schon damals, als jener fahrende Sänger zuerst diese Mär weitertrug, in seiner Quelle vorhanden gewesen — er hätte es sicherlich nicht vergessen. Dieses Spielmannslied hat — wie sich das aus der Vorstellung des Mädchenlandes des Paradieses ergibt, von dem die derbsinnliche Phantasie der Kelten träumte — einen heimischen Firnis erhalten; es überwiegen aber in ihm durchaus die Elemente aus dem fernen Osten. Schon durch die Gestalt des aufdringlichen Sultans verrät der Stoff seine orientalische Herkunft. Wir erinnern uns an den „Roten", den Jahreszeitengott Herakles, welcher den goldenen Becher erbeutet; wir erinnern uns an die kampferfüllte Gewinnung der geheimnisvollen Machtmittel der Finsternis durch den Lichtgott, und aus diesen Elementen bauen wir uns eine in grauen Zeiten entstandene Vorlage dieses Spielmannsmärchens wieder auf. Dazu haben wir ein Recht.

In der Schilderung des Ringens Parzivals mit dem Gatten der Dame im Zelte überrascht der Hinweis auf die Drachen, welche dieser im Schilde führt. Sie scheinen zu leben[1]):

„ûf des schiltes vander
einen trachen, als er lebete
ein ander trache strebete
ûf sînem helme gebunden,
an den selben stunden
manec guldîn trache kleine
(mit manegem edeln steine
muosten die gehêret sîn
ir ougen wâren rubîn)
ûf der decke und am kursît."

Vergleichen wir damit den französischen Prosaroman von Apollonius, wie ihn eine Wiener Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts erzählt[2]). Als Bedingung zur Heirat der begehrten Königstochter wird dem Apollonius hier ein Kampf mit einem feuerspeienden, teuflischen Ritter" gestellt. Apollonius zieht aus und findet diesen durch die Macht des Teufels gewaltigen Kämpen. In der Hand führt der eine feurige Lanze, und er trägt einen Schild, aus dem heraus ein Drache Feuer speit. „Apollonius wirft nun seine Lanze dem Drachen wie einen gauelot in den Mund, aber sie verbrennt sofort. Dem Stoß der feurigen Lanze weicht er aus und wirft seinen Stockdegen dem Drachen ins Ohr, da wendet sich dieser gegen den eigenen Herrn und verbrennt ihn. Apollonius reißt dem Brennenden den kostbaren Helm herunter und haut ihm den Kopf ab. Der Ritter ruft seine Teufel zu Hilfe, drei erscheinen, aber nur, um Leib und Seele mit sich zu führen." Später gibt die Prinzessin dem Apollonius eine rote Rüstung und dadurch wird er als roter Ritter gerühmt.

Hier wird der Waffengang des „Roten" zu einem Kampf mit dem Teufel, mit den Mächten der Finsternis um den kostbaren Helm, den, wie wir vermuten

---

1) Parzival 262. Ich zitiere nach Wolfram von Eschenbach, hrsg. v. A. Leitzmann in Altdeutsche Textbibliothek 12 (Halle 1902); 13 u. 14 (1903),

2) Hs. 3428 der Wiener Hofbibliothek. Darüber berichtet S. Singer in einer Rezension von A. H. Smith, Shakespeare's Pericles and Apollonius of Tyre, im Beiblatt der Anglia X (1899/1900) 107 ff. Die Beziehungen dieser Episode zur Sage vom Babylonischen Reich stellte S. Singer Quelle a. a. O. S. 333 f. fest.

dürfen, Zaubersteine schmückten. Das geht nämlich aus der Verwandtschaft dieses Zuges mit der Sage vom Babylonischen Reiche mit Sicherheit hervor[1]). Diese berichtet: „Nabuchodonosor ließ um Babylon herum einen großen Drachen machen. Im Kopfe dieses Drachens ist der Eingang in die Stadt. Er befiehlt, Drachenbilder zu machen auf alle Geräte, auf die Paläste, auf alle Türen und auf das Vieh. Für sich selbst aber macht er das Schwert »Selbsthau, Aspis-Drache.« Als er stirbt, befiehlt er, das Schwert in die Stadtmauer einzumauern und verbietet, es herauszunehmen bis zum Ende der Welt. Da aber einstmals übermächtige Feinde gegen die Stadt heranziehen, bewegen die Babylonier seinen Sohn Wassili (Basilius), gegen sein Verbot das Schwert aus der Mauer zu nehmen. Da fuhr Selbsthau, Aspis-Drache aus der Scheide und schlug des Kaisers Wassili Haupt ab, erschlug aber auch alle die feindlichen Könige mit ihren großen Heeren. Aber alles an der Armee der babylonischen Krieger, was an ihnen von Abzeichen an Kleidern, Waffen, Pferden, Zäumen, Sätteln und Rüstung von Drachen war, alle diese begannen zu leben und fraßen das ganze Heer. Und was in der Stadt von Drachenbildern war, die fraßen die Frauen und Kinder und alles Vieh; und auch der große Drache um die Stadt herum wurde lebendig und zischte und brüllte[2])". Später kommen Gesandte des Kaisers Leo in die verödete Stadt und finden dort die mit kostbaren Steinen verzierten Kronen Nabuchodonosors und seiner Frau. Daß dieser Drache — ebenso wie in unserer Heraklessage — einem mythischen Könige gelegentlich gleichgesetzt und Träger der gefeierten Krone wird, werden wir später sehen[3]).

Indem nun Wolfram im Gegensatz zu dem Spielmannsliede diesen Zug, der seine mythische Herkunft gar nicht zu verleugnen vermag, wenn auch in höchst abgeblaßter Form überliefert, verrät er, daß er mittelbar — ich setze auch hier wieder die Tatsächlichkeit seines Kyot voraus, die auch durch diese Ausführungen eine neue Stütze erhalten wird — auf eine alte östliche Vorlage zurückgeht. Da wir nun die ganze Fabel in all ihren großen Einzelheiten, vor allem mit ihrer Gestalt des „Roten" im Mythus des Ostens wiederfinden, so dürfen wir jene Vorlage mit diesem in die engste Beziehung bringen, zumal auch die übrige Fabel der Graldichtungen mit ihren Gestalten, Szenerien und Symbolen entschieden nach dem Osten zurückweist.

Das uralte babylonisch-assyrische Mythologem von dem die Welt beglückenden Sonnengotte auf dem siebenstufigen Thronsitz der Herrlichkeit im Garten Eden kam nun natürlich nicht in seiner lapidaren Form nach dem Westen. Schon in der Kulturwelt des Zweistromlandes wandelte es sich zu einer Sage vom Musterkönige um. Das babylonische Nationalepos mit seinem zur jenseitigen Welt wandernden Helden leitete vom Mythus zum Heldensang des Ostens hinüber. Gilgamos-Nimrod dringt nach der Besiegung des Riesen Humbaba und des Himmelsstieres durch Schrecken aller Art, an einem Unhold vorbei, welcher mit seinem Weibe

[1]) Vgl. hierzu Kampers, Alexander S. 105 ff.

[2]) A. Wesselofsky, Die Sage vom babylonischen Reich. Archiv für slav. Philologie. II (1876—1887) 136. Über die Verwendung von Drachen zu militärischen Symbolen bei Indern, Persern, Parthern, Römern vgl. Pauly-Wissowa, Realencyclopaedie s. v. draco.

[3]) Unten S. 56.

die Sonne nach ihrem Untergange bewacht, bis zu den ewigen Wassern, wo der Weltenbaum herrlich aufragt, wo die Göttin Sabitu im Meerespalast dem Kühnen warnend zuruft, daß nur Šamaš, der Held, die verschlossenen Gewässer des Todes überschritten habe. Der lichte Held aber, angetan mit dem Himmelskleide[1]), findet Zutritt zu den Gefilden der Seligen, ohne freilich dort auch die Unsterblichkeit zu erlangen. Aus diesem Heldensang schöpfte die persische Königssage, die sich an verschiedene Herrscher, besonders aber an den gefeierten König Chosro kettete.

In der iranischen Sage[2]) wandelte sich das Mythologem von der Lichtlandfahrt des Gottes und dessen Triumph nach dem Wiedergewinn der Lostafeln zu der Mär von dem jungen Königssohn, welcher in der Verborgenheit aufwächst, als Weltfremder ins Leben tritt, die Ermordung des Vaters rächt, kämpfend sich über das Menschliche zum Ewigen erhebt, im Besitz des alles enthüllenden Weltenbechers oder Zauberspiegels gewürdigt wird, das Glück Edens um sich zu breiten, und schließlich nach seinem geheimnisvollen Verschwinden tot und doch nicht tot auf seinem Turm, der Nachbildung des Götterberges, umgeben von Sonne, Mond und Sternen dem Lichtgotte gleich thront. Wie die Fabel unseres „Parzival" gerade in ihren wesentlichsten Zügen, besonders in dem Grundgedanken der inneren Läuterung des Helden, ein eng verwandtes Seitenstück zur Chosrosage ist, habe ich früher eingehend gezeigt. Mittelbar stammt aus dieser persischen Mär neben dem Gedanken der Heilsfahrt auch die Vorstellung von der Unzugänglichkeit der paradiesischen Gralburg, von dem Zauberspiegel, welcher bei dem Doppelsinn des persischen Wortes ğâm in jener Mär des Ostens auch ein Weltenbecher ist, von der Herkunft Parzivals von zwei berühmten Geschlechtern, von seiner weltfremden Erziehung in der Einsamkeit, von dem tölpischen Auftreten des Naturkindes, von der Rache für die Ermordung des Vaters. Auch das Bild des Vaters Parzivals wird dem des Sagenkönigs Chosro angeglichen. Beide werden von den Heiden als Gott angebetet. Wie der Perser, so läßt auch Gachmuret auf seinem Grabe ein Kreuz aufrichten, damit auch die Christen bei ihrer Verehrung des Toten das Gleiche zu tun scheinen, wie die Heiden. Beide werden nach ihrem Ableben in einen goldenen Sarg oder Becher gelegt[3]). Erwähnt sei hier nebenbei, daß wir auch das Regenfaß der Brahmanen an Chosros Stufenthron, über den sich, wie auch ähnlich bei jenem babylonischen Könige des Philostrat, der Himmel mit Sonne, Mond und Sternen wölbt, wieder finden. Dieser Thron ist nämlich künstlich mit Röhren versehen, „ut quasi deus pluviam desuper videatur infundere". Genug! Parzival tritt an die Stelle dieses persischen Musterkönigs und dadurch mittelbar an die Stelle des Lichtgottes, welcher den Mächten der Finsternis die Lostafeln, den Spiegel oder den Siegelring abtrotzt. Das zuerst genannte

---

[1]) Über das Himmelskleid noch weiter unten S. 43 und Eisler a. a. O. S. 293.

[2]) Kampers, Turm S. 113 ff.

[3]) Maßmann, Eraklius. Bibliothek der ges. deutschen Nationalliteratur VI (1842) 499. 503. Singer, Quelle S. 338. Kampers, Alexander, S. 137. Turm S. 118 f.

Unterpfand des Sieges ermuntert mich, mit größerer Sicherheit, wie früher[1]), zu behaupten, daß der Name Parzival persischer Herkunft ist und als „Perser“ oder „Ritter des Loses“ zu erklären ist, und mit größerer Zuversicht glaube ich jetzt, daß in der spanischen Kabbalistik das hebräische Wort goral, Los oder Losstein, zu garal wurde, wie der „Apollonius“ das Wort graal schreibt. Ich halte es sogar nicht für ausgeschlossen, daß eine dunkle Erinnerung an die Lostafeln und damit an die Herkunft des Wortes Gral auch in Wolframs Versen[2]) noch zu erkennen ist:

„um den wurf der sorgen mit sinen ougen âne hant
wart getopelt, dô er den grâl vant, und âne würfels ecke“.

Diese babylonisch-persische Königssage nun bemächtigte sich der Gestalt des weisen Judenkönigs Salomon. Es formen sich unter ihrem Einfluß die mannigfaltigen und häufig tiefsinnigen und dichterisch schönen Gedanken von seinem weltbedeutenden Tisch und seinem die Dämonen beherrschenden Zauberring, von seinem Leben in Knechtsgestalt als armer Fischer, von dem Wiederauffinden seines Ringes im Bauche des Fisches und seiner Brautfahrt ins Wunderland zu der Göttin an den ewigen Wassern, deren Bild nach dem Bilde der babylonischen Sabitu entworfen wurde[3]). Jetzt wird diese letztere zur Königin von Saba, zur Bilkis im Märchenlande der aufgehenden Sonne, Aethiopien. Einmal als Belakane, sodann als Ahnmutter der Gralkönige und des Priesterkönigs Johannes lebt sie in den Gralsagen fort[4]). Salomons Tisch und sein Ring[5]) begegnen jetzt selbständig von einander getrennt. Unter dem Einfluß der kosmischen jüdischen Tempelsymbolik — hier war der Schaubrottisch, ebenso wie der Sonnentisch auf dem Götterberge, ein Gleichnis der Erde — entwickelt sich die Vorstellung eines weltbedeutenden salomonischen Tisches, den später die maurische, spanische und provenzalische Sage feiern sollten[6]). Sein Ringstein wird zum krönenden Abschlußstein der Grabpyramide der praeadamitischen Salomone oder des von ihm angeblich in Babylon erbauten Zikkurat. So schwebt der Gral später noch im jüngeren „Titurel“ über dem Onyxberg, dessen Schichten ausdrücklich erwähnt werden[7]). Ursprünglich bildete der Sonnentisch und das Sonnensymbol eine Einheit. Auch diese Vorstellung erhielt sich. In einem Tempel der Sabier, der ganz grün gehalten ist, steht ein Thronsessel aus acht Stufen, auf dem ein Idol aus Zinn oder einem Stein, das auf Jupiter Bezug hat, sich befindet[8]). Der Wunderspiegel auf der Säule[9]) ist nur eine

[1]) Kampers, Turm S. 109 ff. [2]) Parzival 248.

[3]) Kampers, Alexander S. 91 f.

[4]) Darüber Kampers, Lichtland S. 31 ff.

[5]) Ob dieser Salomonsring in Beziehung steht zu dem geomantischen Ringe, den Adam bei seinem Auszuge aus dem Paradiese erhielt, ist nicht ersichtlich. Letzterer war mit einem Weltkreuze geziert und kam durch Adams Nachkommen nach Ägypten, wo er als Geheimnis aller Wissenschaft betrachtet wurde. Wünsche a. a. O. S. 54 u. 57.

[6]) Kampers, Lichtland S. 19 ff. S. 76 ff.

[7]) Ebenda S. 81 f. 87 f. 95. [8]) Ebenda S. 98.

[9]) Hier treffen wir den eigenartigen Säulenkult wieder an, der uns in Tyrus begegnet. Herodot II, 44 erwähnt im tyrischen Heiligtum des Herakles



Abwandlung dieses Mythologems. Überall aber behält der Stein seine Sonnennatur. Auf dem Tisch Peters des Grausamen, einem Nachfahren des Salomonischen Tisches, ist der wie der Tag leuchtende Stein auch in des Tisches Mitte eingelassen. Zwölf Porträts erinnern bei diesem an die Brote des Schaubrottisches und an die Tierkreisbilder. Auch der Altar des hochsinnigen Königs Akbar in Sikandarah, ein heute noch vorhandener Zeuge für die mensa im Götterhause, trug den Koh-i-nūr, den „Berg des Lichtes". An das ursprüngliche Verhältnis zwischen Stein und Tisch erinnert der Zug der Gralsagen, daß das heilige Juwel auf die gepriesene kostbare Tafel gestellt wird[1]). Auch sonst offenbart der Stein seine Sonnennatur. In der Salomonsage leuchtet er durch den Bauch des Fisches und überzieht er das Meer mit goldigem Lichte. Seinen überirdischen Glanz feiern auch die Graldichtungen wiederholt, und wie der Sonnenstein als Auge der Gottheit bald federleicht, bald unsäglich schwer in der jüdischen Sage erscheint, so kann auch den Gral einzig die reinste Jungfrau tragen[2]).

„Repanse de Schoie phliget
des grâles, der sô swaere wiget,
daz in diu valschlich mennescheit
nimmer von der stat getreit".

Zu der Verselbständigung von Stein und Tisch trug die Kabbala in der Mischkultur Spaniens ganz besonders bei. Hier wird Salomons Tisch der „Tabula smaragdina" des Hermes und sein Sonnenstein dem „Ei der Philosophen", dem „lapis elixir[3])", dem Stein der Weisen der Alchemisten, angeglichen. Ein Hauch schwüler Mystik dringt dadurch über die Berge in die alten Sagen, die auch darin jenem scheinwissenschaftlichen Irrwahn Zugeständnisse machen müssen, daß sie Zügen aus der Vorgeschichte dieses bei den Alchemisten die Welt bedeutenden Steines — Verlust der Jungfernschaft der Mutter Erde, Sündenfall der Engel und Verfehlungen der Töchter der Menschen in der Urzeit — Aufnahme gewähren[4]). In dieser Verselbständigung hatte die gesonderte Sage vom Tisch Salomons schon vor den großen Gralepen im Abendlande die eigene Mär von der bald hochgefeierten, sich, wie die Welt, drehenden Tafel des bretonischen Königs Artur ins Leben gerufen.

Alle diese Sagenformen wurden nun mehr oder minder in der verzückten

---

„στῆλαι δύο, ἡ μὲν χρυσοῦ ἀπέφθου, ἡ δὲ σμαράγδου λίθου λάμποντος τὰς νύκτας μεγάλως". Die Smaragdsäule hieß Hhamman oder Baal-Hhamman [Movers a. a. O. S. 387, 393, 401 f.] Herakles ist ein strahlender Feuer- und Säulengott. Die bemerkenswerte Hervorhebung der Smaragdsäule im Umkreise der Gralsage findet in diesem tyrischen Kult also auch ihre Aufklärung. Über diese Säulen, die eine aus geläutertem Golde, die andere aus Smaragd vgl. Plinius XXXVII, 75. Hierüber Gruppes schon angeführter Artikel „Herakles" Sp. 981 f.

1) Die näheren Mitteilungen über diese Dinge wird man demnächst in meinem Aufsatz „Der Waise" finden.

2) Parziv. 477.

3) Diese Deutung teilte mir liebenswürdig Konrad Burdach brieflich mit.

4) Darüber handelte ich eingehend in meinem Aufsatz Turm und Tisch a. a. O. S. 101 ff.



Geisteswelt der Gnostiker mit neuem Inhalte erfüllt. Das Leitmotiv der Mären vom Musterkönige im Paradiesesland, vom weisen Könige Salomon, vom tyrischen Herakles erhielt seinen ursprünglich vorherrschenden überweltlichen Grundton wieder. Die Lichtlandfahrt der verschiedenen Helden wurde mehr oder minder zu einer mystischen Läuterungsreise der Seele. Insbesondere „der Rote“, der gefeierte phönikische Stadtgott, änderte dabei sein Bild in diesem Gedankenkreise. So erscheint bei Justin der kynische Herakles als gewaltiger Diener des *'Ελωειμ,* des gnostischen Vaters, des größten vor Jesus[1]). Da nun die Graldichtungen von diesen hellenistischen Vorbildern die Grundgedanken und die Farben nahmen, so können die Spuren gnostischer Vorstellungen, welche ihre Gestalten und Örtlichkeiten noch erkennen lassen, nicht überraschen.

Die Mystik der Gnostiker tut sich in der Tat auf hinter der bunt bewegten Welt der ritterlichen Gestalten der Graldichtungen. Hier wie dort steht der alte siebenstufige Götterberg ragend in der Mitte; hier wie dort ist dieser ein Gegenbild des Himmels mit seinen sieben Sphären geworden, und einzig in seinem Innern liegen die Schlüssel zur Lösung der Rätsel der Graldichtungen.

Gawan, Parzivals Doppelgänger, sieht Orgelusens Schloß Logrois[2]):

„an der bürge lâgen lobes werc.
nâch trendeln mâze was ir berc:
swâ si verre sach der tumme,
er wânde, si liefe alumme.

der bürge man noch hiute giht,
daz gein ir sturmes hôrte niht:
si vorhte wênec solhe nôt,
swâ man hazzen gein ir bôt“ . . .

Es blickt in diesen Versen ersichtlich eine Erinnerung an ein kosmisches Drehen dieses die Welt bedeutenden Bauwerkes durch. In diesem Schlosse ist der Treppenbau, auf dem die Säule mit dem Wunderspiegel steht[3]).

„ûf durch den palas einesît
gienc ein gewelbe niht ze wît,
gegrêdet über den palas hôch:
sinewel sich daz umme zôch.
dar ûfe stuont ein klâriu sûl:

diu was niht von holze vûl,
si was lieht unde starc,
sô grôz, vroun Kamillen sarc
waere drûfe wol gestanden.
ûz Feirefîzes landen

brâhtez der wise Klinschor“ . . .

Gawan schaut hinein:

„dâ vant er solh wunder grôz,
des in ze sehen niht verdrôz:
in dûhte, daz im al diu lant
in der grôzen siule waeren bekant
und daz diu lant alumme giengen

und daz mit hurte emphiengen
die grôzen berge ein ander.
in der siule vander
liute rîten unde gên,
disen loufen, jenen stên.“

Also auch hier wieder die leicht rationalistisch umgedeutete kreisende Bewegung. Wolfram gibt nun auch die Herkunft dieses Wunderwerkes an. Es stammt aus Feirefisens Land. Dieser ist der Vater des Priesters Johann von Indien. In dieser Sage vom Priesterkönig begegnet uns auch ein Wunder-

[1]) Hippolytus, Werke. 3. Bd.: Refutatio omnium haeresium. V, 26. Hrsg. v. P. Wendland. [Die griechisch-christlichen Schriftsteller. Bd. 26 (Leipzig 1916) 131]. Vgl. hierzu Gruppe, Herakles, a. a. O. Sp. 988 f.

[2]) Parzival 508. [3]) Ebenda 589.



spiegel mit einem kostbaren Unterbau von sieben Stockwerken, zu dem 325 — soll wohl heißen 365 — Stufen hinaufführen. Dieser Spiegel enthüllt alles, was sich im Lande des Priesterkönigs ereignet[1]). Im jüngeren „Titurel"[2]) kommt dann ein Zug hinzu, den wir als einen ursprünglichen ansehen müssen:

„Válsch und al untrieve der selbe spiegel meldet,
diu siht man drinn al niuwe unz er die schuld mit bûze widergeldet:
sô zergènt diu mâl und wirt ein shlite.
áller menschen sünde sint vor got ein mâl sînr ougen sihte.

Als man si dann gebûzet nâch der priester lêre,
sô wirt der zorn gesûzet an got, daz er die sünde siht niht mêre,
ez sî dann daz er aber wider vellet:
sô kom ouh aber widere ze got mit reht, sô wirt er niht gehellet."

In der mystischen Seelenwanderung des Königs der Romanei, Manuel, zur Burg der Unsterblichkeit des Priesterkönigs heißt es von dem Spiegel, in dem man alles durch „Gottes Kraft" sieht[3]):

„Wer czu dem spiegel wil gan, der müz wesen aller sünden an,
sam er in der tawff waz . . ."

In der noch dem zwölften Jahrhundert angehörenden Beschreibung Indiens und des Landes des Priesterkönigs Johann durch Elysäus steht die kostbare Säule auf der Spitze des Palastes. Auch hier ist der Bau staffelförmig. Einen Spiegel kennt dieser Bericht nicht, wohl aber leuchtende Karbunkeln, die jene Säule trägt. Archaische Züge bringt dann über den Spiegel ein anderer, verhältnismäßig junger Reisebericht aus dem Jahre 1389, den Johannes Witte de Hese verfaßte. Löwen bewachen darnach den Eingang des Schlosses des Priesterkönigs. Häretiker und Heiden, welche die „gradus" hinaufsteigen möchten, werden von ihnen verspeist. Der unterste Palast ist der der Propheten. Darauf folgen der Palast der Patriarchen und, immer über einander, die Paläste der heiligen Jungfrauen, der Märtyrer und Bekenner, der Apostel, der heiligen Jungfrau, der heiligen Dreieinigkeit. Der letztere Palast gleicht dem Himmel und dreht sich wie dieser. Dort ist auch ein Spiegel mit drei Steinen, von denen der eine den Blick, der andere die Gesinnung, der dritte die Erfahrung schärft. Drei gelehrte Männer sehen in diesem Spiegel alles, was in der Welt vorgeht. Dieser Bau ist also im engen Anschluß an das mythische Vorbild des Götterberges errichtet; er ist zum Himmel der seligen Geister mit dessen sieben Sphären geworden[4]). Sieben Tore muß die Seele in der Gnosis durchschreiten. Oberhalb des letzten feurigen Durchgangs herrscht die Gnade. Dort wird die Vermählung der Sophia mit Christus gefeiert. Daß

[1]) F. Zarncke, Der Priester Johannes. Abhandlgn. d. phil.-hist. Cl. d. Kgl. sächs. Ges. der Wiss. VII (1879) 919. Vgl. die 365 Stufen des babylonischen Tempelturmes zu Borsippa. Dazu E. Maass, Die Tagesgötter in Rom und in den Provinzen. Berlin 1902. S. 20.

[2]) Zarncke a. a. O. S. 988.

[3]) Ebenda S. 1001. Verwiesen sei auf das Kapitel meines „Lichtland".

[4]) Ebenda VIII (1880) 125 u. 166 f.



wirklich die alte kosmische Vorstellung diesen gnostischen visionären Träumereien zugrunde liegt, wird sich noch deutlicher herausstellen.

Diomena schenkt dem Apollonius ein Ciborium[1]):

„Ain klainot, di was groß:
Di welt hat nit ir genoß.
Es was ain stain flamen var,
Als ain liechtes fewr klar.
Er was groß als ain kopf.
Ain ciborje und ain liechter knopf
Auff vier fußen was gemacht:
Di was mit turlein pedacht.
Dar inne lag der reiche stain,
Der durch die turlein auß schain . . .
Der stain hatt so große kraft,
Ir werdet da von monhaft,
Frolich und weyse.
Er ward auß dem paradeyse
Pracht mit abentewre.
In wasser oder in fewre
Mag euch nicht gewerden.
Ungelucke muß von ew verren
Di weyl ir den stain habet
Fur allen süchtum er ew labet . . ."

Bei Wolfram hat der Klausner Trevrizent eine „kefse" „grüener denne der klê"; er hieß sie „wurken uz eim steine[2])". Dieser Einsiedler mit seiner „kefse" und Anfortas mit seinem Gral sind entschieden Doppelgänger[3]). Das Heiligtum der Sage kommt also in Wolframs Dichtung in doppelter Gestalt vor: als Schrein und als Stein[4]). Bei Heinrich von Neustadt liegt der Wunderstein in einem Ciborium. In der „krône" des Heinrich von dem Türlin heißt es dagegen von dem Kleinod:

„einer kefsen was ez glîch, diu ûf einem alter stêt"[5]).

Im „Grand St. Graal" macht Joseph von Arimathia dem Gral wieder eine Arche[6]), welche die wunderbare Eigenschaft hat, sich erweitern zu können, so daß die Gemeinde, wie in einer Kirche, darin Platz hat. Diese Arche begleitet Josephs Gemeinde auf allen ihren Fahrten. Damit stimmt nun die Kapelle im Palast des Priesterkönigs merkwürdig überein. Auch diese kann sich beliebig erweitern, aber ein Gral ist nicht darin. Sie ist am Tage der Geburt des Priesterkönigs aus dem Nichts entstanden. Hier haben wir nun weiter den Zug, daß die Geistlichen dieser Kapelle, welche von besonderer Reinheit sein müssen, bevor sie diese betreten, sich ganz entkleiden müssen. Dann erhalten sie kostbare Gewänder, von denen niemand weiß, wer sie gewirkt hat:

„sie sind aller cleider pesten
vnd glich der sunnen glesten:
nyemant sy mocht angesehen
vor irem glast vnd irem prehen"[7]).

---

[1]) Apollonius v. 13611. S. 217. [2]) Parzival 498.

[3]) Näheres darüber Kampers, Turm S. 135 ff.

[4]) R. Heinzel, Über die französischen Gralromane. Denkschriften der Kais. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 40 (1892) 130. Heinzel weist S. 47 auch darauf hin, daß gelegentlich zwischen „li saint Gréals et li saint vaissialz" geschieden wird.

[5]) Diu Crône von Heinrich von dem Türlin. Herausg. von G. H. F. Scholl. Stuttgart 1859. v. 29385 f.

[6]) In einer „arca marmorea" ruht auch der graue Rock Orendels. Vgl. Heinzel, Orendel a. a. O. S. 12.

[7]) Zarncke a. a. O. VII, 1021 f.

Wir haben die gnostische Himmelfahrtslegende der Pistis Sophia vor uns. Die Schwelle der Kapelle ist die Kosmosgrenze. Hier müssen jene Geistlichen ihre stoffliche Leibeshülle ablegen; hier empfangen sie das „Kleid der Herrlichkeit", das „Lichtkleid". Es ist jene Kapelle die räumlich verstandene *γνῶσις*. In der Hermetischen Literatur wird sie ja auch als Haus oder Palast aufgefaßt, zu dessen Türen man kommt[1]). Das Ciborium, die „kefse", welche sich zur Kapelle erweitert, ist aus einem Stein gefertigt[2]). Nun ist auch die Kapelle der Seligen im Paradiesesland in der Schilderung einer merkwürdigen *„'Οδοιπορία"*[3]) aus dem Anfang des siebenten Jahrhunderts ein Monolith, ein einziger großer Anthrazit. An die sieben Stockwerke des Götterberges erinnern bei diesem die sieben Altäre. Auch seine 72 Stufen[4]) haben kosmische Bedeutung. Dieser Anthrazitberg aus einem einzigen Stein ist zugleich der Nabel der Erde, von dem, wie von dem Götterberge Meru in den Vishnupuranam, die vier Ströme ausgehen. Es ist die Petra genitrix der Heiden, die Sophia der Gnostiker, deren Nacken sich wie Stufen erhebt[5]). Kein Wunder, daß eine Handschrift dieser *„'Οδοιπορία"* die Überschrift trägt *„Αἰών"*. Nicht die Paradieseskirche, sondern — und das dürfte wohl der ursprünglichen Fassung des Gedankens näher kommen — das Paradies selbst erscheint bei dem letzten mittelalterlichen Berichterstatter der gefahrvollen Fahrt Alexanders des Großen zur Lebensquelle als ein gewaltiger Monolith. Der Österreicher Seyfried berichtet um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts: „Auf seiner Abenteurerfahrt kommt Kaiser Alexander an das Wasser Physon, das lauter und schön aus dem Paradiese fließt über Sand, aus Gold und Edelsteinen gemischt. Er geht dem Wasser nach, bis er an eine Stadt kommt, die eine wolkenhohe, aus einem ganzen Stein gemachte Mauer umschließt." An einem Tore in dieser Steinwand erhält der Makedone von St. Michael einen kleinen Stein, den dieser — wie die Jungfrau Maria das Stückchen von der Steinkrippe des göttlichen Kindes als Gegengabe für die Magier, wie Herzog Ernst das deutsche Kronjuwel, „den Waisen" — aus jener Mauer bricht, und der bald — wie der Gral bei Wolfram — unsäglich schwer, bald federleicht ist, was in der Alexandersage eine tiefernste, ethische Begründung erfährt[6]). Die auf das himmlische Jerusalem deutende Symbolik der deutschen Kaiserkrone, die jener taghell — wie man wähnte — leuchtende Edelstein ziert, wird jetzt völlig durchsichtig.

---

[1]) Reitzenstein, Hist. monach. S. 119. [2]) Parziv. 498.

[3]) A. Klotz, *'Οδοιπορία ἀπὸ 'Εδὲμ τοῦ παραδείσου ἄχρι τῶν 'Ρωμαίων*. Rhein. Museum N. F. 65 (1910) 608: *„'Εδὲμ καὶ οἱ Μακαρινοὶ ἐκκλησίαν μίαν ἔχουσιν, ἄνθραξ ὄρος μονόλιθον ἑπτὰ μίλια μῆκος, τρία πλάτος· ἔχει ἑπτὰ θυσιαστήρια· τὸ βῆμα αὐτοῦ ἑβδομήκοντα καὶ δύο βαθμῶν. ὑποκάτω αὐτοῦ ἐκπορεύεται ποταμὸς ἐκ τὸν παράδεισον, ἐκεῖθεν μερίζεται εἰσ τέσσαρες ἀρχάς."*

[4]) Über die Zahl 72 viel Material bei Eisler a. a. O. S. 32 f.

[5]) Vgl. unten S. 50 und meinen Aufsatz „Aus der Genesis der abendländischen Kaiseridee" in den Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volkskunde XVII (1916) 176 ff.

[6]) Nach W. Hertz [Gesammelte Abhandlungen. Stuttgart 1905. S. 123 ff.], der Cod. germ. Monac. 579 benutzte. Vgl. hierzu meinen oben genannten Aufsatz „Der Waise".

Wir können, unsere Beobachtungen zusammenfassend, feststellen, daß das Ciborium Heinrichs von Neustadt und die sich zur Himmelskapelle erweiternde kefse der Graldichter Abbilder des riesigen Nabelsteines der Welt, des Bergthrones der göttlichen Herrlichkeit, des Berghauses des seligen Lebens sind, in dessen Innerem oder auf dessen Höhe der Mythus das Sonnensymbol suchte. Die gleiche Symbolik, die vor hunderten von Jahren die Buddhisten veranlaßte, Miniaturnachbildungen der Kultbauten, die als Abbilder des Götterberges Meru gedacht waren, als Reliquienbehälter anzufertigen[1])!

Wir schließen alsdann aus diesen Feststellungen, daß das Ziel der Himmelswanderung Parzivals zunächst nur der Aufenthaltsort der Reinen, die Erringung des Lebens der „Vollendeten" war. Der Weg zu ihm ist auch in Wolframs Epos eine Heilsfahrt. Die Begnadeten in der Gralburg leben von des Steines Kraft[2]), welche diesem die Taube, der Vogel der Sophia, spendet[3]). Es ist geistige Nahrung für die Pneumatiker. Erst allmählich wird das Amulett des Himmelswanderers zum Symbol des Lebens der Wiedergeborenen. Und dann geht die alte, rein geistige Auffassung des Zieles des Vollendeten, welche sich schon in jenen gnostischen Visionen zu einer paradiesischen Örtlichkeit verdichtete, vielfach auf jenes Symbol über. Unter „Gral" versteht man aber auch dann noch häufig — und gerade diese Tatsache gewährt uns einen Einblick in das Werden dieser Vorstellungen — nicht ausschließlich das Kleinod, sondern zunächst das Reich der weltentrückten seligen Geister. Ich wies schon, dem Altmeister Wilhelm Hertz folgend, darauf hin, daß in der Schilderung eines Magdeburger Turnierspieles in einem hochdeutschen Gedicht des 15. Jahrhunderts eine Gruppe von neun „köstlichen Zelten, die aller Erdenwonne voll sind", Gral genannt wird. „Die Knäufe sind von edlem Gesteine; sie funkeln in der Sonne und zieren den ganzen Gral." Wer denkt da nicht an den Sonnenstein Salomons als Abschluß der Grabpyramide? Wem wird es nicht offenbar, wie diese leuchtende Spitze unter dem Einfluß von Sage und alchemistischem Aberglauben sich zum Symbol und dann zum Gegenstand des Märchens verselbständigen konnte? Auch der Himmel und der Venusberg heißen Gral. Und im Glossarium saxonico-latinum vom Jahre 1425 findet sich die Begriffsbestimmung: „gralus ys eyn ghelogen dynck, dat eyn koning sy dar de lude leven in vrolycheit wende an den jungesten dach[4])."

Durch die Erkenntnisse, zu denen uns unsere Untersuchungen bis hierher führten, ist nichts Geringeres gewonnen, als eine Festlegung der Triangulationspunkte für die topographische Wiederherstellung einer alten Kulturstraße mit ihren Halte- und Vermittlungsstellen. Die Bedeutung, welche unter diesen letzteren die Gnosis für sich in Anspruch nehmen darf, wird in ein noch helleres Licht gerückt durch eine Würdigung verschiedener Einzelheiten des tiefernsten Lebensepos Wolframs. Hierfür bietet jene gnostische Mönchsliteratur, welche Reitzenstein verarbeitete, ein willkommenes Material. Es handelt sich um zwei Sammelwerke: die Historia monachorum und die Historia Lausiaca[5]). Die

[1]) Vgl. oben S. 20 A. 0. [2]) Parzival 469. [3]) Eisler a. a. O. S. 478.

[4]) Kampers, Lichtland S. 101.

[5]) Die griechische Fassung der Historia monachorum ist von E. Preuschen (Palladius und Rufinus. Gießen 1897) herausgegeben. Die lateinische Fassung



erstere hat Rufin zum Verfasser, die andere ist nach Preuschen von Palladius zusammengestellt. Reitzenstein möchte sich dieser letzteren Annahme nicht unbedingt anschließen, sondern vermutet, daß der Autor der Historia Lausiaca „zunächst in den Kreis des Euagrius und später in den des Johannes Chrysostomus gehörte und daß sein Werk anonym erschienen sei." Unter dem Gesichtswinkel unserer vorhin gewonnenen Ergebnisse gewinnen auch Vergleichspunkte zwischen der deutschen Dichtung und diesen legendären Erzählungen, welche sonst als zufällige betrachtet worden wären, für uns Wert, zumal, wenn sie in einer solchen Fülle auftreten, wie das hier der Fall ist. Daß diese Mönchsliteratur durchsetzt ist von hellenistischen und jüdischen Elementen religiöser, philosophischer, literarischer, sagengeschichtlicher Art, muß bei einer Würdigung dieser Vergleichspunkte stets im Auge behalten werden. Zu der unmittelbaren Vorlage, aus der die Einzelheiten des Urbildes des „Parzival" gewonnen wurden, gelangen wir natürlich bei diesen Mönchserzählungen nicht, wohl aber in eine Gedankenwelt, die ganz besonders aufnahmefähig und aufnahmewillig war für das Mythologem von der Himmelsreise, und die, aus dem Eigenen hinzutuend, diesen fremden Stoff nicht nur mit wahlverwandten Zügen ausstatten, sondern ihn auch mit ihrem Geiste erfüllen und so den mythischen Heldensang des Ostens dem christlichen Gesichtskreis des Westens anpassen konnte.

Die Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit, mit der Parzival im englischen Spielmannsmärchen und in den Graldichtungen, Apollonius in dem Singsang Heinrichs von Neustadt sein Weib verläßt, um die suchende Wanderung anzutreten, ist überraschend. Sie mag ihre Erklärung finden in dem wiederholt geschilderten ähnlichen Verhalten der vom „Geiste" getriebenen, auf die Suche nach der Gnosis ausziehenden angehenden Pneumatiker[1]). Nicht viel fragen lehrt Gurnemanz den zum Gral fahrenden Parzival, und in den Schilderungen der palästinensischen Asketen betont Eusebius das Gebot des Stillschweigens[2]). Namenlos zieht Parzival in die Welt: „Bon fils, chèr fils, beau fils" heißt er, und ebenso müssen die *„ξενιτεύοντες"*, die Pneumatiker, ihren Namen verschweigen[3]). In Narrenkleidern läßt die sorgende Herzeloyde den jungen Königssohn ausziehen, aber sein Körper ist heller wie der Tag[4]). Der vollendete Mönch kleidet sich wie Parzival in eine lächerliche Gewandung, welche ihm möglichst viel Mißhandlung und Hohn eintragen soll[5]). Wie Kyros und Chosro den Narren spielen, wie Parzival als Tor erscheint, so sollen auch die Mönche ihr Benehmen so einrichten, daß sie für schwachsinnig und verrückt gehalten werden[6]).

Parzivals Fahrt ist eine Wanderung zum Lichtreich des Gral. Derartige Wanderungen unternimmt der „vollendete" Mönch. Er ist bereits auferstanden.

---

steht bei Migne, Curs. patr. lat. XXI, 378 sq. Die kritische Ausgabe der Historia Lausiaca besorgte C. Butler [The Lausiac History of Palladius. Robinsons Texts and Studies. Vol. VI. 1898 u. 1904].

[1]) Reitzenstein, Hist. mon. u. a. S. 25.

[2]) Parzival 171; Reitzenstein, H. m. S. 50.

[3]) Parz. 140. Reitzenstein S. 57. [4]) Parziv. 167.

[5]) Parz. 127; 164; 167. Reitzenstein S. 48 u. 57. [6]) Ebenda.



Also kann er schon auf der Erde die verheißenen Wonnen genießen. Geheimnisvoll wird er ins Paradies entrückt, nimmt teil am himmlischen Mahle und bringt Früchte von dort mit, welche er herzeigt. Er begnügt sich aber nicht mit solchen visionären Traumwanderungen. Die gnostische Himmelswanderung, wie sie der Hymnus der Seele einkleidet, wird zu einer wirklichen Wanderung des Lebenden zum Paradiese. Da aber das Paradies im Himmel liegt, so kann der Lebende, wie antignostische Tendenzerzählungen berichten, nur in dessen Gegenbild auf Erden gelangen. Dieses haben nicht Gott, sondern böse Zauberer begründet. Damit sind wir bei Wolframs Klinschor angelangt, den Dämon Aschmedai der Salomonsage[1]), der den Zauber des Wunderschlosses schuf. Ein Mönch Macarius kommt in einen wundervollen Hain von Fruchtbäumen und erzählt davon seinen Brüdern nach der Heimkehr; diese aber sagen ihm: „Wenn der Hain wirklich, wie man sagt, von den Zauberern Jamnes und Mambres gepflanzt ist, so ist er ein Werk des Teufels und zu unserer Verführung geschaffen; gerade wenn er an Überfluß und Wonne reich ist: wo bleibt unsere Hoffnung auf das jenseitige Leben, wenn wir in diesem uns dem Genuß hingeben?“[2]). Es ist das „ander Paradies“ des „Apollonius“. Auch in dieser Dichtung tritt ein Zauberer auf, der allerdings nicht in Beziehung gesetzt wird zu der Entstehung des goldenen Tals, dessen Figur aber im Aufbau der Handlung eine Erklärung verlangt[3]). Wie die vom See Brumbane[4]) umgebene Gralburg in einem Inselparadies liegt, so lebt die Paradiesesinsel — „die Toteninsel suchte die Phantasie des Ägypters ja im Himmelsozean“ — auch in diesen visionären Mönchsträumen fort[5]). Wie Parzival auf wunderbare Weise hinübergelangt, so setzt den einen Mönch, der seine Wanderung durch breite Wasser gehemmt sieht, ein Engel über, den anderen fährt ein geheimnisvolles Schiff an das ersehnte Ufer[6]). Eine Fülle wertvoller Ausblicke gewährt die Wanderung des Zosimus, der Gott gebeten hatte, ihm den Aufenthalt der Seligen zu zeigen. „Er wandert vierzig Tage; als er kraftlos wird, kommt ein Kamel und nimmt ihn auf seinen Rücken; endlich nimmt ihn der Wind auf seine Flügel, kann ihn aber nur bis an den Strom tragen, der das Paradies von der Erde trennt und den selbst Satan nicht überschreiten kann. Von ihm bis zum Himmel reicht eine undurchdringliche Wolkenmauer. Wolke und Strom belehren den Zosimus mit menschlicher Rede, daß er nicht hindurch kann; aber auf sein Gebet wachsen auf den beiden Ufern zwei mächtige Bäume, die sich zueinander neigend ihm eine Brücke machen. Er findet am anderen Ufer einen nackten Menschen, einen Mann Gottes, der ihn fragt, ob er aus der Welt der Vergänglichkeit gekommen sei, und den er nach dem Grund seiner Nacktheit fragt. Jener weist gen Himmel, und da sieht er über ihm das strahlende Himmelskleid schweben. Er wird dann zu der Versammlung der Seligen geführt, und zwei Engel offenbaren, daß er sieben Tage bleiben darf. Die Seligen schreiben auf seine Bitte mit dem Finger auf Steintafeln ihre Geschichte und die Beschreibung ihres Lebens: es sind die Gerechten Israels, die verlorenen

[1]) Kampers, Turm S. 87. [2]) Reitzenstein S. 173 ff.
[3]) Apollonius v. 4192 ff. und öfter. [4]) Kampers, Lichtland S. 42.
[5]) Reitzenstein S. 177 ff. [6]) Ebenda S. 27 u. 90.

Stämme, die ein Engel hierhergeführt hat. Sündlos leben sie hier, ernährt von Wunderbäumen, getränkt von wunderbaren Quellen, in gottgefälliger Ehe, im Verkehr mit den Engeln, zwar nicht unsterblich, aber wunderbar lange, und auch ihr Tod, den sie vorauswissen, ist nur eine Entrückung in noch größere Gottesnähe[1]."

Zunächst ziehen uns die hier geschilderten Hemmnisse des wandernden Mönches an; die Kennzeichnung dieses halbseligen Lebens wird uns später beschäftigen. Die hier erwähnte Wolkenmauer ist uns als Schutzwehr der Brahmanen durch Philostrat bekannt. In anderen Mönchserzählungen treten den Suchenden auch Drachen in den Weg oder Dämonen[2]. Gefahrvoll ist ja auch der Weg zur Gralburg.

In der lateinischen Apophthegmensammlung ist dann weiter von einem Palmenbaum die Rede, welcher bei der Höhle eines frommen Greises steht, der diesem allmonatlich einmal eine Frucht bietet und vertrocknet, als jener stirbt. Ähnlich trägt der Weinstock auf den Seligen Inseln bei Lukan zwölfmal[3]. Vereinzelt findet sich in diesen Mönchserzählungen auch der Gedanke, daß im Paradiese der Baum der Erkenntnis steht, und daß das Essen von ihm die *γνῶσις* bringt[4]. Es sind das kümmerliche Ableger von Diomenas goldenem Baum und von dessen Urbild, dem Weltenbaum im Paradiese. Ähnlich kümmerlich erscheint im „Conte du graal" der Lichterbaum mit dem Kinde[5].

Paradiesesfrüchte werden dem „Gerechten", ebenso wie den Gästen der Gralburg gespendet, Früchte von besonderer Größe und Süßigkeit. Himmelsspeise bildet die ausschließliche Nahrung der „Vollendeten". Im „Hymnus der Seele" sinkt der Königssohn in tiefen Schlaf, als er irdische Speise zu sich genommen hat. Daran erinnert der Zug in der „Krone" des Heinrich von dem Türlin, daß Gawan sich des Trinkens auf der Gralburg enthält, obwohl der Wirt ihn dazu ermuntert. Seine beiden Genossen, die seinem Beispiel nicht folgen, versinken in einen tiefen Schlaf[6]. Der wie ein Engel gewordene Mönch findet täglich ein feines Brötchen. Der Gedanke an die Oblate, welche

[1]) Reitzenstein S. 181.

[2]) Ebenda S. 10 u. S. 175 f. [3]) Ebenda S. 180.

[4]) Ebenda S. 173.

[5]) Kampers, Lichtland S. 43. Zu dem Baum mit dem Kinde vgl. auch die Erzählung in der von Ad. Borgnet veröffentlichten Chronik: Le myreur des histors von Jean de Preis dit d' Outremeuse I (Bruxelles 1864) 416 sv. Seth sieht den Baum ohne Laub und ohne Rinde, um den sich die Schlange ringelt. Im Gipfel des Baumes, der bis in den Himmel ragt, erblickt er ein neugeborenes, in Windeln gewickeltes Kind. Ebenso in des um 1300 gestorbenen Jakob von Maerlant Dichtung [Dboec van den houte door J. v. M. Hrsg. von Tidemann. Leiden 1844 v. 184 ff.] und in Heinrich von Freibergs Gedicht vom heiligen Kreuz. [Hochdeutsche Übertragung bei Wünsche a. a. O. S. 55 ff. vgl. auch S. 29 und 327.] — H. Köbert [Der zahme Ölbaum in der religiösen Vorstellung der Griechen. München 1894 S. 12] erinnert an den schlangengestaltigen, von Athena als Wächter des Baumes bestellten Heros Erichthonios.

[6]) Dazu vgl. Kampers, Lichtland S. 66.



die Taube vom Himmel zum Gral bringt, drängt sich auf[1]). Wie ferner Trevrizent in der Nähe der Gralburg wohnt, so findet sich auch in diesen mönchischen Schilderungen beim Paradiese ein solcher Einsiedler[2]). Daß Wolframs festliches Mahl in der Gralburg nichts anderes ist als ein mit stark verwässerten Farben nachgemaltes Bild des himmlischen Mahls der Seelen, wie es sich namentlich die Gnostiker zum Vorwurf wählten, führte ich schon früher aus. Unter diesem Gesichtswinkel erst gewinnt die Handlung einer Kernepisode der Wolframschen Dichtung jene Wärme und jenes Leben, das wir nach der Anspannung unserer Teilnahme durch die Schilderung des Gral vergeblich erwarten. Diesen alten tiefsinnigen Gedanken hat zwar im „Parzival“ des Märchens wucherndes Grün fast ganz dem Blicke verborgen. Die Himmelsburg mit den „Vollendeten“ wird zu einem Nirgendheim zwischen Himmel und Erde, irgendwo in der Welt, auf das Züge vom Schlaraffenland übergehen, mit reinen Jungfrauen und mit durch ein Wunder zum Graldienst berufenen mönchischen Rittern, die dort tot und doch nicht tot, wie es in der „Krone“ Heinrichs von dem Türlin heißt, weilen[3]).

Ein schillerndes Zwielicht ist über die Gralburg gebreitet. Die Seele dieses dreizehnten Jahrhunderts flüchtet sich hier in ihrem unendlichen und doch so unklaren Sehnen nach ihrer Erneuerung, nach einer Nova vita im Einklang mit dem Unbegreiflichen, mit dem Übersinnlichen in eine Traumwelt, über welche der Nebelduft der Kreuzzugsromantik liegt, die wie jede Romantik den Untergrund der Unzufriedenheit, des leidenschaftlichen Begehrens des großen Unbekannten — des Gral hat. Es ist die weltabgekehrte, mystische Stimmung, in welcher Kirche und Kirchentum immer mehr verblassen, es ist das zweifelnde, unruhige, nach Neuem strebende Herz, das sich außerhalb dieser Welt der staatskirchlichen, die Geister verwirrenden und quälenden Kämpfe eine Burg seligen Friedens errichtet. Zwischen dieser Stimmung und jener in der eben herausgehobenen Paradieseswanderung des Zosimus, meine ich, zieht sich das unsichtbare Gespinst feiner Verbindungsfäden.

Ein solches seliges Zwischenreich schwebte auch dem Rufin vor, welcher von der Vorstellung beherrscht ist, daß Gott sich in Aegypten von Neuem offenbart und hier eine wunderbare und wunderwirkende Frömmigkeit geschaffen habe[4]). Tot und doch nicht tot sind die Bewohner der Gralburg — und nach Irenaeus gab es Leute, welche behaupteten, daß sie schon jetzt garnicht mehr auf Erden leben, sondern in das Pleroma, das zwischen Himmel und Erde liegt, eingezogen seien und ihre Vermählung mit dem Engel gefeiert hätten[5]).

Wie später die Graldichter, so will auch Rufin die Läuterung seiner Helden und ihre außergewöhnliche Begnadung schildern[6]). Verzicht auf geschlechtliche Freuden ist ein Hauptgebot jener Asketen. Das strenge Kirchentum tritt dabei aber stark in den Hintergrund. Von Gemeindeordnung und Klerus hören wir nichts. „Der Asket steht im gewissen Sinne außerhalb der Kirche“[7]). Die Vollendeten sind bei Rufin äußerlich und innerlich den Engeln

---

1) Parzival 470. Reitzenstein S. 127, 164.

2) Reitzenstein S. 179 u. ö. 3) Darüber ebenda S. 45.

4) Reitzenstein S. 10. 5) Ebenda S. 172.

6) Ebenda S. 39. 7) Ebenda S. 54.

gleich und führen das Leben von Engeln. Die Enkratiden haben die Kraft, sich der Sünde zu enthalten. Sie fühlen sich nicht mehr als Menschen. Der Kirche halten sie sich fern, wenn sie auch in ihr getauft sind. Sie fühlen sich auch als Engel und verehren den *πνευματικὸς πατήρ* oder die *πνευμαικὴ μήτηρ*. Der Vollkommene hat eben hienieden schon die Auferstehung erreicht und in dieser Auferstehung seinen pneumatischen Leib empfangen. Die *γνῶσις* ist die *βασιλεία θεοῦ*, jenes Reich, in welches sich die Seele der Asketen bei der Vollendung erhebt. Das ist der neue *αἰών*. Mit dieser Vorstellung mischen sich dann ganz von selbst chiliastische Hoffnungen, und diese schöpfen vielfach aus der überkommenen Märchenwelt[1]) Damit vergleiche man das Völklein der Templeisen in den Graldichtungen. Im „Perceval li Galois" wird der Gral „in einem geistlichen Inselreich von Mönchen bewahrt, die wie die Templer auf weißem Gewande ein rotes Kreuz tragen." Von diesen heißt es bei Wolfram[2]):

„si kômen alle dar vür kint
die nû dâ grôze liute sint.
wol die muoter, diu daz Kind gebar,
daz sol ze dienste hoeren dar!
der arme und der rîche
vreunt sich al gelîche
ob man ir kint eischet dar,
daz siz suln senden an die schar!
man holt si in manegen landen.
vor sündebaeren schanden
sint si immer mêr behuot
und wirt ir lôn ze himele guot:
swenne in erstirbet hie daz leben,
sô wirt in dort der wunsch gegeben . . .

Und an anderer Stelle heißt es:

„swer sich dienstes gein grâle hât bewegen,
gein wîben minne er muoz verphlegen."

Kirche und Kirchentum, welche im „Parzival" Wolfram's überhaupt nur eine untergeordnete Rolle spielen, treten, wenn er den Gral selbst unseren Blicken enthüllt, vollständig zurück. Dieser Gral ist ein wunderwirkendes, nichtkirchliches Heiligtum und doch von religiöser Art. Seine Hüter leben von des Steines Kraft und von der beseligenden Wirkung des Anschauens dieses Juwels, das den Vogel Phönix verbrennt und mit herrlichem, lichtem, strahlendem Gefieder wiedergebiert[3]). Die Wunder der Gnosis, die Wiedergeburt der Vollendeten!

Der Pneumatiker hat ein Herrschafts- und Königsrecht[4]). Euagrius sagt: „Wer jetzt schon einen pneumatischen Leib hat, ist König in dem gegenwärtigen Zeitalter." „Der Leiter oder die Leiterin einer Asketengemeinschaft gelten ganz allgemein als vollendet und daher als Herrscher und von Gott mit unbeschränkter Macht ausgerüstet[5])." Des Gralkönigs einzige Legitimität ist die wunderbare Berufung des „Wiedergeborenen." Jedweder Verstoß gegen die Satzungen, deren vollkommene Erfüllung erst zur Vollendung führt, hat den Verlust des Gralkönigtums zur Folge.

Erst von dieser Erwägung aus hellt sich die rätselhafte Episode des auf den Wassern fischenden und dann gleich darauf schwerkrank darniederliegenden

---

1) Ebenda 78; 131; 165; 172; 205 ff.
2) Parzival 471; 495. 3) Ebenda 469.
4) Reitzenstein S. 49. 5) Ebenda S. 149.

Anfortas auf. Die unklaren Vorstellungen von diesem Fischerkönig sind ein Niederschlag griechisch-orientalischer Mythen. In der antiken Sage wird die mensa solis, das Attribut des Sonnengottes, aus dem Meere, in welches das Tagesgestirn am Abend hinabtaucht, von Fischern wieder hervorgeholt. Die fromme Dichtung des Mittelalters machte aus diesem Tisch ein Gleichnis für die Gottesmutter[1]). In anderer Überlieferung tritt an die Stelle des Tisches der Dreifuß des Gottes oder der Ring — häufig mit irgendeinem Zeichen, so mit dem Zeichen der Leier. Dieser Zug kehrt in der Salomonsage in verschiedenen Fassungen wieder. Hier ist der Ringstein des Königs mit dem Jahwe-Namen die leuchtende Sonne, und er stammt aus dem Paradiese. In der deutschen Kaisersage finden wir erneut diesen Talisman[2]). Fischer bringen ihn; aber nur der kann ihn behalten, der die rechte Frage stellt: die Frage nach den Bedingungen des seligen Lebens. Der Stein ist das uralte Machtmittel des lichten Gottes, das im ewigen Wechsel die Mächte der Finsternis rauben. Er ist die Perle jenes oben erwähnten „Hymnus der Seele", das Unterpfand der Wiedergewinnung des Kleides der Herrlichkeit. Sein Symbol des Pneumatikers nun ist dem Anfortas abhanden gekommen; wie der Ringstein des Salomon ist es in das Meer versenkt worden. Er wirft todesmüde die Netze darnach aus. Erst als der junge Königssohn, der Frühlingsgott, der rote Ritter, der tyrische Fischer Herakles, hinzukommt, wird es wiedergewonnen. So ungefähr mag dem Provenzalen Kyot die östliche Vorlage in ihrer fremden Bildersprache die Dinge erzählt haben. Jedenfalls ist diese Episode ein Bruchstück aus dem Mythenkreis vom göttlichen Fischer. Wahrscheinlich war aber auch dieses Bild schon von der Gnosis übertüncht, ehe es auf Wolframs Gewährsmann wirkte. Jener gnostisch übermalten Perlensuche gleicht sich auch darin die Gralsuche an, daß der Held das Ziel seiner Reise zunächst vergißt, d. h. daß er nicht nach der höchsten Erkenntnis strebt, oder um mit Wolfram zu reden, daß er nicht fragt nach dem Gral, der nur den völlig Wiedergeborenen — das waren Parzival bei seinem ersten Besuche in der Gralburg und jener ägyptische Königssohn bei seinem Eindringen in die andere Welt noch nicht — sich in seinem übersinnlichen Werte offenbart. Der Ungetaufte vollends, Feirefis, sieht ihn überhaupt nicht. So kann ja auch nur der Begnadete das Licht sehen, welches von den Vollendeten ausstrahlt[3]).

Wolfram dichtete zu jener Zeit, in der Joachim von Fiore eine neue Form des Mönchtums verhieß: die perfecti spirituales, den ordo justorum. Die Taufe genügt für Joachim ebensowenig wie für jene Anachoreten. Er erwartet das Heil von der spiritualis intelligentia, welche aus dem Alten und Neuen Testamente, die dem Buchstaben nach vergehen sollen, hervorgehen wird. Durch diese werden die Unvollkommenen, die Ungetauften in Christus neugeboren und einziehen in das Land, in welchem Milch und Honig fließt. Die »Erwählten Gottes«, die im Stande des Neuen Testaments leben, unterscheiden sich von den Söhnen Jacobs, die im Fleisch geboren sind dadurch, daß sie zur Gerechtigkeit

---

1) Vgl. die Einleitung zu meinem Aufsatz „Turm u. Tisch".
2) Kampers, Lichtland S. 103 f.
3) Reitzenstein S. 56; 59.

geboren und wiedergeboren sind durch Wasser und den heiligen Geist[1]). Hier wirken noch nach Jahrhunderten Gedanken jener weltfremden gnostischen Anachoreten nach. Die wahre Askese, so lehrten diese, führt eine beständige Umwandlung des homo carnalis zum spiritalis und perfectus herbei. Die spiritales theoriae offenbaren alle Geheimnisse Gottes. Durch sie spricht und entscheidet der Geist[2]). Wir haben hier jenes persönliche Element der Wiedergeburt, auf welches Joachim von Fiore und Franz von Assisi immer wieder mit Nachdruck hindeuten. Alte gnostische Adern laufen eben noch unmittelbar unter dem harten Erdreich des mittelalterlichen Glaubenslebens. Da und dort sprengen sie den Boden und brechen überraschend hervor. So in einer merkwürdigen Rede Innocenz' III. Darin geht dieser Papst aus von der Erwähnung des antiken Festes des Lichtertragens zu Ehren der Proserpina zu Beginn des Februar und von der Übernahme dieser nicht auszurottenden Sitte durch die Christen. Darauf folgen die Worte: „Ob hoc quoque in purificatione Virginis cereos accensos portamus, ut purificati per gratiam, cum accensis lampadibus, quasi prudentes virgines ad nuptias ingredi mereamur[3]).“ Die Wiedergeburt durch die heilige Hochzeit, wie sie das alte Mysterium dramatisch vorführte, wie sie die Gnosis verkündete!

Etwas von diesem in der Verborgenheit fortwirkenden Geiste ist auch zugleich mit den Bildern der alten gnostischen Himmelswanderung in die deutsche Parzivaldichtung übergegangen. Eine außerkirchliche Wiedergeburt des Einzelnen, eine außerkirchliche Gemeinde der „Vollendeten“ und als deren höchstes Heiligtum: der Gral, das Symbol des seligsten Schauens und des tiefsten Erkennens, oder aber dieses Schauen und Erkennen selbst! So löst sich das alte Rätsel: Wer ist der Gral?

Im Sonnenglanze der Ritterdichtung verlieren freilich die ursprünglichen Züge des alten Weltbildes ihre Härte. Die gewaltigen, eckigen Quadern des vor Urzeiten aufeinander getürmten Bergthrones der göttlichen Herrlichkeit verschwinden fast gänzlich unter dem wuchernden, wild wachsenden Grün heimischer dichterischer Gedanken. Nur hier und da schimmert das verwitterte Gestein durch. Als aber dann nach Wolframs Tagen die mittelalterliche Märchenwelt abstarb, da stand der Kyklopenbau noch einmal wieder in seiner gewaltigen, rauhen einstigen Größe vom letzten Leuchten gnostischer Erinnerungen übergossen vor der Seele dessen, der die Wiedergeburt der Zeiten als Chorführer der Menschheit einleiten sollte, der selbst auf seiner Himmelswanderung durch die Schrecken der Hölle sich den Weg suchen, die sieben Stufen des Läuterungsberges emporsteigen mußte und schließlich die ewige Liebe schauen durfte, die da die Sonne bewegt und die anderen Sterne. Dantes Commedia ist das erhabenste Glied jener visionären Jenseitswanderungen, welche das alte Weltbild des Ostens mit seinem Mythologem von der durch die heilige Hochzeit symbolisierten Wiedergeburt zum Hintergrund haben.

---

[1]) K. Burdach, Sinn und Ursprung der Worte Renaissance und Reformation. Sitzungsberichte der k. preuß. Akad. d. Wiss. XXXII (1910) 616 f.

[2]) Reitzenstein S. 114 ff.

[3]) Oratio de sanctis. Migne, Curs. Patr. lat. 217, 510.

Die ursprüngliche großartige Szenerie ist geblieben. Im Mittelpunkte der Divina Commedia erhebt sich der siebenstufige Berg der Läuterungen, den das irdische Paradies mit dem Weltenbaume krönt. Daß der Dichter den Bergthron der Herrlichkeit im gnostischen Zwielicht erblickt, offenbaren seine sieben Engel, die den sieben Archonten bei der gnostischen Himmelsreise der Seele entsprechen, oder jener hier wie dort sich findende letzte feurige Durchgang [1]), hinter dem die Gnade herrscht. Aber noch etwas anderes geleitet — vermutlich mittelbar — von Dante zur Gnosis zurück: die verklärte Beatrice.

Dantes Weltgedicht ist die reifste Frucht des „dolce stil nuovo“, welcher nach dem inneren Zusammenbruch des höfischen Minnesanges und der ritterlichen Dichtung einem kleineren Kreise höher gestimmter Geister als neues Ideal die Vergeistigung der Frauenliebe, die Vergottung des Weibes verkündete. Wie der Minnesang der abendländischen Völker wurzelt auch dieses vereinzelt nach dichterischer Gestaltung ringende Hochgefühl der Seele in der Mischkultur des Ostens.

Um das Jahr 890 sang in einem spanischen Kerker Saîd Ibn Dschûdi: „Und du, Wanderer, bringe meinen Gruß an meinen edlen Vater und meine zärtliche Mutter: sie werden dich mit Entzücken anhören, sobald du ihnen sagst, du habest mich gesehen. Grüße auch meine teure Gattin und überbringe ihr diese Worte: Immer gedenke ich dein, selbst am Tage des Jüngsten Gerichts; dann werde ich mich vor meinen Schöpfer stellen, dein Bildnis im Herzen tragend [2]).“ Das sind minnigliche Gedanken, welche nach vier Jahrhunderten neues Leben gewinnen in den Versen Guinizellis [3]):

„Geliebte Frau, wenn meine Seele einst
Vor Gott erscheint, wird er mir sagen: >Wie?
Durch alle Himmel drangst du bis zu mir
Und nahmst dir Mich zum Gleichnis ird'scher Liebe.
Mir und der Königin
Des Himmelreichs, die allen Trug zerstört,
Gebührt allein der Preis!<
Dann muß ich sagen: >Ach, die Liebste schien mir
Ein Engel deines Reiches!
Zur Sünde rechne mir die Liebe nicht!<“

Ein Hochgefühl, das zum Übermaß gesteigert ist, spricht zu uns aus diesen beiden dichterischen Ergüssen. Die gleiche geistliche Stimmung drängte beide heraus. Aber während diese von vornherein im Orient lebendig war und der Frauenhuldigung frühzeitig das Panegyrische und die Richtung auf die Verherrlichung und Verklärung einer hochstehenden Dame gab, wird diese zu Beginn des „Neuen Lebens“ erst durch eine rückläufige Bewegung von dem innerlich allmählich erstarrten Minnesang zum Übersinnlichen zurück wachgerufen. Die Sinnengierigkeit des Ostens fühlt sich niemals so ganz frei. Sie flüchtet sich, so wild sie auch eben noch hervorbrach, bald wieder scheu vor

[1]) Der feurige Durchgang entspricht dem Feuerkrater, bei dem man Entsühnung für Vergehungen findet, in der Burg der Brahmanen bei Philostrat. Siehe oben S. 10.

[2]) Die Übersetzung bei K. Burdach, Über den Ursprung des mittelalt. Minnesangs a. a. O. S. 1074.

[3]) Übersetzt bei K. Voßler, Die göttliche Komödie I, 2 (Heidelberg 1907) 494 f.





dem nie verstummenden Gefühl der Verschuldung ins Übersinnliche. Ich wage nun, zu behaupten, daß die erotische Dichtung des Ostens mit diesem Doppelgesicht, wie sie den europäischen Minnesang zeitigte, so auch dem „süßen neuen Stil“ — natürlich unter kräftigster Mitwirkung christlicher Ideale — die Grundlage darbot. Ich leite die Berechtigung dazu ab aus der Tatsache, daß im Kreise der Anhänger dieser vergeistigten Frauenverehrung in Italien das Urbild des vergotteten Weibes: die Hypostase der göttlichen Weisheit neues Leben angenommen hat.

Schon in dem Israel des Alten Testamentes wird die Sophia nahezu eine selbständige Gottheit. In kühnen Gedankengängen wird sie in der jüdischen Hagada mit Eden, oder mit dem himmlischen Jerusalem verglichen, ja, diesem sogar völlig gleichgesetzt[1]. Nach diesem Vorbild feiert sie der gnostische Hymnus[2]:

„Die Jungfrau ist des Lichtes Tochter;
Auf ihr ruht der Abglanz des Königs.
Stolz und erfreulich ist der Anblick,
Von glänzender Schöne strahlend.
Ihre Gewänder gleichen Knospen,
Wohlriechender Duft strahlt aus ihnen.
Auf dem Scheitel wohnt der König ....
Ihr Nacken ruht wie Stufen,
Die der erste Schöpfer schuf.
Ihre beiden Hände
Weisen auf das Land der Äonen,
Und ihre Finger
Öffnen die Tore der Stadt.
Licht ist ihr Brautgemach,
Duftend von Balsam und jeglichem Wohlgeruch ....
Umringt halten sie ihre Brautführer.
Sieben sind es an der Zahl, die sie selbst erwählte.
Ihre Brautjungfern sind sieben . . .
Den Blick richten sie auf den Bräutigam . . .
Damit sie durch seinen Anblick Licht empfangen,
Und in Ewigkeit werden sie bei ihm sein,
In jener ewigen Freude.
Und werden sein bei jenem Freudenmahl,
Bei dem die Großen sich versammeln....
Und werden sich kleiden mit königlichen Kleidern,
Und werden anziehen glänzende Gewänder . . . .“

Vielleicht erklären diese mystischen dichterischen Vorstellungen die kühnen Gegenüberstellungen des persischen Lyrikers Hafis. Einmal vergleicht dieser den Wuchs der Geliebten mit dem Lebensbaum der Muhammedaner, dem Thuba[3]:

„Zuflucht sucht bei deiner schönen Wange
Und bei deiner schlanken Hochgestalt
Selbst das Paradies und selbst der Thuba“.
Wohl denn ihnen! Schöner Aufenthalt.
Wie mein Aug', so sieht durch ganze Nächte
Auch der Strom der Paradiesesflur
Immerdar im Schlaf das Traumgebilde
Deiner trunkenen Narzisse nur.
Jeder Abschnitt in des Frühlings Buche
Ist ja deiner Schönheit Kommentar,
Und ein jedes Tor des Paradieses
Bringt ein schönes Lobgedicht dir dar.“

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Aus der Genesis der abendländischen Kaiseridee“ Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volksk. XVII (1916) 175 ff.

[2]) Zwei gnostische Hymnen. Ausgelegt von E. Preuschen. Gießen 1904. Hier S. 10 ff die griechische und syrische Fassung. Ich teile Bruchstücke der ersteren in der Übersetzung mit.

[3]) Hafis, Divan des, hrsg. von Ritter v. Rosenzweig-Schwannau. Bd. I (Wien 1858) 47.

Ein ander Mal sind die Lippen eines schönen Weibes diesem Dichter der lebenspendende Quell des himmlischen Paradieses, den die altpersische Mythologie Selsebil nannte:

„O du, mit Wangen, schön wie Eden,
Und Lippen gleich dem Selsebil!
Der Selsebil setzt dir zu Liebe
So Herz als Seele auf das Spiel.

Der junge Flaum um deine Lippe,
Gehüllt in grünliches Gewand,
Ist einer Schar von Ämsen ähnlich
Rings um des Selsebiles Rand[1]).“

Wie dem auch sein mag: sicherlich ist die gnostische Lichtgestalt der Sophia das Urbild, nach welchem Dante in genialer, frei schaltender Neuschöpfung seine verklärte Beatrice formte. Sie ist ihm, wie den Gnostikern, die „Geliebte der Urliebe“, die „Lichtbezwungene“[2]). Den Sonnenwagen mit dem Greifen, den Philostrat bei den Indiern erwähnte, gibt Dante ihr als Brautwagen. Sieben Brautführer geleiten sie wie in jenem gnostischen Hymnus, oder wie in dem Hochgesang des Alanus ab insulis[3]). Wie im Rituell der antiken Hochzeit steht im Mittelpunkte dieser Brautgesänge der Commedia die Entschleierung der Beatrice. An den antiken Zug, daß die Braut dem Gemahl in der Brautnacht Äpfel darreicht, erinnern die Verse:

„Quale a veder dei fioretti del melo,
Che del suo pomo gli Angeli fa ghiotti
E perpetue nozze fa nel cielo“[4]).

Volle Beweiskraft für diese Auffassung der letzten Gesänge des „Berges der Läuterung“ besitzt dann der Zug vom Wiederergrünen des dürren Baumes durch die Berührung mit dem Brautwagen Beatrices. Die im Mythus vom Wiederergrünen des Weltenbaumes begleitete heilige Hochzeit des Himmelsgottes mit der Erde, welche den Höhepunkt der antiken Mysterienfeier bildete und auch den Gnostikern in der Übertragung auf Christus und die Sophia ein hochheiliges Symbol war, wird hier vom Dichter ins Mystische übersetzt[5]).

Ganz verschwunden ist dann die alte, von den Gnostikern auf die sieben Sphären des Himmels bezogene Vorstellung vom Weltenberge auch nach Dantes Zeiten nicht bis — auf den heutigen Tag. Der siebenstufige Thron der Herr-

---

1) Ebenda II (1863) 189. Vgl. Wünsche a. a. O. S. 9 u. 74.

2) „amanza del primo amante.“ Parad. IV, 118

3) Alani ab insulis, Anticlaudianus. Migne, Curs. Patr. Lat. 210, 506. Die Schwestern sollen die Sophia begleiten:

„(Minerva) et efficiat, ut currus currat ad esse . . . .
. . . . et trini superato cardine coeli
Scrutetur secreta noys, sensusque profundos,
Hauriat, et summi perquirat velle magistri.“

Ermenrich von Ellwangen kennt auch eine Quadriga der vier Haupttugenden, auf welcher sich die Seele zum Himmel emporschwingt. Epistola Ermenrici ad dominum Grimoldum. Mon. Germ. Ep. V, 536.

4) Purg. XXXII, 73—75

5) Ich darf wohl auf meine längeren Ausführungen in meinem Aufsatz „Dánte und die Renaissance“ in der Internationalen Wochenschrift, 1910, 15. Oct., verweisen.



lichkeit, auf welchem die „vera sophia“ sich niedergelassen hat, erscheint wieder im fünfzehnten Jahrhundert in den Miniaturen der Handschriften des vielgelesenen „Speculum humanae salvationis.“ Und wenn heute die Katholiken in ihrer „Lauretanischen Litanei“ die Gottesmutter als „Sitz der Weisheit“ anrufen[1]), so wissen sie nicht, daß dessen Urbild der Bergthron des Sonnengottes jenes Landes ist, wo sie im Paradiesesglanze die Wiege der Menschheit suchen und zugleich den ragenden Baum, unter dem die Sünde geboren ward, welche die Tore jener Herrlichkeit für immer verschloß und den Adamskindern das Lichtkleid der Vollendeten raubte, nach welchem sich seitdem in träumendem Dichten, in grübelndem Denken, in gläubigem Hoffen das Sehnen der Zeiten verzehrt.

Aus erstaunlich wenigen Resten des alten Weltbildes formten die Dichter des Mittelalters somit tiefsinnige Sagen. Weltenberg und Weltenbaum in den mannigfaltigsten Abwandlungen stellten sie mitten hinein in ihre, diesen fremde Heimatnatur; und der Gott, welcher allnächtlich geheimnisvoll die Fahrt zum Paradieseslande des Aufganges machen muß, um dann von jenem Hochsitze der Herrlichkeit aus das All zu beglücken, wird ein hochgemuter Ritter oder ein abenteuerlicher Wanderer zu einem goldenen Nirgendheim, und die Göttin an den ewigen Wassern, welche das Eiland immerwährender Freuden schweigend umgeben, wird zur minniglichen Dame.

So einfach diese Urform der alten babylonischen Göttermär nun auch war, so fruchtbar erwies sie sich dichterisch, wie die mannigfaltigen Ableitungen von Sagenstoffen aus ihr in der hohen Zeit des Mittelalters dartun. Die Frage drängt sich da auf, wie das Abendland Kunde erhielt von den Bildern und Gestalten dieses urzeitlichen Mythus. Da erinnern wir uns sogleich des später verlassenen Weges jener erotischen Panegyrik, deren wichtigste Ausgangs- und Haltepunkte Konrad Burdach vor kurzem feststellte. Bei der innigen Verflechtung gerade dieser lyrischen Erzeugnisse mit der gesamten Kulturentwicklung können wir unbedenklich voraussetzen, daß die für diesen freilich eng umgrenzten Bruchteil der Geistestätigkeit gewonnenen Ergebnisse verallgemeinert werden dürfen. Dieser Weg des Minnesanges ist in der Tat zugleich eine der großen Kulturstraßen, welche Ost und West im Mittelalter miteinander verbanden. Es kann uns nicht überraschen, wenn wir auf dieser auch unseren mythisch epischen Gedanken zum Abendlande wandern sehen. Wir sind aber vorsichtig genug, trotzdem auch Ausschau darnach zu halten, ob dieser nicht zugleich auch noch die anderen Kulturstraßen benutzte, welche jene Lyrik mied.

Als Ausgangspunkt dessen, was wir heute Minnesang nennen, nimmt Burdach eine hellenistische galante Hofpanegyrik an fürstliche Personen an, läßt es aber in der Schwebe, ob in ihr das hellenische oder das orientalische Element überwog. Die Annahme liegt nahe, daß nach der formalen Seite hin das Hellenische, nach der inhaltlichen aber das Orientalische als das Vorherrschende wirksam war. Das schwärmerisch Inbrünstige, das uns u. a. aus dem Hohen Lied entgegenweht, dem das Griechentum nichts Ähnliches zur Seite zu stellen hat, deutet meines Erachtens nachdrücklich auf den Osten als die eigentliche Quelle des anbetenden Frauenkultes. Inwieweit auch hier ein

[1]) Kampers, Turm und Tisch a. a. O. S. 74 ff.

gegenseitiges Nehmen und Wiedergeben zwischen dem Hellenismus und dem persischen Osten vorauszusetzen ist, oder ob jene Art der erotischen Dichtung nicht im Iraniertum selbst bodenständig war — das wage ich nicht zu beurteilen. Jedenfalls bezeichnet Burdach mit gutem Rechte Persien und besonders den Hof der persischen Vasallenkönige zu Hîra am Rande der syrischen Wüste als das Gebiet, von welchem die Araber die Verherrlichung der fürstlichen Herrin mit minniglichen Farben kennen lernten. Burdach nimmt dann weiter an, daß die in Hîra sehr starken christlichen Einflüsse bereits den rohsinnlichen Charakter der Poesie der Araber zu vergeistigen mitgewirkt hätten.

Die weiteren Wege der erotisch-panegyrischen Hofpoesie der Araber haben sich vermutlich geteilt. Ein vielbegangener Kulturweg war jener am Nordrand Afrikas vorbei über die Säulen des Herkules zum muslimischen Spanien. Auf diesem wanderte auch jene Liebesdichtung und wurde dann in den westlichen europäischen Chalifaten einem „neuen aristokratischen und geistigeren Bildungsideal“ angepaßt, wobei mutmaßlich die leidenschaftliche Gefühlsinnigkeit des spanischen Christentums, „die sich in der Wonne der Gottesliebe berauschte,“ mitwirkte. So schufen die arabischen Hofpoeten der andalusischen Herrscher seit dem neunten Jahrhundert „jenes gesuchte literarische, poetisch-soziale Schema, das der werdende provençalische Minnesang, der neue Minnedienst und der romantische Liebesbegriff der höfischen Romane übernommen hat.“ Daneben dürfen aber, wie Burdach unter Hinweis auf die reiche Ausbeute versprechende Arbeit, die hier noch zu leisten ist, ausführt, der Weg über Sizilien und die Kreuzfahrerwege zu Wasser und zu Lande nicht außer acht gelassen werden. Die alte Kulturstraße über Byzanz wurde von dieser Lyrik bei der so ganz anders gearteten, mehr dem Rednerischen, Epigrammatischen, Historisch-Epischen zugewandten Sinnesart der Romäer nicht begangen.

Unser mythisch epischer Gedanke — damit fasse ich zugleich die Ergebnisse dieser Untersuchungen zusammen — konnte, nachdem er Babylon verlassen hatte, die gleichen Wege wählen, die jene minnigliche Dichtung wanderte, ohne daß er, da für ihn jene Hemmungen wegfielen, die Straße über Neurom unbenutzt zu lassen brauchte. Auch für ihn war Persien das eigentliche Vermittlungsland. Nachdem schon in Babylon die Übersetzung des mythischen Stoffes von der Jenseitsfahrt des Lichtgottes und dessen Triumph nach dem Wiedergewinn der Lostafeln ins Heroische begonnen hatte, wird die damit anhebende Vermenschlichung der alten Göttermär in der iranischen Geisteswelt nachdrücklich weiter durchgeführt. Es bildet sich hier eine Fabel von einem paradiesischen Musterkönig, welcher in der Verborgenheit aufwächst, als Weltfremder ins Leben tritt, kämpfend sich über das Menschliche zum Ewigen erhebt und so gewürdigt wird, das All zu befrieden. Diese Sage knüpft sich in beständiger Entwicklung und Erweiterung an verschiedene persische Könige, besonders aber an den von Firdusi gefeierten Nationalhelden Chosro. Von diesem künden spätere Sagen, daß er von der Höhe seines kosmischen Zikkurat aus nach seinem geheimnisvollen Verschwinden tot und doch nicht tot, dem Sonnengotte gleich, throne. Mit dieser Chosrosage wanderte die Vorstellung vom Weltenberg mit dem Sonnentisch, dem Sonnensymbol, dem Sonnen- und Weltenbaum und der Göttin an den ewigen Wassern westwärts.



Im phönizischen Küstengebiet befruchtete dieses Mythologem alsdann die dort herrschende Göttermär von Melqart. Es entsteht die Sage von der semitischen Lichtlandfahrt dieses von den Griechen Herakles genannten Gottes zum Nabelberg der Erde, wo der lohende Sonnenbaum aufragt. Dieser Herakles, welcher auch „der Rote“ genannt wird, ist ein Halbjahresgott, welcher kommt und verschwindet, welcher nach den einen friedlich, nach den anderen im Kampfe das Lichtsymbol, den goldenen Becher, erhält.

Das babylonische Mythologem dringt dann auch in die umlaufenden jüdisch-arabischen Sagen vom weisen König Salomon, läßt diesen als Fischer sich sein Brot verdienen, nach seiner vollen Läuterung das strahlende Sonnensymbol, seinen Ringstein, wiedergewinnen und die Fahrt zur Königin im Paradieseslande machen. Schließlich setzt sie ihn tot und doch nicht tot auf seinen siebenstufigen Thron.

Eine weitere Verästelung jenes alten mythischen Zuges stellt die hellenistische Alexandersage dar. Mit der schon zu Lebzeiten des großen Makedonen anhebenden jüdischen Legende, nach welcher der Eroberer des Ostens als messianischer König die Völker der Endzeit, Gog und Magog, einschließen soll, und ferner mit jener griechischen Göttermär, welche üppig fabulierende, romanhafte Berichterstattung mit der Indienfahrt des wiedererschienenen Dionysos — so nannte die hingerissene Mitwelt den Makedonen — verquickte, geht auch unser Mythologem eine innige Verbindung ein. Alexander kommt dann in den Wunderpalast der Kandake beim Paradieseslande, besteigt dann den Berg Meros in der nysaeischen Flur und erhält dann aus Eden das Sonnenauge der Gottheit.

Aus dem babylonischen Motiv vom allzeit strebend sich bemühenden „Ritter des Loses“, fàris-i fàl, gestalten sich ferner die visionären Jenseitswanderungen, von denen gnostische Schriftsteller des hellenistischen Kulturgebietes erzählen. Für diese mußte jener aufwärts weisende Stufenberg, jener mystische Sonnentisch und jenes Lichtsymbol etwas ungemein Anziehendes haben, zumal kabbalistischer Irrwahn frühzeitig in diese Welt des Grübelns eindrang.

Die uralten Hoffnungen auf einen Erretter-Kaiser mit Namen Johannes schließlich hatten im zwölften Jahrhundert im Heiligen Lande die Verheißung eines Messias-Königs gezeitigt, welcher zugleich Priester und König sein sollte. Diese Erwartung vermengte sich mit den Vorstellungen jener persischen Sage vom paradiesischen Musterfürsten. Auf diesen letzteren gingen Züge vom jüdischen Priesterkönige Salomon und von dessen sagenhafter Fahrt zur Königin von Saba, welche auch Makeda hieß, über. Der Name des Ahnherrn Parzivals bei Wolfram, „Mazedans“, erinnert meines Erachtens an diese Sagenvermengung — ganz abgesehen von anderen Bezugnahmen der Graldichtungen auf dieses Verwandtschaftsverhältnis des Helden[1]). Salomon, der jüdische „Ritter des Loses“, und die Königin von Saba, die Makeda, die Bilqis-Belakane, werden also die Stammeltern des Priesterkönigs Johann[2]). In dieser neuen Zusammensetzung wird aus dem babylonischen Götterberg und Zikkurat ein Himmelspalast in sieben Stockwerken; die mensa solis erscheint darin als ein Prunktisch, der schon eine wunderbare Eigenschaft besitzt, und der Weltenbaum begegnet als

[1]) Siehe die Ausführungen über Parzivals Ahnen in meinem „Lichtland“ S. 31 ff.

[2]) Darüber Kampers, Alexander S. 100 ff.



dürrer Baum. Ein Sonnensymbol in Gestalt eines bei Nacht taghell leuchtenden Edelsteins auf der Spitze dieser Burg des seligen Lebens kennt diese in Wunderberichten schwelgende Mär, nicht aber das, was die Parzivaldichtung als Gral bezeichnet.

Mit diesen im hellenistischen Luftkreis entstandenen und dort auch weiterwuchernden Sagen und Legenden war die Grundlage gegeben, auf welcher das Abendland seinen Sang von Parzival und dem Gral aufbauen sollte. Das Abenteuer Gachmurets und der Belakane — ich sehe von Entlehnungen aus diesen Sagen in Einzelheiten bei dieser Zusammenfassung ab — hat den Bund Salomons und der Königin von Saba zum Vorbild. Parzivals Jugendgeschichte und das Kämpfen seiner Parallelfigur, des Gawan, sind der Chosrosage nachgebildet. Der Streit des Helden mit dem roten Ritter um den goldenen Becher hat den Mythus vom tyrischen Herakles zum Hintergrund. Die Salomonsage wiederum bot in der Königin von Saba, der babylonischen Göttin Sabitu an den ewigen Wassern, das Urbild für die Parallelgestalten Kondwiramur-Orgeluse. Die schon in der persischen Königssage in die Erscheinung tretende Umwandlung der Lichtlandfahrt in eine Heilsfahrt schöpfte, ehe sie ins Höfisch-Ritterliche übersetzt wurde, aus der Schilderung einer gnostisch visionären Jenseitswanderung. Die Vorstellung vom Palast der Ewigkeit, welche allerdings nur hier und da in den Graldichtungen durchblickt, und die vom Zauberspiegel gehörten ursprünglich der Sage vom Priesterkönig Johann an. Der allzeit mit Speisen bedeckte Sonnentisch und das Sonnensymbol hatten sich, ehe sie Aufnahme fanden in die Parzivalmär, unter dem Einfluß der jüdischen Kabbala in Spanien verselbständigt, ohne aber ihre ehemalige kosmische Bedeutung, die auch noch in den Graldichtungen sich wiederholt offenbart, dabei gänzlich zu verlieren.

Da wäre es nun höchst anziehend, zu wissen, auf welchem Wege das einstmals Zusammengehörende sich schließlich wiederfand. Das mit Sicherheit restlos festzustellen, wird gewiß immer unmöglich sein. Immerhin dürften wir jetzt die Probleme klarer herausarbeiten können.

Wir wissen, daß die erwähnten hellenistischen Sagen alle einzeln nach dem Westen kamen und dort auch einzeln zu selbständigen dichterischen Gebilden verarbeitet wurden. Welche Wege sie dabei gingen, ist nun gleich eine schwer zu beantwortende Frage. Wir sehen, daß die eine dieser Sagen bestimmt diesen, die andere ebenso bestimmt einen anderen Weg gegangen ist, können aber doch nicht mit Sicherheit behaupten, daß sie nicht gleichzeitig bei dieser allgemeinen sagenfrohen Ergriffenheit ob der schon seit den Tagen Karls des Großen sich allmählich immer mehr erschließenden Wunderwelt des fernen Ostens daneben auch noch andere Wege wählten. Aus den Heiligtümern des Herakles in Tanger und in Spanien mit ihren Kleinoden, dem Schild, oder dem Tisch, oder dem Schrein, oder dem Spiegel, schließen wir mit Recht auf einen Weg, den die Sage vom „Roten“ eingeschlagen hat. Nun begegnet uns aber die Sage von Herakles, den wir zugleich auch als den roten Chronosdrachen von Babylon kennen lernten, in Fassungen, die mit großer Wahrscheinlichkeit über Byzanz gewandert sind, weil sie mit der byzantinisch-slavischen Sage vom babylonischen Reich viel Gemeinsames haben. In den französischen und italienischen Prophezeiungen des Merlin ist die Rede von der Krone des baby-



lonischen Drachen mit vier Edelsteinen und von einer gleichen des Kaisers von Orbante, einer mythischen Stadt. Dieser letztere, Aurians-Adriano, wird in einer Überschrift eines Kapitels der italienischen Prophezeiung dem babylonischen Drachen gleichgesetzt. Die Krone dieses Herrschers wurde zufällig im Meer gefunden, und ein Fischer brachte die Edelsteine, mit welchen sie geschmückt war, zum Kaiser Friedrich II.[1]) Indes nur der darf die Steine behalten — so lehrt uns die deutsche Kaisersage[2]) — welcher die rechte Frage stellt. Der glückliche Besitzer aber wird übers Meer ziehen, die Ungläubigen vernichten und seinen Schild an den dürren Baum hängen. Für die byzantinische Herkunft dieser Prophezeiung spricht auch die Tatsache, daß im Neuen Rom die alte Königssage des Ostens wohl in ihrer frühesten Form lebendig blieb. Im griechischen Texte der Weissagungen Pseudo-Daniels aus dem Ende des siebenten Jahrhunderts wird ein rettender Kaiser Johannes — mit dieser apokalyptischen Chiffre wird der große Alexander eingeführt — verheißen[3]). Von ihm wird gesagt, daß er die Sarazenen besiegen und bis zum „Einbaum" verfolgen werde. Es ist ursprünglich der Nationalheld des Zweistromlandes, Gilgamos-Nimrod, welcher auch Oannes und Johannes genannt wurde — so in jener Sage vom babylonischen Reich. Ich zweifle nicht, daß der Beiname „der Rote", welcher Otto II. gegeben wurde, ebenso wie die ganze Sage von dessen entscheidenden Sieg über die Sarazenen nichts anderes ist, als eine Übertragung uralter Hoffnungen auf diesen Herrscher[4]).

Zu dessen Zeit waren ja die Beziehungen zwischen dem sächsischen Hofe und dem Bosporus ganz besonders rege. Damals wurde auch die Chosrosage in ihrer byzantinischen Ausprägung übertragen und erzeugte zunächst in Italien und Südfrankreich die Mär von dem hochthronenden, entseelten Kaiser Karl[5]). Aber auch bei dieser persischen Königssage möchte ich es nicht für unbedingt ausgeschlossen halten, daß sie dem die Sagenstoffe verarbeitenden Sänger des epischen Urparzival nicht auf einem ganz anderen Wege zuging. Das Gleiche gilt von der Salomonsage für die ja auch neben der Heraklessage — das spätere Nebeneinander- und Durcheinandergehen dieser beiden ursprünglich und noch später verwandten Sagen ist höchst lehrreich — in Spanien eine Fülle von Wegmarkierungen vorhanden sind. Ähnlich dürften auch die Dinge bei der Mär vom Priesterkönig Johann liegen. Den ursprünglich babylonischen messianischen Johannes erwarteten im siebenten Jahrhundert, wie wir eben hörten, die Byzantiner als großen Erretter. So war hier der Boden bereitet für die Übernahme der Sage vom Priesterkönige. Der berühmte erdichtete Brief dieses Traumhelden

---

[1]) Les prophéties de Merlin. Lib. III; c. 21 (Paris 1626) 47 sv. Kampers, Alexander, a. a. O. S. 105.

[2]) Kampers, Lichtland S. 101.

[3]) Kampers, Alexander S. 98 f. u. 147.

[4]) Über diesen Beinamen K. Uhlirz in den Jahrbüchern des deutschen Reichs unter Otto II. und Otto III. I (Leipzig 1902) 209. Vgl. hierzu auch das oben S. 15 A. O. über den rotbärtigen Riesen der indogermanischen Zeit Gesagte.

[5]) Darüber Kampers, Die Mär von der Bestattung Karls d. Gr. a. a. O. S. 22 ff.

der Christen im Heiligen Lande ist an den byzantinischen Kaiser gerichtet. Ein Romäerkaiser sucht und findet Aufnahme in seinem Ewigkeitspalast. Beides deutet entschieden auf byzantinische Vermittlung, schließt aber wiederum nicht aus, daß ein Kreuzfahrer — vielleicht sogar Wolframs Gewährsmann, Kyot, selbst — diesen Stoff unmittelbar aus Palästina mitbrachte.

Damit kommen wir zu einer anderen Seite dieses Übertragungsproblems. Es erhebt sich die Frage: Hat der Dichter des Epos vom Helden Parzival die einzeln aufgeführten Sagen, welche alle nachweislich den Weg ins Abendland fanden und dort alle einzeln in der Dichtung ein selbständiges Leben führten, selbst zusammengerafft, oder fand er sie zu einem Konglomerat vereinigt bereits vor? Und wenn wir uns für ein vorher vorhandenes derartiges, durch Vermischung entstandenes Gebilde entscheiden, müssen wir weiter fragen: wo ist dieses entstanden? Der deutsche „Apollonius“ erleichtert uns die Antwort.

Die Mär von Parzival ist, wie wir sahen, eng verwandt mit jenem Teile des deutschen „Apollonius“ insbesondere, welcher in den Inhalt des dieser Dichtung zu Grunde liegenden lateinischen eingeschoben wurde. Diese Verwandtschaft führten wir nicht auf Abhängigkeit des Jüngeren vom Älteren, sondern auf die Benutzung einer gemeinsamen Vorlage zurück. Bei dem starken gnostischen Einschlag — ich erinnere an die Läuterung über sieben Stufen, an den Zauberspiegel über dem Abbild der sieben Himmel, an die Sophia als das Urbild der Diomena, an die Lichtgewänder und an die heilige Hochzeit im Baume — kann diese nur zu einer Zeit verfaßt sein, in welcher Menschen noch gnostisch dachten. Ob unser Wiener Sänger, oder ob bereits irgend ein Vorgänger desselben, die sicherlich ernst aufgefaßte und ernst geschilderte Himmelsreise der Seele zu dieser abenteuerlichen Groteske machte, ist eine zweite, uns weniger anziehende Frage. Wir begnügen uns mit der Feststellung, daß die ursprüngliche, nicht zweifelhafte religiöse Kennzeichnung im Großen Zeit und Ort der Abfassung des Vorbildes dieser Schilderung der kampferfüllten, an Abenteuern überreichen Fahrt zum Goldenen Tal bestimmt. Es muß im Osten in den ersten christlichen Jahrhunderten entstanden sein[1]). Vielleicht läßt sich die Zeit noch genauer festlegen durch die Tatsache, daß Philostrat diese in Heinrich von Neustadts Sang verarbeitete Vorlage bei der auffälligen Übereinstimmung seiner Biographie mit der deutschen Dichtung sowohl im Inhalte, wie auch in einer bemerkenswerten Einzelheit in irgend einer Form gekannt haben muß und aus ihr erst seinen Tendenzroman gestaltete. Da schon aus inneren Gründen die Himmelswanderung das Primäre, die romanhafte Lebensbeschreibung das Sekundäre sein muß, so ist das umgekehrte Verhältnis ausgeschlossen, daß die gesuchte Vorlage des „Apollonius von Tyrus“ sich an den „Apollonius von Tyana“ angeschlossen haben könnte. Daß die Vorlage der Abenteuer des Tyrlanders freilich nur eine Ableitung aus jener der Lebensbeschreibung sein kann, ist selbstverständlich. Da die Geschichte beider Namensvettern der Weltliteratur angehört, so ist dieses Verwandtschaftsverhältnis zwischen dem

[1]) Auch ich möchte mich mit A. Bockhoff und S. Singer [Apollonius, a. a. O. S. 71] für die Existenz eines ursprünglich in griechischer Sprache abgefaßten „Apollonius von Tyrus“ entscheiden, kann mich aber sonst den Ausführungen dieser Forscher in dem in Frage stehenden Punkte nicht anschließen.



Roman und der Dichtung ein Problem, das, wie mir scheint, durchaus die Beachtung eines dazu berufenen philologischen Forschers verdient.

In Wolframs „Parzival“ finden wir mit durchaus verwandten Grundzügen diesen Kern des „Apollonius“, welcher, wie jetzt erwiesen sein dürfte, eine in sich abgeschlossene Himmelsreise darstellt, wieder. Bei näherer Untersuchung des Lebensepos dieses großen deutschen Meisters erkennen wir unschwer, wie die Schilderung der mystischen Wanderung der Seele als etwas einstmals für sich Bestehendes aus dem ganzen Gefüge dieser Dichtung herausfällt. Nun bringt aber Wolfram gerade in diesem Teile mehr wie Heinrich von Neustadt und zwar verschiedene Züge, durch welche er dem uns bekannten Schema von der Seelenreise des Königssohnes bedeutend näher kommt. Dazu gehören die Jugendgeschichte seines Helden, dessen Kampf mit dem Drachenritter um das gesuchte Kleinod, die Schrecken des Zauberschlosses, das auch die Chosrosage kennt, die bedeutsame, bei Wolfram freilich ins Triviale hinabgezogene Frage. Durch alle diese Züge gleicht sich die Fabel des „Parzival“ jener gnostischen Seelenreise des Königssohnes mehr an, welche mit der Sage vom roten Herakles, der mit dem Drachen kämpft und den goldenen Becher erbeutet, eine innige Verbindung eingegangen war. Diese Züge nun offenbaren sich alle als ursprüngliche. Der deutsche Dichter des „Apollonius“ hat nur einige davon ausgelassen; in der französischen Fassung dieser Mär finden wir ja den Helden auch als „roten Ritter“, und hier muß er ebenfalls mit dem feuerspeienden Drachen kämpfen. Nur der goldene Becher fehlt.

Aus diesen Überresten im „Apollonius“ und im „Parzival“ können wir die Vorlage annähernd wiederherstellen, welche dem Sänger des englischen Spielmannsmärchens den orientalischen Stoff erzählte. Von einem Gral wußte jene noch nichts, und deshalb konnte der fahrende Sänger auch nichts von ihm berichten. Ehe dieser die fremde Mär weitertrug, hatte der goldene Becher hier die alte kosmische Bedeutung bereits verloren, dort war er zum Talisman, wie viele andere, geworden. Das zauberwirkende Kleinod ist auch in der späteren Veränderung und Erweiterung dieser ersten Vorlage noch nicht enthalten gewesen; denn die Sagen vom Priesterkönige Johann, welche diese Überarbeitung darstellen, kennen es, wie wir sahen, wenigstens in seiner späteren mystischen Bedeutung noch nicht.

Die wunderfrohen Fabeleien der Christen vom Priesterkönige Johannes, welche in den uralten Erwartungen jenes babylonischen Erretters Oannes ihren Nährboden hatten, sind, wie Kyot-Wolframs Sang dartut, später mit der ins Jüdische übertragenen und mit Zügen aus der Alexandersage verbrämten persischen Mär vom Musterkönige im Paradieseslande vermengt worden. Ob das schon auf dem alten Mutterboden, welcher jene Sage entstehen, wachsen und sich vermischen sah, geschehen ist, erscheint mir zweifelhaft. Wäre das der Fall gewesen, so fänden sich in der ältesten uns bekannten Nachdichtung dieser östlichen abgewandelten Königssage, die das englische Spielmannsmärchen überliefert, Spuren dieser phantastischen Schilderungen, welche bald in aller Mund waren. Auch der Umstand spricht dagegen, daß die Nahtstellen zwischen der alten Parzivalfabel und den Zügen, die der Sage des Priesterkönigs entnommen wurden, in Wolframs „Parzival“ noch deutlich zu erkennen sind. Unseres Meisters Gewährsmann, Kyot, wird jene Fabel vom „Ritter des



Loses“ und jene Erwartung eines Priesterkönigs mit einander verschmolzen haben. Diese Annahme findet auch in der Tatsache eine Stütze, daß die eng verwandte Parzivaldichtung des Chrestien von Troyes nichts von diesem indischen Traumfürsten und seiner Märchenpracht weiß.

Als der erste Sänger von Parzival und dem Gral dann in der Heimat daran ging, den fremden Stoff episch zu verarbeiten, da wirkte auf ihn außer der bodenständigen Sage, auch ganz von selbst, jene über die Pyrenäen wandernde alte Mär von den Kleinoden Salomons ein. Durch diese drang die uralte Vorstellung vom Sonnentisch mit dem Sonnenidol, die sich auf dem langen Wege vom Orient nach Spanien vornehmlich unter Beihilfe jüdisch-arabischer Kabbalistik, wie wir sahen, verselbständigt hatte, auf einem Seitenwege wieder in die nunmehr freilich abgewandelte alte Fabel ein, zu der sie, als diese noch die Quellenfrische der Ursprünglichkeit besaß, dereinst gehörte. Wie früher, so paßten sich auch jetzt der Held und sein Kleinod dem Wandel der Zeiten an. Die Mär vom Lichtgotte und dessen Wahrzeichen, welche eine gigantische Welt sich formte, bewahrte auch dann, als der Mythus — noch in seinem Ursprungslande — ins Heroische übersetzt wurde, seinen großartigen, überirdischen, kosmischen Bezug. In den Zeiten des hochgehenden, vielfach überreizten religiösen Enthusiasmus der Gnosis begann aber dann die Erhabenheit der von jener, wie wir erkannten, zum Gleichnis der Seelenreise umgearbeiteten alten Göttermär zu schwinden. Aus dem aufwärts steigenden Helden wurde in den verzückten Gedankenkreisen mönchischer Grübler irgend ein Geringster unter den Geringen, ein die eigene Schwachheit restlos Niederringender, ein freiwilliger Narr. Dann, nach Jahrhunderten, als die christliche Republik des Mittelalters zusammenbrach, wob ritterliche Romantik um die Fabel und ihr Juwel ein buntes Gespinst von Abenteuern und Märchen. Damit verweltlichte der Stoff. Wohl lebt auch in des reinen Toren Brust etwas von jener leidenschaftlichen Sehnsucht nach dem Schauen des Unerforschlichen und Unbegreiflichen, welche dereinst das religiöse Triebleben der Gnostiker ausfüllte. Der Gralsucher, welcher, allen sichtbar, mit jugendlichem Feuer durch seine Zeit schreitet, findet aber jetzt das Heil jenseits von Staat und Kirche in einem außerkirchlichen Nirgendheim, und dementsprechend ist das heiße Begehren, das ihn treibt, nach dem Anblick eines außerkirchlichen Heiligtums gerichtet, das nur von religiöser Art ist, das nur in der Traumwelt der Dichter seinen Zauber wirkt, von dessen Form und Art keiner von Allen, die uns seine Wunder künden, eine klare Vorstellung hat. Der glaubte, daß es ein Stein sei; jener hielt es für eine Truhe; ein anderer wieder erkannte in ihm eine Schale. Seine Gestalt darf nur der Auserwählte schauen; sein Wesen kann nur der „Vollendete“ ergründen. So wurde mit der Wiederaufnahme des Idols in die Fabel zugleich deren früherer Tiefsinn wesentlich getrübt. Die satten Farben der Unterweltsfahrt des Lichtgottes, welche schon in der gnostischen Perlensuche des ägyptischen Königssohnes matter geworden waren, wurden jetzt mit ganz anderen, freundlichen, lichten Tönen übermalt.

Gerade in dieser entzückenden Unklarheit war die Mär von Parzival, der immer strebend sich bemüht und schließlich den zum Wunschkleinod gewordenen Gral und die Krone im Reiche des Traumes erwirbt, vortrefflich geeignet, dem unstillbaren, noch nicht abgeklärten, ahnungsvollen Bedürfnis der



Seele dieses Jahrhunders, das dem „Neuen Leben" den Weg bereiten sollte, nach Erkenntnis des Unerforschlichen und Unbegreiflichen, nach Befreiung der Menschheit von der Menschheit, nach Wiederherstellung des furchtbar gestörten Einklanges des All ein Gleichnis zu sein. Die Zeitseele, deren Wirklichkeitssinn in den langen staatskirchlichen Kämpfen schlaff geworden war, griff gierig nach diesem Stoff, der ihren ausschweifenden, die Grenzen irdischer Notwendigkeit hinter sich lassenden dichterischen Träumen so reiche Nahrung bot.

Zu der gleichen Zeit, in welcher diese Gralepen entstanden, begann das Volk seinem Erretter-Kaiser, den es in der Vergangenheit suchte und von der Zukunft wiedererwartete, weil es aufgehört hatte, Kämpfer zu sein, aus orientalischen Fäden seinen köstlichen Sagenmantel zu weben. Wie der Dichter den Parzival auf seiner abenteuerlichen Fahrt zur Burg des seligen Friedens, die da außerhalb der Welt, unerreichbar den Blicken der Unberufenen, gesucht wurde, begleitete, so raunte das Volk wenig später vom Rotbart, der da glorreich aus dem Berghause des ewigen Schlafes wieder hervortreten sollte. Parzival und der Rotbart, beide Nachfahren des gleichen Ahnen, des Gottes auf dem Berge des seligen Lebens, erhalten dessen Wahrzeichen. Der Gralheld empfängt es in der Gralburg, dem Abbild des Götterberges; aus dem gleichen kosmischen Palast des Priesterkönigs wird dem deutschen Kaiser der zauberwirkende, Sieg und Herrschaft verleihende Stein gebracht, den er hier am Finger trägt, mit dem er dort seine Krone schmückt. Die Sagen, welche dieses Steines Wunder künden, und Walther von der Vogelweide, welcher — nicht als Einziger — des Kaisers heilige Macht in eine so innige Verbindung mit diesem Kronjuwel brachte, das man — dunkel sich an das Sonnenauge der Gottheit, an das Auge der Alexandersage erinnernd und das lateinische Wort pupillus mißverstehend — den „Waisen" nannte, kennen beide die Urbilder der babylonischen Göttermär und des gnostischen Tiefsinnes nicht mehr, von denen sie unbewußt die Farben nehmen für die Schilderung der Herrlichkeit ihres Helden und seines Wundersteines.

So glaube ich denn, den Jahrhunderten ihr Geheimnis abgetrotzt zu haben, woher sie die Bausteine zur Burg der seligen Wiedergeburt nahmen, und nach welchem Grundriß, und mit welchen Mitteln sie diese zusammenfügten, woher die Kleinode der Gralsage, der Tisch und der Stein, stammen, und wer sie zuvor gehütet hat, welcher Ahnenreihe sich der Held der Fabel des Sanges Kyot-Wolframs rühmen darf. Gewiß! An Kombinationen fehlt es diesen Untersuchungen nicht. Wenn schon die exakten Wissenschaften ohne die Brücken schlagende Phantasie nicht auskommen können, so ist der allzeit rein nüchtern vorgehende Verstandesmensch auf diesem sagengeschichtlichen Gebiete von vornherein verloren. Hier leben die Stoffe oft Jahrhunderte lang im Verborgenen fort; hier mischt sich zu allen Zeiten Verwandtes oder auch Fremdes miteinander; hier gestaltet immer wieder die nie rastende dichterische Erfindungskraft um. Und nun erst die Zeit der Kreuzzüge! Wie muß es gebrodelt haben in den Geistern empfänglicher Kreuzfahrer, als berauschend und verwirrend des Orients Märchenpracht sich ihnen auftat; wie werden sich in deren Erinnerungen später die bunten Bilder vermengt oder verwandelt haben! Und in dem alsbald anhebenden Singen und Sagen der Kreuzzugsromantik sollte Jemand ohne Kombinationen die leitenden Grundtöne feststellen können?



Wir sind aber nun bei der Gralsage in der glücklichen Lage, festzustellen daß unsere notwendig werdenden Kombinationen an einem stark vernieteten Gerüst gesicherter Tatsachen haften.

Mit der diesen Untersuchungen gegenüber stets gebotenen Einschränkung behaupte ich, daß die Grundlinien des Werdeganges unseres Stoffes, sowohl der Szenerie, wie der eigentlichen Fabel, sich von dem beengten Standpunkt des starren, unerbittlichen Gesetzes von Ursache und Wirkung erkennen lassen. Lückenlos vornehmlich ist die Kette der Überlieferung vom kosmischen Tisch. Von dem Altar des Königs Akbar, über den Tisch Peter des Grausamen, über die weltbedeutende Tafel der Gralepen, über den silbernen karolingischen Tisch mit „einer Beschreibung der ganzen Welt", über den Tisch der spanischen Salomon- und Heraklessagen mit den 365 Füßen, über den jüdischen Schaubrottisch zieht sie sich bis zur mensa solis der Alten. Salomon- und Heraklessage aber stellen beide die innigste Verbindung her zwischen der Burg der Unsterblichkeit des Priesterkönigs, dem Gralschloß der Wunder und dem Götterberge des Ostens; denn diese beiden Mären bewahrten die Erinnerungen an das Berghaus der Ewigkeit, in welchem sie das Kleinod des Tisches suchen, jenes Berghaus, in welchem, außerhalb Spaniens, König Arthur, dessen sich drehende Tafel in aller Welt gefeiert wurde, und der deutsche Kaiser ein Traumleben führen. Und wenn es auch diese Zwischenglieder nicht gäbe, wenn wir weiter gar nicht wüßten, daß in ottonischer Zeit diese überaus fruchtbare mythische Vorstellung mit der Chosrosage über Byzanz ins Abendland wanderte — wir brauchten gar keine leibhaftigen Zeugen für unsere Ahnenprobe. Wenn spätmittelalterliche Miniaturen getreue Abbildungen von Zikkurats bringen, wenn ein solcher Sakralturm in den Mären vom Priesterkönig und vom Gral beschrieben wird, wenn das Abendland diese Bauten, die es selbst niemals gesehen, im Paradieseslande sucht und von ihnen fabelt, daß sie sich drehen, so genügt das, um mit vollster Sicherheit das Modell dieser Bilder und Schilderungen festzustellen. Solche siebenstufige, oder wie eine Schraube geformte Türme wurden ja nur ein Mal, zu einer bestimmten vorchristlichen Zeit und nur im babylonischen, iranischen, hellenistischen Kulturkreis und nur dort als sakrale kosmische Symbole des kreisenden Nabelberges der Erde im Eilande ewiger Freuden errichtet. So steht der Bergthron der Herrlichkeit mit gutem Rechte als sicherer Pharos inmitten der verschlungenen Pfade meiner Untersuchungen. Tisch und Berg schließlich vermitteln das Sonnensymbol, dessen Verselbständigung und dessen Bedeutungswechsel wir gleichfalls quellenmäßig verfolgten.

Eine ähnliche kausal zusammenhängende Tatsachenkette bietet auch die Geschichte der Parzivalfabel dar. Wir sahen, wie die den Graldichtungen so innig verwandte Mär von Apollonius eine Fülle alter gnostischer Elemente birgt, die sich so offensichtlich als solche herausstellen, daß wir gar keiner Zwischenglieder für die Behauptung bedürfen, daß deren Vorlage in der Zeit der Gnosis entweder entstanden, oder aber abgewandelt ist; denn, daß Jemand in so späten Zeiten auf den Gedanken gekommen wäre, mit gnostischen Zügen einen Stoff zu verbrämen, ist ausgeschlossen. Führen uns nun aber diese wiederum durchaus kausalen Beziehungen mit voller Sicherheit vom „Parzival", dessen gnostische Übertünchung vornehmlich durch einen Vergleich mit dem „Apollonius" offenbar wird, zu den Mönchen der Wüste, so stellt sich sofort



wieder in der Visionsliteratur der letzteren das Verbindungsglied ein, das die bis zur Gnosis zurückverfolgte Parzivalfabel nunmehr zu ihrem Ursprungslande, dem Lande der zwei Ströme geleitet. —

Doch ich will meinen Beweis nicht wiederholen! Nachdrücklich nur möchte ich, auf diese zweifellos kausal zusammenhängenden Dinge hinweisend, deren Zahl ich unschwer vermehren könnte, betonen, daß ich auf dem festen Boden gesicherter Tatsachen zu stehen glaube, wenn ich behaupte, daß das Mosaik der Parzivalmär so, wie ich es entwickelte, entstanden ist. Mag auch im Einzelnen vielleicht das Bild dieses Werdeganges durch neuere Forschungen noch verschoben werden — die Grundtatsache dürfte meines Erachtens nicht mehr zu erschüttern sein, daß zu der Fabel des Epos Kyot-Wolframs jene Sagen den wesentlichsten Stoff hergaben, welche aus der durch persische Vermittlung aus Babylon gekommenen Wurzel auf dem klassischen hellenistischen Kulturboden aufsproßten und dort mehr oder minder Nahrung erhielten vom Geiste grübelnder, träumender, hoffender Gnosis.

Das Aberglaubenverzeichnis des Antonin von Florenz.

Von Josef Klapper.

Leben und Werke.

Antonius von Florenz, wegen seiner kleinen Gestalt Antoninus genannt, wurde 1389 in Florenz geboren. Er trat in jungen Jahren in das Dominikanerkloster von Fiesole ein, wurde Prior des großen Konvents S. Maria sopra Minerva in Rom, dann des Klosters von Neapel, von Gaeta, Cortona, Siena, Fiesole und endlich seiner Heimatstadt Florenz; im März 1446 vertauschte er unter Cosimo de' Medici auf Befehl des Papstes seine leitende Stelle im Markuskloster mit der erzbischöflichen Würde seiner Vaterstadt. Er starb 1459 und wurde 1523 heilig gesprochen. Von seinen Werken sind die bedeutendsten eine Summa theologica, die im 15. Jahrhundert neunmal, im 16. elfmal und im 18. zweimal gedruckt worden ist, eine Summa historialis und das Werk, dem unser Aberglaubenverzeichnis entnommen ist, die Summula confessorum, auch De eruditione, directione, instructione simplicium confessorum, oder nach dem Anfangsworte Defecerunt genannt. Diese Summula wurde eines der verbreitetsten theologischen Handbücher des ausgehenden Mittelalters; in zahlreichen Handschriften fand sie auch in den deutschen Klöstern Eingang; sie wurde zuerst Mainz 1468 in lateinischer Sprache gedruckt; wir kennen von ihr mehr als zwanzig lateinische und sechs italienische Druckausgaben.

Im schlesischen Osten ist sie in mehreren Frühdrucken und in zwei Handschriften der Staats- und Universitätsbibliothek zu Breslau vertreten.

Die ältere Handschrift I F 264 ist zwischen 1467 und 1471 durch Michael Nibisch pro tunc capellanum in Swebuss geschrieben, der 1497 als Mansionar in Freistadt starb; von dort kam das Buch in das Kollegiatstift zu Glogau; es enthält als ersten Teil die



Summa vitiorum des Wilhelmus Parisiensis, dann von Bl. 252[ra] an unseren Tractatus de instructione sew dictacione simplicium confessorum, editus a domino Anthonio archiepiscopo Florentino. Das Aberglaubenverzeichnis findet sich darin von Bl. 264[vb] an.

Die jüngere zweite Handschrift I F 312[a] aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts bildete früher mit I F 312[b] einen Band unbekannter Herkunft. I F 312[b] enthält von anderer Hand Joannis Merkelini Instructio devotorum sacerdotum und mehrere andere Traktate, die teilweise auf das Baseler Konzil Bezug nehmen. Der Traktat Merkelins ist dem Bischof Heinrich III. von Ermland gewidmet und 1388 entstanden. Unsere Handschrift I F 312[a] trägt den Titel: Antonius Florentinus de instructione simplicium sacerdotum et confessorum; ihr Text ist flüchtiger als der von I F 264; beide Handschriften sind nicht unmittelbar aus derselben Vorlage abgeschrieben.

Der älteste in Breslau vorhandene Druck bildet den ersten Teil der Sammelhandschrift I Q 158[a] = Inc. 1379; er beginnt: Incipiūt Rubrice super Tractatum De instructione seu directione simplicium confessorum. Die Rubriken für die in Betracht kommenden Kapitel heißen hier: De interrogatione circa decem precepta Et primo. De primo precepto scz. Non habeas deos alienos. XIII. Item de prenosticacōne. Quo ad aues. Quo ad ignem. Quo ad aquā. Quo ad terram habes in eodē. c. pretracto. Das Aberglaubenverzeichnis beginnt auf dem handschriftlich foliierten Blatte XLV. Der Druck ist enger mit der Handschrift I F 264 als mit I F 312[a] verwandt.

Der Traktat gliedert sich in drei Teile; der erste handelt von der Gewalt des Beichtvaters und schließt mit einer Abhandlung über den Kirchenbann; der zweite enthält das Fragenverzeichnis, der dritte ist eine Darstellung des Rechtes vom Schadenersatz[1]).

[1]) Literatur: Wetzer und Welte, Kirchenlexikon I (1882) Sp. 983—986. Hurter, Nomenclator literarius, ed. tertia, 1906, tom. II, 958—961. Biographie: Bollandisten Maji I, 311 ff. In neuester Zeit haben sich mit ihm beschäftigt Ilgner, die volkswirtschaftlichen Anschauungen Antonins von Florenz, Theol. Quartalschr. 87. Jahrg.; F. J. Bürck, die Psychologie des hl. Antonius von Florenz, Diss. Bonn 1915.

Text.

[Bl. 264 vb] Sequitur interrogacio confessorio. . . .

Was der Beichtende gefragt werden soll.

[Bl. 265 ra] 1. Si invocavit demones vel invocare fecit per maleficia ad faciendum mala aut fieri faciendo, quod est peccatum magnum et dignum corporali morte.

1. Hast du böse Geister durch Zauberei angerufen oder anrufen lassen, um etwas Böses zu tun oder tun zu lassen? Das ist eine schwere Sünde und verdient Todesstrafe.

2. Si adoravit aliquam creaturam faciendo reverenciam vel oracionem ad eam, ut ad lunam novam vel solem vel stellam aut ad sonum campane, quod peccatum mortale est.

2. Hast du geschaffene Dinge angebetet, indem du dich vor ihnen verneigtest oder zu ihnen Gebete sprachst, etwa zum Neumonde oder zur Sonne oder zu einem Sterne, oder wenn eine Glocke läutete? Das ist eine Todsünde.

3. Si ex constellacionibus vel planetis, sub quibus natus est, aliquid iudicavit determinare de vita et conversacione ipsius.

3. Hast du geglaubt, daß du aus der Stellung der Gestirne oder aus den Planeten deiner Geburtsstunde etwas über dein Lebensschicksal oder deinen Verkehr erforschen könntest?

4. Item si credidit ex visionomia aut ex fato vel constellacione aut complexione hominem cogi ad bonum vel ad malum, quod eciam heresis est.

4. Hast du geglaubt, daß ein Mensch durch den Bau seines Gesichtes, durch die Stellung der Gestirne oder durch den Zustand seines Körpers mit Notwendigkeit zum Guten oder zum Bösen getrieben wird? Das ist ebenfalls Ketzerei.

Sequitur de prenosticacione, primo quoad aves.

Von der Wahrsagerei, zunächst von der Beobachtung der Vögel.

5. Si estimavit aliquod malum futurum propter garritum avium, [Bl. 265 vb] puta quia cantavit gallina vel corvus vel noctua vel que-

5. Hast du geglaubt, daß der Schrei gewisser Vögel Unheil bedeute, etwa wenn ein Huhn krähte oder ein Rabe oder ein Käuzchen

Der lateinische Text folgt der Handschrift I F 264, die in den Lesarten mit A bezeichnet wird. B = I F 312 a. C = Inkunabel.

4. Item] Idem C Visionomia C, visione A, viso nomia B Sequiter fehlt A.

5. futurum nach avium A quia erstes] quod A C quia zweites] quod A omnia fehlt A Quoad ignem nach opinionem A.

cumque alia avis aut eciam cuculus aut huiusmodi, que omnia fatua sunt et vana.

oder sonst ein Vogel, vielleicht der Kuckuck, schrie? Das ist nichts als dummer Aberglaube.

Quoad ignem.

6. Si habuit malam opinionem de igne sibulante credens esse signum, quod morietur aliquis, vel simile, quod fatuum et vanum est.

7. Si negavit dare ignem extra domum in kalendis mensium timens et credens propter hoc malum eventurum in domo.

8. Si truncum ignis factum in nativitate domini servavit et posuit in vinea contra grandines, vel cum illo signavit angulos et hostia domus et huiusmodi.

Vom Feuer.

7. Hast du abergläubische Gedanken gehabt, wenn das *Feuer knisterte*, indem du das für ein Zeichen hieltst, daß jemand sterben werde, oder hast du ähnliches geglaubt? Das ist Aberglaube und Torheit.

7. Hast du dich geweigert, am Monatsersten aus deinem Hause Feuer holen zu lassen, aus Furcht, es könne deswegen deinem Hause ein Unglück widerfahren?

8. Hast du das *Holzscheit* das man am Weihnachtstage anbrennt, aufbewahrt und zum Schutz gegen den Hagel in deinen Weingarten gelegt oder damit die Ecken und Türen deines Hauses eingesegnet oder sonst etwas damit getan?

Quoad aquam.

9. Si fecit vel fieri procuravit aut docuit aliquam incantacionem cum sacramentis vel sacramentalibus ecclesie ut oleo sancto vel aqua baptismali et huiusmodi ad sanitatem vel aliam causam, quod gravissimum est peccatum.

10. Si incantavit cum aqua trium ecclesiarum vel trium foncium.

11. Si pro re aliqua respexit ampullam plenam aqua vel vas vini, quod dicitur sancti Johannis.

Vom Wasser.

9. Hast du einen Zauber geübt oder üben lassen oder gelehrt mit den *Sakramenten* oder den *Sakramentalien* der Kirche, etwa mit dem heiligen *Salböle* oder dem *Taufwasser* oder mit ähnlichen Dingen, in dem Glauben, daß du dadurch die Gesundheit erlangst, oder aus sonst einem Grunde? Das ist eine sehr schwere Sünde.

10. Hast du Zauberei getrieben mit dem *Wasser aus drei Kirchen* oder aus *drei Quellen*?

11. Hast du Wahrsagerei getrieben, indem du in ein *Fläschchen mit Wasser* oder in einen

---

7. negat A. 8. trunctum A winea A cum fehlt B.
9. fieri procuravit C, fieri fecit uel procurauit A, fieri fecit uel fieri procurauit B.
10. aqua fehlt C.

Becher mit Wein, den man den Johanniswein nennt, geschaut hast?

12. Si ex effusione olei vel vini credidit aliquem eventum evenire.

12. Hast du geglaubt, daß es eine bestimmte Vorbedeutung habe, wenn Öl oder Wein vergossen wird?

13. Si prenusticavit ex rumore aquarum currencium, quod fatuum et vanum est.

13. Hast du die Zukunft erforscht aus dem Murmeln des fließenden Wassers? Das ist Aberglaube und Torheit.

14. Si incantavit cum speculo vel pelvi plena aqua.

14. Hast du Zauber mit dem Spiegel oder mit einem Becken voll Wasser getrieben?

15. Si aliquid fecit cum sangwine menstruato, quod est mortale.

15. Hast du mit dem Menstrualblute etwas getan? Das ist eine Todsünde.

16. Si lavit filios cum aqua benedicta, quod similiter mortale est.

16. Hast du deine Kinder mit Weihwasser gewaschen? Das ist gleichfalls eine Todsünde.

17. Si incantavit grandinem, quod eciam est mortale.

17. Hast du den Hagel besprochen? Auch das ist eine Todsünde.

Quoad terram.

18. Si fecit vel fieri fecit aliquam divinacionem ad inveniendum aliqua furta, vel ad sciendum aliquid occultum vel futurum, quod sibi vel alteri contingere debeat, quod mortale est.

Von der Erde.

18. Hast du Zauberei getrieben oder treiben lassen, um einen Dieb zu entdecken oder um etwas Geheimes zu erfahren oder etwas, was dir oder einem andern in der Zukunft zustoßen wird? Das ist eine Todsünde.

19. Si usus est sortibus divinatoriis, ut psalmo vel libro cum filis et huiusmodi pro se vel pro alio vel eciam [Bl. 265va] quocumque modo, quod mortale est; quod tamen, si ex levitate fecit, veniale est.

19. Hast du Loszauber getrieben, etwa mit dem Psalm oder mit einem Buche, mit einem Faden oder in ähnlicher Weise, für dich oder für andere? Das ist eine Todsünde; und nur, wenn es aus Leichtfertigkeit geschah, kann es als läßliche Sünde gelten.

---

14. specule A. 18. contingere posset uel debeat B.

19. diuinatorie A ut] vel A quocumque modo] quoquo modo B, quoquō C Si vsus est wiederholt vor quod tamen A.

20. Si dixisti Paternoster ad fenestram auribus obturatis, ut postmodum per prima verba, que audierit ab extra, interpretetur id quod scire desiderat, quod mortale est.

20. Hast du mit verstopften Ohren gegen das Fenster ein Vaterunser gebetet, um darauf aus den ersten Worten, die du von außen vernimmst, zu erforschen, was du wissen wolltest? Das ist eine Todsünde.

21. Si didicit artem notoriam vel usus est ea ad sciendum aliqua, vel si usus est arte nigromantica, quod mortale est, et si huiusmodi artis libros habet, inducendus est, quod illos comburat; quod si facere rennueret, non esset absolvendus.

21. Hast du die Kunst der Geisterbeschwörung gelernt oder dich ihrer bedient, um etwas zu erfahren? Hast du dich der schwarzen Kunst bedient? Das ist Todsünde. Hast du derartige Zauberbücher, so mußt du sie verbrennen. Willst du das nicht tun, kannst du nicht losgesprochen werden.

22. Si fecit sibi manus inspicere aut alterius inspexit prenosticando de fortuna.

22. Hast du dir in der Hand lesen lassen oder anderen das Schicksal aus der Hand gelesen?

23. Si credidit, quod aliquis haberet malos oculos super pueros vel aliquid malum obviamentum.

23. Hast du geglaubt, daß jemand durch bösen Blick schaden könne, oder hast du an bösen Angang geglaubt?

24. Si in ortu librorum respexit libros fatidicos.

24. Hast du neugeborenen Kindern das Schicksal aus Wahrsagebüchern erforscht?

25. Si credidit aliquid evenire debere vel significari ex sibulacione aurium vel propter tremorem oculi vel propter sternutacionem in exeundo domum.

25. Hast du geglaubt, daß dir etwas Besonderes zustoßen werde oder daß es etwas bedeute, wenn dir die Ohren sausen oder das Auge zuckt oder wenn du beim Ausgange niesen mußt?

26. Si cantavit cum cipho ligneo vel cantare fecit pueros vel puellas, ut audiret, quid pronunciarent.

26. Hast du in einen hölzernen Becher gesungen oder Knaben oder Mädchen singen lassen, um zu hören, was sie dir künden?

27. Si frondes olyve benedicte vel granum frumenti acceptum de presepio posuit super ignem ad prenosticandum de vita vel morte alicuius.

27. Hast du Blätter von geweihten Ölzweigen oder ein Getreidekorn aus einer Krippe auf den Feuerherd gelegt, um zu erforschen, ob jemand mit dem

20. interpretet A quod vor mortale fehlt A.
21. sciendum] faciendum A comburet A B renuerit non est A.
23. habet A uel ad aliquid B. 25. significare A.

Leben davon kommen oder sterben werde?

28. Si observavit sompnia faciens aliquas oraciones ad sanctam Annam vel ad sanctam Helenam vel ad tres reges vel alium quemcumque sanctum aut sanctos volens propter hoc ex hys, que sompniat, de futuris vel occultis divinare, quod mortale est. Alias autem sine tali oracione vel observacione adiuncta nimis fidem sompnys adhibere, etsi non mortale est peccatum, periculosum tamen est huiusmodi insistere, quia sic dyabolus multos decipit.

28. Hast du durch Träume die Zukunft oder verborgene Dinge erforscht, indem du vor dem Einschlafen zur heiligen Anna oder zur heiligen Helena oder zu den heiligen Drei Königen betetest? Das ist eine Todsünde. Wer ohne solche Gebete oder Traumdeutung den Träumen zu sehr Bedeutung beimißt, begeht zwar keine Todsünde; doch ist es immerhin gefährlich, auf Träume zu achten, weil der Teufel dadurch schon viele getäuscht hat.

29. Si estimavit mulieres conversas in cattos vel simeas vel alia animalia et de nocte ambulare ac sugere sangwinem puerorum exire et intrare domum hostys clausis et volare per longa terrarum spacia et huiusmodi, que impossibilia sunt Bl. 265vb] talibus, et ideo falsa.

29. Hast du geglaubt, daß sich Weiber in Katzen oder Affen oder in andere Tiere verwandeln und nachts umherstreifen und den Kindern das Blut aussaugen; daß sie bei verschlossenen Türen aus ihrem Hause kommen oder in das Haus zurückkehren und daß sie durch weite Länderstriche fliegen, oder hast du ähnliches geglaubt, was einem Menschen unmöglich und deshalb Irrglaube ist?

30. Si annotavit vel annotare fecit aliquam bestiam perditam.

30. Hast du ein Tier, das dir verloren ging, öffentlich vorgeladen oder vorladen lassen?

31. Si observavit unam diem plus quam aliam non incipiendo aliquid opus vel non lavando caput, vel si observavit dies egipciacos vel diem, in quo occurrit festum decollacionis beati Johannis Baptiste vel diem Veneris in non incidendo pannos, quod veniale videtur, precipue quando ex simplicitate hoc credidit, quia non audivit contrari-

31. Hast du Tagwählerei getrieben, indem du an bestimmten Tagen eine Arbeit nicht anfangen oder dir das Haupt nicht waschen wolltest? Hast du die Ägyptischen Tage beobachtet oder den Tag, auf den das Fest der Enthauptung des Täufers fällt, oder den Freitag, indem du an diesen Tagen kein Tuch anschneiden wolltest? Das

28. Annam] annū B vel ad alium A sompniaret A, somniāt B est tamen A.
29. sugere] fugere C et vor intrare] ac A per longa tempora terrarum et spacia B sunt falsa A 30 perditam] t're A quia] quod A defendere] de se videre A.

um. Sed si animo obstinato hoc defendere vellet, mortale esset.

ist eine läßliche Sünde, wenn du es aus Einfalt glaubtest, weil dir niemand das Gegenteil lehrte. Wer es aber verstockten Gemütes verteidigen will, begeht eine Todsünde.

32. Si in kalendis mensium noluit aliquid dare aut concedere extra domum putans, quod ex hoc fieret diminucio rerum.

32. Hast du dich geweigert, am Monatsanfange etwas aus dem Hause zu geben oder zu versprechen, in dem Glauben, daß sich sonst deine Habe vermindern würde?

33. Si in kalendis January comedit in lecto ficus cum melle vel fecit sibi portare piscem vivum.

32. Hast du am Neujahrstage im Bett Feigen mit Honig gegessen oder dir einen lebenden Fisch bringen lassen?

34. Si eo die dedit pueris pecuniam vel si ipse ab aliquo recepit, quod dicitur wulgariter »la mancia« vel »offerta« vel »la strina«.

34. Hast du an diesem Tage Kindern Geld gegeben oder selbst von einem anderen angenommen, was man »Handgeld« oder »Gabe« oder »Neujahrsgeschenk« nennt?

35. Si eo die misit vel portavit in domo temporalia aliqua, quia esset prima dies anni, et hoc, ut sic toto anno intrent multa bona, et si noluit intrare sine aliqua re temporali.

35. Hast du an diesem Tage in ein Haus Geschenke gesandt oder getragen, weil es der erste Tag des Jahres sei und du wolltest, daß so das ganze Jahr reiche Güter in dieses Haus kämen? Hast du ohne solche Geschenke dort nicht eintreten mögen?

36. Si eo die fuerit suspectus de primo, quem viderit.

36. Hast du an diesem Tage wohl ängstlich Umschau gehalten, wen du zuerst erblicken würdest?

37. Si in kalendis Marcy signavit ostia domus vel aliam rem posuit in fenestra vel ante domum.

37. Hast du am ersten März die Haustür besegnet oder sonst etwas ins Fenster oder vor das Haus gestellt?

38. Si signavit et posuit ovum natum in die natalis domini vel in die Veneris sancto vel in die ascensionis credens, quod comedens illud non possit occidi igne, vel simile.

38. Hast du ein Ei, das am Weihnachtstage oder am Karfreitage oder am Himmelfahrtstage gelegt wurde, besegnet und jemandem vorgesetzt in dem Glauben, daß der, der es ißt, nicht

33. lectu A. 34. ab aliquo eo die recepit A.
36. vidit A. 38 illud A, igne B, ille C.

durch Feuer ums Leben kommen könne, oder hast du ähnliches geglaubt?

39. Si in die sancti Johannis Baptiste collegit herbas, quasi illo die essent maioris virtutis collecte quam altero, ut cum illis faceret fumigationem contra infirmitates.

39. Hast du am Johannistage Kräuter gesammelt, gleich als ob sie größere Wirkung hätten, wenn sie gerade an jenem Tage gesammelt würden, und hast du dich damit gegen Krankheiten beräuchert?

40. Si in profesto dicti festi transivit super ignem factum de herbis cum incenso, qui dicitur ignis sancti Johannis.

40. Bist du am Johannisabende über das Feuer geschritten, das man aus Kräutern und Weihrauch macht und das man das Johannisfeuer nennt?

41. Si in nocte talis festi fecit vinum, quod dicitur vinum sancti Johannis, [Bl. 266 ra] ad prenosticandum de furtis vel alys secretis.

41. Hast du in der Johannisnacht den Wein bereitet, den man den Johanniswein nennt, um damit Diebe oder sonst unbekannte Dinge zu entdecken?

42. Si mulier dedit suo viro vel eciam alteri aut vir mulieri aliquid ad comedendum, ut eam amaret vel ipsa eum, quod est mortale.

42. Eine Todsünde ist es, wenn ein Weib seinem Manne oder einem anderen, oder auch der Mann seinem Weibe etwas zu essen gibt, um Liebe zu erwecken.

43. Si fecit vel fieri fecit aliquam incantacionem ob sanitatem consequendam. Et quando hoc fit scienter, quia scitur esse prohibitum, tunc est communiter mortale; cum vero fit ex simplicitate putando esse bonas oraciones, videtur, veniale. Sed si nollent in futurum abstinere ab huiusmodi, neganda est eis absolucio, quia ex obstinacione et malicia fit mortale. Et interrogandum est de verbis, quibus utuntur, et de ceremonys et observancys, quas addunt.

43. Hast du gegen Krankheiten Beschwörungsformeln gesprochen oder sprechen lassen? Wer weiß, daß das verboten ist, sündigt tödlich, wer aber aus Einfalt glaubt, es handele sich dabei um gute Gebete, begeht eine läßliche Sünde. Will er sich aber in Zukunft dieser Beschwörungen nicht enthalten, so ist ihm die Lossprechung zu verweigern, weil er dann in seiner Hartnäckigkeit und Böswilligkeit eine schwere Sünde begeht. Man frage hier auch nach dem Wortlaute der Besprechungen und nach den Bräuchen und Handlungen, die dabei verübt werden

39. virtutis quam altero collecte B. 40. profesto] vigilia A factam A
42. ipsa eum B, eum allein C, eam A.
43. ex mera simplicitate A ex malicia et obstinacione A.

44. Si exercuit artem geomancie, quod est mortale.

44. Hast du die Kunst der Geomantie geübt? Das ist Todsünde.

45. Si contra vermes vel febres scripsit in fructu amigdali vel in hostia vel alibi.

45. Hast du gegen die Würmer oder gegen das Fieber auf eine Mandel oder auf eine Hostie oder auf sonst etwas Wörter geschrieben?

46. Si incantavit vel incantari fecit contra dolorem dencium, capitis, yliorum aut superciliorum vel oculorum cum faba et paternoster et huiusmodi.

46. Hast du den Zahnschmerz, den Kopfschmerz, die Schmerzen der Eingeweide, der Stirn oder Augen besprochen oder besprechen lassen mit einer Bohne und dem Vaterunser oder in ähnlicher Weise?

47. Si portavit pureros infirmos ad sambucum vel ad rubum vel alium similem locum causa sanitatis recuperande.

47. Hast du kranke Kinder zum Holunderstrauch oder zum Brombeerbusch oder zu einer ähnlichen Stelle getragen, damit sie wieder gesund werden?

48. Si fecit vel fieri fecit aut usus est litteris vel brevibus, que sunt communiter supersticiose ex verbis vel caracteribus vel carta, in qua fuerit, vel modo imponendi aut portandi, vel tempore aut loco scribendi. Et inventa supersticione eorum imponendum est, ut comburantur, et si nollet, non esset absolvendus, quia sic fieret mortale.

48. Hast du Zettel oder Amuletbriefe angefertigt oder anfertigen lassen? Sie sind gewöhnlich abergläubisch entweder wegen ihrer Worte oder Zeichen oder wegen des Stoffes, aus dem sie bestehen, wegen der Art, wie sie Kranken aufgelegt oder getragen werden, wegen der Zeit oder dem Orte, wo man sie schreibt. Sind sie aber abergläubischer Natur, dann sind sie zu verbrennen. Wer sich weigert, das zu tun, kann nicht losgesprochen werden, denn er begeht eine Todsünde.

49. Si super se portavit cartam scriptam, que dicitur sancti Cypriani, vel cartam non natam vel virgineam vel aliquid aliud simile ob spem sanitatis vel alterius cuiuscumque supersticiosi, quod non esset naturaliter ex arte medicine vel alterius approbatum.

49. Hast du als Amulet einen Brief getragen, den man den Zypriansbrief nennt, oder einen Brief aus ungeborenem Pergament oder Jungfernpergament oder etwas ähnliches, um gesund zu werden, oder aus einem anderen abergläubischen Grunde, der sich

45. fructum A. 46. Si incantavit vel incantari fecit fehlt A.
47. lambucum B uel ad alium A recipiende A.

nicht auf natürliche Weise aus der Arzneikunst oder sonstwie rechtfertigen läßt?

50. Et generaliter, si quamcumque aliam incantacionem, coniuracionem vel maleficium aut quidcumque supersticiosum exercuerit aut eis fidem adhibuit. Hec omnia sunt vana et fatua ac prohibita. Et in quibus omnibus non servatur primum preceptum.

50. Hast du sonst eine Besprechung, eine Beschwörung, einen Zauber oder etwas Abergläubisches ausgeübt oder derartigen Übungen Glauben geschenkt? Das ist alles nutzlos und töricht und verboten. Durch all dies sündigt man gegen das erste Gebot.

Erläuterungen.

Die Aberglaubenverzeichnisse der spätmittelalterlichen theologischen Werke, Summen, Beichttraktate, Synodalstatuten und Predigten sind überaus zahlreich. Für die volkskundliche Forschung aber sind sie größtenteils wertlos. Sie geben eben fast nie Aufschluß über den in einer bestimmten Gegend oder Zeit noch lebendigen Volksglauben und Brauch, sondern teilen mit der scholastischen Theologie die Eigenheit, daß sie beharrlich die Überlieferungen längst vergangener Jahrhunderte zum Ausgange ihrer Darstellungen nehmen und durch Entlehnungen aus den Werken der großen Theologen sämtlicher Völker des Abendlandes, hauptsächlich Frankreichs und Italiens, ein System von volkstümlichen Anschauungen herausarbeiten, das weder die wünschenswerte klare Anschaulichkeit der Einzelzüge aufweist noch Schlüsse auf den wirklichen Zustand der Volksbräuche der Zeit, in der das Werk geschrieben wurde, einwandsfrei zuläßt.

Der Überlieferung des Volksaberglaubens geht es also genau wie den literarischen Wandersagen und den Predigtexempeln. Immer in neue Werke hinübergenommen, erfahren sie willkürliche sprachliche Erweiterungen, und nur spärlich sind die Züge, die aus der unmittelbaren Anschauung der Verfasser in die Darstellung eingeschaltet werden. Anderseits wirken sie wieder infolge ihrer beständigen Wiederkehr in der Predigt oder als Beichtfragen auf das Volk, so daß mancher ursprünglich klassisch-antike Aberglaube erst so an anderen Orten, auch in Deutschland, in Übung kommt; man denke an die Kalendenbräuche am Neujahrstage. Endlich ist es erwiesen, daß sich die antike-klassische Überlieferung der theologischen Werke teilweise mit verwandten Übungen bei anderen europäischen Völkern, auch bei den Deutschen,

---

48. usus] visus C uel ex modo imponendo aut portando aut loco scribendi B aut vor portandi] uel A.



begegnete, die Opfer- und Reinigungsfeuer, der Glaube an den Angang, Weissagungszauber und vieles andere. In solchen Fällen wird, wie leicht erweisbar ist, die klassisch-antike Überlieferung richtungsgebend für die weitere Ausgestaltung des einheimischen Glaubens und Brauches, das Fremde überwuchert das Bodenständige, und so ist es ganz unmöglich, den beiderseitigen Anteil an dem heutigen Bestande restlos zu scheiden.

Augustinus mit seiner umfassenden Gelehrsamkeit und Kenntnis der biblischen wie der antik-heidnischen Überlieferung wird der Ausgangspunkt und Hauptzeuge für fast sämtliche theologischen Werke, die sich mit dem Aberglauben befassen. Aus ihm entlehnt die Causa XXVI des Dekrets Gratians die meisten Angaben und Widerlegungen; was aus Martin von Bracara († 580), Rabanus oder Burchard von Worms († 1025) und aus anderen Quellen im Dekret überliefert wird, ist neben dem Stoff, der Augustinus entnommen ist, recht wenig. Das Dekret wird um 1140 in seiner heutigen Form abgeschlossen. Von nun an beziehen sich die späteren Theologen entweder unmittelbar auf Augustin oder viel häufiger auf Gratian. Im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts schreibt der einflußreiche Pariser Theologe Johannes Beleth sein Rationale divinorum officiorum. Fast gleichzeitig entstehen die gewaltigen Summen des Thomas von Aquin (1225—1274), Benedikts von Massilia (um 1200 bis um 1263), des Spaniers Raimundus de Pennaforti (1175—1275), des Wilhelm von Auvergne (um 1249). Auf Beleth bezieht sich Wilhelmus Durandi (1231—1295). Auf diese Quellen gehen sämtliche deutschen Theologen des 14. und 15. Jahrhunderts zurück, die über abergläubische Bräuche schreiben. Die einflußreichsten unter ihnen sind Nicolaus von Jauer (etwa 1355—1435), Johannes Nider (um 1380 bis um 1438), aus dessen Formicarius das 5. Buch in Sprengers Hexenhammer aufgenommen wurde, Johann Herolt, dessen Sermones de tempore 1418 beendet wurden, Nicolaus von Dinkelsbühl (um 1360—1433). Meist über diese Theologen, in manchen Fällen unmittelbar, führt der Weg aus den vielen Beichtbüchern, die nicht mehr zu der alten Gruppe der Bußbücher und Beichtspiegel gehören, zurück auf das Dekret oder Augustin.

Ehe an eine Verwertung solcher Quellen für die Erforschung einheimischen Volksglaubens gedacht werden kann, muß somit bei jedem einzelnen Werke und bei jeder einzelnen Angabe des Werkes festgestellt werden, ob die benutzte Vorlage rein antike Überlieferung enthielt, ob diese Überlieferung sich vielleicht mit bodenständiger Übung gedeckt und sie umgeformt hat, oder ob ein aus eigener Beobachtung des Verfassers oder eines seiner Vorgänger entstammender Zusatz von selbständigem Werte vorliegt. Und falls auch der gegenwärtige Volksbrauch für die Annahme einer einheimischen Überlieferung sprechen sollte, ist immer noch die Möglichkeit zu beachten, daß ein antiker Brauch durch die kirchliche Vermittlung in die heutige Übung eingedrungen sein kann.

In diesem Sinne ist das Aberglaubenverzeichnis des Antonin von Florenz zu prüfen.

Es ist sicher, daß der Dominikaner Antonin das Dekret und die vorerwähnten Summen, die größtenteils von Angehörigen seines Ordens geschrieben sind, genau gekannt und auch benutzt hat. Die Einteilung folgt einem gelehrten Schema, wenn auch die Fachausdrücke dabei möglichst vermieden worden sind, um den Belehrungszweck für die »einfachen Beichtväter« nicht zu gefährden. Die Fragen handeln von maleficia, divinationes, auguria, pyromantia, hydromantia, geomantia, necromantia, chiromantia, praesagia, divinatio somniorum, transformatio mulierum, observatio temporum, coniuratio morborum, literae et caracteres. Die Abhängigkeit der Ausdrucksweise von dem Dekret Gratians ist an mehreren Stellen unverkennbar. So ist also für die Verwertung der in dem Verzeichnis angeführten Einzelheiten die größte Vorsicht geboten. Und doch enthält das Verzeichnis eine große Zahl von Zusätzen, die aus der Erfahrung des Verfassers stammen und die daher von wesentlicher volkskundlicher Bedeutung sind. Auf sie wird sich in den folgenden Erläuterungen unser Hauptaugenmerk richten. So sollen die Erläuterungen die Entlehnungen aus der gelehrten Literatur feststellen und die neu hinzutretenden Einzelangaben abgrenzen und deuten. Auf entsprechende Erscheinungen in der handschriftlichen schlesischen Überlieferung wird vergleichsweise hingewiesen.

Im folgenden werden aus den Handschriften der Staats- und Universitätsbibliothek zu Breslau wiederholt benutzt:

I F 212, früher im Dom zu Neiße, v J. 1452; enthält von Bl. 224[ra] an einen Tractatus de superstitionibus mit dem Anfange: Tempus putationis advenit. Der Traktat entstand kurz nach dem Konzil von Basel und lehnt sich sehr eng an Nicolaus von Jauers Schrift De superstitionibus an.

I F 224, als Testamentum domini Ulrici de Olm presbyteri zu den Augustiner-Chorherren nach Sagan gekommen; 14. Jhdt., enthält auf Bl. 100[rb] die Dekretstellen gegen die Sternverehrung, Kräuterbeschwörungen und den Glauben an die Dies aegyptiaci.

I F 240, früher liber Vincentii Costan de Sagan, dann Besitz der Augustiner-Chorh. zu Sagan; 15. Jhdt., Summa pro fide catholica contra haereses des Benedictus Massiliensis.

I F 245, von einem Schreiber Ryntfleisch 1387 geschrieben; aus der Bibl. der Zisterz. zu Rauden; von Bl. 124[va] Traktatus de superstitionibus, Anf.: Sed quidam illud proverbium; vgl. I F 627.

I F 249, 2. Hälfte des 15. Jhdts; Nicolaus Dinkelsbühl, Tractatus de X praeceptis; der gleiche Traktat in IV Q 82 Bl. 207[r] v. J. 1465.

I F 250, Herkunft unbekannt, aber schlesisch; Ende des 14. Jhdts; Bl. 1[v] De decem preceptis von den czeen gebotyn; Anf.: Umbe die czen gebot hat got gesworen. Bl. 80[va] Anweisung für Beichtväter, Anf: Ad utilitatem eorum, qui curam gerunt animarum. Der erste Traktat ist teilweise von P. Pietsch gedruckt in Zeitschr. f. d. Phil. 16, 185—196.

I F 256, aus der Bibl. der Zisterz. zu Heinrichau, Ende des 13. Jhdts; Guilelmus Peraldus, Summa de vitiis et virtutibus; Anf.: Dicturi de singulis vicys. Gleicher Text in I F 255 aus dem Kollegiatstift zu Glogau, v. J. 1418 und I F 257, Aug.-Chorh.-Sagan, v. J. 1382.



I F 259, Kollegiatstift zu Glogau, Mitte 14. Jhdt., Bl. 64v Beichttraktat, Anf.: Si dixerimus, quia peccatum non habemus, nos ipsos seducimus.

I F 260, Kollegiatstift zu Glogau, Anf. 15. Jhdt., Bl. 49vb Incipit summula in foro penitenciali; Anf.: In primis debet sacerdos; bezeichnet im Schluß als Excerpt de summa et apparatu magistri Raymundi [de Pennaforti] ordinis fratrum predicatorum.

I F 285, Aug.-Chorh.-Sagan, v. J. 1401; Bl. 5ra Statuta Archiepiscopi Arnosti.

I F 335, Dominikaner zu Breslau, Mitte 15. Jhdt., Bl. 127vb Beichttraktat; Anf.: Penitens per se dicat peccata.

I F 509, Corpus-Christi-Breslau, Anf. 15. Jhdt., Zderaziensis Sermones.

I F 560, Kollegiatstift zu Glogau, v. J. 1426; Geschenk des Dominus Augustinus Ortlip vicarius. Postilla Simonis de Cremona.

I F 627, Aug.-Chorh.-Sagan, Ende 14. Jhdt., Bl. 144ra Apostelpredigt; Anf.: Sed quidam illud proverbium; vgl. I F 245.

I Q 98, aus Wien 1819 der Bibl. geschenkt; v. J. 1451; Erklärung der zehn Gebote; Anf.; Dy czehen gepot gocz.

I Q 267, Dom zu Neiße; Ende 12. Jhdt.; Sermones de tempore; Anf.: cum appropinquasset.

I Q 274, Aug.-Chorh.-Sagan: v. J. 1474, Sermones discipuli des Joh. Herolt; Schreiber frater pancraz de Lawbenitz.

I Q 340, Dominikaner zu Breslau; Sermones, von frater Jacobus hoannis Streller Streller im J. 1914 aus dem Gymnasium Neapolitanum beim gebracht.

I Q 42, Aug.-Chorh.-Sagan, in Grünberg 1470 geschrieben; Bl. 315r Beichttraktat; Anf.: Confiteor deo.

II F 39, Mitte 15. Jhdt., Bl. 132vb Interrogaciones in confessione ad rusticos.

IV Q 156b, Gewiß spiegel des her Merten prediger von Ambergke, geschrieben 1507 von Caspar Regler; Alhie hebt sich an das puchelin der gewiß spigel.

IV Q 175, Aug.-Chorh.-Sagan, Anf. 15. Jhdt.. aus dem Besitz des Conradus de Reichenbach; Bl. 103v De Confessione; Anf.: Fidelis sermo.

Wiederholt benutzte Werke: Deutsche Mythologie v. J. Grimm, 4. Ausg. Germ. Mythologie v. E. H. Meyer, 1891. Die kirchl. Benediktionen im Mittelalter von Adolph Franz, 2 Bde. Freiburg 1909. Der Magister Nikolaus Magni de Jawor, von Ad. Franz, Freiburg i B. 1918. Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volkskunde.

Nr. 2. Mondanbeter.

Elementa colere, lunae aut stellarum cursus in suis operibus christianis observare non licet (Decr. Grat. 26 q. 5 c. 3 nach Martinus Bracarensis c. 72). Non liceat christianis tenere traditiones gentilium et observare vel colere elementa, aut lunae aut stellarum cursus, aut inanem signorum fallaciam pro domo facienda, aut propter segetes vel arbores plantandas vel coniugia socianda. (Decr. Grat.



26 q. 5 c. 3 nach Burchard v. Worms l. 10 c. 3; aus Burchard in D M[4] Bd. III 407 und Bd. I 595).

Item. Si quando vidit lunam nowam, dicit aliquid, et si dicit, quod luna possit aliquid prodesse vel nocere. Tamen ad quedam facit luna secundum suam naturam, ut ad incidendum arbores et quedam alia. (Hs. I F 260 Bl. 49[vb]).

Secundo contra illud preceptum primum et contra alia precepta, que ad hoc primum preceptum reducuntur, de quibus prius supra dictum est, peccant omnes supersticiosi et primo idolatre per idolatriam, quam committunt, quando aliquod creatum credunt divina honorificencia dignum aut aliquid, quod soli deo convenit, alicui creato inesse credunt, ut quando credunt omnipotenciam inesse soli, luna aut alteri creato aut quando credunt quodcumque creatum talis virtutis esse, ut seipso possit dare salutem aut aliud quodcumque. (Nik. Dinkelsbühl, de praeceptis decalogi, Hs. I F 249 Bl. 50[ra]).

Ad idem reduci potest ille stultissimus error, quo quidam, quando primo vident novam lunam, ipsam venerantur, immo adorant dicentes hec aut similia verba: Bis wilkomen feyner man, holdir her, mach mir meynes gutes mer. Et aperta bursa monstrant ei pecuniam aut eam in bursa vibrant et movent credentes per huiusmodi deprecacionem et reverencie exhibicionem ab ea obtinere prosperitatem per istum mensem et augmentum diviciarum. (Ebenda Bl. 54[ra]; andere Gebetsvarianten in diesen Mitt. Bd. XVII Heft 1 S. 40 zu Nr. 24; D M[4] 587 nach Hulderic. Eyben zitiert, der aus Nik. Dinkelsb. entlehnt.)

Hodie plures inveniuntur, qui, cum novilunium vident, flexis genibus deposito caputio et inclinato capite honorant colloquendo et suscipiendo, ymmo eciam plures ieiunant ipso die novilunii. (Herolt, sermo de fide, Nr. 9; ähnlich aus Nic. von Jauer zitiert in D M[4] Bd. III 414; vgl. Franz, Nic. de Jawor, S. 170 f.)

di do peten gegen der sünnen, gegen dem manen, gegen dem gestirn. (Hs. IV Q 156[b] Bl. 30 aus Martin von Amberg).

Für den französischen Mondaberglauben vgl. Liebrecht, Gervasius von Tilbury, Anhg. N. 400; 425; 467. Wohl mit den christlichen Einwanderern gelangte zu den brasilischen Negern das Gebet zum Monde: Deus vos salve lua nova! De quatro coisas me livreis: Aguas correntes, dores de dentes, Fogos ardentes, lingua d'uma gente. Grüß dich Gott, neuer Mond! Schütz mich vor vier Dingen: Vor reißenden Fluten, Zahnschmerz, Feuersbrand und der Zunge einer Person. (Anthropos Bd. III (1908) 904).

Der Glaube an die Abhängigkeit vom Monde in gewissen Lebenslagen, der zur Mondverehrung führte, ist sicher altdeutsch. Vgl. dazu in diesen Mitt. XVII (1) S. 32 Nr. 24 die Schicksalskündung unter Anrufung von Mond oder Sternen. Die gleichen Übungen in romanischem Gebiet, vornehmlich Italien, führten zur Aufnahme der Burchardstelle ins Dekret und damit zu einer Neubelebung der Volksüberlieferung, die jetzt auf kirchlich gelehrtem Wege romanischen Einschlägen zugänglich wurde. Das bei Nik. Dink. überlieferte Mondgebet ist im Hinblick auf



die romanische Überlieferung der brasilischen Neger, die wörtlich den gleichen Eingang zeigt, daher wahrscheinlich nicht altdeutscher Herkunft; vgl. die Variante (Mitt XVII (1) 40 Nr. 24: Bis got wilkomen nawer monde.

Nr. 4. Fatum. Sternenglaube.

Fatum dicitur abusive a for, faris, tamquam si constellacio nativitatis vel concepcionis vel eciam alterius hore precedentis nativitatem vel concepcionem fata sive locuta fuerit nascentis fortunata vel infortunata, presignans eius prospera vel adversa magnis eius eventibus. Non enim dicitur fatum de cottidianis et modicis eventibus. Dedit autem causam huic errori assercio mulierum dicencium se audivisse deas colloquentes de eventibus nascencium et ideo dicunt eos esse fatatos ad bonum vel ad malum. Nomen fate vel fati vel fatacionis abhominabile est apud iudeos et christianos, qui sunt reliquie ac sequele de ydolatria et cultura deorum et dearum, que remansit circa vetulas curiosas sive questuosas volentes ab insipientibus per huiusmodi mendacia aliquid obtinere. Fate vero non sunt nisi demones, si aliquid sunt, qui permittuntur seducere illos, qui talia secuntur. (Benedikt von Massilia; Hs. I F 2:0 Bl. 106 va.)

Item. Si dicit et credit, quod, quando aliquis homo casu moritur in aqua vel aliam mortem preternaturalem, quod sit ei predestinatum, vel dicit aliquis, quod ordinatum erat ei. Hoc enim hereticum est. (Hs. I F 260 Bl. 49 vb; vgl. D M[4] 718 f.)

Über den deutschen Schicksalsglauben D M[4] 335; romanische Überlieferungen nach antiken Grundlagen ebenda Anm. 3; Feenkult 340 ff.

Genethliaci appellati sunt propter natalitiorum considerationes dierum. Geneses enim hominum per duodecim coeli signa describunt, siderumque cursu nascentium mores, actus et eventus praedicere conantur; id est, quis quali signo fuerit natus, aut quem effectum habeat vitae, qui nascitur. Hi sunt, qui vulgo mathematici vocantur, cuius supersticionis genus constellationes Latini vocant, id est, notationes siderum, quomodo se habeant, cum quisque nascitur (Decr. Grat. XXVI q. 5 c. 3 et 4, nach Augustinusstellen [de doctr. christ. II 21 u. 22]

De ydolatria stellarum et luminum notandum est, quod illi, qui sunt huius erroris, dicunt mortales subiectos esse soli et lune et stellis eciam quantum ad sapienciam et ignoranciam et quantum ad mores bonos vel malos et dicunt celestia lumina secundum situs suos seu constellaciones causam esse morum vel bonorum vel malorum in hominibus; diversitates eciam legum, sectarum et morum attribuunt celis et stellis. Quod multis modis patet esse falsum. (Benedikt von Massilia; Hs. I F 240 Bl. 20 rb.)

Quidam considerant tempus nascendi et cursus syderum, sub quibus quis nascatur, ut sunt genetliaci. (Hs. I F 627 Bl. 144 ra.)

Auch die, die do sprechen oder gelauben, das ein mensch wol oder vbel tu nach dem einflusse der planeten, vnder den er geporn ist worden (Martin v. Amberg; Hs. IV Q 156 b Bl. 32 r.)



Über den Glauben an constellationes vgl. D M[4] 602; Verbot nach Nik. v. Jauer ebenda Bd. III 415. Antiker Glaube bei Plinius, Hist. nat. II 6: Sidera, quae affixa diximus mundo, non illa, ut existimat vulgus, singulis attributa nobis et clara divitibus, minora pauperibus, obscura defectis ac pro sorte cuiusque lucentia, annumerata mortalibus, quia nec cum suo quaeque homine orta moriuntur, nec aliquem extingui decidua significant. Die Sterne, welche wir Fixsterne nennen, sind nicht, wie der Pöbel glaubt, einem jeden unter uns Menschen auf die Art zugeordnet, daß die helleren nur den Reichen, die kleineren nur den Armen und die dunkleren nur den Alten und Elenden leuchten, und also einem jeden nach Beschaffenheit seines Schicksals auch gewisse Sterne schienen; denn die Sterne entstehen nicht mit dem Menschen, dem sie zugehören sollen, sein Tod wird auch nicht durch ihr Herabfallen angedeutet.

Der volkstümliche deutsche Feenglaube hat wohl durch die französische Einwirkung nur oberflächliche Umgestaltung erfahren; dagegen liegt die volle sachliche Abhängigkeit des deutschen Sternenglaubens vom Dekret und von der gelehrt-antiken Überlieferung auf der Hand. Über die Beziehungen der altdeutschen Zeit zum Sternenglauben fehlt uns sichere Kenntnis.

Nr. 5. Vogelweissagung.

Augures sunt, qui volatus avium et voces intendunt, aliaque signa rerum vel observationes improvisas occurentes ferunt. Decr. Grat. XXVI q. 5 c. 3 et 4.

Si observavit auguria avium in volatu vel voce vel sternutaciones vel alia inicialia credens illa esse causas vel signa infortunatorum illa die vel mense vel anno. (Bened. v. Massilia; Hs. I F 240 Bl. 289[va].)

Prenosticasti aliqua futura in cantu vel volatu avium? (Hs. I F 250 Bl. 93[ra].)

Quidam per volatum et garritum avium futura prenunciant (Hs. I F 627 Bl. 144[ra].)

Item si observat auguria, ut quando cantat gallina vel gallus, in sero scilicet. Item quando corvus crocitat vel alia avis. (Hs. I F 200 Bl. 49[vb].)

Aliqui enim prenunciare volunt huiusmodi futura ex garritu avium aut volatu aut aliis gestibus earum et dicuntur augures. (Nic. Dinkelsbühl, Hs. I F 249 Bl. 50[vb].)

Als Auguria werden aufgeführt: Vogelflug, Hahnenschrei, Rabenruf, Kuckucksruf, sowie Hundsgebell im Register des Sermo 41 de fide Nr. 5 des Joh. Herolt; Hs. I Q 274.

Angang durch Vogelschrei D M[4] 944; Eligius verbietet dieses Augurium beim Reiseantritt, vgl. D M[4] 945. Kuckucksruf D M[4] 563 ff.; Rabenschrei D M[4] 559; Käuzchen D M[4] Bd. III 327; Hühnerkrähen D M[4] 949 aus klass. lat. Überlieferung.

Die Deutung dieser Rufe als schicksalskündend ist wohl altdeutsch, ebenso wie sie romanisch ist. Wo die Beeinflussung deutschen Glaubens



durch die klassische Überlieferung im Einzelfalle anzunehmen ist, kann nicht entschieden werden; daß sie aber sehr stark in Ansatz gebracht werden muß, zeigt die völlige Abhängigkeit der oben angeführten Stellen von romanischen Vorlagen in sprachlicher Hinsicht.

Auch die Stelle des Antonin von Florenz scheint weniger der Volksüberlieferung unmittelbar entnommen als einer gelehrten Formel zu entstammen, wenn auch die anschauliche Angabe der Vögel (Henne, Rabe, Käuzchen, Kuckuck) nahelegt, daß sie lebendigem Volksglauben entspricht.

Nr. 6. Feuerwahrsagung.

Alii sonitu ignis aut ex figura eius et dicuntur pyromantici. (Nik. Dinkelsbühl, Druck vom J. 1516; fehlt Hs. I F 249 Bl. 51[ra]).

Bei Frater Rudolfus [Mitteilungen XVII (1) 38] Nr. 53: inspiciunt ignes.

Wenn das Feuer auf dem Herde knistert und knallt, gibt es Zank. (Drechsler, Schlesiens volkstüml. Überlieferungen II 2 Nr. 562).

Die wenigen deutschen Angaben über Pyromantie sind wohl sämtlich romanischer Herkunft. Die Angaben Antonins stellen zeitgenösssischen italienischen Glauben dar. Vermutlich ist die Seltenheit der deutschen Überlieferung auf dem Gebiete der Feuerwahrsagung darin begründet, daß das Decr. Grat. nichts darüber enthält und damit die Einwirkung kirchlicher Überlieferung fehlt.

Nr. 7. Feuer verweigern.

Frater Rudolfus; Mitteilungen XVI (1) 30 Nr. 14: Geburtsaberglaube Ignem de domo sua nulli tribuunt.

Refuser du feu à ses voisins depuis Noël jusqu'à la Circoncision de peur de s'exposer à . . . (Liebrecht. Gerv. v. Tilb. französischer Aberglaube Nr. 121.)

Refuser du feu à ses voisins à certains jours de la semaine parce qu'en en donnant on donne son bonheur. (Ebenda Nr. 164.)

Als Kalendenaberglaube scheint die Feuerverweigerung romanisch zu sein; als Schutzmaßregel zu bestimmten Zeiten (gegen böse Geister?) wohl bei allen primitiven Völkern, auch im altdeutschen Brauch.

Nr. 8. Weihnachtsblock.

Die D M[4] 522 zum Jahre 1184 angeführte Stelle: et arborem in nativitate domini ad festivum ignem suum adducendam esse beweist die Sitte für das Münsterland. Schlesische Nachrichten fehlen. Die gleiche Übung am Johannisabende erwähnt nach Nik. v. Jauer Hs. I F 212 Bl. 228[va]:

Item in vigilia Joannis Baptiste quidam tedam recipiunt de igne facto in vigilia eadem portantes eam ad ortum, ne vermes corrumpant vel corrodent olera.

Ähnliche Wirkungen erhofft der französische Aberglaube vom Weihnachtsblock.



Croire qu'une bûche que l'on commenece à mettre au feu la veille de Noël (ce qui fait qu'elle est appelée le tréfoir ou le tison de Noël) et que l'on continue d'y mettre quelque temps tous les jours jusqu'aux Rois, peut garantir d'incendie ou de tonnerre, toute l'année, la maison où elle est gardée sous un lit, ou en quelque autre endroit; . . . enfin qu'elle peut préserver les blés de la rouille en jetant de sa cendre dans les champs. (Liebrecht Gerv. v. Tilb.; französ. Aberglaube Nr. 231).

Mettre dans les jardins un tison de feu que l'on a accoutumé de faire le 1er dimanche de Carême, qui est le jour des Brandons, et s'imaginer que cela fait beaucoup de bien aux jardins et y fait venir de gros oignons. (Ebenda Nr. 149.)

Eine Verchristlichung der altgermanischen Vorstellungen von der Fruchtbarkeitswirkung der Frühlingsfeuer stellen die kirchlichen Bräuche bei der Entzündung des neuen Feuers am Ostersonnabende dar; vgl. dazu Franz, Die kirchlichen Benediktionen I 517 f. — Noch heute bringen die Bauern in der Grafschaft Glatz für diese Zeremonie sauber geschälte Holzklötze, die so aufgeschichtet werden, daß sie die Feuerstelle umgeben. Das neue Feuer schlägt an ihnen empor und brennt sie an. Den brandgeschwärzten Klotz nimmt man heim, schneidet daraus Holzsplitter, die zu Kreuzchen zusammengefügt in die Ecken der Felder gestellt werden in Verbindung mit Weidenkätzchen, die am Palmsonntage geweiht worden sind. Dieser Übung entspricht die Verwendung des Weihnachtsklotzes in der Provence und in der von Antonin von Florenz angeführten Stelle, die italienischen Volksglauben ohne gelehrten Einschlag darstellt.

Nr. 10. Dreiquellenzauber.

Hartliebs Buch aller verboten Kunst cap. 55—57 erwähnt Hydromatie mit Wasser von »drein fließenden prunnen« zu Schatzzauber und Diebsauffindung DM[4] III 428. Das ist natürlich nie in Deutschland Volksaberglaube gewesen, sondern gelehrte Geisterzitierung fremdländischer Herkunft.

Guérir des fièvres en assistant un seul jour de Dimanche à trois eaux bénites en trois différentes paroisses. (Liebrecht, Gerv. v. Tilbury; französ. Abergl. Nr. 258.)

Item habuisti unquam fantasticas opiniones et errores contra fidem et hereticas pravitates ut in infirmitatibus oculorum vel dencium vel capitis dolore, ut est illud: Credidisti forte, quod amiseras septimum pedem, et bibere de quinque fontibus de terra? (Hs. IV Q 175 Bl. 148 r.)

Nr. 11. Becherwahrsagung. Vgl. 12—14.

Lekanomantie. Weissagung aus einem wassergefüllten Becher, in den ein Tropfen Öl fiel, aus den Bewegungen und Formen des Öls, ist aus Keilschriftentexten bereits bekannt; sie kam zu den Persern, Griechen und Römern. Augustinus, de civ. Dei VII 35: Numa . . . hydromantiam facere compulsus est, ut in aqua videret imagines deorum vel potius





ludificationes daemonum, a quibus audiret, quid in sacris constituere atque observare deberet. — Cornelius Agrippa (v. Nettersheim), de occulta phylosophia I 57: Orakel werden bei der Hydromanti gewonnen per impressiones aqueas illarumque fluxus et refluxus, excrescentias et depressiones, tempestates et colores. Von der Lekanomantie, der das Blei- und Wachsgießen verwandt ist, sagt er: hydromantiae species, lecanomantia nuncupata, a pelvi aquae plena, cui imponebantur aureae et argenteae laminae et lapides pretiosi certis imaginibus, nominibus et characteribus inscriptae; ad quam etiam referri potest artificium, per quod plumbo aut cera liquefactis et in aquam proiectis rem, quam scire cupimus, manifestis exprimunt imaginum notis. Vgl. Joh. Hunger, Becherwahrsagung bei den Babyloniern = Leipziger semitische Studien hg. v. Aug. Fischer u. G. Zimmern Bd. I 1905.

Wenn nach Antonin der Johanniswein zur Wahrsagerei verwendet wird, so ist damit lebendige italienische Volksüberlieferung gekennzeichnet. In Deutschland ist die Becherwahrsagerei nie volkstümlich gewesen; das Bleigießen, das DM[4] 937 aus griechischer Überlieferung hergeleitet wird, ist dagegen sehr verbreitet. Vgl. Mitt. XVII (1) 38 Nr. 53.

Nr. 14. Kristallsehen.

Si scit experimentum speculi vel ensis vel unguis, cristalli, pere vel manubrii eburnei vel de invocandis demonum auxiliis super aliquibus herbis vel avibus vel aliis creaturis. (Bened. v. Massilia; Hs. I F 240 Bl. 289 rb.)

Fecisti aliquas incantaciones . . . contra infirmitates oculorum, dencium, capitis, coniuracionibus pro rerum amissione, ut in gladio, speculo, ungwe? (Hs. I F 259 Bl. 69r.)

Contra illud preceptum sunt . . Et similiter quidam christiani, scilicet omnes divinatores sive per augurium sive per sompnium sive per sortes sive per incantaciones sive per inspeccionem speculi, vitri et ungwis. (Hs. I F 560, Postilla Simonis de Cremona † cr. 1390, Bl. 35vb.)

Vel si pro rerum amissione usus fuit experimentis in gladio, speculo, ungwe, psalterii benediccione. (Hs. I Q 175 Bl. 148r.

Alii ex inspeccione speculi aut spate vel ungwis invencione futurorum et alia quedam occulta predicere volunt. (Nik. Dinkelsb., Hs. I 249 Bl. 51ra.)

Item in coniuracionibus coniurando psalterium, gladium, unguem, cristallum. (Hs. I F 335 Bl. 127vb.)

Incantant quidam in ungulis, in cratis, in speculis ferreis (Hs. I Q 340 Bl. 59r.)

In der Breslauer Agende vom Jahre 1499 steht von einer Hand des Jahres 1527 nachgetragen eine Spiegelweiheformel für den Aschermittwoch. (Franz, Benediktionen I 468). Die Formel stammt möglicherweise aus der Krakauer Diözese. Geweihte Spiegel zur Entdeckung von Dieben zu befragen, war kirchlich verboten; zur Heilung von Augenkrankheiten durften sie verwendet werden. Vgl. Franz, ebenda



I 469 und II 492. Das Kristallsehen besteht darin, daß man stetig und fest in einen Kristall, einen Spiegel, ein Glas Wasser oder überhaupt auf eine glänzende reflektierende Fläche blickt, bis subjektive Bilder daselbst erscheinen. Es erscheinen Landschaften, Gesichter, Buchstaben usw., auch dramatische Scenen. Gelingt es nicht, das Spiel der Assoziationen, deren Schöpfung die Visionen sind, zu entdecken, so nehmen die Visionen das Gepräge des Wunderbaren an; vgl. Julius Bessmer: Visionen im Kristalle (Stimmen aus Maria-Lach Bd. 74 (1908). 165 ff.); von Negelein, Bibel, Spiegel und Schatten im Volksglauben, Arch. für Religionswiss. Bd. 5 (1902) S. 1—37.

Auch das Kristallsehen ist auf gelehrtem Wege ins deutsche Volk eingedrungen. Wieweit die Angabe Antonins der italienischen Volksübung entspricht, ist nicht festzustellen.

Nr. 15. Blutzauber.

Ähnliche Fälle des Liebeszaubers in Deutschland im Landgerichtsbezirk Kolmar aus dem Jahre 1885, in Schleswig aus dem Jahre 1888 bei O. v. Hovorka und A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin, Stuttg. 1909 II 622. Die gleiche Überlieferung wie bei Antonin auch bei Frater Rudolfus; Mitteilungen XVII (1) 33 Nr. 29. Es liegt auch in Deutschland uralter Sympathiezauber vor, der auch im Poenitentiale des Rabanus (Migne S. L. CX 490) c. 30 verboten wird.

Nr. 16. Weihwasserbad.

Zauberbräuche mit Weihwasser und Taufwasser sind in Deutschland durch die Übernahme kirchlicher Übungen verbreitete Sitte geworden und haben sich wohl auch hier auf das erste Bad des Kindes bezogen. Das Weihwasser ersetzt das germanische Heilwasser (K. Maurer, über die Wasserweihe des germanischen Heidentums, München 1880, 71 ff.) Der hl. Wilfried von York († 709) badete sich gewohnheitsgemäß in Weihwasser. (Franz, Benediktionen I 94.) Atto von Vercelli († um 961) verbietet solche Bäder (Franz, Benediktionen I 109): In aqua vero sanctificata nullus balneum facere audeat pro aliqua infirmitate vel necessitate.

Nr. 19. Buchorakel.

Quidam furta occulta supersticiose requirunt. Quidam considerant, quid eis aperiendo libro occurrat. (Hs. I F 627 Bl. 144[ra].)

Die in losbuchern werfen vnd die doran gloubin. (Hs. I F 250 Bl. 17[r].)

Et dicuntur sortilegi, ut, cum liber aperitur, ex illo, quod primo occurrit, futura cognosci creduntur. (Hs. I F 249, Nic. Dinkelsb., Bl. 51[ra].)

Joh. Herolt, sermo 41 de fide Nr. 8 verbietet: aus dem Psalm und den Evangelien das Schicksal zu lesen; geschriebene oder ungeschriebene Zettel, Salzhäufchen, Schlägel (festuca), Losstäbchen (taxillus), die auf das Wahrsagebuch geworfen wurden. (Hs. I Q 274.)

6*



Alii sortes, alii psalterio et alijs sortibus utuntur. (Hs. I Q 340 Bl. 59 v.)

Über die Ausführung des seit dem 12. Jahrhundert nachweisbaren Judicium in psalterio vgl. Franz, Benediktionen II 362 ff. In Deutschland üblicher Loszauber DM[4] 928 ff. Die auf kirchlichen Grundvorstellungen sich vollziehende Ausgestaltung der Einzelheiten bei der Vornahme dieser Zauberhandlungen unterscheiden sich landschaftlich gewiß stark, doch ist diese Verschiedenheit kaum in dem Weiterwirken echter alter Überlieferungen begründet. Der von Antonin angegebene Buchzauber ist kirchlich gelehrten Ursprungs, aber volkstümliche Übung geworden.

Nr. 21. Necromantie.

Und die do swarcze Kunst treiben also nigromancia, dy man mit den totin vnd erem gebeyne, is sei mensche adir fie. (Hs. I F 250 Bl. 17 v).

Alii ex quibusdam disposicionibus et habitudinibus corporum mortuorum in coloribus, figuris et membrorum disposicionibus, et dicuntur nigromantici. (Hs. I F 249, Nik. Dinkelsb., Bl. 50 vb.)

De primo precepto decalogi. . Nigromancia fit, quando per mortuorum apparicionem vel locucionem adhibito sanguine vel alio videntur suscitati mortui divinare, ad interrogata respondere. (Hs. I F 274, Joh. Nider, Tract. de lepra morali. Bl. 29 ra.)

Über andere Zeugnisse von der aus romanischen Ländern in Deutschland eingeführten Nigromancie vgl. DM[4] 866. Das Zeugnis des Antonin erweist die Verbreitung der Zauberbücher für Italien, wohin das deutsche Mittelalter auch gern den Ursprung dieser Kunst verlegt; neben Apulien wird aber auch Spanien, also auch ein Sarazenenland, als Ursprungsland genannt.

Nr. 22. Chiromantie.

Quidam in manibus signa iudicant sive in membris, ut sunt ciromantici. (Hs. I F 627 Bl. 144 ra.)

Alii ex lineamentis manus et dicuntur ciromantici. (Hs. I F 249, Nic. Dinkelsb. Bl. 51 ra)

Joh. Herolt im sermo 41 de fide Nr. 21 verbietet Chiromantie, die kündet, ob man schnell sterben wird, oder ob man Glück haben wird. (Hs. I Q 274.)

Die Germanen kannten diese Wahrsageform nicht. Auch in der Uberlieferung des Antonin für Italien scheint sie gelehrte Übung darzustellen.

Nr. 23. Böser Blick.

Et si credit, quod aliquis fascinari possit, ut quidam dicunt, dicentes, quod aliquis habet malum oculum incantandi ad corrigiam vel aliam quamcumque incantacionem, quia est similiter contra fidem, eciam si quis dicat, quod dicit bona verba. (Hs. I F 260 Bl. 49 vb; für incantandi müßte wohl incantantes gelesen werden.)



Der böse Blick ist in der deutschen Überlieferung nicht einwandsfrei belegt. DM[4] 920 f beweist dafür nichts. In klassischer Überlieferung ist er in zahlreichen Fällen erweisbar; mit den kirchlichen Aberglaubenverboten kamen die Hinweise in die deutsche Literatur. Antonins Angabe entspricht italienischem Volksglauben. Vgl. Siegfr. Seligmann, Der Böse Blick und Verwandtes. 2 Bde. Berlin 1910.

Angang.

His adiunguntur milia insanissimarum observationum, si membrum aliquod salierit, si iunctim ambulantibus amicis lepus aut canis aut puer medius intervenerit. Hinc sunt etiam illa, limen calcare, cum ante domum suam transit; redire ad lectum, si quis, dum se calceat, sternutaverit; redire ad domum, si procedens offenderit; cum vestis a soricibus roditur, plus timere suspicionem futuri mali, quam praesens damnum dolere. (Decr. Grat. XXVI q. 2 c. 6 wörtlich aus Augustinus, de doctr. christ. II 20.)

Sicut aliqui, cum vident vestel a soricibus rodi, timent de aliquo infortuito eventu. Ad hoc idem pertinet, quod si homo surgens de lecto ad lectum redeat, quando sternutavit, antequam calciare. Item, cum pro malo accipitur, si duobus amicis simul ambulantibus puer medius incurrerit vel aliud aliquod animal. Estimatur enim, quod eorum amicitia per hoc sit dividenda . . . Similiter est redire domum, si homo statim procedens se offenderit. Et tales multas fatuas observationes ibidem recitat Augustinus. Tale est eciam hys diebus a fatuis inventum, quod, si venatores eundo monachis obviant, pro illo die venacionis diffidunt. (Hs. I F 509 Bl. 36[vb].)

De ydolatria inicialium rerum. Idolatria de inicys et inicialibus rebus credit inicia sive inicialia causas esse vel signa infortunarum illa die vel mense vel anno futurarum, maxime cum in primo anni die, mensis vel septimane vel prima hora talia acciderint, verbi gracia, cum surgit aliquis de lecto suo, si motum surgendi inchoet a parte sinistra, movens eam priorem vel pedem vel calciamentum sinistrum prius quam dextrum, vel vestimentum primo induendum inversum aut non rectum accepit vel induerit vel econverso. De his et consimilibus XXVI q. 2: Illud. Et q. 3 c. 1 et q. ultima: Quis estimaret. (Hs. I F 240, Bened. v. Massilia, Bl. 27[ra].)

Quinto peccant eciam, qui observaciones quasdam casaliter et improvise hominibus evenientes attendunt sive ut causas sive ut signa quedam futurorum eventuum bonorum aut malorum, ut quod male eveniat vianti, si lepus aut ovis per viam sibi currit; at bene, si lupus aut coluber, et quod redire debeat ad lectum, si sternutaverit, dum se calceat, et quod redire debeat ad domum, si procedens se offendit, et quod corosio vestis a muribus futurum significat damnum. . . . Sunt fere innumerabiles huiusmodi observancie, immo, ut dicit autor de fide et legibus [Wilh. v. Paris] ad tantum huiusmodi insania maxime de occursibus casalibus aliquorum animalium processit apud quosdam

gentiles, ut omne illud, quod eis primo unaquaque die occurit, sive porcus, sive canis, sive aliud tale adorant illo die prospero successu. (Hs. I F 249, Nik. Dinkelsb., Bl. 52vb.)

Credidisti prosperum iter te habere, si vidisti corniculam a senestri in destram trans viam volare et cantare? Credidisti te consequi bonum hospicium, si vidisti, quod avis, que muriceps vocatur, volavit ante te trans viam, quam ivisti, tali augurio te magis committens quam deo? (Hs. I F 250 Bl. 80va; aus Burchard v. Worms; vgl. DM[4] Bd. III 408.)

Credidisti, dum transires, si cornix ad dexteram vel sinistram cantaverit, te ex hoc prosperum iter habere, vel si per viam volaverit prospere tibi succedere? (Hs. I F 51 Bl. 222va, Poenitentiale v. J. 1433; Anf. Bl. 217va: Quo autem tempore; aus der Corpus-Christi-Kirche zu Breslau.)

Hostu icht gelobit, das eyn mensch besser begerunge hatte, wen das andern, das eyn pfaffe adir eyn mônch boze begerunge habe vnde eyn wolf gutte adir eyn hase bőse ader des gleich? (Hs. IV Q 38, Beichtfragen, Ende 14. Jhdt., Bl. 8r.)

Hastu glewbit an fogil gesang? . . . hastu glavbit, das eyn mensche bozer gefelle hat wen das ander? das ein pfaffe, eyn monch adir ein haze adir eyn Jude bose gefelle bedewt, Ein wolff, kacze guts vnd des gleychin? (Hs. IV Q 229, Beichtspiegel des Nic. v. Czobten v. J. 1480, Bl. 26r.)

Vel qui credit in occursum lupi, leporis vel hominis vel qui sperat nicia fori vel contractus, quod vulgariter dicitur hantgift. (Hs. I F 627 Bl. 144ra.)

Item de occursu bestiarum, leporum vel luporum. Item de errore, que vocatur anegang vel hantcaufft. (Hs. IV Q 175 Bl. 148v.)

di do gelauben an anganckt vnd an hantgifft der leute vnd an ein begegnen der leute, wolff oder hassen vnd anderley tier. (Hs. IV Q 156b Bl. 30v.)

Fecisti aliquas incantaciones . . . in occursu bestiarum, leporum vel vulpium? (Hs. I F 259 Bl. 69r.)

Item credis in occursum bestiarum sicut leporum vel vulpium? (Hs. I F 335 Bl. 117vb.)

Item si credidit se habiturum malum propter occursum clerici vel scrofe vel leporis. (Hs. II F 39 Bl. 132vb.)

Begegnung eines alten Weibes bedeutet Unglück. Von Priestern oder Mönchen Pferde kaufen bringt Unglück. Links aufstehen, linken Schuh zuerst anziehen bedeutet Unglück. (Hs. I Q 274, Joh. Herolt, Sermo 41 de fide Nr. 21.)

Zum czwelften mal, so man chunftige ding sagt aus hantgift, als so ein munich oder ein priester von erst chaufft oder ein ander gaistlich person, so schol es chain glukch nicht habn. Aber so pueben und püebin von erst chauffen, so schol es in den ganczen tag wol gen. (Hs. I Q 98 Bl. 11v.)

Vgl. die Stellen, die über Vogelweissagung Nr. 5 angeführt sind,



sowie die Stellen zu Nr. 25: Niesen, Ohrensummen, Gliederzucken und zu Nr. 34, Neujahrsgaben. Über Handgift sprechen die folgenden Stellen.

Apponis fidem in hoc, quod est aneganc vel hantgift vel warsagen? (Hs. I F 259 Bl. 69r.)

Vel qui sperat in inicia fori vel contractus, quod dicitur hantgift. (Hs. I F 245 Bl. 125ra, fast wörtlich wie in I F 627 Bl. 144ra.)

Ad hanc fatuitatem reducitur error mercatorum et ceterorum similium, qui in vendicione rerum suarum precium, quod primo recipiunt, credunt fortunatum esse, saltem aliquid et ab aliquo datum. (Hs. I F 249, Nic. Dinkelsb., Bl. 54ra.)

Item credis in hoc, quod dicitur aneganch, hantgifte? (Hs. I F 335 Bl. 127vb.)

Für Frankreich vgl. Adolf Orain, Folk-Lore de l'Ille-et-Vilaine (1898 p. 18): Die Bäuerinnen von Rennes passen genau auf, wer zuerst kauft. Haben ihnen diese Personen einmal Glück gebracht, so warten sie geduldig auf sie und verkaufen lieber ihre Ware nicht, bis jene Personen kommen, denen sie dann zu billigem Preise verkaufen. Bevor sie das Geld in die Tasche stecken, machen sie das Kreuz und sprechen Que le bon Dieu bénisse la main qui m'étrenne!

Als günstige Angänge treten somit in den vorgenannten Auszügen aus Breslauer Handschriften auf:

Wolf, lupus, dreimal; viermal ohne Angabe, ob günstig oder ungünstig, angeführt; vgl. DM⁴ 938 f; als deutscher Glaube erwiesen DM⁴ 943.

Mäusebussard, muriceps, über den Weg fliegend. Die Stelle geht auf Burchard v. Worms zurück; DM⁴ III 408; mhd. Belege DM⁴ 939; 946.

Schlange, coluber; unglückbringend dagegen DM⁴ 949 als antiker Glaube.

Krähe, cornicula, cornix, zweimal; die Bezeichnung cornicula stammt aus Burch. v. Worms; vgl. DM⁴ 946 f; III 408. Glückkündend, wenn sie von links nach rechts fliegt, links oder rechts schreit, oder allgemein über den Weg fliegt.

Katze; vgl. DM⁴ III 324; als unglückskündend dagegen J. Hoops, Reallex. d. germ. Altert. I 7.

Buben, pueben, wenn sie zuerst kaufen.

Hure, püebin, wenn sie zuerst kauft; vgl. DM⁴ 938 femina publica; Deutung DM⁴ 941.

Unglückkündend ist der Angang in folgenden Fällen:

Geistlicher, pfaffe, priester, clericus, fünfmal erwähnt; Begegnung, erster Kauf, Pferdekauf von ihm; vgl. DM⁴ 938 f; Deutung 941 f.

Mönch, fünfmal erwähnt; Begegnung, Jäger trifft ihn auf dem agdgange, erster Kauf, Pferdekauf von ihm; vgl. DM⁴ 938 ff.

Hase, lepus, fünfmal erwähnt, dazu fünfmal ohne nähere Bedeutungsbestimmung: vgl. DM⁴ 938 f; Deutung als germanisch 943; Ausgangspunkt ist wohl nur die Augustinstelle, in der das Dazwischenlaufen des



Hasen (wie jedes anderen Wesens!) zwischen Freunde als Zeichen der Trennung gewertet ist.

Maus, sorices (Spitzmäuse), mures; dreimal erwähnt; vgl. DM^4 949, nagende Mäuse antike Unglückskündung; Ausgangspunkt für die deutsche Überlieferung ist in jedem Falle die Augustinstelle.

Jude, einmal erwähnt; Beleg fehlt bei Grimm.

Schaf, ovis, kommt entgegen; als glückbringend DM^4 938; von rechts kommend glückliche, von links unfreundliche Aufnahme dem Wanderer kündend DM^4 943.

Altes Weib; vgl. DM^4 940, Deutung 941.

Schwein, Sau, porcus, scrofa; einmal ohne nähere Deutung (porcus), einmal unglückkündend (scrofa); als böser Angang DM^4 944.

Knabe, puer, aus der Augustinstelle; läuft zwischen Freunde, was Freundschaftsbruch kündet.

Hund, canis, läuft zwischen Freunde, nach der Augustinstelle; einmal ohne nähere Deutung; böser Angang vgl. DM^4 944.

Fuchs, vulpes, ohne nähere Deutung zweimal als Angangstier genannt: guter Angang DM^4 940; böser Angang J. Hoops, Reallex. d. germ. Altert. I 7.

Käuzchen, noctua, ohne nähere Deutung bei Antonin; vgl. Nr. 5. Böser Angang DM^4 950; III 327 als antiker Glaube.

Rabe, corvus crocitat, ohne nähere Deutung, bei Antonin; vgl. Nr. 5. Als guter Angang aus germanischer Überlieferung DM^4 938, 940; unbestimmt schicksalkündend DM^4 945.

Hahnenschrei, gallus, abends, bei Antonin, vgl. Nr. 5. Als antike Überlieferung DM^4 949.

Kuckucksruf, unbestimmt bei Antonin, vgl. Nr. 5, auch bei Herolt. DM^4 945 Glücksruf von rechts, Unglücksruf von links. Kuckuck als altgermanisches Angangstier bewertet von W. v. Unwerth in Paul und Braunes Beitr. 41, 512.

Henne kräht, cantat gallina, unbestimmt bei Antonin, vgl. Nr. 5. DM^4 949 aus Terenz als antiker Glaube.

Mit dem Angangsglauben verwandt sind die folgenden Vorzeichen:

Links aufstehen, linken Fuß zuerst bewegen, linken Schuh zuerst anziehen, Kleidungsstück verkehrt anziehen; vgl. DM^4 941; scheint allgemein verbreiteter auf Analogie beruhender Glaube zu sein.

Anstoßen mit dem Fuße beim Ausgange; geht auf die Augustinstelle zurück. DM^4 940 belegt es jedoch auch für den nordischen Glauben, wo es kaum Originalglaube sein wird.

Gliederzucken, membrum salit, zweimal ohne nähere Deutung; vgl. einen Fall unter Nr. 25; ist antike Schicksalskündung.

Niesen, sternutare, dreimal als unglückkündend angeführt; geht auf die Augustinstelle zurück; dreimal ohne nähere Deutung; vgl. Nr. 5 und Nr. 25; ist antike Schicksalsdeutung.

Schwelle treten, limen calcare, beim Ausgang; ohne nähere Deutung; scheint gleichfalls ungermanisch, wohl antik zu sein.

Gerstenkorn in Flamme werfen; vgl. Nr. 27. DM⁴ 952 allein aus einer Stelle bei Burchard von Worms; vgl. DM⁴ III 408: mittunt grana hordei loco adhuc calido, et si esalierient grana, periculosum erit, si autem ibi permanserint, bonum erit. Da es bei Antonin für Italien bezeugt ist, wird es wohl nur römischer Glaube sein.

Flamme knistert, ohne nähere Deutung, vgl. Nr. 25; DM⁴ 952 als nordischer Glaube erwiesen; scheint allgemein verbreitete Schicksalskündung zu sein.

Handgift, Angang, inicia fori vel contractus, sechsmal als glück- oder unglückbringend erwähnt; ist auf Analogie beruhender ganz Europa gemeinsamer alter Glaube.

Nr. 25. Niesen, Gliederzucken, Ohrensausen.

Salitores (salisatores) vocati sunt, quia dum eis membrorum quaecumque partes salierint, aliquid sibi exinde prosperum seu triste significari praedicunt. (Decr. Grat. 26 q. 3 et 4).

Alii ex sternitacione aut ex membrorum saltacione aliquid futurum dicere conantur et dicuntur salisatores, dum enim eis membrorum queque pars salierit, aliquid sibi prosperum exinde seu triste seu cari predicunt (Hs, I F 249, Nik. Dinkelsb., Bl. 50 vb.

Item si credit sternutis. (Hs. I F 260 Bl. 49 vb.)

Herolt, sermo 41 de fide Nr. 19 erwähnt: wenn man im linken Ohr ein Geräusch hört, wird man verleumdet, desgleichen, wenn man auf der Zunge eine pustula merkt. (Hs. I Q 274.)

Ce sont des présages de bonne ou de mauvaise fortune, quand on éternue le matin, à midi ou au soir, rarement ou souvent. Liebrecht, Gerv. v. Tilb., französ. Abergl. Nr. 54.)

Quand l'oreille gauche nous tinte, ce sont nos amis qui parlent ou qui se souviennent de nous; et le contraire arrive, lorsque l'oreille droite nous tinte. (Ebenda Nr. 57.) Vgl. DM⁴ 1071.

Das Niesen galt schon in homerischen Zeiten als günstiges Symptom bei schweren Krankheiten; vgl. Hovorka und Kronfeld, a. a. O. II Seite 4. Aus der Zeit des Papstes Gregor d. G. wird in der Legende von der Einführung der Letania und der großen Bittprozession berichtet, daß sich der Beginn der Pesterkrankung durch Gähnen und Niesen bemerkbar machte; daher der Brauch, beim Gähnen das Kreuz auf den Mund zu machen, beim Niesen: Helf Gott! zu rufen; vgl. Hs. I F 662 Bl. 96 va, Anf. d. 15. Jhdts. Die beiden Übungen bestehen noch in Luxemburg; vgl. Edmond de la Fontaine, Luxemburger Sitten und Bräuche, S. 42. Aus dieser christlichen Überlieferung scheint das Niesen die unglückskündende Bedeutung erhalten zu haben.

Nr. 27. Getreidekornorakel.

Prendre douze grains de blé le jour de Noël, donner à chacun le nom d'un des douze mois, les mettre l'un après l'autre sur une pelle de feu un peu chaude, en commençant par celui qui porte le nom de



Janvier, et en continuant de même; et quand il y en a qui sautent sur la pelle, assûrer que le blé sera cher ces mois là, comme au contraire qu'il sera à bon marché, quand il y en a qui ne sautent point sur la pelle. (Liebrecht, Gerv. v. Tilb., franz. Abergl. Nr. 117.)

Vgl. Nr. 23 Angang, Gerstenkorn. Über das bei Antonin erwähnte, ähnliche Orakel mit Blättern des Ölzweiges ist nichts bekannt; es handelt sich dabei sicher um besonderen Volksbrauch Italiens.

Nr. 28. St. Anna. St. Helena. Drei Könige.

St. Anna wird in Geburtsbriefen erwähnt; Gebete zu ihr um schicksalkündende Träume sind in Deutschland nicht nachweisbar; ebensowenig Gebete in gleicher Absicht zu den drei Königen, deren Kult in Deutschland im 12. Jahrhundert bekannter wird und die hauptsächlich in Reisesegen und gegen Fallsucht angerufen werden. Helena kommt in einer Psalterprobe des 12. Jahrhunderts zum Zwecke der Diebsermittlung vor; vgl. Franz, Benediktionen II 363; wie hier liegt es auch im Gebete um einen schicksalkündenden Traum nahe, diejenige Heilige anzurufen, der die Auffindung des hl. Kreuzes zugeschrieben wurde; eine andere Diebesstellung mit Anrufung Helenas enthält der folgende französische Aberglaube:

Découvrir et trouver un voleur en pratiquant ce qui suit: Faire une croix sur un verre de cristal; écrire sous cette croix »sancta Helena«; donner ce verre à tenir à un enfant de dix ans, qui soit chaste et né de légitime mariage; dire derrière lui à genoux trois fois l'oraison de sainte Hélène: Deprecor te Domina sancta Helena, mater Regis Constantini, etc. Amen; et quand l'enfant verra un Ange dans le verre, lui demander qui est le voleur que l'on cherche. (Liebrecht, Gerv. v. Tilb., franz. Abergl. Nr. 479.)

Nr. 29. Hexenritt.

Die von Antonin erwähnte Ausfahrt in Katzen- und Affengestalt ist auch in französischer Volkssage bekannt; die Angaben über die Tätigkeit der Hexen sind von Antonin in Wendungen des Dekrets Gratians XXVI q. 5 c. 7 gehalten, also bis auf die Erwähnung der Tiere gelehrten Inhalts. Über die deutsche und schlesische Überlieferung von den Hexenfahrten vgl. diese Mitteilungen XVII (1) 42 Nr. 42. Dazu die folgenden Nachträge:

Item si rustica credidit se nocturno tempore equitare cum Dyana super cattum vel canem vel caballum vel huiusmodi ad remotas partes et in momento transire flumina vel montana. (Hs. II F 39 Bl. 132[vb].)

Zu den Mitt. S. 44 zitierten beiden ältesten deutschen Erwähnungen von der Brockenfahrt tritt die folgende dritte:

Item credis in brokylzber, an warzayn et similibus? (Hs. I F 335 Bl. 127[vb].)

Nr. 30. Verlorenes Vieh.

Der von Antonin wohl der Volksüberlieferung entnommene Brauch ist unbekannt; die richtige Deutung des lateinischen Wortlautes ist fraglich; vielleicht hängt die folgende Stelle damit zusammen:



Item quedam mulieres supersticiose rustice, dum aliqua vaccarum suarum permanserit in campis per noctem, cultellum, cum quo precuduntur culmi, in fimum vel in suplumare (?) figunt, ut a lupis sit secura, ut non devorant vel lacerant. (Hs. I F 212 Bl. 229ra.)

Nr. 31. Tagwählerei.

Vnde etiam Augustinus ait in lib. Psalmorum in Ps. 30 concione 8 ad versiculum [In manibus tuis sortes]. . . Apostolus [Gal. 4] ait: Dies observatis et menses et tempora et annos. Unde timeo, ne forte sine causa laboraverim in vobis. (Decr. Grat. 26 q. 2 c. 1).

Dies AEgyptiaci et Januarii Calendae non sunt observandae. Item Augustinus: Non observetis dies, qui dicuntur Ægyptiaci aut Calendas Januarii, in quibus cantilenae et commessationes et ad invicem dona donantur, quasi in principio anni, boni fati augurio, aut aliquos menses, aut tempora aut dies aut annos aut lunae solisque cursum. (Decr. Grat. 26 q. 6 c. 16.)

Grave peccatum est dies observare vel menses et annos.

De temporum quoque observationibus scribit Augustinus in Enchiridio 1 c. 79.

Quis aestimaret, quam magnum peccatum sit dies observare et menses et annos et tempora (sicut observant, qui certis diebus, sive mensibus, sive annis volunt aut nolunt aliquid inchoare, eo quod secundum vanas doctrinas hominum fausta vel infausta existiment tempora) nisi huius mali magnitudinem ex timore Apostoli pensaremus? qui talibus ait: Timeo, ne forte sine causa laboraverim in vobis. (Decr. Grat. 26 q. 6 c. 17.)

Unde ipse [Augustinus] ait: Non observabitis dies, qui dicuntur Egyptiaci aut calendas Januarii, in quibus cantilene et commessaciones et ad invicem dona donantur, quasi in principio anni boni fati augurio aut aliquos menses aut tempora, diesve et annos aut lune solisve cursum. (Hs. I F 256, Guil. Peraldus, Bl. 47ra.)

De ydolatria temporis. Idolatriam temporis provexit error maleficorum, qui nominibus dierum et horarum virtutem mirificam attribuerunt, illa maleficorum suorum operibus adhibentes, scribentes nomen diei et hore. Contra quos apostolus Gal. III c: Dies observatis et menses et tempora, vnde timeo, ne forte sine causa laboraverim in uobis. XXVI q. II His ista respondetur; q. III c. 1 et q. VII Non observetis. Quis estimaret.

De hoc genere ydolatrie est illud, quod in parietibus domorum scribitur eciam nomen diei, quo primo audita sunt tonitrua in illa regione, credentes, quod virtute illius scripture tuta sit domus a lesione fulguris.

De hoc genere est eciam omnis error ille, quo creduntur quedam hore fortunate et fauste, quedam infortunate et infauste rebus incipiendis et aggrediendis. (Hs. I F 240, Bened. v. Massilia, Bl. 26rb.)

Si observaverit dies Egypciacos credens eos esse infaustos ad aliquid incipiendum et huiusmodi. . .

Si observavit menses aut tempora aut horas diei aut annos aut



lune aut solis cursum vel etatem; credens dies vel horas vel puncta vel tempora aliqua fortunata vel infortunata ad aliquid faciendum vel incipiendum vel obmittendum, ut pro viagio vel edificio inchoando. (Ebenda Bl. 289rb.)

Servasti dies egiptiacos vel tempora pro minucione vel seminacione vel nove domus edificacione, ita ut in diebus egiptiacis malum sit, si minues vel quod in sexta feria melius sit seminare quam in quinta feria, et cetera talia? (Hs. I F 250 Bl. 93va.)

Quidam observant dies egypciacos et tempora (Hs. I F 245 Bl. 125ra.)

Quidam observant dies egypciacos et qui observant tempora, ut non incipiant opus, laborem vel viam feria secunda vel quacumque alia die, exceptis observancijs naturalibus, quibus utuntur rustici, quando seminare debent vel arbores plantare, vel illi qui provident tempus minucionis, quia illud licite fit. (Hs. I F 627 Bl. 144rb.)

Und die an vorworfene tage ader czeit gloubin, die von den ercztin adir von den natuerlichen meistern nicht gesaczt vnd geschrebin seyn noch keyne natuerliche sache habin, worumme se gut adir bose sint. (Hs. I F 250 Bl. 17v.)

Nota secundum Augustinum: Non observabitis dies, que dicuntur egiptiaci aut kalendas January, in quibus quedam cantilene et commessaciones et ad invicem dona donantur quasi in principio anni boni fati augurio, aut aliquos menses ac tempora diesve et annnos aut lune solisve cursus. (Hs. I F 250 Bl. 94ra.)

Dies egyptiaci, dies infantum innocentum; erste Handlung des Neujahrstages, des ersten Monats oder Wochentages beobachten. Verbot nach Nic. v. Jauer in I F 212 Bl. 233va.)

Item in quo die arripiat iter ad eundum ad aliquem locum. (Hs. I F 260 Bl. 49vb.)

Item si observavit unam diem plus quam aliam ad seminandum vel aliud faciendum. (Hs. I F 260 Bl. 49vb.)

Item non debent servari dies egyptiaci ad minuendum sanguinem vel aliud faciendum. (Hs. I F 260 Bl. 50vb.)

Sexto peccant observatores temporum, ut qui credunt tempora quedam fortunata esse vel infortunata seu fausta seu non fausta rebus aggrediendis vel inchoandis. Credunt, quod si certa hora exeatur ad mercandum vel bellandum aut navigandum prospera evenient, et si alia hora, tunc adversa, acsi victoria belli aut tuta navigacio etcetera huiusmodi sint a virtute temporis et non a deo, quod est aperta idolatria. (Hs. I F 249, Nik. Dinkelsb., Bl. 53rb.)

Ad hanc supersticionem pertinet error ille de diebus Egyptiacis. (Ebenda Bl. 53va.)

Im sermo 41 de fide des Joh. Herolt wird unter Nr. 1 die Tagwählerei und der Glaube an die dies egyptiaci verworfen. (Hs. I Q 274.)

Multi dies egyptiacos, tempora vel momenta observant. (Hs. I Q 340 Bl. 59v)

Was von Tagwählerei in deutscher Überlieferung berichtet wird,

geht fast durchweg zurück auf die Wendungen, in denen das Dekret Gratians diesen Glauben verurteilt. Als einer der unglücklichsten Tage gilt der Tag der unschuldigen Kinder. Vielleicht liegt deutsche echte Überlieferung vor in dem Glauben an den Dienstag als Unglückstag, an dem der Beginn eines Werkes oder der Ausreise verboten ist; in DM[4] 954 gilt der Dienstag gerade als Glückstag für diese Unternehmungen. Der Freitag als Unglückstag (vgl. DM[4] 953) ist wie die Überlieferung bei Antonin gleichfalls vermuten läßt, unter christlichen Vorstellungen zum Unglückstag geworden; ebenso der Johannistag, den Antonin erwähnt, ein Glückstag; vgl. DM[4] 954.

Nr. 32 – 36. Neujahrsglaube- und Brauch.

Die vollständigste Darstellung der Neujahrskalendenbrauche gibt: Fritz Bünger, Geschichte der Neujahrsfeier in der Kirche, Göttingen 1911.

Wie wenig auch in diesen Überlieferungen die Angaben unserer Handschriften eigene Beobachtung des lebendigen Volksbrauchs enthalten, zeigt die entsprechende Stelle des Dekrets Gratians.

Si quis calendas Januarias et brumam ritu paganorum colere, vel aliquid plus novi facere propter novum annum aut mensas cum dapibus vel epulis in domibus praeparare et per vicos et plateas cantiones et choros ducere praesumpsit, quod magna iniquitas est coram Deo, anathema sit. (Decr. Grat. XXVI q. 6 c. 14.)

Die Stelle ist Burchard von Worms entlehnt, führt auf einen Bonifatiusbrief an Papst Zacharias zurück und enthält wohl altdeutsche Volksübung. Auf diese und die bei der Tagwählerei angeführte dem Augustin entlehnte Stelle des Dekrets XXVI q. 6 c. 16 führen fast sämtliche handschriftlichen Verbote des Neujahrsbrauchs zurück.

Si in kalendis Januarii propter annum novum fecit aliquid augurio boni fati dando ad invicem aliqua pro strenis. (Hs. I F 240, Bened. von Massilia, Bl. 289 rb.)

Dedisti vel recepisti aliqua munuscula vel res aliquas in Kalendis Januarii, id est, in principio novi anni, ut per hoc tibi vel aliis aliqua salus vel prosperitas eveniret? (Hs. I F 250 Bl. 53 vb.)

Item si fecit vel fieri sibi fecit strenam, maxime in anno nowo vel procuravit, quod quis faceret pedem in domo. (Hs. I F 260 Bl. 49 va.)

De nouo anno. Nota quod hodie ad inicium noui anni solent homines liberales dare suis caris munuscula pro nouo anno. (Hs. I F 589, Sermones, geschr. v. Conradus Zolto in Heidelberg, Mitte 15. Jhdt. Bl. 24 va.)

Aus Neujahrspredigten stammende Kinderbettelliedchen zum Neujahrstage: Mitt. XII (1910) S. 215.

Was Antonin an Einzelheiten erwähnt, ist Volksüberlieferung seiner Zeit. Daß Feuer am Neujahrstage nicht aus dem Hause gegeben werden darf, ist begründet in der Sorge, daß dann im Jahre das Hausgut verloren gehen könnte. Feigen und Honig essen ist ein Gesundheitszauber. Der lebende Fisch ist ein Symbol der Gesundheit. Neu-



jahrsgeschenke werden den Bekannten ins Haus gebracht. Der Angang spielt an diesem Tage eine besondere Rolle.

Nr. 37—38. Frühjahrsbräuche.

Nach Antonin wird am Märzanfang das Haus durch Segen gereinigt; welche Bräuche er im übrigen meint, ist nicht recht klar. Eiergenuß ist auch durch die kirchliche Weihe der Ostereier im Volke als alter heilkräftiger Brauch in Übung geblieben; daß Eier, die an Weihnachten, am Karfreitage oder an Himmelfahrt gelegt worden sind, besonders heilkräftig sein müssen, ist nicht bloß italienische Überlieferung; solche Eier finden auch in Zauberhandlungen Verwendung; vgl. Franz, Benediktionen I 590 ff.

Nr. 39—41. Johanniszauber.

Quidam homines thurificant se per herbas benedictas et psalmis et se circumdant cultellis et scribunt super limina, crines et ungwes. Vtrum talia sint admittenda? Respondeo: Non, quia sunt supersticiosa. Palmas tamen benedictas in domibus tenere possunt sine peccato. (Hs. I F 285 Bl. 17 rb.)

Item quidam thurificant se cum herbis benedictis et palmis. (Hs. I F 212 Bl. 228 vb.)

Unde in vigilijs eiusdem [Joh. d. Täufer] in quibus[dam] provincijs ossa animalium cremantur, rota tumultuose circumvolvitur, homines arva cum brandis circueunt. Secundum quoddam festum. Primum ex gentibus sumptum est, que quedam alias dracones, qui solebant aerem corrumpere, vel propter alios intemperies aeris ex huius igni[s getilgt] aer depurabatur. Solsticium Christi Christum preit atque Johannem. Faccula ardens defertur, quia lucerna ardens Johannes veram lucem preveniens. In hac nocte solent filie diaboli maleficia et sacrilegia exercere. (Hs. I Q 267 Bl. 146 r.)

Diese sprachlich zwar entstellte, aber inhaltlich klare Stelle ist einer Handschrift des ausgehenden 12. Jahrhunderts entnommen. Sie ist also dem Joh. Beleth (um 1182) gleichaltrig, dem DM[4] 516 eine eng verwandte Darstellung des Volksbrauchs am Johannisabende entlehnt. Bei Beleth fehlt der Gang durch die Felder, wogegen auch von brandae, rota volvitur, lucerna ardens gesprochen wird. Beide Texte gehen auf eine gemeinsame, wohl französische Quelle zurück. Ob die Predigt auf Johann den Täufer, der unser Text angehört, also auch auf deutsche, schlesische Volksbräuche abzielt, ist somit fraglich. Es werden unterschieden: 1. Feuer aus Tierknochen, eine heidnische Überlieferung, um die Luft von giftigen Dünsten der Drachen oder anderen Krankheitsdünsten zu reinigen. 2. Ein Rad wird herumgerollt, das sei ein Festbrauch. 3. Brennende Fackeln werden um die Saaten getragen, was als Erinnerung an die leuchtende Fackel Johannes gedeutet wird, die vor Christus einhergeht. 4. Hexen treiben in der Johannisnacht ihren



gottlosen Zauber. Das Wort solstitium stellt ausdrücklich die Verbindung dieser Bräuche mit der Sonnenwende her.

De ydolatria quatuor elementorum habetur XXVI q. 1 c. 1: Cultores ignis miserunt Abracham in ignem, quia ignem colere detestabatur sicut legitur Gen. XV c. Deus illesum liberavit de Ur Caldeorum . . .

Sciendum autem, quod multe reliquie huius ydolatrie adhuc sunt apud nos. Quod enim misere mulieres faciunt fieri de transiliendis ignibus vel accipiendis de aliquo numero focorum, huius ydolatrie est.

Similiter quod faciunt ex ossibus tempore solsticij, pro quo vulgus hoc facit in nativitate beati Johannis Baptiste. Nec credibile, quod in memoriam combustionis ossium beati Johannis fiat. Que enim veneracio sancti Johannis combustio casu huiusmodi? Nec ipsi, qui faciunt hoc, intendunt, quia a pueris et insipientibus fit hoc tantum.

In multis eciam locis fiunt foci huiusmodi de solis lignis vel sapulis et alicubi vadunt ad loca excelsa gestantes faces accensas.

Similiter foci, qui consverunt fieri in kalendis Januarij et vigilia Epiphanie. (Hs. I F 240, Benedikt von Massilia, Bl. 22 v.)

Hier wird der Bericht Beleths dahin ergänzt, daß nur Kinder und törichte Menschen die Feuer anzünden, die nicht überall aus Knochen, sondern an manchen Orten aus Holz (vel sapulis = scapulis? Schulterblätter? oder von scapus, Schaft, Stamm?) entzündet werden, ferner, daß die Fackelzüge auf Bergkoppen gehen.

Insuper ad observacionem supersticionum pertinent nonnulla, que apud quosdam christianos remanserunt de reliquiis illius idolatrie, qua quidam ignem ut deum colunt, sicut habetur Sapiencie tredecimo, sicut sunt lustraciones per ignem aut candelis accensis transilicionem ignis aut translaciones parvulorum per ignes pro sanacione eorum et multa alia, que insensate fetule consulunt fatuis mulieribus vel pro se vel pro liberis suis de igne transiliendo aut de lustracione per ignes aut de combustione unguium vel crinium aut de aliis modis circa ignes et focos agendi, que omnia et multa alia exhibent igni ad eius veneracionem idolatre, qui ipsum ignem ut deum coluerunt.

Ad hoc eciam pertinere videntur multe supersticiones, que fieri solent circa ignes incensos in vigilia beati Johannis Baptiste, quia fatuis creduntur quasdam virtutes habere, propter quod circa eos fiunt quedam, ut translaciones et transiliciones ac circuiciones et cetera multa vana, que gentiles in reverenciam ignis, quem ut deum coluerunt, facere soliti sunt. (Hs. I F 249, Nik. Dinkelsb., Bl 51 rb.)

Aus der farblosen Darstellung läßt sich entnehmen, daß im 15. Jhdt. durch das Johannisfeuer kranke Kinder getragen werden, daß man über das Feuer springt und es umschreitet.

Item in vigilia Johannis Baptiste quidam tedam recipiunt de igne facto in vigilia eadem portantes eam ad ortum, ne vermes corrumpant vel corrodent olera. (Hs. I F 212 Bl. 228 va.)



Die gleiche Verwendung des Brandholzes beim Weihnachtsblock; vgl. Nr. 8.

Das Johannisfeuer ist in Italien ebenso wie in Frankreich bekannt; vgl. den Beleg aus Orvieto DM[4] 518; daß es aus Weihrauch und Kräutern entzündet wird und wohl ausschließlich zur Lustration dient, erfahren wir aus der Überlieferung Antonins.

Über seine Verbreitung durch fast ganz Europa vgl. DM[4] 519.

Ex premissis omnibus et bene pensatis possunt fideles christiani colligere, quid sentire debeant de potu illo consecrato per certa verba et oraciones, qui dicitur haustus sancti Johannis, cum oraciones ille non sunt ex dei ordinacione nec ex statuto vel ordinacione ecclesie, sed ex humana adinvencione et tradicione et querantur in hoc effectus varii et mirabiles et fiunt eciam varie abusiones. Sicut in quibusdam partibus in missa nupciarum fiunt tales benedicciones vini et bibiciones, ac si essent in taberna. (Hs. I F 212 Bl. 232[rb]; das sei zum Andenken an den hl. Johannes, der den Giftbecher gesegnet habe.)

Benediccio vini in die Johannis (Hs. IV Q 175; 15. Jhdt., Schreiber und Besitzer Conradus de Reichenbach, später in der Bibl. der Aug.-Chorh. zu Sagan; Bl. 195[r].)

Benediccio vini in die Johannis Evangeliste. (Hs. I O 67 v. J. 1509, Agende von Heinrichau, Bl. 54[v].)

Deinde, si vinum adest, incipiat sacerdos et bibat et dat sponso, deinde sponse et circumstantibus. Si non habent: darbeth alle. (Hs. I O 65 Bl. 95[v] Trauzeremonien in einer Agende der Aug.-Chorh. zu Sagan, Mitte des 15. Jhdts.).

In allen diesen Fällen handelt es sich um den Wein, der zu Ehren des hl. Johannes des Evangelisten geweiht ist. Täuferwein ist in Schlesien nicht nachweisbar. Über die Verbindung der Benediktion des Johannisweins mit der Trunkzeremonie der Eheschließung, die für ganz Deutschland nachweisbar ist, vgl. Franz, Benediktionen I 283 f. Über die volkstümliche Verwendung handelt E. H. Meyer, Germ. Mythol. S. 218.

In der Stelle bei Antonin handelt es sich nicht um den Trunk des Evangelistenweines, sondern um seine Verwendung im Becherzauber; vgl. Nr. 11. In Deutschland wurde am Johannistage auch die Minne des Täufers getrunken; vgl. Franz, Benediktionen I 296. Der dazu gebrauchte Wein war nicht kirchlich geweiht; DM[4] III 31.

Nr. 42. Liebeszauber.

Alle ähnlichen, ziemlich zahlreich begegnenden Stellen gehen in ihren sprachlichen Wendungen zurück auf das Poenitentiale des Rabanus, cap. XXV und cap. XXX; Migne, Series latina, tom. CX 490. Ähnlicher schlesischer Sympathiezauber in den Angaben des Frater Rudolfus, Mitteilungen XVII (1) 33 Nr. 28—34. Vgl. dazu den entsprechenden Blutzauber Nr. 15, sowie die uralten ähnlichen Bräuche in J. Hoops, Reallex. d. germ. Altert. I 10.



Nr. 45—46. Krankheitsbesegnung.

Idem [Augustinus] in lib. 2 de doctrina christiana c. 19. 20 et 21 ... Ex quo genere sunt, sed quasi licentiori vanitate, Aruspicum et Augurum libri. Ad hoc genus pertinent omnes ligaturae atque remedia, quae medicorum quoque disciplina condemnat ... (Decr. Grat. 26 q. 2 c. 6).

Ad haec omnia supradicta pertinent ligaturae execrabilium remediorum, quae ars medicorum condemnat, seu in praecantationibus, seu in characteribus, vel in quibusque rebus suspendendis atque ligandis, in quibus omnibus ars daemonum est, et quadam pestifera societate hominum et Angelorum exorta (Decr. Grat. 26 q. 5 c. 14.)

Augustinus: Ad supersticionem pertinent omnes ligature atque remedia, que medicorum disciplinam contempnant. (Hs. I F 256, Guilelmus Peraldus, Bl. 47 rb).

Vel si portavit vel deposuit super homines vel animalia piccaciolas scriptas sive brevia pro infirmitate vel alia causa. (Hs. I F 240, Bened. v. Massilia, Bl. 289 va).

Ad hoc eciam pertinent omnes ligature et remedia, que eciam medicorum disciplina condemnat, siue in verbis, sive in caracteribus, sive in quibusdam rebus suspendendis vel ligandis vel solvendis. (Hs. I F 627 Bl. 144 ra).

Quidam contra febres vel dolorem dencium, capitis vel oculorum in pomo vel in lauribacco, in plumbo, in hostia, sive quod, scribunt: »Lutum fecit ex sputo dominus«; sive »Jhesus autem transiens« et infra evangelium et incidunt cruces infra passionem, que ideo supersticiosa sunt, quia in eis spes habetur, quod in tali hora fiant, et non in alia, acsi alia hora facta non possint habere vigorem, vel quia aliquid vanitatis aut supersticionis circa hec exercetur, quod ad divinam reverenciam non pertinet, et quod dicitur: Quicumque hanc litteram aput se portaverit, hoc accidet vel non accidet sibi. Quidquid talium est, supersticiosum est. (Ebenda Bl. 144 vb).

Illi preterea urgente infirmitate aut necessitate aliqua sortilegos consulunt et divinatores utentes pomis inscriptis aut brevibus, cartulis sive cedulis collo suspensis aut caracteribus aut alijs quibuslibet vanis credulitatibus. (Joh. Gerson, Tract. de articulis fidei, Hs. I Q 152 Bl. 65 v; aus der Bibl. d. Kollegiatst. zu Glogau, Mitte 15. Jhdt.).

Alii scribunt infra Evangelium: »Lutum fecit ex sputo.« Alii: »Jesus transiens per medium illorum ibat.« Alii scribunt contra febres vel dolorem dencium in pomo vel oblata vel plumbo vel lauribacca. (Hs. I F 212 Bl. 229 ra).

Quidam divinaciones exercent per sompnia. Quidam contra febres vel dolorem in pomo vel lauri bacca, in plumbo, in hostia, sive quod, scribunt: »Lutum fecit dominus« sive »Jhesus autem transiens« vel infra evangelium, et incidunt cruces infra passionem, que immo supersticiose sunt. (Hs. I F 245 Bl. 125 ra),

Item: Vtrum admittendum sit, quod quidam scribunt infra evangelium:



»Lutum fecit ex sputo.« Et iterum: »Jhesus autem transiens« [contra] dolorem dencium in poma, in abluta [oblata], in plumbo, in lauribacca? Respondeo, quia supersticiosum est. Item, qui benedicunt equos, qui habent vermes, vel alia peccora, vtrum sint remittendi? Respondeo: Sunt remittendi propter causam immediate premissam et in predicacionibus et in confessionibus sunt bene arguendi. (Hs. I F 285 Bl. 17 va)

Sicut solet fieri per quasdam vocales prolaciones et per scripturam de nominibus ignotis et quasdam ligaturas ad collum, per poma que-[dam] inscripta, per gunphum infixum, aliquocies per cedulam contra dolorem dencium, et sic de aliis multis vanitatibus. (Hs. I F 249, Nik. Dinkelsb., Bl. 51 rb).

Infra scriptos, quos nominabo, prohibeo a communione eukaristie . . . Tercio omnibus incantantoribus et sortilegis et phitonissis et carminatricibus, que carminant oculos, caput et dentes hominum, et eciam, que carminant peccora. Similiter et qui vadunt ad phitonissas et interrogant eas de rebus occulte furatis, et illi, qui pendunt litteras ad collum contra dolorem dencium sew eciam oculorum etc. (Hs. I Q 75 Bl. 214 r).

Quarto eciam peccant, qui tempore necessitatis aut alterius infirmitatis incumbentis vtuntur quibusdam supersticiosis observancijs ad sanitatem aut ad alium effectum huiusmodi corporalem inducendum, et hoc per applicacionem rerum, que huiusmodi effectus ex sui natura causare non possunt. Sic solet fieri per quasdam vocales prolaciones aut per scripturas de nominibus ignotis aut de ignotis caracteribus et per quasdam ligaturas ad collum, per poma quedam inscripta, per gumphum infixum aliquociens in cedulam contra dolorem dencium et de aliis innumeris vanitatibus. (Hs. I F 176; Traktat über die zehn Gebote, vorn unvollständig, 15. Jhdt., Minoritenbibl. zu Breslau, Bl. 452 ra.)

di do schreibent für das fiber, für wetagen der zen, des hauptes, der augen vnd ander gelider der leute oder des vihes auff einen apfel, auff einen lorper, auff pley, auf oblat oder auf ander dinck. (Hs. IV Q 156 b, Martin v. Amberg, Bl. 30 v).

Im sermo 41 de fide des Joh. Herolt, Nr. 13 wird verboten, Briefe bei sich zu tragen gegen Verbrennen, Ertränken, Verwundung, Briefe zu schreiben gegen Zahnschmerz, Augenkrankheit usw. (Hs. I Q 274).

Similiter non admittuntur scripture, que fiunt infra evangelium: »Lutum fecit ex sputo« pro oculis. Item: »Jhesus autem transiens per medium« contra inimicos. Item: »Beatus Petrus sedebat in porta Jerusalem etc.« contra febres. Item: »Homines et iumenta salvabis, domine« contra diversas infirmitates. Item contra dolorem dencium, contra vermes animalium. Item, quidam scribunt in pomum, in hostia, in plumbum, in lauri bacca et similia. (Hs. I Q 172 Bl. 102 r v. J. 1513.)

Amulette und Segen sind die verbreitetsten volkstümlichen Äußerungen des Aberglaubens; sie gehören dem religiösen Brauch auch der Germanen

seit ältester Zeit an. Aber auf keinem Gebiete ist die Abhängigkeit der schriftlichen Quellen, die davon berichten, von einander deutlicher nachweisbar. In den vorangestellten Zeugnissen theologischer Herkunft aus schlesischen Handschriften, die bei weitem nicht erschöpfend sind, läßt sich die eine Gruppe restlos aus den Stellen herleiten, die das Dekret Gratians der augustinischen Überlieferung entnommen hat, während die andere Gruppe mit den Angaben über den Stoff der Amulette, über die Stoffe, auf die der Zauber geschrieben werden soll und die dann zu verschlucken sind, sowie über die aufzuschreibenden Texte für sich wieder eine klar erkennbare Abhängigkeitsfolge darstellen: I F 627 — I F 245 — IV Q 156[b] — I F 212 — I F 285 — I Q 172; und eng verwandt steht daneben der Text des Nikolaus von Dinkelsbühl I F 249 und die Abschrift daraus I F 176. Ähnliche Texte in diesen Mitt. Bd. IX (Heft 18) S. 39. Bei Franz, Benediktionen Bd. II 431 findet sich aus der Heidelberger Handschrift CPL 181 Bl. 140: Sunt, qui scribunt contra febres uel infirmitates hominum seu animalium caracteres super pomo uel hostias, super lauri baccam, super scedulam. Vel scribunt: »Jhesus autem transiens« uel »lutum fecit etc«. Daß diese kirchlichen Verbote sich auf wirkliche Volksübung der gleichen Zeit beziehen, erhellt aus den vielen Rezepten, die gegen Fieber den Genuß von Apfelscheiben, Salbeiblättern und ähnlichem mit entsprechenden Segensaufschriften empfehlen; vgl. in diesen Mitt. Bd. VII (Heft 13) S. 22; Bd. IX (Heft 18) S. 22 f.

Das schwankende Verhalten der kirchlichen Stellen diesen Segen und Amuletten gegenüber hat viel zu ihrer Verbreitung und Erhaltung beigetragen. Thomas von Aquin erklärt sie als erlaubt, wenn darin nichts auf Dämonen Bezügliches gesagt oder geschrieben ist, wenn sie keine unbekannten Namen, keine abergläubischen Charaktere enthalten und bei ihrer Verwendung keine abergläubischen Bräuche vorkommen (Summa 2, 2 q. 96 a. 4.). Die Geistlichen ließen das Volk meist gewähren; die seit Eligius und Gregor von Tours erlassenen Verbote blieben daher wirkungslos. Tatsächlich lassen sich fast sämtliche in den angeführten Verboten enthaltene Bräuche auf kirchliche Benediktionsformeln und Exorzismen zurückführen. Der Ersatz uralter Volksübungen durch kirchliche Übungen, die Umgestaltung des echten Volksbrauchs durch kirchliche Beeinflussung und die Erhaltung des so umgestalteten Brauchs unter kirchlicher Einwirkung tritt nirgends klarer hervor als auf diesem Gebiete des Segen- und Amulettglaubens und läßt Rückschlüsse auf andere Volksübungen zu; gerade der ständige Kampf gegen solche Übungen in Predigt, Beicht und Bußpraxis hat den Blick immer wieder auf diese Übungen hingelenkt, ihnen im Volke ein besonderes Ansehen verschafft und so erhaltend gewirkt, wo er zerstören sollte.

Apfelscheiben scheinen verwendet zu werden im Zusammenhang mit den kirchlichen Apfelweiheformeln, von denen einige bei Franz, Benediktionen I 378 veröffentlicht sind; die eine enthält die Wendung: ut quicunque ex ea sumpserint, incolumes esse valeant; eine andere:



quicumque fideles . . . ex eo gustaverint, sanitatem mentis et corporis . . . percipere mereantur; vgl. auch Franz, Nik. v. Jawor 186, Anm. 3.

Lorbeerblätter lassen sich in kirchlichen Formeln nicht nachweisen.

Blei, bei Nikolaus von Dinkelsbühl als gumphus, Nagel, bezeichnet, der in einen Zettel geschlagen wird, erinnert an den Zauber gegen Zahnschmerz: »contra dolorem dencium gumphos aut alios clavos infixos parieti«, von dem bei Nikolaus von Jawor gesprochen wird; vgl. Franz, Nik. v. J., S. 184. Drei Nägel werden in einem englischen Fieberzauber in einen Lorbeerbaum geschlagen; vgl. Mitt. Bd. VIII (Heft 16) S. 14.

Oblaten oder Hostien wurden häufig verwendet; vgl. Franz, Benediktionen II 430. Gegen die Geschwulst werden sieben kleine Oblaten mit dem Namen der Siebenschläfer verwendet in einem englischen Rezept; vgl. Mitt. Bd. VIII (Heft 16) S. 22. Frevel mit geweihten Hostien im Glückszauber werden im Mittelalter wiederholt erwähnt. Friedrich der Große schreibt am 17. II. 1781 an den designierten Breslauer Weihbischof Rothkirch, daß in der Schweidnitzer und Striegauer Gegend von Bettelmönchen der Hostienkelch mit Zetteln ausgewischt werde, auf denen Bibelverse stehen, und diese Zettel dann den Bauern verkauft werden; vgl. Lehmann, Preußen und die kath. Kirche seit 1640, Bd. V 420.

Lutum fecit dominus ex sputo et linivit oculos ceci nati et abiit et lavit et vidit et credidit deo; die aus Johannes 9, 6. 7. 18 gebildete Stelle ist ein Teil einer kirchlichen Benediktion gegen Augenleiden geworden, die seit dem 12. Jahrhundert nachweisbar ist; vgl. Franz, Benediktionen II 494. Der Volksbrauch übernahm daraus die Anfangsworte.

Jesus autem transiens per medium illorum ibat ist Lucas 4, 30 entlehnt und kommt vor als Reisesegen oder Segen gegen Feinde in der Münchener Handschrift aus dem Jahre 1338 Clm 4350 Bl. 81; vgl. Franz, Benediktionen II 494 Anm. 9.

Petrus sedebat in porta Jerusalem ist der Beginn eines lateinischen Segens gegen Zahnschmerz; seit etwa 1400 ist die Formel als Fiebersegen nachweisbar; vgl. Zeitschr. f. d. Alt. XXVIII 16; Anglia XIX 79; Heinrich, Ein mittelengl. Medizinbuch, S. 102. Vermutlich ist die Stelle verwandt mit den kirchlichen Fieberbenediktionen, in denen die Heilung der Schwiegermutter des hl. Petrus nach Lucas 4, 38—39 erwähnt wird; vgl. Franz, Benediktionen II 479.

Homines et iumenta salvabis, domine, ist ein Responsorium einer Salz- und Wasserbenediktion »ad pecora«; die Stelle ist Psalm 35, 7, 8 entlehnt; vgl. Franz, Benediktionen I 171.

Was Antonin von Florenz von diesen Übungen erwähnt, entspricht italienischem Brauche seiner Zeit; als Stoffe nennt er: Mandelkerne, Hostien und Bohnen. Die besegneten Leiden decken sich mit den in Deutschland genannten: Fieber, Zahnschmerz, Kopfschmerz, Leib-



schmerz, Augenleiden. Die in Nr. 48 von ihm gegebenen Hinweise auf die abergläubische Verwendung der Amulettbriefe decken sich mit den Bestimmungen über ihre Verwendung bei Thomas von Aquin.

Nr. 47. Holunder. Brombeerbusch.

Holunder als Zauberstätte vgl. DM[4] III 465; diese Mitt. Bd. VIII (Heft 16) S. 13 und 78; Bd. XVII S. 35 Nr. 39; Hovorka und Kronfeld II 44 ff; E. H. Meyer, Germ. Myth. S. 85. Der rubus, Brombeere, ist als Strauch der Wildnis zu gleichem Zauber geeignet; die Überlieferung bei Antonin macht den Eindruck echten Volksglaubens seiner Heimat.

Nr. 49. Cypriansgebete.

Die Gebete, die wohl auf den gallischen Centodichter Cyprian, der zwischen 400 bis 500 lebte, zurückführen, erflehen die Rettung vor den Nachstellungen des Teufels und Hilfe vor Sünde, Unglück und Feinden; vgl. Franz, Benediktionen II 394 ff. Die Gebete, die in der kirchlichen Praxis reichliche Verwendung fanden, werden wegen der abergläubischen Begleiterscheinungen als Amulette von Antonin im Sinne des Thomas von Aquin verboten. Im deutschen Aberglauben sind sie nicht nachweisbar.

Volkskundliches aus schlesischen Städtechroniken.

Mitgeteilt von Friedrich Andreae.

Weihnachtsgebräuche. „Seit 200 Jahren hatten die Fleischer in Liegnitz jeder Ratsperson ein Hinterviertel Kalbfleisch und ein Hinterviertel Schöpsenfleisch am Weihnachtsheiligabend durch den Kuttler zugeschickt, die Bäcker einen Striezel im Werte von 12 bis 15 Sgr. Auf Befehl des Präsidenten v. Massow wird das 1745 abgeschafft."

Kraffert: Chronik von Liegnitz III, 202.

Aus einer Oppelner Rechnung von 1671: „Auf Heringe so auf den Vorwerken am heiligen Abend dem Vieh ausgeteilt wurden, bezahlt 2 Gulden" Idzikowski, Gesch. d. Stadt Oppeln 1863. S. 246.

Vgl. dazu: „Auf den Weynacht- Neu-Jahrs- und H. 3 König-Heilig-Abend soll man den Hühnern den Rogen, den Kühen aber die Milch von Heringen zu fressen geben, so geben diese viel Milch und jene legen viel Eyer in diesem Jahre. Gestriegelte Rockenphilosophie 1722 V, cap. 41.

Fastnacht. „Mehrere Gewerbe wie die Bötticher, Schneider, Schuhmacher, Fleischer, Schiffer und Fischer in Oppeln haben während des Fasching ihre Bälle. Am Nachmittag vor dem Ballabend ziehen sie mit Musik unter Vortragung ihres Willkommen über den Marktplatz um das Rathaus und von da auf den Tanzsaal. Nach den Fleischerbällen begeben sich die Fleischergesellen, von denen einer eine Mulde trägt, zu denjenigen Meistern, welche sich an dem Balle beteiligt hatten, und werden mit Stücken Fleisch oder auch mit Geld beschenkt. Das erhaltene Fleisch wird dann am Abend gekocht und bei einem Tänzchen von kürzerer Dauer verspeist."

Idzikowski, Gesch. v. Oppeln 1861 S. 395 f.

Lätare. „1749 wurde das Herumlaufen mit dem „Thot", einem ausgestopften Manne am Sonntag Laetare abgeschafft."

M. Vogt, Illustrierte Chronik von Hirschberg 1876. S. 154.

Maibäume in den Kirchen. „1755 ward auf allerhöchsten Befehl publizieret, daß im Monat Mai in den Kirchen beider Kon-

fessionen kein grüner Baum mehr, wie bisher üblich, gesetzt werden sollte."

Liebich, Chronik von Namslau 1862. S. 173.

Floriansprocession (4. Mai). „Infolge wiederholter großer Brände beschloß der Rat von Wansen (Kr. Ohlau) 1689 alljährlich dem heiligen Florian am 4. Mai ein Fest zu feiern. Man ließ eine große Fahne anfertigen und wallte in Prozession nach Alt-Wansen in die Kirche. Kein Bürger durfte an diesem Tage abwesend sein, keiner Feuer im Hause haben, keiner Tabak rauchen."

Fischer und Stuckart, Zeitgeschichte der Städte Schlesiens, Sehweidn. o. J. II., 127.

Vielleicht haben die häufigen Brände in Wansen mit dem von Drechsler, Sitte, Brauch etc. II, 37 angeführten Spottvers

„Habt ihr nicht Hans von Wansen gekannt,
Der hat sich die Hosen vom Hintern verbrannt" usw. zu tun.

Kirmes. „Die Kirmes wird im September und gewöhnlich 2 bis 3 Tage gefeiert. Der Kuchen spielt hierbei die Hauptrolle und dient zugleich als Einladekarte an auswärtige Freunde und Anverwandte, das Tanzvergnügen darf natürlich dabei nicht fehlen. Auch dem Bauer, d. h. seinem Feldarbeiter, sucht der Bürger seine Erkenntlichkeit dadurch zu beweisen, daß er ihn zu dieser Zeit unter seine Gäste aufnimmt und ihn aufs Beste zu bewirten sucht, wogegen sich der gastfreie Landmann durch Gegeneinladung zu revanchieren bestrebt und seinem städtischen Gast auftischt, was nur seine Vorratskammern zu liefern imstande sind."

Henke, Geschichte von Loslau 1860. S. 167.

Kampfspiele der Jugend in Hirschberg. Pankraz Geier berichtet von einem Fest, „das man in der ersten Woche des Oktobers jährlich zu Hirschberg sieben Tage lang feierte". Welchen Zweck dieses Fest gehabt hat, führt er nicht an. Es läßt sich aber vermuten, daß es ein Dankfest für glückliche Befreiung der Stadt von den Hussiten gewesen sei, die im September 1427 der Stadt hart zusetzten und vielleicht erst gegen Ende dieses Monats die Gegend verließen, daß man sicher ein Dankfest feiern konnte. Das Fest selbst mag aber in den nachmaligen evangelischen Zeiten oder bei anderen Kriegsunruhen in Vergessenheit gekommen sein. Geier sagt von diesem Feste: daß die Erwachsenen ein Kreuz herum getragen (Prozession gehalten), und die Kirche mit Lichtern geschmückt hätten, die Jugend aber hätte sich 3 Tage mit Helm und Schild



bekleidet, sei aus der Stadt, auf das Feld und auf hohe Berge gezogen, habe sich in zwei Haufen geteilt, nämlich in die Eingeborenen und Fremden, die dann aufeinander losgegangen wären und sich, kämpfend unter großem Geschrei, mit ausgerissenen Rasenstücken geworfen hätten. Dieses scheint eine Art von Kriegsübung für die Jugend gewesen zu sein, die in diesen Tagen (wie Geier sagt) keine Schule hatte . . . Daß noch in der Mitte des jetzigen Jahrhunderts die Jugend öfter auf den benachbarten Bergen Soldaten spielte, wie noch vielen Lebenden bekannt ist, hat darauf keine Beziehung. Diese Spiele mochten mehr eine neuere, durch die schlesischen Kriege veranlaßte Belustigung der Jugend sein, als ein Überrest jener Gewohnheit . . . Noch um die Jahre 1760 bis 1770 zogen oft ganze Klassen gegen einander aus . . . Seit jener Zeit aber haben diese lärmenden Belustigungen glücklicherweise ganz aufgehört."

Joh, Dan. Hensel, Histor. topogr. Beschreibung d. Stadt Hirschberg i. Schl. 1797. S. 129—131.

Gallustag (16. Oktober) Hahnenkämpfe. „Seit uralten Zeiten war in Winzig ein eigentümliches Schulfest üblich, das sogenannte Gallusfest. Am Tage St. Galli brachte jeder Schüler einen bekränzten Hahn in die Schule; mit diesen Hähnen zog man in geordnetem Zuge um den Ring unter Absingung eines possierlichen althergebrachten Liedes, dessen Anfang also lautete:

„Gottlob das Gallusfest ist wieder
Gesund erlebt, da Hahn und Hahn
Sich tapfer beißt und schmeißt darnieder
Auf unserem Schul'- und Tugendplan,
Drum hört man schon das Hähnefechten
Mit Kikriki!"

Dieser Hahnenschrei wird nach jedem Verse dreimal und durchdringend wiederholt. In diesem Liedesanfang ist schon angedeutet, was nach dem Umzuge erfolgte, und was jedem echten Englishman Freude und Interesse gewährt hätte. Die lustige Schar begab sich in die Schulstube zurück, und auf einem hergerichteten Kampfplatz und unter Aufsicht der Lehrer, welche die Ordnung aufrecht erhielten, wurden die Hähne je zwei und zwei aufeinander losgelassen, und endlich die Eigentümer der drei tapfersten Hähne zu Galluskönigen proklamiert, mit Krone, Zepter und einem weißen Oberhemde ausstaffiert und feierlich um den Ring geleitet. Wer einen Hahn



mitgebracht hatte, zahlte nur einen Silbergroschen in den Fond, wer keinen mitbrachte, zwei Silbergroschen, und der gesammelte Betrag, unter die Knabenlehrer verteilt, bildete eine Art von Douceur für die durch das Fest und dessen Überwachung ihnen erwachsende Mühe und Unruhe und als Äquivalent dafür, daß die Galluskönige bis zum nächsten Gallusfest Freischule genossen. Die Mädchen hatten an diesem Schulfeste weiter keinen Anteil, als daß sie des Abends bei dem in der Schulstube veranstalteten Kinderball mittanzen durften. Dieses Fest schaffte Bürgermeister Fölkel (1809—15) ab und führte zu einer kleinen Entschädigung den Gebrauch ein, daß jeder Knabe am Tage St. Georgs eine Semmel erhielt. Wiederum waren die armen Mädchen ausgeschlossen und mußten mit trockenem Munde zusehen, wie es den Jungen schmeckte."

Ph. Hanke, Topogr. Chronik der Stadt Winzig 1864. S. 401 f.

Drechsler gibt (Sitte, Brauch etc. I, 64) die Feier des Gallusfestes aus Oels nach Sinapius wieder. Renesse, Führer durch d. Oelser evangel. Kirchen 1914 S. 13 führt die Schrift des M. Johannes Viebingensis (geb. 1589 Habelschwerdt † 1650 Oels) an: De abroganda alectromachia de legitimo modo celebrandi Galli memoriam abusu remota.

Gänsereiten in Winzig. „Als eine hiesiger Gegend eigentümliche Volksbelustigung muß auch das sogenannte Gänse-Reiten Erwähnung finden. Diese Festlichkeit wird, wie auf den umliegenden Dörfern, so auch von den Pferdeknechten der hiesigen Ackerbürger von Zeit zu Zeit in Scene gesetzt[1]). Hierzu sammeln sich die Reiter wohlgeputzt auf festlich mit Blumen, Bändern und bunten Decken geschmückten, aber ungesattelten Rossen. Jeder hält eine Lanze in der Faust, an welcher ein buntes Fähnchen flattert und hat eine Festteilnehmerin eingeladen, welche sich in ihrem besten Staate einfindet. Endlich ordnet sich der Zug. Voran Harlekin und Pierrot von höchst grotesker Toilette und mit der angemaßten Befugnis, freiwillige Gaben einsammeln zu dürfen, welche die Festkosten decken helfen, gelegentlich derbe Witze reißend und Kläppse austeilend. Hinter der nun folgenden schmetternden Feldmusik erscheinen die Reiter paarweise; die Mädchen bilden, zu Fuß und ebenfalls paarweise, den Nachtrab. So werden Stadt und Vorstädte durchzogen, hier und da macht man Halt, bringt ein Ständchen mit Hurrah und

[1]) Nach Drechsler fanden solche Gänsereiten am Fastnachtsmontag während der Kirmes oder am Erntedankfest in Schlesien statt. Vgl. Sitte Brauch etc. I, 61, 161 u. II, 72 f.

nimmt ein Douceur in Empfang. Endlich gelangt der Zug auf den zum eigentlichen Platze ausersehenen Platz, gewöhnlich eine ebene Brache. Dort ist ein Gerüst in der Form eines Portals erbaut und mit Kränzen und Blumen ausstaffiert. Am Querbalken über der Öffnung baumelt eine geschlachtete Gans, an den Füßen aufgehängt, den mit Fett bestrichenen Hals und Kopf nach unten. Das Ganze ist so hoch, daß, wer durchreitet und sich im Sitze hebt, den Kopf der Gans fassen kann, und die Aufgabe ist die, im Trabe oder Galopp durchpassierend, die Gans herabzureißen, was indessen seine besonderen Schwierigkeiten haben soll, die nur demjenigen klar werden, der es versucht hat. Es ist schon dafür gesorgt, daß die ländliche Ritterschaft ihre Tour mehr als einmal machen muß, bevor der Preis einem zuteil wird, welcher dann den König des Festes abgibt und feierlich in den Teppichkretscham eingeführt wird, woselbst Tanz und Trunk den Tag beschließen. Daß während des Turniers die beiden Hanswürste ihr Wesen treiben, versteht sich von selbst."

Ph. Hanke, Topogr. Chronik d. Stadt Winzig 1864. S. 412 f.

Hochzeits- und Totengebräuche. „Daß die jungen Männer auf den Dörfern sich bei der Wahl der Braut weniger durch persönliche Eigenschaften, als durch die Vermögens-Verhältnisse bestimmen lassen, ist nicht bloß eine Eigentümlichkeit der Rybniker. Ebenso ist die Sitte, zur Hochzeit durch berittene Hochzeitsbitter einzuladen, die, ohne vom Pferde zu steigen, an den Fenstern oder im Hausflur ihre auswendig gelernten Sprüchel hersagen, wohl durch ganz Oberschlesien gebräuchlich. Mehr lokal erscheint es mir, daß die Eingeladenen keine Brautgeschenke, sondern dafür Brod, Butter, Käse und Ähnliches schicken, wovon oft die jungen Eheleute noch lange nach der Hochzeit sich nähren. Trifft der Tag der unschuldigen Kindlein (28. Dezember) auf einen Dienstag, so wird das ganze Jahr hindurch an keinem Dienstag eine Hochzeit gefeiert, obgleich dieser sonst immer dazu gewählt wird. Die Leute glauben nämlich, daß eine an einem solchen Tage geschlossene Ehe mit zu zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet sein würde und wählen daher in einem solchen Jahre immer den Montag oder Mittwoch.

Auffallender sind die Gebräuche bei Todesfällen. Stirbt der Hausherr oder die Hausfrau, so begibt sich sofort jemand in die Viehställe und meldet dem Vieh den Tod derselben an. Darauf geht er an die Bienenstöcke und klopft an dieselben und kündigt auch diesen den Unglücksfall an. Unterläßt mans, dann gehen in dem



Jahr Vieh und Bienen ein. — Solange dann die Leiche im Hause liegt, darf die Familie sich an keiner schweren Feldarbeit beteiligen, weil sonst binnen Jahr und Tag wieder jemand aus der Familie eine Leiche wird. — Ist die Leiche beim Anziehen des Totenkleides so steif, daß sich das schwer bewerkstelligen läßt, so wird derselben mit Nennung des Namens ins Ohr gerufen: „Wir gehen in die Kirche!“ und die Steifheit verschwindet. — Bringt man die Leiche endlich auf den Wagen, dann muß sie mit den Füßen voran aus dem Hause getragen und mit dem Sarg dreimal auf die Schwelle der Haustüre geklopft werden, damit der Gestorbene vom Hause Abschied nehme und die Zurückgebliebenen später nicht beunruhige. — Der Wagen auf dem die Leiche gefahren ward, muß nach der Rückkehr zu Hause dann umgestürzt werden.“

Idzikowski, Gesch. d. Stadt u. ehemal. Herrschaft Rybnik 1860. S. 180 f.

Zur Geschichte des Ringes. „Ein Aktenstück aus der Sammlung im Ober-Appellationsgericht zu Oppeln vom Jahre 1717, 25. März schildert eine eigentümliche Sitte. Nach diesem war es an den meisten Orten Oberschlesiens unter dem Adel Brauch, daß wenn einer eines ledigen Standes zu einer Dame gleichen Standes kam, er einen Ring zum glücklichen Wiedersehen zu begehren pflegte und auch seinerseits übergab. Die Versagung desselben galt für unhöflich, da die Ringe restituiert zu werden pflegten und keine Verbindlichkeit daraus entstand.“

Idzikowski, Gesch. d. Stadt Oppeln 1863. S. 246 f.

Seelen- und Wetterglocken. „Die St. Annenkirche in Hirschberg erhielt bei ihrer Einweihung 1716 eine kleine Glocke auf das kleine Türmchen, welche die Seelenglocke heißt und auf Verlangen geläutet wird, wenn ein Sterbender in den letzten Zügen liegt.“

Joh. Dan. Hensel, Histor. topogr. Beschreibung der Stadt Hirschberg 1797. S. 116.

„1794 fuhr der Blitzstrahl durch das einzig offene Glockenfenster in den Turm der Stadtkirche . . . Das Unglück wäre wohl nicht geschehen, wenn die unzweckmäßige Gewohnheit, die Wetterglocke zu läuten, nicht die Veranlassung dazu gegeben hätte . . . Von nun an durfte keine Glocke beim herannahenden Gewitter mehr gezogen werden.“

M. Vogt, Illustr. Chronik d. Stadt Hirschberg 1876. S. 204.

„1788 verbot man das Gewitterläuten, das schädlich und nur ein



Aberglaube sei. Die Gemeinden empfanden dies Verbot z. T. recht schmerzlich und entzogen in ihrem Unwillen dem Schulmeister oder Glöckner die Wettergarben und Wetterbrote, was die Regierung nachmals als unzulässig erklärte."

K. Raebiger, Gesch. d. Stadt u. d. evangel. Kirchengemeinde in Herrnstadt Kr. Guhrau 1908. S. 96.

Über Wettergarben vgl. Drechsler, Sitte, Brauch etc. II, 137.

„Kurz vor seinem Tode 1650 hatte der Majoratsstifter Georg v. Oppersdorf „Zur Ehre Gottes, zur Zierde, zum Trost und zur Andacht der Stadt, zur Abwendung des bösen Wetters, so über die Stadt kömmt, vornehmlich aber für die Leute, so in Todesnöten und letzten Züge liegen, damit ihnen Gott, der Allmächtige in ihrer letzten Stunde Gnade verleihen wolle, damit sie selig und wohl bereit aus dieser Welt abgehen", eine schöne, große 78 Zentner schwere Glocke anfertigen lassen. Nach der im Stadtarchiv befindlichen Urkunde vom 24. Juli sind sieben Personen anzustellen, welche die Glocke ziehen und läuten und wofür ihnen zu ewigen Zeiten jährlich 21 Scheffel Korn, 6 Scheffel Gerste und 5 Scheffel Heiden von der Majoratsherrschaft gewährt werden sollen. „Zu ewigen Zeiten soll mit der Majoratsglocke alle Tage früh um 8 Uhr ein Puls von 10 oder 12 Schlägen für diejenigen, so in Todesnöten liegen, desgleichen wenn ein Leichenbegängnis vom Schloß stattfindet und bei jedem Gewitter, gleichviel ob es bei Tage oder bei Nacht kömmt, usw. geläutet werden."

Schnurpfeil, Geschichte von Oberglau 1860. S. 168 f.

Seelenbad. „Unter den Hirschberger Zünften hat besonders die Kürschnerzunft eine eigene Stiftung zu verwalten, welche eine gewisse Christina Beata Herzogin in uralten nicht genau bekannten Zeiten gestiftet und diesem Mittel zu verwalten übergeben hat. Es wird nämlich alle Jahre am 2. November, am Fest aller Seelen, von 9—12 Uhr in der Stadt-Badstube jedem sich einfindenden Armen unentgeldlich geschröpft und zur Ader gelassen, ein Trunk Bier und eine Schnitte gebähtes Brod gereicht, so wie an eben diesem Tage jedem Armen ein kleines Brodchen in der nördlichen Halle der katholischen Kirche und bei den Kirchenältesten im Hause ausgeteilt: daher man jene Operationen das Seelenbad (weil in alten Zeiten vielleicht auch gebadet wurde) und die ausgeteilten Brodchen Seelenbrodchen zu nennen pflegt."



Joh. Dan. Hensel, Histor. topogr. Beschreibung d. Stadt Hirschberg 1797. S. 716 f.

„Wenn nämlich", sagt ein früherer Bericht, „jemand gestorben, der ziemlichen Vermögens gewesen, haben die nächsten Anverwandten ein Bad eingerichtet in einem Hospital. Nach dem Bade haben sie den alten oder armen Leuten darin eine Mahlzeit gegeben und wer weiß was für Alfanzereien dabei getrieben. Dies ist noch im Anfang des Luthertumes geschehen in St. Jürgens Hospital. Götze, Gesch. d. Stadt Stendal 1873 S. 293. Ähnlich bei Pohlmann, Histor. Wanderungen durch Tangermünde 1846 S. 125: „Nach dem Tode reicher Privatpersonen pflegten ihre hinterlassenen Erben, um mit den Sünden ihrer Vorfahren zugleich ihre eigenen Sünden abzuwaschen, ein Seelenbad zu nehmen oder auch sie für andere, besonders Arme zu veranstalten." — Nikel Ruprecht hatte 1474 den Lorenz von Bandow erschlagen. Er soll dafür unter andern ein „Selbad" auf dem Sande machen und dazu ein Viertel Langwel[1]) geben. Klose, Darstellung der inneren Verhältnisse der Stadt Breslau 1847. S. 107; desgl. war 1474 in Breslau der Hieronymus Langhans erschlagen worden. Die Mörder sollten „bestellen und machen vier Selbad" „zu jeglichem Bade sollen sie den armen Badenden ein Viertel Langwel geben zu Trank, die da gut ist" (Klose, ebd. S. 108) — „Eine Stiftung in Priebus war das Seelbad. Das Baden war damals in Schlesien und in der Lausitz so gewöhnlich, als es jetzt noch in Kurland und Rheinland ist. Jedermann badete sich wöchentlich mindestens zweimal ... Man hielt das Baden nicht nur überhaupt für gesund, sondern auch besonders für ein gutes Mittel gegen die Pest. Viele Personen waren aber doch nicht imstande, die dabei nötigen Kosten zu bestreiten. Es ward daher eine Stiftung gemacht, nach welcher 6 Personen aus dem Hospital, der Schulmeister (Rektor) und die Schüler umsonst gebadet und ihnen dann eine Erquickung gereicht wurde. Da diese Stiftung zum Besten der abgeschiedenen Seelen gemacht wurde, so hieß sie ein Seelbad." Worbs, Gesch. d. Herzogtums Sagan 1794. S. 177. — Vgl. dazu auch Samter, Geburt, Hochzeit und Tod. 1911 S. 208 f.: „Opfer, die ursprünglich den Seelen dargebracht wurden, sind häufig in Gaben an die Kirche oder an die Armen verwandelt worden ... Eine schon im Altertum übliche Ablösung einer Opfergabe ist ihre Verwandlung in ein Gebäck" s. a. die zahlreich daselbst zitierte Literatur.

Diebszauber. „1661 wurde in der Stadt Wohlau eine scheußliche Missetäterbande abgetan. Die Mitglieder derselben hatten z. T. charakteristische Beinamen als: Hans Liehmann, Weinhans genannt, sein Weib Barbara Wildin oder Kinderfresserin und beider Sohn, Hans Liehmann der Jüngere, Hans Hahn mit dem Beinamen Schrammhans und Georg Wilde oder Wampen-Jörge genannt. Alle waren untereinander nahe verwandt und verschwägert ... Unter den mehr als vierzig Totschlägen, die ihnen zur Last gelegt werden, sind be-

[1]) Lampfel, lamfel der Nachguß beim Brauen, auch Tischbier. H. Markgraf, Die Straßen Breslaus 1896. S. 108. Anm. 1.



sonders folgende abscheulich: Weinhans hieb seinem eigenen neugeborenen Kinde in Gesellschaft seines Schwagers Wampen-Jörge mit einem Beil das Haupt ab, schnitt ihm den Leib auf, nahm Herz und Eingeweide heraus, begrub das letztere und den Kopf, aber der Körper und das Herz wurden zugekocht und verzehrt aus dem bekannten Aberglauben, dadurch vor Entdeckung sicher zu werden. Wampen steckte die Hände des unschuldigen Würmleins ein, um damit Zauberei zu treiben. Hinter Schwinaren lockten sie zwei schwangere Weiber in den Busch, schlugen sie vor den Kopf, schnitten sie auf und fraßen die Herzen ihrer Leibesfrüchte. Eben das begingen sie an einer andern Schwangeren und fraßen das Herz des ungeborenen Kindes. Bei der Masel notzüchtigten sie drei Mägde, schlugen sie darauf tot, rissen ihnen die Herzen heraus und pülverten solche. Dieses Pulver taten sie in den Bierhäusern unter das Bier, wovon sie selber tranken und andere trinken ließen, teils um dadurch für ihre Person beherzter zu werden, teils in dem Wahn, daß diejenigen, welche davon tränken, ihnen nachlaufen müßten, wo sie solche dann totschlagen könnten."

Fischer u. Stuckart, Zeitgesch. d. Städte Schlesiens II, 49 f.

Drechsler erwähnt Sitte, Brauch II, 238 ebenfalls diese Mörderbande. Da er jedoch nur teilweise darauf eingeht und z. B. auf den Zauber, der das Opfer zwingt infolge des im Bier genossenen pulverisierten Menschenherzens seinem Mörder zu folgen, nicht zu sprechen kommt, sei hier die Stelle aus Fischer und Stuckarts Zeitgeschichte noch einmal angeführt. Zur Ergänzung sei auf die Mitteilungen von O. Meinardus über schlesische Menschenfresser Schles. Gesch. Blätter 1916 S. 51 ff. verwiesen, die deutlich zeigen, wie sehr abergläubische Vorstellungen in der damaligen Verbrecherwelt überhaupt verbreitet waren. Zum Glauben an die Zauberwirkung der Überreste eines Hingerichteten oder gewaltsam Getöteten („alles was von ihm herrührt, ist glückbringend." Drechsler II S. 420) möge noch folgende Stelle aus dem medizinischen Aberglauben der Zeit Erwähnung finden: Nach der Erstürmung von Ofen 2. Sept. 1686 „wurde auch keiner bei dem Leben gelassen, sondern alle massakrieret und meist die Haut abgezogen, das Fett ausgebraten und die membra virilia abgeschnitten und große Säcke voll gedörret und aufbehalten, als woraus die allerkostbareste Mumie gemacht wird." Meister Johannes Diez erzählt sein Leben. Langewiesche-Brandt S. 67. Dazu bemerkt der Herausgeber Consentius: Ärzte und Apotheker verwandten in zahlreichen Krankheitsfällen, sowohl innerlich als äußerlich Mumie. Besonders geschätzt war die Mumie, die von Missetätern, die frisch vom Galgen kamen, zubereitet wurde. „Das ist die gerecht und krefftigest Mumie: Der Leib desz Menschen, der nicht eines natürlichen Todes stirbt, sondern eines unnatürlichen Todes stirbt, mit gesundenem Leib und ohne Kranckheiten, und ehe ihm darzu wehe ist."



Schatzgräber. „Es hatte sich die Sage erhalten, daß in den verschütteten Kellern des Hausberges sich viele Schätze befinden sollten, welche daselbst von mächtigen Geistern bewacht würden und nur einmal jährlich, nämlich in der heiligen Christnacht von 12—1 Uhr, so lange der Gottesdienst in der katholischen Kirche dauere, seien sie zugänglich und eine sonst unsichtbare Tür öffne dem Suchenden um diese Zeit den Zugang zu den verschlossenen Schätzen. Ein durch den Trunk ganz herabgekommener Perückenmacher Reymann hoffte, die Geister des Hausberges würden ihre Schätze mit ihm teilen und begab sich in der Mitternacht des Weihnachtsabends von 1748 mit einer Laterne und einer Geldkatze nach dem Hausberge. Was er bei dieser Hebung der Schätze versehen haben mag, und warum ihm die mißgünstigen Geister ein Bein gestellt haben, ist nicht bekannt geworden; denn er wurde am dritten Feiertage am Fuße des Berges mit schwerverletztem Kopfe tot bei seiner Laterne gefunden und auf dem Heiligengeistkirchhof begraben. — Noch in der Christnacht von 1848 wurden mehrere aus der Umgegend von Hirschberg darüber betroffen, als sie den Hausberg in schatzgräberischer Absicht heimsuchten."

J. K. Herbst, Chronik der Stadt Hirschberg bis zum Jahre 1847. Hirschb. 1849. S. 211, 574.

Volkstrachten Loslau. „Die Tracht des Bürgers war landmannmäßig, oft barfuß bei seinem Geschäft, in einer kurzen Jacke: an Festtagen ein langer blauer Rock; seine Frau in einem einfachen kurzen Kleide, mit einer aus Gold- und Silbertressen zusammengesetzten pfauenartigen Haube auf dem Kopfe; beide besuchten täglich eifrig die Kirche. Der Brand am 12. Juli 1822 verzehrte Häuser, Jacken und Hauben, und nun änderte sich die ganze Scene. Viele, ja die meisten Abgebrannten wurden von der Mildtätigkeit mit verschiedenartigen Kleidungsstücken versehen, ja manche sogar auf Jahre damit versorgt und fanden so Geschmack an den neueren Kleiderformen; ahmten nun dem Beispiel größerer Städte nach, und machen jetzt immer größere Fortschritte in der Modesucht, so daß gegenwärtig auch schon das Dienstmädchen in der beliebten, straßensperrenden Krinoline einherstolziert. Besonders zeichnet sich die hiesige Judenschaft durch Einführung der neuesten Moden aus, was andere zur Nachahmung reizt, so daß in dieser Hinsicht jetzt völlige Gleichheit herrscht, denn die Frau ist nicht mehr vom Dienstmädchen, der höhere Beamte nicht vom Handwerker zu unterscheiden."

Henke, Geschichte von Loslau 1860. S. 166.

Volkstrachten Rybnik. „Auf dem Lande hat sich die alte geschmacklose Tracht der blauen Mäntel mit einem Kragen und schwarzen Hut, im Winter der Schafpelz mit Pelzmütze erhalten. Die Frauenzimmer tragen gewöhnlich Faltenröcke, um den Kopf ein weißes Tuch, weshalb sie auch die Weißköpfe (białe głowy) genannt werden, und an den Füßen vielfach rote Strümpfe, obgleich die weißen auch schon oft vorkommen. Meist sind diese nur ein Sonntagsschmuck für die Stadt. Scharenweise sieht man am Sonntage die frommen Kirchgängerinnen vor der Stadt sitzen und die Strümpfe und Schuhe anziehen, die sie bis dahin in der Hand getragen. Nur in der Typhus-Zeit 1847 und durch ein paar Jahre nach dieser boten die Dörfer oft einen eigentümlichen Anblick dar. Bei den Sammlungen für die Unglücklichen hatte jeder gegeben, was er entbehren konnte, dieser einen Frack, jener einen Paletot, in ähnlicher Weise die Damen. So kam es, daß bei der Feldarbeit so mancher elegante Frack hinter dem Pfluge sichtbar wurde, der nun freilich mit den bloßen Füßen und der Leinwandhose wenig harmonierte. Ebenso ging es bei den Frauen und Mädchen mit eleganten Umschlagtüchern, Jäckchen usw."

Idzikowski, Gesch. d. Stadt u. d. ehemal. Herrschaft Rybnik 1861. S. 180.

Schönwälder Tracht. „Im Winter tragen die Frauen kurze blaue Tuchpelzjacken mit aufgebauschten Schößen, im Sommer Tuchjacken von ähnlichem Schnitt mit Leinwandfutter. Sie tragen Röcke aus Tuch oder Zeug mit vielen Falten, rote wollene Strümpfe, weißleinene Kopftücher (an Festtagen mit Spitzen besetzt), im Winter Mützen mit Kaninchenbesatz, dazu seidene Bänder. Die Schuhe sind nur nach einem Schnitt gearbeitet und haben Klappen, welche mit grünen Bändern zusammengebunden werden. Bei Trauerfeierlichkeiten werden breite, aber kurze Leinwandtücher getragen; bei Ausgängen hat die Frau ein großes wollenes Tuch zusammengerollt unter dem Arme."

Nietsche, Geschichte der Stadt Gleiwitz 1886. S. 822 f. Vgl. Gusinde, Schönwald, (Wort und Brauch, Heft 10).



Die ältesten Quellen für ein schlesisches Wörterbuch.

Von Dr. Georg Schoppe.

Auf dem Gebiet der deutschen Wortgeschichte hat in den letzten Jahrzehnten die emsigste Tätigkeit geherrscht. Für das große deutsche Wörterbuch sind neue Kräfte gewonnen worden; sein Abschluß ist in absehbarer Zeit zu erwarten, nachdem die Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Weiterführung übernommen hat. Das Weigandsche Wörterbuch hat eine neue Auflage erlebt; Hermann Pauls Werk erfreut sich großer Verbreitung. Kluges etymologisches Wörterbuch erscheint in kurzen Zwischenräumen vermehrt und verbessert auf dem Büchermarkt. Hirt's gleichnamiges Werk wird ihm den Rang nicht streitig machen. Noch kurz vor Ausbruch des Krieges konnte uns von dem lange und sorgfältig vorbereiteten deutschen Rechtswörterbuch die erste Lieferung beschert werden.

Bemühen sich diese Werke um Erhellung und die Geschichte des Wortvorrates unserer Schriftsprache, so ist — was für uns hier das Wichtigere ist, — die Mundartenforschung in gleicher Weise eifrig tätig gewesen. Michael Friedrich Tollmanns Wörterbuch der Deutsch-Lothringischen Mundarten ist 1909 in einem stattlichen Bande erschienen. Das der elsässischen Mundarten von E. Martin und L. Lienhart ist seit reichlich 10 Jahren in zwei umfangreichen Bänden abgeschlossen, ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Deutschphilologen. Das Schweizer Idiotikon, ein schöner Beweis deutscher Heimatliebe und Gelehrsamkeit, hat sieben Bände abgeschlossen, der achte mit dem Buchstaben S ist dem Abschluß nahe. Das Schwäbische Wörterbuch, von Hermann Fischer betreut und großenteils bearbeitet, kann bald den fünften Band abschließen. Müller-Fraureuth hat in zwei Bänden ein Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten rasch zielbewußt zu Ende geführt. Dagegen ist — eine Folge des Krieges — das groß-



angelegte siebenbürgisch-sächsische Wörterbuch ins Stocken geraten. Ein kurzes handliches Werk über die Luxemburger Mundart leistet gute Dienste und erfüllt seinen Zweck. Ein Wörterbuch der Lüneburger Mundart und des Altmärkischen sollen vollendet sein und warten auf Papier und den Drucker. Ein Werk über die Vogtländische Mundart wird vorbereitet. — Aber weitausgreifend und weitaussehend ist, was sonst geplant wird. Die Bayrische Akademie der Wissenschaften im Verein mit der Wiener plant einen neuen Schmeller. Dieser hatte einst den Anfang gemacht mit der wissenschaftlichen Darstellung der Mundart eines deutschen Sprachstammes und seines Wortvorrats, Werke erstaunlichen Fleißes und verblüffender Gelehrsamkeit. Die preußische Akademie der Wissenschaften hat die Ausarbeitung eines preußischen Wörtersuches unternommen, das den guten alten Frischbier ersetzen soll, ferner plant sie ein Wörterbuch der fränkischen Mundarten und eins der thüringischen und ein Hessen-nassauisches. Die Vorarbeiten zu allen Werken sind begonnen; aber der Weg ist weit, ehe hier an den Anfang einer Herausgabe gedacht werden kann. In der Rede, wo Roethe die Pläne der Akademie kundgab, wurde von dem schlesischen Wörterbuch bemerkt, der Opfersinn und die Heimatliebe der Schlesier lassen gutes erwarten. (Neue Jahrbücher f. das klass. Altert. Gesch. u. d. Liter. 31, 67.)

Wie sehr ein großes schlesisches Wörterbuch fehlt, das fühlen nicht nur alle die auf wortgeschichtlichem Gebiet Arbeitenden, auch die Herausgeber schlesischer Dichter und Urkunden wären vor mancherlei Irrtümern und Entgleisungen bewahrt geblieben. Ich möchte nur auf einen Fall hinweisen. In der großen kritischen Eichendorff-Ausgabe wird der in dem Tagebuche des Dichters vorkommende Ausdruck Kischka durch ‚polnische Wurst‘ erläutert. Ich gönnte es der armen oberschlesischen Bevölkerung von Herzen, wenn sie sich statt einer Satte Kischka eine polnische Wurst einverleiben könnte. —

Aber konnten oder können die anderen deutschen Sprachstämme auf sehr beachtenswerte Vorarbeiten bei ihren großen Untersuchungen zurückgreifen, das Schlesische besitzt nur das schwache Heftchen Weinholds aus dem Jahre 1855: Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche. Dazu kommt jetzt der beträchtliche handschriftliche Nachlaß auf der Stadtbibliothek. Da heißt es dann selbst frisch zugreifen und sammeln oder — wie Weinhold so gern sagte — sich auf die Hosen



setzen. Und gesammelt worden ist fleißig: die zwanzig Bände der Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde bergen einen reichen Schatz; desgleichen einzelne Bände von Wort und Brauch, besonders des unvergeßlichen Gusinde schönes Buch über die Mundart von Schönwald, nicht zu vergessen Schönborns Untersuchungen über das schlesische Pronomen, Hankes über die Wortstellung im Schlesischen und Unwerths Darstellung der schlesischen Mundart. Von der lebenden Mundart sind große Sammlungen vorhanden, die ständig vermehrt werden. Herr Geheimrat Siebs äußerte uns gegenüber einmal, daß ihm bei seinen Wanderungen und Beobachtungen kaum noch Fremdes aufstoße. Doch anders wird das Bild, wenn wir uns die Frage vorlegen: wie steht es mit der Erforschung der früheren Sprachstufen der schlesischen Mundart und der Ausbeutung der literarischen Quellen? Hier bleibt so gut wie alles zu tun. Nur Paul Drechslers Buch über Wenzel Scherfer und die Sprache der Schlesier hat ein schönes Vorbild geschaffen. Und gerade für Schlesien fließen die Quellen sehr reichlich. So alte sprachliche Urkunden wie die oberdeutschen Mundarten besitzt das Schlesische nun freilich nicht. Abgesehen von einzelnen deutschen Wörtern, wie sie versprengt in lateinischen Urkunden zur Erklärung des Kanzleiausdruckes — gewöhnlich eingeleitet quod vulgariter dicitur — vorkommen, beginnt eine reiche Überlieferung seit der Mitte des 14. Jahrhunderts. Nur nebenbei will ich als ältere Quelle mit mundartlichen Ausdrücken herausheben aus dem Ende des 13. Jahrh. das Breslauer Arzneibuch, dessen Handschrift die hiesige Stadtbibliothek besitzt, das von C. Külz und E. Külz-Trosse 1908 herausgegeben worden ist; leider fehlt noch immer der zweite Teil — und dann die von Pietsch herausgegebenen Trebnitzer Psalmen. — Worauf ich aber besonders mit Nachdruck hinweisen will, das sind die Vokabularien, deren ältestes, aus dem Jahre 1340, Gusinde in den Mitteilungen XIII/XIV, S. 374 fg. veröffentlicht hat, das des Konrad von Heinrichau. Solcher Vokabularien besitzt unsere Universitätsbibliothek ungefähr 40, die fast alle nicht verwertet und noch ungedruckt sind. Einzelnes aus dem Vokabular des Konrad von Heinrichau hat Hoffmann von Fallersleben für seine Fundgruben ausgeschrieben Bd. I, S. 357 fg. Diese Auszüge hat dann Laurentius Diefenbach für sein Glossarium teuticogermanicum Frankfurt 1857 verwertet, auch sonst hat er noch 5 dieser Werke ausgezogen. Es sind dies bei Diefenbach die Nr. 8. 9. 15. 63. 65.



Aber für ein großes Schlesisches Wörterbuch müssen diese Quellen durchgearbeitet und verzettelt werden. Denn ohne diese Arbeit ist eine Darstellung des Altschlesischen und der schlesischen Wortgeschichte nicht möglich. Mit Recht weist Gusinde darauf hin, daß diese Vokabularien als sprachliche Quelle wichtiger sind als die Urkunden, denn in den Urkunden zwang Schreibergewohnheit mit ihren hergebrachten Formen dem Wort eine gewissermaßen literarische Gestalt auf, während es in den Vokabularien allein steht. Es mag auch noch aufmerksam gemacht werden, daß die gelehrten Schreiber, wo und wann sie einen Volksausdruck zu verwenden hatten, sich scheuten, diesen in der mundartlichen Lautgestalt wiederzugeben, denn die Volkssprache galt ihnen als unfein, als „platt", nicht passend für das feierliche Gewand einer Urkunde. Diese Vokabularien reichen ungefähr bis 1500, so daß es also möglich ist, Wörter und Wortformen über einen Zeitraum von 150 Jahren zu verfolgen und zu vergleichen. Vielleicht wird es auch möglich sein, durch genaues Durchforschen dieser Handschriften im einzelnen den Schreiber oder Verfasser etwas näher zu umgrenzen je nach dem Inhalt, d. h. dem Wortschatz, den er aufzeichnet. Von vielen ist der Ursprungsort bekannt. Dies gibt natürlich eine wichtige Handhabe. Verhältnismäßig leicht wird es sein, die Abhängigkeit des einen vom andern festzustellen, so ist z. B. 1. Fol. 9 nur eine Abschrift von 1. Fol. 216. Vieles wird auf ältere Vorlagen zurückgehen. Auch kann man bei Werken dieser Art die Beobachtung machen, wie längst ausgestorbene und verklungene Wörter und Bedeutungen weitergeführt werden. Aber das kann uns ja nur recht sein.

Fragen wir uns nun aber, ob diese Vokabularien wirlich schlesisch sind, so kann darauf ganz dreist mit ja geantwortet werden. Sie stammen aus Schlesien und sind vermutlich von Schlesiern geschrieben. Sie sind entschieden ostmitteldeutsch und enthalten im Lautstand und Wortschatz die Mundart, die damals hier gesprochen wurde, so weit wir dies jetzt schon nachweisen können. So finden wir dort für schriftdeutsches a ein o; z. B. 1. Fol. 487, Bl. 287^{b}: dignatio — gunst, gnōden, ibid. moß für maß, stroffunge für strafunge; 269^{a} neben einander streflich — aber stroffindis werkis; 290^{a}: tribulatio — quole: für ei findet sich e: alvea — tegetrog für Teigtrog (1. Fol. 487^{a}), cataplasma — ben tuch 1. Fol. 487, Bl. 116^{a}). Für Arbeit haben wir erbeyt, so z. B. 1. Fol. 216^{a} Bl. 111^{a}: conatus — erbeyt; 1. Fol. 487, Bl. 108^{a}: agrestis —

wilde ungeerbit erde; die Form erptin findet sich in dem Vokabular aus dem Kloster von Heinrichau aus der Mitte des 15. Jahrh., und als erbt im Cod. dipl. Sil. IV, 104 aus dem Jahre 1504; ‚erbitsam leben' lesen wir 1. Fol. 487, Bl. 270[a] als Verdeutschung für vita activa desgleichen in dem von A. Bernt herausgegebenen Kaadner Vokabular S. 20[b] des Sonderdrucks. Dasselbe haben wir bei Luther; Luther schreibt immer erbeit, nur 2. Mos. 5,9: arbeit. ferner erbeyten, arbeytten 1523 Ein Sermon auff den Pfingstag; erbeytter, doch 1522 im neuen Testament Sept. Mark. 10,13 arbeyter; 1520 Handschr. von den guten wercken schreibt er erbeytleute 4 mal; erbtsam 1517 zu den 7 Bußpsalmen A 4[b]; erbeitsam 1528 Außlegung der 10 gefp. I 3[a]. Unsere Arbeit stammt aus dem Oberdeutschen. Für Wagen finden wir wayn, so z. B. 1. Fol. 487, Bl. 270[a] quadriga-waynisstoße; maitlich für magdlich findet sich sehr oft. Dann, worauf Gusinde bereits aufmerksam gemacht hat, erscheint oft im Anlaut Tenuis für Media: putir, hinpritunge, vorterblichkeit, tumpheit, tinkil, tichtin, kegen, coukeler. (Mitteil. (1911) 380 Anm. 3). — Ihre Heimat verraten diese Vokabularien schließlich durch die polnischen Lehnwörter: kreiczim, kreicimer, kozze (zu polnisch kosa gehörig), karpe, klette usw. Außerdem aber, und das ist von entscheidender Bedeutung für die schlesische Herkunft dieser Codices, hat Gusinde in seinem Buche über die Schönwalder Mundart eine große Reihe von Übereinstimmungen nachgewiesen zwischen dem Schönwaldischen und diesen alten Vokabularien, es sei hingewiesen auf seine Ausführungen über bärevénko, S. 152, Deichsel 156, Dreskamer 157, verderben 162, pfropfen 164, gaußgaufe 166, glenstan 167, garnwalze 168, Küchlein 174; Brombeere 130, Leiterbaum 183 usw.

Unter den aus dem Polnischen stammenden Wörtern wurde bereits das Wort „Klette" genannt. So lesen wir 1. Fol. 206 Bl. 110[a]: casa — klette oder hütte: 1. Fol. Bl. 265[a]: casa — clete ader hutte. In keinem der deutschen Wörterbücher von Lexer bis auf das DWB findet sich ein Artikel klette in dieser Bedeutung. Nur im nd. WB von Schiller-Lübben begegnet Klêt — Kleit — kleines Haus, Vorratskammer. Das Wort stammt aus dem Polnischen kleta oder klita, kletka — klitka und bedeutet schlechtes Bauwerk, elende Wohnung, Lehmhütte. Das Wort Klitsche in der Bedeutung elendes Gut mit Lehmboden, auf dem nichts wächst, gehört hierher. Diese Buchung in den alten Vokabularien führte nur zu der Be-



richtigung einer Stelle im DWB aus der Feder Rudolf Hildebrands. Wir lesen Band V, 1153 unter Klettenbau aus Luthers Schrift vom Jahre 1517 Freiheit des sermons von ablas und gnade: „ich befehl dem lieben winde die übrigen vergeben Wort (der gegners) wie die pappenblumen und dürren bletter, nim allein für mich seine gründe (grundgedanken) und eckstein seines klettenbaues". Hildebrand bemerkt zu der Stelle, die Gegenschrift ist nicht fester, als wie aus Kletten gebaut, bauten die Kinder wirklich Klettenhäuser? Was unter einem Klettenbau zu verstehen ist, dürfte nach unseren Ausführungen nicht zweifelhaft sein, es sind Lehmhütten gemeint; wir können aber nun diese Stelle aus Luther in Anspruch nehmen als einen Beleg für Kinderspiel im ausgehenden Mittelalter. So konnte auch Hildebrand einmal fehlgreifen.

Es hat das Wort klette in diesen Vokabularien uns weiter geholfen, ein Mißverständnis zu beseitigen. Noch ein anderer Fall sei vorgetragen. I. Fol. 487 Bl. 276[b] steht unter dissolutio-wiltherčze. bei Diefenbach finden wir unter dissolutio-wildhirt, das auch Lexer in sein mhd. Handwörterbuch mit Beziehung auf Diefenbach aufgenommen hat. Ein Wildherz kennen weder Lexer noch das DWB noch ein anderes. Konrad von Heinrichau übersetzt vagatio mentis mit wildekeit des hercen. (Gusinde a. a. O. 398[b]). Diese Stelle steht auch bei Diefenbach, entlehnt aus Hoffmanns Fundgruben. Um nun wieder auf den Wildhirt zu kommen, so übergeht Sütterlin im DWB die Angaben bei Lexer und Diefenbach vollkommen. Es scheint, daß ihm Zweifel aufgestoßen sind, und so wird auch das Wort aus Lexer und Diefenbach zu tilgen sein; man sieht auch nicht ein, wie die Bedeutung des Wortes dissolatus zu der von Wildhirt kommen soll. —

In demselben Vokabular I. Fol. 487, Bl. 267[b] finden wir -dotes, ein lipgedinge, brautstucke, morgengabe. Das Wort Brautstück hat weder Lexer (wohl aber hat er brutstückel) gebucht, noch findet es sich bei Diefenbach unter dos; auffallend ist das Fehlen bei Schmeller. Das DWB belegt den Ausdruck aus dem Simplizissimus (dos nuptiale), Fischer im Schwäbischen WB aus Augsburg und versteht darunter ein Geschenk des Bräutigams an die Braut und umgekehrt, und beider an die Gäste. Diefenbach-Wülker S. 290 bringen eine Quelle aus Nürnberg bei vom Jahre 1598; Martin-Lienhart I, 587 im Els. WB erklären das Wort als Geschenk des Bräutigams an die Braut, der Taufpaten an die Braut, der Gäste an



die Braut und den Bräutigam, der Braut an Patenkinder und befreundete Familien oder Gespielinnen, wenn sie ihre Einkäufe macht. Andere Belege aus schlesischen Quellen sind uns nicht zur Hand.

Hatten wir so Gelegenheit, die Angaben von Wörterbüchern auf Grund der Vokabularien zu berichtigen, so bieten sie auch Stoff genug sie zu bereichern. Aus der großen Fülle müssen ein paar Beispiele genügen:

1. Fol. 487 Bl. 269ª: Prodigalitas — unbehegelichkeit,
270ᵇ: sedalium — schiltwarte',
269ᵇ: suppositum — ein widersatz, wollemut, des wezins gruntfeste'.
273ª: fflameolum — uffhengeling
1. Fol. 216 Bl. 108ª: amaritudo — bitterkeit, trurekeit, bittermut
1. Fol. 487 Bl. 270ª: sylogismus — betwangwort,
1. Fol. 216 Bl. 110ª: carex — zirkilkraut.

Andere Wörter kommen in heut nicht mehr geläufiger Bedeutung vor, wie z. B. 1. Fol. 487 Bl. 275ᵇ: spectaculum — kaffunge oder owginspigil. Dieses gehört zu den Wörtern, die Alfred Götze in seiner Abhandlung nomina ante res (Heidelberg 1517) 14 fg. abgehandelt hat. —

Anführen will ich hier 2 Wörter, die genau dieselben Laute haben und ganz verschiedenes bedeuten, die auch beide sicherlich schlesisch sind: 1. Fol. 487 verdeutscht cantaterium mit kadelof. Bei Schmeller finden wir I, 1224 Das. (?) Kadel, ein gewisses Maß, auch bei Lexer haben wir das Wort, Schmeller verweist auf das DWB II, 602, wo unter Cad. z. B. auch ein Beleg aus Günther beigebracht wird, und auf V, 16, wo auch die Etymologie des Wortes erörtert wird. Nach Schlesien wird das Wort aus dem Polnischen genommen sein, wo kad Bottich, Tonne bedeutet. Luther verwendet es in der Bibelübersetzung 1. Kön. 17, 12; 14, 16; 18, 34. Hier bedeutet es Gefäß für Milch, Wasser. Das Wort muß also ganz bekannt gewesen sein, sonst wäre es nicht in die Bibelübersetzung gekommen. Aber ein Kadelof war trotz eifriger Jagd nicht aufzutreiben. Hier half ein anderes Vokabular weiter. 1. Fol. 93. Bl. 265ᵇ wird cantaterium durch kadolff wiedergegeben. Eine Vermutung, die sich bereits bei Kadelof aufgedrängt hatte, scheint in der Form kadolff bestätigt zu werden. Kadolf und Kadelof sind Erweiterungen von Kadel nach Analogie eines anderen Wortes, wahr-

scheinlich haben wir hier zu denken an das von Lexer I, 1804 verzeichnete kuterolf, das ein langes enges Glas bedeutet und in vielen Schreibungen überliefert ist kutterolf, kudrolf, katterolf, kottrolf, kodrolf usw. Vielleicht haben wir sogar im kadolf oder kadelof dasselbe Wort. —

Das andere Kadolf ist Übersetzung von epicasterium 1. Fol. 93, Bl. 271[b]: feůr můer ader cadolff, ebenso 1. Fol. 206, Bl. 112[b]: vůer můr ader kadeloff. Weinhold 39[a] berichtet, daß Kadel, Kasel m. Ruß, Ram' bedeute, Kadelrom. Man versteht darunter besonders den im Handel vorkommenden Kienruß, der von dem Kadelmann in ganz kleinen Fässern auf einem Schiebkarren im Lande verfahren wird. Der Sack, in welchem der Ruß über dem Herde aufgefangen wird, heißt Kadelsack. Lexer im Handwörterbuch belegt Kadel nur aus Rosenplüt. Im Oberlausitzschen heißt Kadel auch der Kamin. Das Wort stammt aus dem Polnischen kadič: räuchern. Bei Mathesius in der Sarepta 107[a] haben wir aber auch die Form Kadluff für Ruß, das ist das auch in den Vokabularien vorkommende Wort, nur daß es nicht Ruß bedeutet, sondern Feuermauer; diese Bedeutung macht keine Schwierigkeit, wenn man weiß, daß auch kadel im Oberlausitzschen Kamin bedeutet.

Ein anderes echt schlesisches Wort bekommen wir oft zu lesen: radebar 1. Fol. 216 Bl. 110[b] u. 1. Fol. 93 Bl. 266[a], die beide so das lat. cenofectorium oder cenovectorium übersetzen. Ich weiß natürlich, daß das Wort auch anderweit vorkommt, so im Thüringischen, Hessischen und auch in der Schweiz. (Id. 4, 1479).

Eine andere Aufzeichnung in diesen Vokabularien führt uns in das Tierreich und fördert uns hübsch weiter. In diesen alten Folianten wird capra mit Ziege wiedergegeben, aber in einem, 1. Fol. 93, finden wir das Wort patz Bl. 266[b]. Dem Schreiber dieser Handschrift war das Wort Ziege natürlich auch bekannt, wie Zusammensetzungen bei ihm auf derselben Seite beweisen. Wir sind ihm für sein patz sehr dankbar. Zuerst stutzt man freilich, aber bald kommt Licht in die Sache. Bis jetzt ist es nirgends nachgewiesen, daß man die Ziege so genannt hat. Nur wissen wir aus Schmeller I. 315, daß der Bätz, das Bätzlein eine Bezeichnung für das Schaf ist. In demselben Vokabular, das uns die Gleichung capra-patz überliefert, wird muto (der Hammel) übersetzt mit scheptcz ł besil, in der Vorlage 1. Fol 216, Bl. 118[a] scheps ł wesil. Der Wechsel von w und b braucht uns nicht zu stören, es ist darin eine Annäherung an österreichisch-bairische



Aussprache zu sehen, was für Schlesien nichts Auffallendes hat. Denselben Wechsel von w und b hat Alois Bernt aus einem Vokabular einer Handschr. des Kaadner Stadtarchivs mit zweifellos schlesischem Gepräge nachgewiesen. (Prager deutsche Studien VIII, 1, 445, S. 11 des Sonderdruckes.) Aber in dem wesil oder besil haben wir dasselbe Wort wie in dem Schmellerschen Bätze, Bätzel und dem Patz. Es heißt also auch das geschnittene Schaf Batz, Bätzel hier in Schlesien. Das Schwäbische WB. berichtet nun I, 687 f. diese Bezeichnung für das Schaf, wo die Formen Bätze, Bätzerle, Batzele vorkommen, desgleichen wird Bätz das Schaf in der Schweiz genannt (Id. 4, 1976). Mit dem gleichen Namen wird aber in der Schweiz auch das junge Schwein genannt bis es Eber wird (Id. 4. 1980), und auch das verschnittene junge Schwein. In Schwaben heißt aber nur das verschnittene junge Schwein Bätze, wie Fischer meldet (WB I. 683); dasselbe berichtet auch Schmeller aus Bayern 1, 1781. Geläufiger ist uns die Bezeichnung Bätze, Betze, Betzel, Petze für den Hund, besonders die Hündin, wie J. Grimm das bereits im DWB I. 116ª verzeichnet hat. (Vgl. auch Weigand-Hirt II. 401.); als Schelte für ein liederliches Frauenzimmer wohl auch hier bekannt: du alte Betze. In der Bedeutung als Hündin ist das Wort erst frühneuhochdeutsch beobachtet worden. Aber uns allen bekannt ist der Meister Petz, eine scherzhafte Bezeichnung des Bären, die zunächst im 16. Jahrhundert in Oberdeutschland geläufiger war, bei Maaler 1561 Bätz geschrieben. Fischer bemerkt I, 688 im Schw. WB.: 'Die gleiche Bezeichnung Betz für Schaf, Hund, Schwein, Bär macht es denkbar, daß hier ein gemeinsamer Tiername vorliegt, obwohl das Gemeinsame gerade dieser vier Tier schwer zu finden ist.' Zu diesen vier Tieren gesellt sich nun als fünftes die Ziege. und diese Erkenntnis haben wir bis jetzt allein dem Schreiber des Vokabulars zu verdanken. Bemerken möchte ich noch, daß diese Tiere alle Haustiere sind, mit Ausnahme des Bären; wie dieser in die Gesellschaft kommt, ist auffallend [1]).

Von einer Besprechung solcher Falle, wo Versehen, Schreibfehler oder Lesefehler in den Handschriften vorliegen, die erst durch Kritik zu beseitigen sind, sehe ich ab: es gibt deren genug. Für Pflanzennamen bieten diese Bände reiche Ausbeute: so auch für die

[1]) Bei Rösler, Dorfgeschichten 285 und Heinzel, Vägerle 71. Es wird ‚Betschel' das Kälbchen genannt. vgl. Graebisch, Mitteil. XX, 188.



Handwerkersprachen, die leider noch sehr wenig ergründet sind. Diese Ausführungen dürften genügen für den Nachweis, einen wie wichtigen Schatz wir in diesen alten Vokabularien besitzen. Hier ergeben sich neue Erkenntnisse nicht allein für die schlesische Grammatik und Wortkunde, sie ergeben sich auch für die Volkskunde und werden sich ergeben für die Kenntnis des gesamten Lebens der damaligen Zeit, wenn diese Zeugen durch sinnvolle und ernste Auslegung zum Reden gebracht sein werden. Ja, man kann sagen, daß in diesen alten Folianten die gesamte schlesische Bildung von 1350—1500 ruht, die von hier aus zu neuem Leben erweckt werden kann. Die zahllose Menge abstrakter Begriffe in diesen alten Bänden spiegelt getreu das Fluten und Wogen der gesamten geistigen Bewegung dieser durchaus nicht ruhigen Zeiten wieder, wo das alte mit dem neuen ringt: denn in diesen Jahrhunderten liegen doch die Keime für unser Leben für die neue Zeit. Hier gibt es Spuren weiter zu verfolgen, wie sie besonders Burdach in seinen verschiedenen Arbeiten gezeigt hat: Schlesiens Anteil am Humanismus und der Reformation. Reichen Gewinn wird auch das neugeplante große mittelhochdeutsche Wörterbuch einheimsen, denn sowohl der Benecke-Müller-Zarncke, wie auch Lexer genügen den Ansprüchen nicht mehr. Aber auch für die Siedlungsgeschichte werden neue Ergebnisse zu erwarten sein, und hier muß Sprachgeschichte und Wortgeschichte Hand in Hand arbeiten. Man wird nicht anders können und darum herumkommen, diese alten Folianten durch eine sorgfältige Ausgabe allen zugänglich zu machen. Es wird nicht nötig sein, alle mit sprachwissenschaftlichen Erklärungen und Erläuterungen abzudrucken. Die wichtigsten müßten herausgegriffen werden, und an die andern müßte nur angeschlossen werden, was sprachlich, kulturhistorisch oder sonst von Wichtigkeit ist. Untersuchungen über die Abhängigkeitsverhältnisse dieser einzelnen Werke sind unumgänglich nötig, andere Fragen dürften bei eindringender Beschäftigung bald auftauchen. So vermutet ja auch A. Bernt, daß das Vokabular des Konrad von Heinrichau auf eine ältere, vielleicht in Schlesien entstandene Sammlung zurückgehe. (Ein Beitrag zu mittelalterlichen Vokabularen S. 13). Ein Druck empfiehlt sich auch deshalb, weil viel Augen mehr sehen als zwei, und wer wollte sich vermessen, bei dem heutigen Stande der Forschung alles zu übersehen und zu beherrschen, was nötig ist, um solche Werke nach alle Richtungen hin genügend zu erschöpfen oder alle Rätsel zu lösen, die sie aufgeben? So verlassen wir nun diese

Quellen und bemerken nur noch, daß alles das, was hier vorgetragen ist, den Ertrag darstellt einer kurz bemessenen Frist, mehr nebenher aufgepickt und nicht Ergebnis einer planvollen und ernsthaften Durcharbeitung. Die Vokabularien beginnen zu versiegen mit dem Beginn des Buchdrucks. Aus dem 16. Jahrhundert hat Schlesien kein größeres gedrucktes Wörterbuch aufzuweisen. Kleine für den Schulgebrauch bestimmte sind vorhanden, die natürlich mancherlei für die Mundart abwerfen. Ich nenne nur ein paar: den in Krakau (Crakoviae) 1566 gedruckten Dictionarius seu nomenclator quattuor linguarum, J. Murmelius, Dictionarium trium linguarum, wo bereits der im DWB erst aus J. Paul beigebrachte Garnbock Jfa erscheint, die Nomenclatura des Görlitzers Martinus Mylius. Aber einen Grammatiker hat Schlesien im 16. Jahrhundert hervorgebracht: Fabian Francke. 1531 finden wir ihn als ‚Burger zum Buntzlaw'. Hier verfaßte er zwei Bücher: Ein ‚Kantzlei- und Titulbüchlein' und eine ‚Orthographia'. Von der Orthographia sind von 1531—1538 fünf Drucke nachweisbar. Luther ist sein sprachliches Vorbild. Über die schlesische Mundart macht er manche Angaben.

Wenden wir uns nun zu anderen schlesischen Urkunden als Quellen für das schlesische Wörterbuch, so stehen an erster Stelle die Bände des Codex diplomaticus Silesiae. Die ältesten Bände sind teilweise sehr mit Vorsicht zu benützen; es wird sich empfehlen, sehr oft die Urkunden selbst einzusehen. Planmäßig durchgearbeitet sind diese Bände auch nicht. Erschwert wird dies, weil vielen Bänden ein Wortregister fehlt, und wo eins vorhanden ist, wie in einzelnen der älteren Bände, so ist es unzuverlässig: zum Teil finden sich arge Versehen. Leider fehlt noch immer eine Ausgabe Eschenloers, die aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts ist ganz wertlos. Wenn hier eine Bitte ausgesprochen werden darf, so wäre es die, durch Wortregister die Bände für sprachgeschichtliche Arbeiten gebrauchsfähig zu machen. So wird mancher erstaunt sein zu hören, daß z. B. der 24. und 28. Band viel Wertvolles enthalten. Diese Wortregister erleichtern dem Wörterbuchmann die Arbeit erheblich; der ohnehin schon Berge alter Quellen aller Art durchackern muß, hat doch Stieler, wenn auch nicht gerade zuerst es ausgesprochen:

‚Man laß ein Wörterbuch nur den Verdammten schreiben,
Dies' Angst wird wohl der Kern von allen Martern bleiben'.

In den Fußnoten sind wohl viel Ausdrücke in den beiden Bänden, dem 24. und 28. erklärt, aber hier wäre etwas mehr nicht



der Feind des Guten gewesen. Wer vermutet zuerst in solchen Regestenbänden Ausdrücke wie Lebzeichen oder Leichzeichen, was ist ein Ausschnittzettel, was heißt leidscheppen, kirchenbitter, Kurrendebuch usw.? An eine Durcharbeitung der sogenannten Archivalien ist nicht zu denken: das ginge ins Uferlose, aber einzelnes müßte durchsucht werden. Der Leiter des preußischen Wörterbuches weiß zu berichten, wie gerade aus diesen alten Akten mancher alte längst vergessene und nirgends sonst mehr feststellbare Ausdruck sich hat beibringen lassen. —

Ich komme jetzt zu einem Schmerzenskind der Mundartenforschung: Flurnamen, Ortsnamen und Familiennamen. Schmerzenskind auch deshalb, weil hier sich gelehrt gebender Dilettantismus zum Entsetzen herumpfuscht; und gerade diese Gebiete verlangen sehr viele Kenntnisse, nicht allein sprachliche. Über die schlesischen Personennamen besitzen wir das tüchtige Buch von Hermann Reichert, Wort und Brauch Bd. I. Aber sehr viel ist hier noch zu tun. Von einer planmäßigen Flurnamenforschung ist mir nichts bekannt, und es ist dringend zu wünschen, daß hier Hand angelegt wird. Aus der Schweiz, Baden, Lippe, Gotha, der Grafschaft Jülich usw. liegen hier hübsche Arbeiten vor, die reichen Ertrag gebracht haben und zur Nacheiferung anspornen sollten. Diese Flurnamen werden gewiß viel beitragen, um die Siedelungsgeschichte erhellen zu helfen. Und Otto Böckel hat in seinem Buch über die deutsche Volkssage gezeigt, wie diese Flurnamen nutzbar gemacht werden können für die Sagenforschung und Sagenbildung; diesen Spuren geht nun Wilhelm Schorf weiter nach. Über schlesische Ortsnamen laufen zwei Bücher herum, über die Schulte einmal sehr kurz und treffend geurteilt hat, vernichtend für die Verfasser und das kaufende Publikum. Auch hier bleibt, abgesehen von wenigen Anfängen, fast noch alles zu leisten. Schulte selbst hat hier im Rahmen seiner anderen Arbeiten viel gefördert und Namen gedeutet. Aber wie vorsichtig man hier vorgehen muß, sei an einem Beispiel erläutert, das ich einem Aufsatz Schultes im ersten Bande seiner gesammelten kleinen Schriften entnehme: ‚Die Rechnung über den Peterspfennig von 1447'. Dort hören wir auf S. 219: In einer Urkunde des Klosters der Magdalenerinnen in Naumburg am Queis vom Jahre 1254 erscheint ein Deutscher namens Everhardus Cnur als Zeuge, in einer Grüssauer Urkunde vom 9. April 1338 ein Zeuge Johann Knwir, und in einer Ratiborer Urkunde vom 12. Nov. 1422 ein Zeuge Matthias Knur. In unser



Deutsch übertragen hießen die Leute Knauer. Nach ihnen ist Knauersdorf genannt, so z. B. 1455 und noch 1580. Am 21. Juli 1522 erscheint die Form Knurow und im liber fundationis Knurowicz. Eine slavische Wurzel knur gibt es aber nicht. Die Einwohner von Schönwald nennen übrigens das Dorf noch heut Knauersdorf. Hier haben wir kurz und bündig den Beweis, daß ein deutscher Name slavisiert worden ist; so gibt es noch andere Fälle. Dieser eine aber soll bei solchen Untersuchungen zur Vorsicht mahnen, und man soll derartige Feststellungen denen überlassen, die den Stoff beherrschen und die fremde Sprache. —

Die Durcharbeitung und Verzettelung der Vokabularien, ihre mögliche Herausgabe, die Zusammenstellung und Erklärung der Flur-, Orts- und Familiennamen werden also noch viel Zeit kosten und Mühe machen, ehe mit der Ausarbeitung eines Wörterbuches der schlesischen Mundart im großen Stile begonnen werden kann. Leichter zu bewältigen ist die Verzettelung und Durcharbeitung der literarischen Quellen. Hierher rechne ich besonders die Chroniken, einschließlich der Städtechroniken, die schöne und die kirchliche Literatur und die zahlreichen Übersetzungen, kurz alles, was gedruckt seit dem Aufkommen der Druckkunst vorliegt. Eine Reihe dieser Quellen ist in dem Aufsatz „Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch" im 17. Bande der Mitteiluugen genannt worden. Diese lassen sich leicht an der Hand der hiesigen Bibliothekskataloge und des Goedeke vermehren. Auf eine sehr wichtige Quelle wird in einem Aufsatz Bd. 20 der Mitt. hingewiesen: das Leben der heiligen Hedwig, das hier in Breslau 1504 bei Baumgarten gedruckt worden ist. Ob sich die Absicht, die Handschrift, die Quelle des Druckes, mit sprachwissenschaftlicher Einleitung und Wörterbuch bald herauszugeben, verwirklichen läßt, ist ungewiß. Hier stoßen wir selbstverständlich auf mundartliche Ausdrücke, wie d a l d e — sofort, bald, e r g r e m s e n, e l w i s c h, a u s s p r u t t e n, h u f f für Hüfte, m y s s e V e r m u t u n g (sinistra opinio usw. Die protestantisch-theologische Literatur bietet nicht viel: hier herrscht das Vorbild Luthers, aber hie und da fällt doch etwas ab. Mehr findet sich in den katholischen Schriften, die im bewußten Gegensatz zum Lutherdeutsch manches alte bewahren bis ins 18. Jahrhundert hinein. Aufmerksam gemacht sei auf des Georgius Franciscus F r i e b e l Übersetzung von Jacob Bidermann Epistolae Heroum et Heroidum. Schweidnitz 1704. Mehr werfen die Chroniken und die Übersetzungsliteratur ab. Große Dichter hat Schlesien im 16. Jahrhundert nicht gehabt.



Das protestantische Kirchenlied hat einzelne Vertreter; um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts verlangt Calagius ernstere Beachtung. In einem Aufsatz des 20. Bandes der Mitteilungen kommt er reichlich zu Wort. Georg Göbel verwendet in seinem Drama ‚Die Fart Jacobs' (1586) zum ersten Mal die reine Mundart. Die Hirten Max, Cuntze und Heinze sprechen in ihr. Die mundartlichen Teile der Dichtung hat Alfons Lowack 1905 in den Mitteilungen abgedruckt. — Aber um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts treffen wir auf eine wahre Fundgrube mundartlicher Ausdrücke: es sind die vielen Schriften des Valerius Herberger, des Predigers am Kripplein Christi zu Fraustadt. Herberger hat gelebt vom 21. April 1562 — 18. Mai 1627. Im 17. Bande der Mitteilungen ist eine umfängliche Lese aus diesen Quellen gegeben. Das ist aber nicht alles: viel zu spät kam bei der Durchnahme dieses prächtigen Mannes der Gedanke, aufzuzeichnen, was für ein schlesisches Wörterbuch von Belang sein könnte, und dann wurde verabsäumt, aus den Belegen für das DWB alles das zurückbehalten und nochmals zu verzetteln, was für diesen Zweck nötig war. Auch die im 16. Bande abgedruckten Zeugnisse für die Volkskunde aus den Schriften dieses Mannes werden sich vermehren lassen. — Ich stelle es mir überhaupt als eine reizvolle Aufgabe vor, an der Hand dieser Bücher das Leben eines kleinen Städtchens zu der genannten Zeit zu zeichnen. Es werden nicht viel Züge fehlen, und diese ließen sich aus gleichzeitigen Quellen leicht ergänzen. Es bleibt ein Rätsel, daß dieser Mann noch keinen wirklichen Biographen gefunden hat. Wer freilich Herberger den Abraham a Sancta Clara der protestantischen Kirche nennt, hat wenig inneres Verständnis für ihn bewiesen. Ich habe nie den Eindruck gehabt, daß er auf die Lachmuskeln und das Zwerchfeld seiner Zuhörer wirken will, wie dies Abraham a Sancta Clara bewußt tut, so kullig und spickig — um mich einmal dieser Ausdrücke zu bedienen — manches bei ihm klingen mag. Aber das kam bei ihm her von seinem volkstümlichen Reden und Denken, wo man nicht die haarspaltende Dogmatik und Tüftelei findet. Und was auf uns lachreizend wirkt, brauchte es damals nicht zu tun. Dies wäre erst zu beweisen. — Bei Herberger finden wir z. B. gern die Verwendung der Wörter auf -enzen, schlesisch -inzen, wie pochinzen (nach Pocharbeit riechen), bockinzen (nach dem Bocke riechen), kirchinzen, mönchenzen, teufelentzen, todäntzen, wilderentzen, wetterintzen, von Kleidern gesagt, die nach dem Wetter riechen. Bei ihm ließ sich zuerst das Wort



die Kriebehetsche belegen, das dann v. Unwerth, Germ. Abh. 46 aus Weises Dramen nachweisen konnte, vgl. die Anm. v. Unwerths, a. a. O. 260, wo die andere Literatur verzeichnet ist. In der Görlitzer Gegend hieß dieses Gerät ‚Kribitsche', wie wir aus J. G. Pohle 1797 die Jahre meiner Kindheit S. 184. 187 erfahren. Glückliche Bildungen wie sich abeseln für ‚sich abmühen wie ein Esel' sind nicht selten; bei ihm begegnet das nur in Schlesien bislang nachgewiesene sich ausqueicheln, ferner sich berähmen, berschersel, stertzen (auf den Mertzen wollen wir stertzen), Schwulstel usw. Man wird nicht fertig, wenn man anfängt aufzuzählen; der Pirle für den Perdelhammer, den großen Zuschlaghammer der Schmiede, welchen Ausdruck J. D. Koehler in seiner Schlesischen Kern-Chronik ausdrücklich als ein schlesisches Wort (II, 723) aufzählt.

Als Herberger 1627 starb, hatte Martin Opitz sein Büchlein von der deutschen Poeterei erscheinen lassen. Von diesem Jahre rechnet man ja den Beginn einer neuen Literaturepoche. Im 17. Jahrhundert übernimmt dann Schlesien eine zeitlang die Führung in der Literatur. Und hier wäre darauf von der Mundartenforschung zu achten, welche Ausdrücke von der schlesischen Mundart in die Schriftsprache eingedrungen sind. Opitz freilich bestreitet es, daß er den Schlesischen Dialekt gebraucht habe, in einem Briefe an den Straßburger Venator (i. VII. 1628.) Er kann aber hier nur das ganz grob Mundartliche gemeint haben (vgl. Reifferscheid, Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des 17. Jahrhunderts I, 321.) Aber so weit wollte ich nicht vordringen. — Jetzt beginnt bekannteres und mehrfach durchackertes Gebiet.

So sind die Schwierigkeiten und die Vorarbeiten für solch ein Werk wie das, welches für Schlesien nun ernsthaft begonnen werden soll, keine geringen. Aber wie man aus den früheren Werken dieser Art lernen kann, wie man es nicht machen darf, um zum Ziele zu gelangen, werden die Vorarbeiten des geplanten Werkes sich gewiß schneller bewältigen lassen als die Vorgänger es vermocht haben. Nur dreierlei ist nötig. Männer, die zielbewußt nach einem bestimmten Plane arbeiten, Zeit und Geld. —

Schon hier und da wurde angedeutet, welch reicher Ertrag wissenschaftlicher Erkenntnis von einem solchen Werke sich erwarten läßt. Die Wortgeschichte klebt nicht am Wort, sie sucht hinter dem Wort die Menschen, die es gesprochen haben, und will scharf die Begriffe erfassen, die mit dem Worte verknüpft waren, d. h. Wort-

geschichte ist Kulturgeschichte und Sachgeschichte. Wortgeschichte will zeigen, welche Gedanken und Anschauungen aus der Vergangenheit bis in die heutige Zeit fortleben, sie will zeigen, wenn Worte verklingen, absterben, mit dem Wort auch der Begriff untergeht oder an die Stelle des Alten etwas Neues tritt. Sie will aber auch mit Hilfe der lebenden Mundarten zurückgreifen in die Vergangenheit, um diese zu erhellen, wo die Überlieferung versagt. So wird die Wortgeschichte oder kann es werden zur Lebensgeschichte eines ganzen Stammes oder Volkes, ein hohes Ziel, dem es nachzustreben gilt. Denn was gibt es Höheres als die Sprache und das Leben? Sie sind ewig.

Niederschlesische Sagen.

Gesammelt von Will-Erich Peuckert.

Die hier aus meinen Tagebüchern und Journalen ausgewählten Sagen teile ich in zwei landschaftliche Sondergruppen: 1. die Sagen des nördlichen Bober-Katzbachgebirges, und 2. die Sagen aus dem eigentlichen Isergebirge. Es lag nahe, die von Kynau zuerst angewandte Anordnung der schlesischen Sagen auch hier zu gebrauchen, doch sind bei vielen Sagen die Unterscheidungsmerkmale nicht derart ausgeprägt, daß sie sich von einem Laien ohne weiteres anwenden lassen, und es lag mir auch garnichts daran, eine reinliche Scheidung vorzunehmen.

Wenn ich im Allgemeinen das Gebiet überblicke, finde ich ein Vorherrschen der Spuk- und Gespenstersagen in ihrer Mannigfaltigkeit; weniger stark ausgeprägt sind die Sagen um wunderbare Begebnisse oder Zwischenwesen — doch spielt das Freimaurertum eine große Rolle. Die Zauber-, Wunder- und Schatzsagen knüpfen sich nur an einige bestimmte Örtlichkeiten, wie z. B. die Abendburg im Isergebirge, den Rabendocken im Vorland. Im Allgemeinen war es bemerkenswert, daß die Wassermannsage hier in einer Lokalsage auftrat, die Cogho im Isergebirge aufzeichnete: — mir selbst ist sie garnicht begegnet. Auch mein Suchen nach einer Berggeistsage war erfolglos, und ich glaube bestimmt sagen zu dürfen, daß es im schlesischen Teile des Isergebirges keine gibt: — wie weit das auf die Bergwerksunternehmungen im Vorland des Isergebirges zutrifft, entzieht sich allerdings meiner Kenntnis; im eigentlichen Gebirge, dem Hochland zwischen dem Kemmnitzkamm und dem wellschen Kamm weiß ich keine, man müßte höchstens die Geistergestalten der Abendburg, welche den Schatz hüten, dazu rechnen.

Über die Quelle meiner Sagen ist wenig zu berichten: die meisten aus dem Vorgebirge hörte ich von meiner Großmutter, einer alteingewohnten Bauersfrau aus der Gegend des Gröditzberges; die Isersagen von Schulkindern und einigen alten Einwohnern der Iserhäuser.

Ich gebe sie hier, wie ich sie empfangen habe.

I. Bober-Katzbachgebirge.

1. Der Soldat am Brunnen. In Gröditz bei Bleueln kommt abends an den Hofbrunnen ein Soldat und wäscht sich: dabei hat man ihn verschiedene Male gesehen. Aber es heißt immer, alle Leute sehen so was nicht, bloß solche, die in der zwölften Stunde geboren sind,

werdens gewahr. — Da ist auch ein Kuhmädel gewesen, die hat ihn gesehen, wenn sich am Sonnabend die Mädel gewaschen und reine Hemden angezogen haben. Da hat das Mädel zur andern gesagt: Siehst du nicht, jetzt bückt er sich, jetzt wäscht er sich, — nu, sieh doch. — Ich sehe nichts, hat die geantwortet. — Eins siehts eben und das andere nicht — (Manche sagen auch, daß ein anderer gekommen ist, und hat ihn mit dem Beil erschlagen.)

2. Gespenstischer Gottesdienst. Bei Wittichen haben sie früher, — nu, es werden wohl jetzt schon an die siebzig Jahre her sein — einen Schafstall gebaut. Da ist oben im Hainwald (ein großer Wald an der Chaussee Goldberg-Löwenberg) eine alte Kirche abgebrochen worden, und von der haben sie das Material geholt zum Bau. Und da geht die Sage, alle Advent und Fasten fängts da drin an zu orgeln.

Es muß halt einer immer drin schlafen, denn die Schafe errennen sich sonst vor Angst. Da ist einmal ein Reisender gekommen, der hat auch gern wollen ein billiges Nachtquartier haben, da hat er gefragt, ob er nicht könnte in einer Scheune schlafen. Nu, da im Schafstall könnte er schlafen, haben sie ihm gesagt. Der Schäfer war heilfroh, denn der hatte im Dorfe eine Braut und da ist er gerne einmal zu ihr gegangen. Der Herr hatte es sonst nicht gern, weil die Schafe im Frühjahr ihre Jungen werfen und die Trächtigen wurden immer am ersten ertreten. Na, heute konnte er ja nun mal gehen, denn der andere blieb dort, ohne daß er was wußte. Er hatte wohl wollen ausreißen, aber als die Schafe untereinander liefen, hat er keine Tür gefunden und wußte vor Angst nicht, wohin, und die Schafe machten immer über ihn weg. Da hat er gesagt, in dem Schafstalle schläft er nicht mehr für vieles Geld.

3. Große Leuchter. Zwischen Gröditz, Neudorf und Alzenau geht der große Leuchter; der sieht aus, als ob eine Schütte Stroh brennt. —

Das ist nun in Gröditz gewesen, zwischen Gröditz und Neudorf, da sind ein paar zu Verwandten gegangen zum Schweineschlachten. Und wie sie eben gehen, ist es furchtbar finster und sie finden sich nicht mehr zurecht. Da sehen sie ein Licht von der Seite kommen und sie sagen zueinander, — wir wollen jetzt warten, bis die mit der Leuchte ran sind. Und da kommt eine Leuchte, aber sie sehn weiter keinen Menschen dabei. Sie gehn immer dem Lichte nach, — und sie gehn halt immerfort und gehn, bis sie hernach gewahr werden, daß sie wieder zuhause sind, — da merken sie, wer das gewesen ist und der eine wird verbost und spricht: Leck mich doch am . . ! Da hat ihn der große Leuchter so verbrannt, daß er viele Tage nicht mehr hat sitzen können.

4. Alpdrücken. Gröditz. — Mein Vater erzählte mir, da haben eine Menge junger Leute zusammen gesessen, Knechte und Mädel und haben gesponnen; da ist einer müde geworden und legt sich auf die Bank schlafen. Und wie er eine Weile geschlafen hat, geht sein Mund auf und es kommt ein weißes Mäusel raus, das läuft zur Tür raus.



Es ist ungefähr eine Stunde, da kommt es wieder. Und während der Zeit hat er gelegen, ohne sich zu rühren und Atem zu holen. Wie das Mäusel wieder kommt, da haben sie sich beredet und die Bank weggerückt, sie haben sich aber die Stellen bezeichnet, wo die Bankbeine gestanden haben. Und das Mäusel findet nicht mehr rauf, — es läuft immer rum und num und kann nicht mehr an den Bankbeinen rauf, weil sie nicht mehr an der richtigen Stelle gestanden haben. Dann haben sie die Bank wieder hingerückt und da ist das Mäusel rauf gelaufen und zum Munde rein — und da dauerts nicht lange, da wacht er auf und fängt an, Atem zu holen.

5. Alpmachen. Gegend von Hartliebsdorf. — Da ist bei einer Frau was Kleines gekommen. Und da sind ein paar, die kommen gleich und bieten sich als Paten bei dem Kinde an und die Eltern sind einverstanden und es wird beredet, welchen Tag getauft werden soll. Wie sie in die Kirche kommen, müssen sie aber ein bissel warten, denn der Pastor ist noch nicht da. Und wie sie so um den Taufstein rumstehen, da steht die Sakristeitür ein bissel auf, und der Küster steckt in der Sakristei. Und da hört er, wie die eine zur andern sagt: Nu, was wolln wirs denn werden lassen, a Albla oder a Hexla. Und wie der Küster das hört, läuft er gleich zum Pastor und sagts dem, was er erhorcht hat dort. Da spricht der Pastor, er soll ausrichten, sie möchten wieder nachhause gehn, dem Pastor sei plötzlich unwohl geworden, er könne das Kind nicht taufen. Richtig, der Küster schickte die Leute wieder heim und wie sie eine Weile fort sind, da geht der Pastor in das Taufhaus und erzählt dort die ganze Geschichte den jungen Eltern und sagt ihnen eben, sie möchten sich andere Paten besorgen. Nun gut, die schicken zu den Nachbarsleuten und er tauft ihnen das Kind stehenden Fußes in der Stube, ohne daß die andern was sehen und hören davon. (Sie müssen nämlich während der Taufe ein Sprüchel sagen, wenn sie so etwas vorhaben.)

5. Die blinde Pfütze. Zwischen Töppendorf und Georgenthal (zwei Dörfer nördlich des Gröditzberges) ist die blinde Pfütze, — das ist ein grüner Rasenweg, der ein Stückel in den Wald rein geht; da ist eine kleine Vertiefung mit Gras bewachsen. Von dort geht die Sage, wenn man nachts um zwölf vorbei geht und man geht auf der rechten Seite, da läßts einen laufen, geht man aber auf der linken Seite, da läßts einen nicht weiter. Der Förster Schneider, den haben sie mal gefragt darum, ob er dortzu noch nicht gegangen wäre und ob ihm dort noch nichts begegnet sei. Er hat eigentlich garnichts gewußt davon. Da hat er gesagt, — ach, s'ist grade schön heut abend, da geh ich mal vorbei, da muß ich doch mal sehen, was dran ist an der Sache. Und richtig, wie er hin kommt, kugelt sich ihm was vor den Füßen rum und läßt ihn nicht vorbei — das ist ein Kalb gewesen. Da hat er können rechts oder links vorbei gehen wollen, es ließ ihn nicht vorbei, — aber als er quer über den Weg auf die rechte Seite zu gehen versuchte, dort konnte er laufen. Das Kalb hatte keine Augen im Kopfe,



darum hieß die Stelle die blinde Pfütze; — jetzt hat man lange nichts mehr davon gehört.

7. Feuerreiter. In Pilgramsdorf bei Goldberg ist ein Herr gewesen, der hat immer das Feuer versprochen. Da ritt er dreimal ums Feuer und jedes Mal über fließendes Wasser, also dreimal übers Wasser, — wenn er das nicht konnte, verbrannte er. Und da ist das Feuer immer so hinter ihm her gezüngelt und hat ganz lange Arme gemacht und hat geheult und gepfiffen und nach ihm gelangt, — aber er hat sich nicht dürfen umsehen, er mußte bloß immer losreiten, bis er übers Wasser war. Dann hatte er Ruhe und das Feuer fiel zusammen. Aber gern hat ers nicht gemacht.

8. Der Leichenweg. Zwischen Georgenthal und Wilhelmsdorf (unterm Gröditzberge) da kommt man, ehe man zur Seifenwiese kommt, erst durch ein Stück hohen Busch, — dort kommt in der Nacht quer über den Weg rüber ein Leichenzug. Der geht durch den Busch auf den Mordgraben zu.

9. Ertrunkene ruft. Zwischen Alzenau und Gröditz, in der Kalmje, dort, wo der Kalte Bach von Gröditz nach Adelsdorf fließt, liegt der Frauenteich; der gehörte Heher-Schulzen. Der hatte seinen Namen davon, daß sich eine Frau vom Gröditzberge aus unglücklicher Liebe drin ertränkt hat. — Dort mußte Großvater mal eine ziemlich große Wiese hauen. Er ging früh zeitig weg, weil er allein dazu war und weil es früh besser schnitt: deswegen sagte er zur Mutter: Um zwei muß ich spätestens aufstehen, sonst wird mirs zu spät. Da wacht er in der Nacht auf und da ists ganz hell. Nun sagt er zur Mutter: Jetzt muß ich aber gehn, es ist schon spät, die Sonne ist ja gleich raus. Die Mutter sagte: Wart ock, ich will dir erst eine Tasse Milch machen. Nein, hat er gesagt, ich warte nicht mehr länger, ich geh. Und da geht er halt immer raus und draußen fängt er gleich an zu hauen. Und wie er ein Weilchen gehauen hat, hört ers immer so wimmern und jammern. Da wird er erst ganz wilde und denkt, was ist denn eigentlich los, und geht ein Stück lang an der Wiese, da hört er, das Jammern kommt aus dem Teich. Und wie er ein Weilchen gestanden hat und hat dem Ton so zugehört, da schlägt in Gröditz die Turmuhr zwölf. Da ist er stockstill weggegangen und geht wieder ran an die Wiese und haut wieder. Aber er hat zur Mutter gesagt, so zeitig geht er nie wieder los, er sieht lieber erst nach, wie spät es ist.

10. Die weiße Frau. In Adelsdorf hats eine Stelle, der Niederhof, da geht die weiße Frau um. Meines Vaters Schwester hat dort gedient als Schleußerin und hatte die ganze Milchwirtschaft. Da ists im Keller immer nie geheuer gewesen, — sie sagten ihr bald, als sie hinkam, sie solle nie bei Licht in den Keller gehn, sondern ihre Arbeit, die sie unten hätte, schon bei Tage tun. Das eine Mal war nun auch notwendige Arbeit, da ists nicht eher geworden und sie mußte halt bei Licht runter gehn. Da auf einmal, wie sie ein Milchäschel in der

Hand hat, und will es absahnen, da geht die Türe auf und ihr Licht ist aus und sie steht im Finstern da; sie sieht nur einen weißen Schatten und hat sich gleich aus dem Staube gemacht.

Die Knechte hatten das Futter für ihre Pferde immer abgeteilt gekriegt, jeder sein Gebund. Aber sie haben gerne wollen ihre Pferde etwas besser füttern und da ist der Kutscher auch rauf gegangen auf den Heustall und hat sich ein Bund gebunden. Und wie er zum Fenster raus sieht, sieht er die weiße Frau gerade über den Hof rüber kommen. Da weiß er sich nicht zu helfen, denn ehe er bis zur Treppe kommt, kommt sie schon die Treppe rauf; da ist er schnell zum Kaffer runtergeflogen und machte fort. Dann hat er dem Kleinknecht gesagt, er müßte mal die Hosen umdrehn, er solle indes das Gebund holen, — und der hat auch nichts gehört und gesehn.

11. Weiße Frau. Der Krause-Briefträgern ihr Vater hat in Luxemburg gedient. Und als er auf Wache stand, ist eine weiße Frau gekommen, die sagte, er solle mit ihr gehn. Er ist aber nicht gegangen, weil er doch auf Wache stand. In der nächsten Nacht ist sie wieder gekommen und in der dritten auch wieder und hat jedesmal gesagt, er möchte mitkommen und hat immer flehender gebeten Und in der dritten Nacht ist sie ganz betrübt abgegangen und hat gesagt, nun müsse sie wieder hundert Jahre warten. — Er hat Wache gestanden auf dem Schloßplatz und sie ist immer in den Wald verschwunden.

12. Unheimliche Kammer mit Heergerät. In Modelsdorf bei Quegber-Bergern in einer Höhle solls nicht geheuer sein, (Hohlweg), dort haben sie einmal Sträucher ausgehackt und soviel Knochen gefunden. Die haben sie dem Lumpenmann verkauft. Aber der hat sie wiedergebracht, weil er keine Ruhe gehabt hat und man hat sie wieder dorthin vergraben müssen.

Beim Bauer in einer Kammer wars auch nicht geheuer, die war immer jahraus jahrein fest verschlossen und niemand kam rein. Und da hat der letzte Besitzer, den ich kannte, geheiratet und hatte seiner Frau verboten, sie solle ja nicht in die Kammer gehn. Die Frau aber war neugierig und wie er einmal abends nicht zuhause ist, geht sie rein und sieht, was los ist. Sie haben die Frau bei der Türe bewußtlos gefunden, haben sie aufgehoben und sie ist von da an gelähmt gewesen. Was sie alles gesehen hat, weiß niemand, — in der Kammer hingen nur Halftern und Rüstzeug und Sattelzeug von Soldaten. — Die Modelsdorfer Bauern sollen nämlich alle deshalb so reich sein, weil 13 eine Menge französischer Soldaten aus Modelsdorf nicht mehr rausgefunden hat.

13. Der verbannte Mönch. Auf dem Mönchsberge zwischen Adeldorf und Goldberg ist ein Mönch aus Böhmen verbannt. Der macht dort allerlei Unsinn und ärgert die Leute. Wenn Fuhrleute vorbeikommen, zieht er ihnen ein Rad ab und der Wagen läuft auf drei Rädern solange, bis er über sein Gebiet weg ist, — dann fällt er um. Da müssen nun die Fuhrleute zurück und müssen die Räder suchen gehn, bis sie sie finden.



Wenn Mähder dort sind, denen holt er ihr Dengelzeug und hängts auf die höchsten Bäume, und wenn sies dann suchen, sitzt er auch auf einer Spitze und ruft: Holt euch euer klipp-klapp, klipp-klapp. — Deswegen heißt auch dort eine Stelle der Mönchsbusch.

14. Der wiederkommende Tote wird verbannt. Der Märzdorfer Herr (M. im Kreise Goldberg-Haynau) hat nach seinem Begräbnis oben zum Fenster rausgesehen, als die Trauerleute heimkamen, und hat gesagt: Nu, kommt ihr erst jetzt, ich bin schon lange da. Und da ist halt dort nie Ruhe gewesen, er war nachts in den Ställen und hat geärgert. Da haben sie einen Schwarzkünstler holen lassen, der sollte ihn fortschaffen. Und der hat sich einen Kutscher bestellt, und hat zum Kutscher gesagt: Er möchte sich ja nicht umsehen, was etwa hinter ihm vorgeht, wenn ihm sein Leben lieb ist. Da haben sie nun mit vier Pferden gefahren und die Pferde haben geschwitzt, als ob sie müßten eine schwere Last ziehen. Nach drei Tagen erst ist der Kutscher wieder heimgekommen, so weit haben sie ihn fortgeschafft.

15. Groorok. Beim Pechelsvorwerk, auf den Wiesen zwischen Märzdorf und Kaiserswaldau, geht ein Schäfer um. Der hat in seinem Leben geschworen, die eine Wiese gehöre dem Märzdorfer Herrn; — aber es war garnicht wahr, sie gehörte nach Kaiserswaldau. Deswegen nämlich auch hatte er sich Märzdorfer Erde in die Schuhe getan und hatte so geschworen: So wahr ich hier auf Märzdorfer Erde stehe, gehört diese Wiese meinem Herrn. — Aber nach seinem Tode mußte er nun dort umgehn, da rief er immer: Groorok, Groorok, — (Graurock), meiner Seel is nimmermehr kee Rōt!

16. Freimaurer weiß seinen Tod voraus. Als der Herr auf dem Oberhof starb, hat ihn der Kutscher mittags von zwölf bis eins um den Teich fahren müssen, und durfte sich dabei aber nicht umsehn, was hinter ihm los war. Und um eins war der Herr tot.

17. Freimaurerkleidung. In Goglau (bei Schweidnitz) ist eine Kammer, von deren Tür ist die Klinke ausgedreht, und alles ist vermauert. Einmal hat die Jungfer die Baronin gefragt, was dort drin sei, sie hat aber keine Antwort gekriegt. — Aber in einem Kasten haben die Mädel einmal einen schwarzen Talar gefunden mit einem Stern drauf, das war wohl eine Freimaurertracht.

18. Freimaurer geben einen und kaufen sich los. Die Mittlauer Herren waren auch Maurer, — die wußten, wenn sie sterben mußten: der eine ist auf den Abort gegangen und ist nicht mehr wieder gekommen, der hat dort gesessen. Einer ist auf dem Felde gestorben mittags; er hatte bestellt, sie sollten in einer Stunde mit Fuhrwerk nachkommen, da liegt er tot draußen.

Aber wenn die Maurer einen dran geben, brauchen sie nicht fort. In Alzenau in einem Gute, ich weiß nicht mehr, wer der Besitzer damals war, — war der Herr ein Maurer. Da hatten sie einmal Leute zum



Kartoffellesen bestellt, und da war auch ein zwölfjähriger Junge aus dem Dorfe dabei. Und es war schon spät und ganz finster, da machten sie Feierabend. Sie hatten nämlich bloß noch ein Stückel zu machen und weils weit draußen war, wollten sie den andern Tag nicht nochmal raus. Aber wie sie heimkommen, fehlt halt der Junge. Sie rufen und suchen ihn immerfort, aber er ist eben nicht da und da denken sie, er ist nachhause gegangen, ohne daß er den andern was gesagt hat. Eine Zeit darauf kommen die Eltern von dem Jungen und suchen ihn und finden ihn wieder nicht, und da liegt er ein Stück draußen auf dem Wege tot. Da hieß es eben, den hat der Herr dran gegeben.

Die Krausen hat mir erzählt, — da haben sie einen rausgerufen aus der Loge, und da hat sie gesehen, daß drinnen ein Ofenstengel gewesen ist, da haben lauter Schwarzkrähen drauf gesessen. Das waren die Logenbrüder

19. Kein Freimaurerkleid anrühren. Als Krause-Meta in Haynau diente, war der Herr auch ein Freimaurer, — und wenn er verreiste zu den Versammlungen, nahm er immer einen kleinen Koffer mit. Einmal hatte er vergessen, ihn wegzuschließen, und seine Tochter meinte zu der Meta Krause: wollen Sie mal gucken, was drin ist? — Sie schloß auf, und da lag in dem mit Samt ausgeschlagenen Koffer ein goldenes Kreuz, eine goldene Kette und dito Hammer. — Ein ander Mal kam die Meta Krause allein zu dem Koffer, und die Neugierde verführte sie, den Koffer zu öffnen und die Sachen in die Hand zu nehmen. Darauf bekam sie den nächsten Tag ein schlimmes Bein und hat wochenlang gelegen und kein Arzt wußte, was eigentlich mit dem Beine los war.

20. Freimaurer fangen Seelen durch Geschenke. Dann heißt es, niemand soll von einem Freimaurer ein Geschenk annehmen, soll lieber im Stillen sagen: hebe dich weg von mir, Satan! denn mit dem Geschenkannehmen sei das so, — daß der Geber dann die Gewalt habe, den Beschenkten dem Bösen zu überliefern, wenn seine, des Gebers Zeit gekommen sei. Der Meta Herr versuchte auch einmal, ihr drei Mark zu schenken, sie hat aber auf das Geheiß ihrer Eltern das Geld zurückgeben müssen. Dann verreiste er, kam aber zwei Tage darauf unerwartet zurück, machte sein Testament und fuhr wieder weg, nachdem er herzzerreißenden Abschied genommen hatte; — kam aber nach vierzehn Tagen wieder, und die Leute munkeln, er habe sich wieder auf zehn Jahre losgekauft, indem er ein ander Leben geopfert habe.

Ebenso ein Besitzer aus Aslau, der habe nach und nach alle seine Kinder, zuletzt ein blühendes Mädchen von achtzehn Jahren gegeben: alle sind plötzlich gestorben ohne vorheriges Kranksein und dann zum Ende seine Frau. Frau Krause sagte: Man muß eins geben, das seinem Herzen am nächsten steht.

21. Unheimliche Scheune. In Michelsdorf bei Haynau haben drei Fräulein der Kirche eine Summe Geldes vermacht mit dem Bedinge, daß alle Sonnabend Mittag eine Stunde zu ihrem Gedächtnis geläutet



wird. Das Läuten mußte der jeweilige Besitzer des Gutes bezahlen, wo sie her waren. Als sie nun das Zahlen satt hatten, wollten sie stillschweigend die Sache einschlafen lassen, und es wurde nicht mehr geläutet. Da haben sie in der Scheune nicht mehr dreschen können, immer hats ihnen die Flegel oben fest gehalten, und da haben sie wieder läuten müssen. Ob sie auch gleich die Scheune einmal wegrissen und wo anders hinbauten, das hat doch nichts genützt, sie mußten nur läuten.

22. Eine Gestalt legt sich ins Bett. Als mein Großvater in Modelsdorf, bei Förster-Bergern war, mußte er immer auf dem Flure schlafen, weil sich die Herrschaft fürchtete, denn oben auf dem Boden wars dort nicht heimlich, — da hats immer geschoart (schoaren = schaufeln), als ob dort eins Getreide schaufelt, und dann ists die Treppe runter gekommen. Die Tür ist aber immer verschlossen gewesen, die auf den Boden gegangen ist, und dort ists durchgekommen durch die verschlossene Tür. Er hat sich nun einen Stecken mitgenommen. Da hats sich zu ihm ins Bett gelegt, eiskalt, und hat sich neben ihm nunter geschmissen, daß er dachte, das Fleisch ginge ihm los — und er dreht sich um und will nach ihm greifen und mit der andern Hand greift er nach dem Stecken. Es fährt ihm aber aus der Hand, und er hat nichts in der Hand, und es steht vor ihm eine weiße Gestalt und droht ihm und geht wieder die Treppe rauf; — Du! du! hats zu ihm gesagt. — Am Morgen hat er gesagt, er schläft nicht mehr in dem Bett, sie möchten ihm eine andere Schlafstelle geben, sonst geht er weg, — da haben sie gesagt, er soll nur ruhig dort schlafen, es tut ihm nichts.

23. Tote fordert ihre Niederschuhe. Das ist in Georgenthal gewesen. Dort waren zwei Eheleute, die nie gut miteinander gelebt hatten, und da ist die Frau einmal krank geworden. Sie hatte sich noch lassen kurz zuvor ein Paar Niederschuhe machen und die hatten ihr so gut gepaßt, daß sie sagte: Wenn ich sterbe und du heiratest wieder, die Schuhe gebt ihr mir mit ins Grab, die will ich haben: (Das war Röhrich-Friederichs seine.) Er hat aber immer gesagt: Toatsch, toatsch, — denn wenn du wirst gestorben sein, brauchst du keine Niederschuh. — Das ist nu wirklich so gekommen, sie ist gestorben, und die Schuhe haben sie ihr nicht mit gegeben. Und wie halt ein paar Wochen weg sind, da geht halt die Sage, Röhrich-Friederichs kommt wieder, die hat keine Ruhe. Er hat nun nichts gesagt zuerst, aber die Sache ist doch so nach und nach an den Tag gekommen. Da soll sie immer gekommen sein und ihm mit der Faust gedroht haben, und da soll er einmal böse gewesen sein und hat die Schuhe genommen und hat sie hinter ihr her geschmissen: — Hier hast du die verfluchten Luder! — hat er gesagt. Sie hat sie aber nicht mitgenommen. Und wie es nun garnicht anders wird, da ist er nach Groß-Hartmannsdorf (Kr. Bunzlau) gegangen zum katholischen Pfarrer, der sollte ihm helfen, und der ist auch hingekommen und hat seine Beschwörungsformel gesagt, — aber geholfen hat es nichts. Und da hat ers dem Förster Schneider geklagt, der hat ihn einmal gefragt darum, und der hat gesagt, er solle

über jede Tür und jedes Fenster und über jede Öffnung schreiben: Hier wohnt Jesus! — Das hat genützt, aber was ihm noch vorher der Pastor gesagt hat, er solle die Schuhe auf den Kirchhof schaffen und vergraben, das hatte ihm auch nicht geholfen.

24. Verbannter befreit. (Kr. Bunzlau). Von Groß-Hartmannsdorf, nach den Wartaer Brüchen raus ist auf einem Felde ein Rasenfleck mit einem Zaun drum, wie ein Gärtel. Und da ist einmal ein Mädel, die hat dem Vater Essen getragen, — ob in den Bruch, weiß ich nicht, — die ist dort vorbei gekommen. Und da hat ein kleines Männel drin gesteckt, das schrie immer: Heb mich raus! heb mich raus! Das Mädel hat seinen Korb hingesetzt und hebt das Männel raus. Das ist ein kleines Ding gewesen, aber wie es über den Zaun kommt, wird es länger und länger wie ein großer Mann, — der läuft über die Felder quer rüber und ist fort gewesen. Seine Zeit war alle, denn sie können immer nur auf eine bestimmte Zeit verbannt werden. — Das Mädel aber hat lange krank gelegen.

25. Die schwarze Fichte. Meiner Großmutter Bruder war zur Kirmes in Alzenau. Da haben sie auch abends lange gesessen und haben sich verplaudert, und er ist erst spät nach Hause gegangen: er sollte dableiben über Nacht, denn es war ganz finster und neblig, man konnte kaum die Hand vor den Augen sehen, aber er ist eben gegangen, er hat sich nicht halten lassen. — Und wie meine Großmutter ein paar Tage später nüber kam, hat er gesagt: So spät geht er nie mehr nach Hause, und wenn er gehn muß, nie mehr an der schwarzen Fichte vorbei! — Sie hat ihn gleich gefragt: Aber warum denn nicht? aber das hat er nicht gesagt. Großmutter hat ihn noch vielmal gefragt, aber er hat gesagt, — es soll über seine Lippen nicht kommen, er wollte es erst auf dem Totenbette erzählen. — Und als ich ihn so an vierzig Jahre später, — er war fast siebzig, — danach fragte, hat ers doch nicht gesagt, sondern von was anderm angefangen zu reden.

Die schwarze Fichte, — jetzt ist sie gefällt, aber man hat einen kleinen Baum wieder hingepflanzt, — steht auf dem sogenannten Schriemwege, nicht unweit eines versumpften Teiches, zwischen Georgenthal und Wilhelmsdorf in Grätzwalde (= Gröditzwald).

26 Spuk am Galgenberge. Am Galgenberge zwischen Töppendorf und Alzenau ists auch nicht geheuer. Da sind drei Jungen in die Schule gegangen nach Alzenau und die sind vom Töppendorfer Hofe gewesen, und als die Eltern früh sind auf die Arbeit gegangen, da sind sie auch schon weggegangen. Und wie sie runter kommen vom Galgenberge sind zwei schon vorneweg und der dritte ein klein Bissel hinten nach. — Wie sie nach Alzenau kommen, da war die Schule schon angegangen und es war schon ziemlich spät und sie kommen alle drei geweint. Da fragt sie der Kantor, warum sie weinen, ob ihnen jemand was getan hat. Und da sagen sie eben, es ist da vom Galgenberge einer runter gekommen ohne Kopf, den hatte er unterm Arm, und er



hatte einen langen weißen Kittel an. Der Kantor solls ihnen noch ausgeredet haben, sie würden wohl was anders gesehen, haben, und es wäre noch dunkel gewesen. Der eine Junge ist heimgekommen, hat abends noch die Krämpfe gekriegt und hat sie drei Tage und drei Nächte gehabt und ist dann gestorben. Einem hats garnichts geschadet, und der dritte ist sechsundreißig Jahre lang gelähmt gewesen. Der ist vor ein paar Jahren erst gestorben.

26. Hexen. In Alzenau hatte es auch eine, von der ging die Sage, sie ginge die Milch ausmelken. Die Hindemithen behauptete steif und fest, ihre Kuh würde ausgemolken. Da melken sie Milch an einem Handtuch.

Da holen sie neunerlei Kräuter und neunerlei Holz. Mit dem neunerlei Holz wird gefeuert und auf dem Feuer kochen sie die Kräuter und vergraben alles zusammen unter eine Schwelle. Dann muß dasjenige, was die Milch sich zugezogen hat, am andern Tag kommen und Milch oder Butter verlangen.

Zu den neunerlei Kräutern gehören Gundermann, Neunecke (Alchemilla vulg.) und Baldrian.

28. Einen Menschen verdorren machen. Da hatten sie auch in Alzenau einen in Verdacht, daß er das Vieh bespreche, — und der ist auf einmal so geschwunden, dabei hat ihm doch nichts gefehlt, aber er ist so vergangen. Da sagte meine Mutter immer, daß sie einmal gehört hätte, wenn sie einem die Füße in den Rauch hingen, da verginge er so. — Da muß sein Feind hinter ihm hergehen und wo der erste in nassen Boden tritt, sticht der andre die Stapfe aus und hängts in den Schornstein. Und so wie die Erde austrocknet, vergeht der Mensch.

29. Der Heuteich. Wo sich jetzt der Heuteich befindet, stand früher ein altes Ritterschloß, das schon vor langer Zeit zerfiel und nach und nach im Wasser versank. Nur zu Zeiten sehen Leute, die Mittags in der zwölften Stunde vorbeigehn, ein altes Weiblein Wäsche waschen oder an unsichtbarer Leine über dem Teiche aufhängen.

30. Die Heuelse. Dort unten im Heubusch (Wald um den Heuteich, gehört zu Aslau) wohnt die Heuelse. Wenn da Leute vorbeigehn, huckt sie denen gerne auf und läßt sich von denen schleppen. Einmal ist auch ein Fleischergeselle unten bei der alten Ziegelei (gehörte zu Kaiserswaldau) vorbeigegangen und hat gerufen: Heuelse! Da ist sie ihm aufgehuckt und ist immer schwerer geworden, bis er umfiel und starb.

Als die Aslauer einmal Heu machten auf einer Wiese am Teich, hat eine Frau im Dunkeln die Wäsche hängen sehn. Sie sagt, jeden Freitag mittag hängt die Heuelse auf und bleicht. Wer ihr dabei zu nahe kommt, den holt sie in den Teich.

31. Die Leute können nicht weiter. An der Grenze von Aslau und Rosenthal ists auch nicht geheuer: an einem Feldwege narrt es die Leute, die spät abends vorbeigehn, dadurch, daß sie laufen oder fahren können, soviel sie wollen und doch nicht von der Stelle kommen.



Erst, wenn die zwölfte Stunde abgelaufen ist, kommen sie weiter. Einige sagen auch, es sei, als ob sich eine ungeheure Last auf den Wagen oder die Schultern lege. Der Frau Mechler ist es passiert, daß sie abends mit dem Kinderwagen dort vorbei fuhr; sie ist gefahren, daß sie schwitzte und kam doch nicht vom Fleck.

32. Menschenkopf im Stalle. In dem zum Aslauer Dominium gehörigen Viehstall geht es um, da schreit zur Weihnachtszeit das Vieh zum Gotterbarmen. In diesam Stall befand sich bis vor ein paar Jahren ein Sack mit einem Menschenkopf. Einige jeweilige Besitzer haben ihn lassen auf dem Kirchhof begraben, aber jedesmal hat man ihn müssen wieder holen und im Sack liegen lassen, weil sich jedes Stück Vieh in der Nacht losriß und es überhaupt nicht mehr zum Aushalten in dem Stalle war. Vor einigen Jahren nun hat der vorige Besitzer, als er die Gruft erneuerte, ihn mit vermauern lassen und nun soll Ruhe sein.

33. Erscheinung am Wege. Als Frau Krause noch ein Mädchen war, wurde sie von ihrer Mutter abends um elf in die Aslauer Brauerei nach Brennspiritus geschickt. Als sie heimging, ging vom Dominium aus auf den Kirchhof zu ein Mädchen oder eine Frau, bis zu den Knieen bloß, anscheinend nur mit einem Hemd bekleidet, und trug etwas auf beiden Armen, so etwa, als trüge sie ein Taufkind. — Frau Krause sagt, sie habe noch nie etwas gehört oder gesehen, aber dies lasse sie von niemanden ausstreiten, sie wisse, was sie gesehen habe, obgleich ihre Mutter sie verlacht und als Angsthase hingestellt habe.

34. Freimaurer vertreibt Leute. Da war auch einer von den Senden-Bibran in Reisig, der hatte auch keine Ruh. (Erzählt im Anschluß an Nr. 19) Einmal waren zwei Frauen von Aslau im Heu. Als sie dann Mittag machten, kamen andere und sagten: Bleibt doch nicht gerade hier sitzen; hier geht der Alte um! Aber sie waren zu müde zum Weitlaufen und setzten sich hin und aßen. — Auf einmal geht es los und es kommt ein Wirbelwind, der das Heu weit weg jagt und in den Bäumen haust, als wollte er alles kurz und klein brechen. Dann wurde es wieder still und die andern sagten, als sie es erfuhren: Ja, das war der Alte, warum bleibt ihr hier sitzen.

35. Das Geldhühndel. In Braunau, zwischen Klein-Krichen und Gläsersdorf im Kreise Lüben, auf dem Gute vom dicken Wilhelm, da soll das Geldhühndel sein. (Andre sagen, da geht es überhaupt um.) Das Geldhühndel ist auf dem Oberboden, dem müssen sie alle Tage Futter raufstellen, dafür legts alle Tage ein silbernes Ei.

In den Dörfern bei Gröditz, da hats auch auf einer Stelle ein Geldhühndel gehabt. Und da hat die Frau einmal abends wollen weggehen und hat vorher dem Hühndel eine Suppe gekocht. Die ist noch ziemlich heiß gewesen; sie wollte aber nicht mehr länger warten und setzt eben die Suppe die Treppe drüber rauf und geht fort. Aber wie



sie ein Weilchen fort ist, da brennt ihr Haus; das hat das Hühndel angezündet, weil sie es verbrüht hatte.

36. Meineidige Hand aus dem Grabe. Das hat mir die Dunkeln erzählt. In Märzdorf, wo sie diente, hatten sie einmal einen begraben, der falsch geschworen hatte. Und es dauerte nicht lange, da wuchs richtig ihm eine Hand aus dem Grabe, die war ganz blutig. Da sagten wir alle; So! das ist die Strafe.

2. Sagen aus dem Isergebirge.

1. Kirchhof Flinsberg. Der Wirt aus dem grünen Hirt, einem Logierhause, ging früher immer mit Musik machen. Wie sie einmal nach Hause kommen, gehen sie über den Kirchhof; da fängt er an: Nu hamm mer a Lebenden geblosen, nu wull mer euch o a Stickl machen! Wie er das gesagt hat, kriegt er aber von unsichtbarer Hand eine mächtige Ohrfeige und es treibt ihn nachhause — und die andern auch. Er ist ganz käseweiß heimgekommen und da fragt ihn die Frau: Du, was ist dir denn? Aber er sagte, das kann ich dir heute nicht sagen! Am andern Morgen hat ers erzählt und gesagt, nie in meinem Leben mach ich das wieder.

Ein andrer Erzähler berichtet, er habe gesagt: Ihr Toten, ihr Toten, ihr sollt auferstehn und mit mir zum Branntwein gehn! Dann hat er ihnen was gegeigt und nun hats ihn verführt, am andern Morgen hat er auf dem Mühlfelde gestanden, weil er nicht mehr heimgefunden hatte und immerzu im Kreise rumlief.

2. Flinsberg. Unterm Haumberg, bei der grünen Koppe, da brannte einmal ein Haus ab, und das Dienstmädel ist auch mit verbrannt. Das hat der Hauswirt gewußt, er hat sie aber nicht gerufen; sie war nämlich in andern Umständen und zwar von ihm, und da wollt ers so aus der Welt schaffen. — Das Haus baute er an einer andern Stelle wieder auf. Ich hab daneben das Nähen gelernt, und da sagten sie immer: Wenn sichs wieder jährt, da hält ers zuhause nicht aus, da geht er fort und trinkt sich einen an. Wenn er aber an der Stelle vorbei kommt, da hälts ihn fest und er kann nicht weiter. Da steht auch ein kleines, weißes Männel da.

3. Bei Querbach im Püschel ists auch nicht ganz heimlich, da geht immer eins mit der Laterne um.

4. Kirchhofsage: Ort unbestimmbar. Da haben sie einen Jungen immer nach Branntwein geschickt, und er ist immer über den Kirchhof gegangen. Sie fragten ihn einmal: Junge, fürchst du dich nie? — I, wo werd ich mich fürchten! — Da wollten sie ihn einmal fürchtig machen, und das Dienstmädel mußte ein weißes Tuch umnehmen und kafferte sich mitten auf den Weg. Der Junge kam und sagte: Gehste weg! Da hat sie so ein bissel gebrummt. Er sagte wieder: Gehste weg! aber sie ging nicht. Da sagte er: Nu is egal, ob du der Teufel



bist oder nicht! und hieb ihr die Külpe auf den Kopf, daß sie gleich tot liegen blieb.

5. Spuk am Weg von Flinsberg nach Groß-Iser. Hat ihnen die Männichen nicht erzählt, was einmal dem Richter-Gustav vorgekommen ist? Er kam von Flinsberg rauf und an Schulmeisters Tode, (eine Stelle, wo ein Lehrer, vom Schlag getroffen, umfiel und starb) — es sind jetzt schon so sechzig bis achtzig Jahre her — da steht auf einmal eine weiße flammende Sache (Gespenst) vor ihm. — Und an der Stelle hats mich auch einmal gescheecht. Ich bin hundert-, ja ich möchte sagen, tausendmal den Weg raufgekommen, — aber das eine Mal wars, als ob eine Zeile Holz umpolterte. Und es hat doch dort nie welches gehabt.

6. Am Langwiesenfloß*). (Eine Stelle, wo das sogenannte Langwiesenfloß den Weg kreuzt, unterhalb Schwedlers Plan. Man nennt die Stelle auch die »dürre Fichte«). I. Die Mutter von der Luise Steckel wollte für eine Freundin zum Doktor gehn; aber es ist schon spät am Nachmittag gewesen, als sie von zuhause weggegangen ist, und es hat viel Schnee gehabt, so daß sie hat mit dem Schlitten den Kamm runterfahren müssen. Wie sie in die Apotheke kam, ist es schon dunkel gewesen. Da hat ihr der Apotheker nur schnell gegeben, daß sie wieder fort konnte. Und als sie dort überm Förster ist, da ist eine weiße Wolke auf dem Wege ihr entgegengekommen; da hat sie sich sehr gefürchtet. Und wenn sie hat wollen nach rechts ausweichen, da ist die Wolke auch nach rechts gegangen und wenn sie auf die linke Seite ging, kam die Wolke auch rüber. Da ist sie schnell drauflos gelaufen — und als sie nach Hause kam, da war die Kranke tot.

II. Es wollten einmal zwei junge Mädchen nach Flinsberg gehn und als sie bis über den Förster kamen, sind vor ihnen zwei weiße Gestalten gegangen. Da hat das eine zum andern gesagt: Dort gehn zwei Frauen, wir wollen springen, daß wir ihnen nachkommen. Aber wie schnell sie auch gelaufen sind, haben sie sie doch nicht eingeholt. Und da sagten sie zu einem alten Mann, der auch runterwollte: Dort gehn zwei weiße Frauen, wir wollen sie gerne einholen, aber wir können nicht so schnell springen. Der Mann sagte: Ich seh keine! — Und als sie beim Langwiesenfloß sind, da gehen die beiden Frauen rechts in den Wald rein und sind weggewesen und die Mädchen haben weiter nichts gesehen.

III. Die Richter-Gustaven erzählte: Als mein Mann zum Langwiesenfloß kam, da hats ihn auch verscheecht. Es lief immerfort was über den Weg rüber und ließ ihn nicht weiter, das war ein kleines, graues Männel. Dann kam noch ein großer Wind. — Als er heimkam, war er ganz käsebleich. Ich sagte: Nee, Karl, ich bin doch schon soviel mal da gegangen und da hats mich nie gescheecht! Wart ock, hat er gesagt, wenn wird wieder die richtige Zeit sein, da wird mans schon wieder spüren.

*) vgl. Nachtrag Nr. 46.



IV. Meiner Mutter ist am Langwiesenfloß ein Gespenst mit einem Hunde begegnet; das war ein ganz weißer Hund, der hat mitten auf dem Wege gestanden und ist nicht weggegangen, — auch, als sie ihn angerufen hat, nicht. — Abends, als sie ist nach Hause gekommen, haben wir sie gefragt, aber sie hat nichts gesagt; am andern Morgen haben wir sie wieder gefragt, da hat sie es uns erzählt; es ist ein weißes Gespenst gewesen mit einem Hunde.

V. Ja, beim Langwiesenfloß, da hats meine Mutter auch einmal gescheecht. Wie sie dort gekommen ist, ist auf einmal was hinter ihr wie ein Pferd und so hart, (nahe), daß es immer dicht an ihren Fersen runter tritt. Das ist ihr bis zum Förster nachgekommen. —

7. Wegespuk am Iserkamm. Der Hanne Lobel sagte einmal zu mir, als wir den Kamm runtergingen: Du, Mädel, hörste, hier ists auch nicht ganz richtig. — Er ist nämlich einmal in der Nacht raufgekommen, und da ists immer vor ihm gewesen, und dann kams über den Weg wie eine glühende rote Schlange.

8. Wegespuk. Es war einmal ein Mann, der hieß Kohler, der wohnte in Rabishau. Dessen Vater war auf dem Rade den Kamm runter gefahren (?), und als er beim Pflanzgarten vorbeikam, da haben zwei Hirsche auf dem Wege gelegen und drüben im Walde hats geklingelt. — Da ist er immer schneller gefahren und da hat eine Wasserrübe auf dem Wege gelegen, die ist immer in die Höhe gehoppst, und als er fast bei der Germania (Gasthaus) war, da hats zwei Gespenster und ein Feuer mitten auf dem Wege gehabt und um das Feuer sprangen die Gespenster. Da ist er schnell vom Rade gesprungen, hat sein Rad in den Graben geschmissen und hat geschimpft und mit Steinen nach ihnen geschmissen. Aber als er wieder aufsteigen wollte, hat er sein Rad nicht mehr losgekriegt und er ging in die Germania rein, um sich eine Axt zu holen; wie er hinkam, da war sein Rad fort und er mußte zu Fuß nach Hause laufen. Dort sah er sein Rad vor der Tür stehn. —

Diese Sage ist wahrscheinlich stark verderbt und mit Bestandteilen aus andern Sagen vermengt; — ich habe sie von einem dreizehnjährigen Kinde. Echt ist wahrscheinlich nur das Stück von der Bannung des Rades, das er dann zuhause wiederfindet.

9. Teufel als Ziegenbock. Der Bauden-Robert, der früher Wirt in der Michelsbaude war, kam einmal nachts durchs Pferdeloch[1]). Da kam der Teufel auf ihn zu wie ein Ziegenbock: aber er kannte es, weil er so viele Hörner hatte. Nun wollte er ihn anreden, aber das ist nicht so leicht, da muß man eine ganz bestimmte Form wissen; der Bauden-Robert sagte: Du verfluchtes Luder! was willst du ock von mir! — Da mußte er gleich ausreißen und der Teufel hat ihn getrieben bis nach Hause.

[1]) bei Jakobstal, unweit der »alten Zollstraße« Karlsthal-Hochstein-Schreiberhau.



Der Teufel ist ihm auch einmal als weiße Frau bei Jakobsthal an einem Flössel begegnet.

10. Wegespuk auf Gr. Iser. — Ieh wollte abends einmal zu meiner Großmutter gehn und als ich beim Häusler-Schuster war, kam mir ein weißes Gescheech nach. Wenn ich vorwärts gehn wollte, kam es mir nach und wenn ich zurück wollte, kam es mir auch nach. Ich konnte nicht fort, sondern mußte stehn bleiben: ich wollte rufen, aber ich konnte es nicht, ich mußte über eine Stunde laufen, bis ich davonkam und sonst braucht man höchstens fünf Minuten. Als ich hinkam, fragten sie mich, warum ich so gesprungen käme, aber ich hab nichts gesagt, — ich bin dort auch gleich über Nacht geblieben, denn heimgehn mochte ich nicht mehr.

11. Fluchen hilft. Mein Großvater erzählte mir einmal, daß er über eine Brücke[1]) gegangen sei und da wäre immerzu ein Stein vor ihm hergerollt. Es war aber noch ein andrer dabei, der hat geflucht und nun fiel der Stein ins Wasser, aber sie mußten jetzt immerzu laufen und laufen und kamen nicht weiter. Da hat der andere wieder geflucht und auf einmal waren sie zuhause.

12 Spuk am Wasser. Wenn mein Großvater dem Wasser nahe kam, da trat immer eine weiße Gestalt heraus. Deshalb ging er nicht gern ans Wasser.

13. Wassermann. Früher haben die Leute geglaubt, daß es einen Wassermann gibt, denn immer, wenn sie ans Wasser kamen, hörten sie ihn reinplumpsen: aber gesehen haben sie ihn nicht.

14. Wechselbalg[2]). Ein Knabe, der schon zwölf Jahre alt war, konnte immer noch nicht reden. Sein Vater nahm ihn einmal mit in die Stadt einkaufen, da kamen sie an einen Teich, daraus rief eine Stimme: Wo gehst du hin?! Da antwortete der Knabe: Einkaufen! — Jetzt wurde sein Vater böse, weil er dachte, daß der Junge früher gern nicht hatte reden wollen und warf ihn in den Teich. Als er abends nach Hause kam und seiner Frau alles erzählen wollte, sah er seinen Sohn wieder am Tisch sitzen. Da wunderte er sich, aber schwieg stille. Der Junge konnte von dem Tage an reden.

Auch diese Sage scheint nicht getreu überliefert zu sein: wahrscheinlich handelt es sich hier um einen Wechselbalg der Nixen, dessen sich der Vater zu entledigen suchte, indem er ihn einfach ihnen wieder zurückgab. — Dieselbe Sage hörte ich später noch einmal, ich teile sie mit:

Es war einmal ein Kind verloren gegangen und dafür stellte sich abends ein fremdes ein. Als er mit ihm an einem Teich vorbei kommt, fragt es auch heraus: Wo gehst du hin?! und das fremde Kind antwortet: Wiesen walzen! (Unverständlich, da der Erzähler keine Walze

1) Iserbrücke Gr.-Iser—Kl.-Iser. 2) Weißbach.



kennt, wahrscheinlich soll damit die fremde Sprache angedeutet werden). Da hats der Vater in den Teich geschmissen. —

15. Teufelsbündnis. Gr. Iser. Es war einmal ein Fräulein, die hatte sich mit dem Teufel verbunden und da war sie dann so stark, daß zehn Männer sie nicht bändigen konnten. Einmal blieb sie wo über nacht. Die Leute hatten sie angebunden, aber die Keile, an die sie gebunden war, gingen auf ihr Wort aus der Wand heraus, und es wurde ein großes Getümmel im Zimmer. Die Leute mußten aus dem Hause hinaus, hernach gingen ein paar wieder hinein, um sie festzuhalten, aber es war, als wenn Gespenster im Hause wären.

Auch diese Geschichte lautet in einer Variation anders.

Es war einmal ein Mädel, die war ganz verlassen und so arm, daß sie, weil sie nicht arbeiten konnte, von der Gemeinde erhalten werden mußte. Jeder Hausbesitzer mußte sie einen Tag zu sich nehmen: niemand wollte sie dabehalten, denn wenn es in der Nacht um 12 Uhr war, kamen viele Gespenster, und sie fing an zu toben, daß viele Männer sie nicht halten konnten. An einem Abend war sie in einem Gasthause übernacht. Die Gäste waren deshalb die ganze Nacht dageblieben und richtig, um 12 Uhr fing sie an zu toben. Die Männer hielten sie fest, aber da kamen so viele Gespenster, daß die Leute alle aus Furcht das Haus verließen. Aber ein paar wagten sich wieder hinein, banden das Mädel an Keile und schlugen die Keile fest in die Wand. Auf ihr Wort jedoch flogen die Keile heraus und sie war los. Nachher tobte sie weiter bis zur ersten Stunde.

Man vergleiche diese beiden Sagen auch mit denen von der alten Gotthelfen und vom Lobel.

16. Geigendes Gespenst. Gr. Iser. Bei der Ernestine Schneider schlief ein Mann oben in der Kammer allein und wie die Uhr zwölf geschlagen hatte, ist er erwacht. Da sah er vorm Bett ein weißes Gespenst, (nach andrer Quelle einen Mann), das geigt. Der Mann erschrak und machte aus dem Bett über die Treppe hinunter in die Stube, wo seine Mutter schlief. Er sagte zur Mutter: Komm mal mit rauf, dort oben hat es ein weißes Gespenst! Da ging die Mutter mit rauf und richtig, da stand es immer noch vor der Kammertür und geigte. Als aber die Mutter geflucht hat, ist das Gespenst fortgemacht.

17. Rote Katze. Gr. Iser. Der Hanshenner ging mit seinem Weibe zur Bademutter und als er bei Wendels vorbei gekommen ist, da ist eine rote Katze gekommen, die hat solch große Augen gemacht und ist ihm immer nachgekommen; da hat er gesagt: Du verdammtes Luder! und hat den Gürtel genommen und hat sie gehaun, sie aber hat ihn gebissen. Da hat er sie mitgenommen. Als er aber überm Förster ist, kommen zwei Katzen, die sehn ihn mit großen Augen immer so an und spucken ihn an — und wie er nachsieht, ist die rote Katze fortgewesen.

Wendels erzählen: Es war einmal ein junges Mädel, die schlief ganz allein in der Stube und ihr Vater schlief auf dem Boden. Da



kam eine rote Katze und die sprach zum Mädel: Schläfste schon? — Da hat sie ihren Vater gerufen; — aber als der runter kam, war die rote Katze weg.

18. Hund als Anzeichen. Gr. Iser. Eine alte Frau wollte in den Stall gehn und wie sie wieder in die Stube rein kommt, da liegt ein braunscheckiger Hund unter der Bank. Da hat die Frau gefragt: Was willst du von mir? aber der Hund hat gebrummt und ist auf die Frau losgegangen und hat sie gebissen, — bloß, wo er hingebissen hat, ist kein Blut gekommen. Die Frau hat den Stiefelknecht genommen und wollte ihn rausjagen, aber er ist nicht gegangen, sondern hat sich wieder unter die Bank gelegt. Da hat sich die Frau gefürchtet und ist raus in den Stall gegangen und hat gemolken. Unterdessen ist ihr Mann nach Hause gekommen und hat gesagt, der Schul-Steckel ist heute im Walde erfroren; da hat die Frau gesagt, deswegen lag der Hund unter der Bank, — das ist ein Zeichen gewesen.

19. Rufen vorm Tode. Gr. Iser. I. Meine Großmutter war bei der Berta Richter, der ihr Kind war krank, und da war sie raufgekommen sehn, was das Kind machte. Die Richter-Berta sagte: Ich werde es einmal auf den Tisch unter die Lampe legen, — weil es immer so gerne mit der Lampe spielte. Da ging die Tür auf und es rief dreimal: Berta! Ja, — sagte sie, — was hats denn? – Da ging ein Wind über die Treppe rauf und die Richtern guckte raus, aber sie hat nichts gesehn. Nach drei Tagen ist das Kind gestorben.

II. Wenn es einen ruft, soll man nicht antworten, dann passiert nichts.

III. Als der Erdmann Hirt gestorben ist, sagte die Anna Richter, seine Braut, da hätte es dreimal gerufen: Anna! — Sie hätte aber nichts dazu gesagt, sie hätte sich zu sehr gefürchtet.

IV. Es war ein Mann gewesen, der hat Junker-Traugott geheißen, der ist immer zu Sendern gekommen und hat dort hinterm Tisch gesessen. Und einmal, es war gerade vor Weihnachten, hats mit einer Rute ans Fenster geklopft. Der Junker Traugott hat gesagt, die Rute soll sich Zeit nehmen, — er dachte, es wäre ein Ruprecht, der anklopfte. Da kommt ein weißes Gescheech rein, daß hat die Rute in der Hand gehabt und hat den Junker-Traugott unter die Bank geschmissen. Das Anpochen ist nämlich das Zeichen gewesen, das seine Tochter Margarete gestorben war.

V. Wenn vom Heinrich Steckel ein Jahr um ist, daß er gestorben ist, da scheechts immer im Hause: da schlägts mit Ketten an die Haustür und bei Vaters Bett hats ein weißes Gescheech stehn.

VI. Meine Großmutter erzählte mir einmal, daß in einem Hause zwei Schwestern waren. Die eine ist gestorben und lag im Zimmer, die andere schlief nebenan ganz al[illegible]. Da ist die Tür aufgegangen und sie hat sich so gefürchtet, daß sie viele Wochen krank gelegen hat.

VII. Wenn jemand stirbt, da geht in der Wand die Totenuhr. — Es starb einmal ein Junge auf der Iser, und ich war gerade in dem Hause. Da klopfte es ganz leise an das Fenster und wir erschraken sehr, denn



es war doch noch nicht zehn Uhr, es war erst acht Uhr, (?) Am andern Abend, da rief es ganz leise mit dem Vornamen.

20. Mühlenspuk. Mein Urgroßvater war ein Müller, der mahlte in der Nacht, und als er Korn ausschütten wollte, gab die Mühle Feuer, und eine weiße Gestalt war vor den Schäffern, so daß er nicht einschütten konnte. Als er fluchte, machte das Gespenst fort. Am andern Morgen war er krank, und da ließen die Leute einen Pastor kommen, der sagte, wenn er nicht geflucht hätte, da hätte ihm die weiße Gestalt gesagt, was sie verloren hätte. Von da an ist sie nicht mehr wieder gekommen.

21. Zwang zum Zählen. Meiner Mutter Vater hatte ein Pferd verkauft und als er unterwegens war, hat ihm das Geld keine Ruh gelassen, da hat er immerfort müssen zählen. Und auch als er schlief, mußte er zählen, und wenn er aufwachte, hat er auch wieder fortzählen müssen, immerzu.

22. Irrlichter. Gr. Iser. Wo jetzt Kittelmanns Gasthaus steht, hats welche gehabt und ebenso hinten beim Kobelsteckel.

Ein Mann ist einmal unterwegs gewesen und als es finster war, da sieht er vor sich ein Licht. Er geht dem Lichte nach, kriegt es aber nicht ein. Endlich wird es Tag und er steht auf einem weiten Plan (Ebene, Wiese); — da ging er nach Hause.

Ein Mann hat sich einmal im Walde verirrt, und da hat er lauter Lichter gesehn, denen ist er nachgegangen. Aber das waren auch Irrlichter. Da dachte er, weiter geh ich nicht, sondern ist umgedreht und schnell nach Hause gelaufen. Ein Irrlicht aber ist ihm nachgekommen bis in sein Haus. Dort hat er sich schnell auf eine Bank geschmissen, denn ihm ist ganz schwindlich und ängstlich gewesen. Das Irrlicht aber ist verschwunden.

23. Teufel hütet das Gold. Ein Mann, der hieß Lorenz, der hat in den Goldgruben am Lämmerwasser (unterhalb der Grünen Koppe) Gold geholt. Als er zurück machte und gerade bei der Isermühle war, ist ein schwarzer Ziegenbock gekommen, der ist ihm zwischen den Beinen durchgelaufen, so daß er rittlings oben saß, und ist mit ihm bis zur Iser gelaufen. Dort hat er den Mann in den Sand geworfen; er selber ist aber über die Iser gesprungen und hat das Gold mitgenommen. Vergl. Kühnau Bd III 2157, wo die Sage anders mitgeteilt wird.

24. Gold im Sande. In Weißbach (böhmisch; Bezirk Friedland) hat ein Mädel Kühe gehütet und dabei einen Ofen im Sande gebaut. Und auf einmal hat in dem Ofen Gold gelegen. Wie sie sich noch drüber wundert, ruft eine Stimme hinter ihr: Mädel, — deine Kühe gehn ja ins Korn! — und wie sie sich umgesehen hat, ist das Gold wieder in den Boden gefallen.

25. Abendburg. Am Touristenwege links vom Hochstein liegt die Abendburg: dort soll ein Goldschatz vergraben sein. — Man findet dort auch Opferkessel, in denen die alten Heiden an ihren Opfertagen



Menschen geopfert haben, und in die Opferschüsseln haben sie das Blut gelassen.

26. Schatz in den Mittagssteinen. Bei Weißbach. (vergl. oben.) In den Mittagssteinen soll es auch verwünschtes Gold haben. Da sind einmal drei Männer hingegangen, am Gründonnerstag mittags zwischen zwölf und eins, und haben wollen den Schatz heben. Aber bei der Arbeit sollten sie sich nicht umsehen. Wie sie hinkommen, fängts auf einmal an zu regnen, und dem einen kommt ein Ästel in den Hals, und als ers rausmachen will, hat er sich dabei umgesehen. Da hat er müssen wieder heimgehn. Die andern sind weitergegangen, aber da stolperte der zweite, sah sich dabei um und mußte also auch zurück. Dem dritten hats oben allerlei vorgemacht, und es hat hinter ihm geblitzt, so daß er sich umsah. Da wars eben auch vorbei.

Eine Frau ist auch einmal zum Mittagssteine gegangen und hat ihr Kind mitgenommen. Und wie sie zu dem Felsen kommt, hat es gerade zwölf geschlagen, und da ist der Stein aufgesprungen, und sie ist hineingegangen. Drin ist es ganz licht gewesen. Auf jeder Seite hat ein Zwerg gestanden, die haben immer geschrieen: Raff! Raff! Und da hat sie sich die Schürze und alles vollgeladen, und unterdessen hat es eins geschlagen. Da ist sie herausgesprungen und hat ihr Kind drin vergessen. Aber der Felsen war schon zu. — Im nächsten Jahr ist sie wieder hingegangen; — da hat sie aber nicht an die Schätze gedacht, sondern hat nur schnell ihr Kind genommen und ist fortgemacht. Das Kind hielt einen goldnen Apfel in der Hand, mit dem hatte es gespielt. — Die Mittagssteine haben jetzt noch einen gelben Streifen, wo sie aufspringen.

27. Das alte Schloß (am Weg von den Kobelhäusern nach dem Michelsbaudenplan, — links.) Da muß wohl mal eine Burg verwünscht worden sein. — Da hats gewiß auch Geld verbannt.

28. In Klein-Iser bei Tietzes solls auch nicht heimlich sein. — Die Leute sind einmal fort gewesen, und als sie nach Hause kommen, da haben die Fässer getanzt, und auf dem Ofen sind lauter Flammen gewesen. Unten im Keller sollen lauter Totenköpfe sein. — Aber dort ist auch Geld vergraben.

29. In Weißbach hats ebenso in einem Hause einen Schatz vergraben.

30. Die Sagen vom Lobl. Gr. Iser. Diese Sagen beherrschen vor allen Dingen den Geist der Iserleute, ja, sie kennen eigentlich nur noch die, — andere sind allmählich ins Vergessen geraten. — Mitgeteilt ist Einzelnes schon Kühnau 3. Bd. 1552, 1791, 1792. — Die Sagen vom Lobl werden auch als Tappernsagen erzählt. Ich gebe alle mir erreichbaren hier wieder.

Beim Tapper kehrten früher immer die Pascher ein. Die hats genommen und überall rumgeschmissen; da sind sie dann ausgerückt.



Einmal, als meine Mutter hinter Lobln vorbeikam, kam einer mit einem Scheitel Holz auf sie zu.

Beim Tapper haben sie Freikugeln gegossen und dazu einen Totenkopf geholt, damit sie eine Form hatten. Aber das Blei ist in der Stube rumgespritzt, weil sie etwas versehn hatten. Da haben sie den Totenkopf wieder weggeschafft; aber als sie heimkamen, stand der Totenkopf schon wieder auf dem Tische (Var. auf dem Topfbrette, in der Ecke). Sie haben ihn dreimal fortgeschafft, aber er kam immer wieder. Einmal haben sie ihn in den Backofen geschoben, ohne daß es was nützte. — Da hat ihn dann ein Scharfrichter (nach andern der Pastor aus Giehren) fortgeschafft, und nun wurde Ruhe.

Dann ist der Tapper verwirrt geworden. Er hatte nämlich zu weit im 4. und 5. Buch Moses gelesen und konnte dann nicht mehr zurück, da wurde er verwirrt. — Sie haben ihn müssen mit Ketten anbinden, aber der war stärker als die drei Kerle, der lief immer in den Pusch. Da hat ihn mein Mann mal mit suchen helfen; er war draußen an einem Quell und hat getan wie ein Hirsch, er hat immer mit dem Kopfe in den Boden gestoßen und wollte auch nicht mit, als sie ihn mitnehmen wollten. — So hat er gefesselt gelegen bis zu seinem Tode. Am Montage sagte er: Frau, gib doch mal den Kalender, ich muß mal sehn, wenn Neumond ist! — Das war am Mittwoch. Da hat er gesagt: Ach, nu muß ichs noch ein paar Tage ausstehn! — Der hat nämlich seinen Tod vorher gewußt. — In den Ketten, — zwei waren in der Wand an Arme und Füße und zwei waren übers Bett und in der Diele festgemacht, — ist er gestorben. Zuletzt hat er gesagt: Schlagt doch mal die schwarzen Männel tot, die hier immerfort rumlaufen. Aber sie haben keine gesehn. Da haben sie den Schlegel geholt und drei harte Schläge auf die Diele gemacht. Und beim dritten Schlage ist er gestorben.

Der Tapper hat die sieben Bücher gelesen und hat sie nicht mehr zurücklesen können, deswegen mußte er sterben. Vorher hat er aber noch wollen ein Mädel, das dort war, zu sich ins Bett haben, und er hat gesagt: Wenn du nicht kommst, werde ich dich töten. — Als er tot war, sind die Juden gekommen, die haben sich auf die Bänke und den Backofen gelegt (Pascher), aber da ist ein weißes Gespenst gekommen, das hat sie von den Bänken und vom Backofen runter geschmissen.

Als sie den Totenkopf fortgeschafft haben, haben sie ihn in eine Holzfeime hinterm Hause gebannt, die sollte der Tapper nie abreißen, die sollte dort verfaulen. Er hats aber doch gemacht und deswegen ist er verrückt geworden. In dem Hause ists auch später noch unheimlich gewesen.

Meine Mutter half dort manchmal in der Wirtschaft. Da holt sie einmal Futter (Heu) von der Bühne (Oberboden im Hause) und stellt den Korb ins Haus. Wie sie wieder aus der Stube kam, brannte der Korb lichterloh und ist doch nicht verbrannt. (Sie hat zweimal Wasser drauf gegossen, ohne daß es was nützte, behauptet ein andrer Erzähler.) — Und dann war das Heu wieder so gut wie zuerst. — Davon ließ sie sich nicht abbringen.



Im Keller dort ists auch nicht ganz richtig. Deswegen haben sie ihn geteilt, und der Lobl (Enkel des Tapper) geht heute noch nie in die andre Hälfte, bloß in den Vorkeller.

Einen Erbschlüssel hat der Lobl auch.

Der hat auch noch alle Bücher von seinem Vater (eigentlich Großvater). Warum würde er sonst solches unheimliche Glück im Fangen haben! Denn der braucht sich bloß hinzustellen, da sieht er auch schon einen Fuchs, und in den Fallen hat er immer etwas.

31. Der Nachtjäger. Gr. Iser. Der Mann von der Luise Steckel hieß Benjamin Sender. Der war abends um sieben rausgegangen und sagte zu seiner Frau: Komm doch raus! ich seh ja den Nachtjäger! Da ist sie auch raus gekommen, aber sie haben nichts mehr gesehn, bloß die Hunde haben sie noch bellen hören. Der Nachtjäger ist von den Kniesträuchern bis zum dürren Holz-Hübel gegangen; der große Hund bellte bloß manchmal, aber der kleine bellte immerzu.

Meine Mutter ging früher im Flinsbergischen Holz holen, da mußten sie aber bei Nacht gehn und den Mondschein abpassen, daß sie die Förster nicht erwischten. Da ist oft der Nachtjäger mit lauter kleinen Hundeln an ihnen vorbei gekommen; die Hundel machten immer klift — klaff! —

32. Die Holzweibel haben auf einem Stamm Ruhe, in den beim Fällen drei Kreuze gehauen worden sind, und zwar mußten sie eingehauen sein, ehe der Wipfel des fallenden Baumes die Erde berührte. Mein Vater machte sie immer so: Einen Längshieb und zwei Querhiebe. ——|——|——

Auch darf kein Holz an der Seite des Stammes stehen bleiben, da kann man sonst einen verknüpfen. Mein Vater schlug allemal das Stück weg.

33. Verdorren. Wenn man von einem Menschen die Fußspur aushebt und in den Schornstein hängt, muß der Mensch verdorren.

34. Nachtjägerhundel. Als ich mit Franz einmal von Neuwelt kam, schoß es aus dem Stein (Felsen) wie ein Spitzhundel auf uns zu, — immer auf uns zu. Wir haben uns beide ordentlich verführt.

35. Spuk in Brückenberg. Im Riesengebirge. — Als ich einmal nach Milch ging, brummts auf einmal neben dem Wege und lief immer brummend hinter mir her. Da rannte ich bloß schnell, daß ich nach Hause kam und dachte: Gehste vorn oder hinten rein? — Aber hinten wars immer offen, und wie ich ums Haus renne, packts mich an meinem Arm. Und als ich rein war, war dort alles zerrissen und ganz fettig, und das ist auch nie mehr aus der Bluse rausgegangen. — An der Stelle am Wege, wo es losging, war auch hinterher das Gras ganz zerdrückt. Die drin hatten das Gebrumm auch gehört, aber so, als ob es ein paar Häuser weit wäre. — Ein Bär oder ein Hund kanns nicht gewesen sein, denn es war keiner im Dorf. Das war eben nicht ganz geheuer.



36. Im Meffersdorfer Schloß hat es in einem Zimmer ein Bett, wenn das abends aufgebettet wird, ist es morgens immer eingesielt, und es liegt Geld drin. Das ist ein paar Tage so gegangen, und dann haben die Leute nicht mehr drin schlafen können. Erst waren vierzehn Mädel dort übernacht und dann vierzehn junge Burschen, aber da sind immer weiße Männel rein gekommen mit Hacken, und die Mädel und die Burschen haben nicht mehr die Tür gefunden. Da riefen sie dem Jäger, der vor der Tür stand, zu, er solle aufmachen, und da haben sie endlich rausgekonnt. — Die Leute sagen, wer eine Nacht in dem Bette schläft, der dürfe sich das ganze Schloß behalten.

Im Schloß, wo die Gräfin Hohenlohe wohnt in Meffersdorf, da hat es eine Stube, wenn sie dort morgens das Bett aufgebettet haben, da ist es am andern Morgen wieder, als habe dort jemand drin geschlafen. Und einen Morgen hat es Geld drin gehabt. — Wenn jemand in dem Bette schläft, der steht morgens nicht mehr auf.

(Die zweite Sage hat reinen Sagencharakter behalten, während die erste ins Märchen abgewandelt ist.)

In Meffersdorf, da ist am Schloß eine Kapelle, dort steht ein Bett, das mußte alle Tage gemacht werden, und jeden Morgen fand das Mädel ein Trinkgeld drin.

37. Die Harzkirche. Das war in Weißbach. — Da war einmal eine Harzkirche, und die hat alle Jahre offen gestanden. Da ist einmal eine Frau reingegangen mit einem Kinde und da haben zwei Hunde auf dem Tische gesessen, zwischen viel Geld, und der eine hat gesagt: Raff! Raff! — aber der andere sagte: Raff nicht! — Da ist die Frau raus gelaufen, und die Tür ist hinter ihr zugeschmissen worden, und das Kind hat sie drinnen vergessen. Als sie nächstes Jahr hinkommt, da ist das Mädel ein Wechselbalg gewesen, der einen Apfel in der Hand hatte.

38. Tote kommt wieder. Gr Iser. Da, beim August Schneider ists auch nicht ganz geheuer gewesen, das weiß der Reinhold Steckel noch. Da hats an die Tür geknallt, als wenn eins eine Flasche anschmeißt, dann ist sie aufgesprungen und es ging wie ein Wind an den Wänden rum, so daß die Tapete abriß. Das Kinderbett hats hochgehoben und wieder runter fallen lassen, daß es bloß so knallte. Und dann an der Wand rum und wieder naus. Denen haben alle Haare zu Berge gestanden. — Da haben sie den Spuk einmal gefragt, in der richtigen Art und Weise, wie man so etwas fragen muß, und da sahen sie eine Leiche. Das war die alte Gotthelfen. Als sie noch lebte, hatte sie sich nämlich ausgemacht, daß man ihr Verschiedenes in den Sarg geben solle und das hatte man nicht getan, deswegen kam sie jetzt wieder. Da hat mans ihr gegeben, und seit der Zeit ists nun ruhig.

Andere sagen, nicht deswegen sei sie wieder gekommen, sondern weil sie zu Lebzeiten immer um Neumond und zu solcher Zeit allerlei gemurkst hätte. Ein andrer erzählt: Die alte Gotthelfen war zuletzt schwach um den Kopf. Und nach ihrem Tode kam sie wieder; der



Gotthelf kam in den Vollmondnächten darum immer zu mir und blieb nicht gern daheim. — Einmal abends, als meine Mutter vorm Schlafengehn noch draußen war und ihr Wasser abschlug, sah sie drüben bei ihm ein Licht, so deutlich, daß man die Ofenstängel erkennen konnte. Am andern Tage fragte sie ihn: Nu, du hattest ja gestern noch so spät Licht? — da sagte er, daß er garnicht zuhause gewesen wäre.

39. Spuk im Hause. Gr. Iser. Beim Hanshenner, dort, wo jetzt der alte Schneider wohnt, da wars auch nicht ganz geheuer. Ich hab einmal die Neumann, was die Schwiegertochter ist, gefragt, aber die lachte bloß und sagte: Ich sprech nicht darüber.

Freimaurer. Die wissen alle ihren Tod voraus. Sie müssen alle Jahre bauen und helfen einander viel. Der — in Ullersdorf war auch einer.

In der Karlsthaler Hütte machten wir Freimaurergläser, konisch und mit fünf Perlen drin, eine in der Mitte, — unten eine Birne dran, und den Fuß.

41. Der Blitz. Gr. Iser. Als es beim Junker Moritz eingeschlagen hat, hat wollen der Moritz mit der Axt auf den Blitz losgehen; da ist er rausgemacht.

42. Teufel quält eine Magd. In Friedland beim Bauer war ein Mädel, die wollte alle Wochen in die Kirche gehn und da hat der Bauer so über sie geschimpft, und eines Tages, als sie wieder gehn will, macht sie rauf in ihre Kammer und will sich ihre Kleider holen. Aber sie konnte nicht in ihre Lade rein, — da nahm sie ein Stück Holz und steckte es ins Schlüsselloch und bohrte damit ein Stück Papier raus. In dem Papier war eine Fliege drin, und als sie es auseinandermacht, ist die Fliege rausgekommen, und von da an ist es ganz toll mit ihr geworden. Wenn sie in den Stall kam und melken wollte, kamen die Kannen und die Besen und Mistgabeln auf sie zu, und das ist jeden Tag so gegangen. Wenn sie im Bett lag, um zwölf Uhr, nahm es das Mädchen und schleppte es fort bis ans Wasser. Der Bauer hat das Mädchen fortgejagt, er sagte, es wäre nicht wahr, daß es immer so mit ihr umginge. Aber überall, wo sie hinkam, ging es grade so zu, das haben die Leute oft gesehen.

43. Albsagen. Gr. Iser. I Es war einmal ein Alb, der ist zur Schmidten rauf gekommen, ist dort immer zum Schlüsselloche rein gemacht und hat sie bald erwürgt. Sie hat rein garnichts sagen können. Als er gegangen ist, rief sie ihm nach: Morgen komm wieder, da will ich dir eine Quarkschnitte geben! — Und am andern Tage ist er wiedergekommen und hat sie wieder gedrückt und hat sich dann auf die Ofenbank gesetzt und hat sich die Quarkschnitte geholt und ist fortgemacht. Er sah ganz schwarz aus, wie ein kleines Männel.

II. Es war einmal ein Bergmann, der hatte eine junge Frau. Und als der Mann am Abend von der Arbeit nachhause kam, sind sie zusammen schlafen gegangen. Aber die Frau hat nicht lange bei ihm gelegen,



sondern ist fortgegangen. Sie ging nämlich eine Birke drücken. Und da hat sie die Birke bis um zwölf Uhr gedrückt und ist dann wieder heim gekommen. Natürlich ist sie ganz erfroren gewesen. Der Mann fragte sie gleich: wo bist du denn gewesen? und da hat sie geantwortet: Das kann ich dir nicht sagen! — Und das ist immer so fortgegangen, bis der Mann einmal sagte: Wenn du das jetzt nicht sagst, häng ich dich auf! — Da mußte sie Rede und Antwort stehen und sagen, daß sie alle Abende zu der Birke müsse und dort die Birke so lange drücken müsse, bis sie halb tot wäre. Das tat dem Mann leid und er sagte: Ich werde dir unsern großen Bullen geben, den kannst du erdrücken, dann wirst du dein Leiden los sein. — Die Frau sagte gleich: Das werde ich tun! und ist abends um zwölf in den Stall gegangen, und hat so lange gedrückt, bis der Bulle tot war und dann hatte sie Ruhe.

III. Damals waren die Rochlitzer jungen Burschen hüben Holz fahren und die haben bei der Luise Steckel im Stalle geschlafen. Und als sie alle schlafen gegangen sind, da hat der eine gesagt: Ich kann immer nicht schlafen, zu mir kommt jeden Abend der Alb! und da haben die andern gesagt: Geh ock schlafen! Wir werden mal aufpassen. — Aber sie haben nicht Obacht gegeben, sondern bloß Dummheiten gemacht und sind dann endlich alle eingeschlafen. Aber die Luise Steckel ist in den Stall gegangen und hat ein Licht in der Hand gehabt, und da sieht sie, daß auf der Brust von dem, zu dem immer der Alb kommt, ein Strohhalm lag. Und der Mann hat kein Odem gekriegt. Und da hats die Luise Steckel gewußt, daß es der Alb gewesen war und hat über den Alb gesagt: Du, kleines Männel, geh ock heim und komm morgen früh wieder, ich geb dir auch eine Quarkschnitte! — Und da ist der Mann morgens früh wiedergekommen und hat sich auf die Ofenbank gesetzt und die Steckeln hat ihm eine Quarkschnitte gegeben. Da war es der Mann gewesen, der unter der Luise Steckel gewohnt hatte, — ein Hüttenmeister aus der Glashütte.

IV. Aus der Grafschaft Glatz. Der Alb ist ein kleiner Mensch, der einem in der Nacht auf der Brust sitzt. Erst ist er ganz klein und dann wird er immer größer. Man muß ihm was versprechen, z. B. einen Apfel, dann läßt er einen in Ruhe. Einer hat ihm mal einen Apfel versprochen: Geh ock, du, — ich gebe dir den Apfel, der dort auf dem Fensterbrettel liegt! — Am andern Morgen kam der Junge rein und sah den Apfel und wollte ihn essen. Aber als er reinbiß, hatte er das ganze Maul voller Blut, — denn da war der Alb in den Apfel reingekrochen.)

V. Wenn ein Kind in einem Hause geboren worden ist, machte man über die Tür einen sechseckigen Stern in einem Zuge, einen Albfuß. (Hexagramm.)

VI. Wenn einen der Alb drückt und man drückt die Hand aufs Fensterbrettel, so daß alle fünf Fingerkappen darauf liegen, da sieht man am andern Morgen, daß dort, wo man hingedrückt hat, das Holz ganz gelb geworden ist.



44. Hexen. Das erzählte mir der alte Hirt aus Flinsberg. Ein Handwerksbursche hat ihm einmal erzählt, daß er mit einem andern gegangen ist und mitten im Walde sagt der Zweite: Du, gib mir von deinem Brotkantel, — er hatte nämlich nur eine Kruste trockenes Brot in der Tasche, — ich werde uns was zu trinken besorgen. Ach, woher ock! — sagt der. Da ging der zweite an den nächsten Baum und stieß sein Messer rein und da kam Milch raus und er hielt sein Maul unter und trank sich satt. Dann sagte er zum ersten: So, nun trink du! — Aber der mochte nicht. — Als sie dann an einer Wiese vorbeikamen, zeigte er ihm eine Kuh und sagte: Siehste, die haben wir vorhin gemolken. —

Dieses Hirts Frau verstand sich auch auf solche Sachen. Als sie voneinander gingen, — sie lebten in Scheidung, — sagte sie zu ihm: Von deinen Kühen sollst du keinen Nutzen mehr haben! — Und richtig, vorher hatte er Butter über Butter, und dann hatte er bald garnichts. — Aber sie hatte immerzu viel.

45. Vogelhannes. (Aus der Glatzer Gegend). Der Vogelhannes war ein Bauer, der in seinem Leben alle Leute betrog. Als er starb und es zum Begraben kam, saß er oben auf dem Dachfirst, an einem Beine einen Strumpf, das andere nackt, und ließ nach jeder Seite ein Bein baumeln. Und sah so seinem Begräbnisse zu.

Hinterher ist er natürlich wiedergekommen und hat alle geneckt. Da hat man mit geweihter Kreide einen Strich um ihn gezogen und ihn in eine Flasche gesperrt, und der Priester hat die Flasche rausgetragen ins Nesselgrunder Revier am Vogelsberg. Dort zog er wieder mit geweihter Kreide einen Kreis und bannte ihn dorthin. Dort haust er jetzt. Wenn dort jemand, »Kuckuck!« ruft, da hallts aus allen Ecken: Kuckuck! wieder; das ist er. — Das Revier ist ganz Dickung, Hochwald und große Haue voll Himbeersträucher, die höher als ein Mensch sind. Darin führt er die Graseweiber irre.

46. Nachtrag zu: Am Langwiesenfloß, am dürren Baume, brennt mitten auf dem Wege nachts um 12 ein Feuer.



Volkssagen aus dem Isergebirge.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

(vgl. Mitt. XX, 195 ff.)

VIII.

Der Trauring oder das dankbare Mäuslein.

Nach der kleinen St. Leopoldskapelle, die man 1657 auf seinem ackergrünen Hügelrücken erbaute, heißt er der Kapellenberg, während er früher den Namen Rabenberg führte. Jeder, der auf der Bahnstrecke Görlitz-Hirschberg fährt und unmittelbar hinter Greiffenberg seinen Blick auf die westliche Landschaft richtet, hat ihn nahe vor sich. Und bis zu den stolzen Bergzügen des Riesengebirges schaut der Wanderer, der von der freien Höhe, auf der sich die Leopoldskapelle erhebt, sein schönheitumstrahltes Auge schweifen läßt.

Wie aus dem Rabenberg der gesegnete und würdige Kapellenberg wurde, das ist eine gar eigenartige Geschichte. — Es war an einem schönen Sommertage, als der Graf Leopold Schaffgotsch, von seiner Gemahlin und einem Diener begleitet, auf dem Berge lustwandelte und sich an der wundervollen Rundsicht erfreute. Das klare, sonnige Wetter verlockte zu längerem Aufenthalte. Als man dann aber schließlich die Heimkehr antreten wollte, mischte sich in den Genuß der frohen Stunden ein böser Mißklang: der Graf hatte seinen Trauring verloren, und wie eifrig man auch danach suchte, er wollte sich nicht finden lassen. Am meisten war die Gräfin durch den Verlust betrübt. Besonderen Kummer bereiteten ihr die Worte der »alten Hanne«, einer Wahrsagerin des Ortes, die da sagte: »Wird der Ring nicht wiedergefunden, so wird das Geschlecht der Schaffgotsch' bald aussterben.«

Mehrere Jahre waren seit dem Vorfall dahingeschwunden, da befand sich das gräfliche Paar mit der Dienerschaft wieder auf dem Berge. Man hatte einen großen Teppich ausgebreitet und sich darauf niedergelassen, um einen kleinen Imbiß einzunehmen. Wie man nun so saß, huschte plötzlich ein Mäuslein vorüber und blickte auf die speisende Gesellschaft mit seinen hellen, munteren Augen. Ein Diener nahm es und wollte es töten; aber die Gräfin, welche Mitleid mit dem geängstigten Tierchen hatte, sprach: »Tötet es nicht, sondern laßt es laufen; wer weiß, ob es uns nicht Glück bringt!« Der Diener gab darauf dem Mäuslein die Freiheit wieder, und geschwind richtete es sich auf und verschwand zwischen Gras und Wurzeln.



Aber noch ehe man sich vom Mahle erhoben hatte, erschien das Tierchen abermals und brachte in seinem Maul den seit Jahren vermißten Ring herbei, legte ihn vor der erstaunten und freudig bewegten Gräfin nieder und verschwand darauf wieder im Gewirr des Grases.

Auch den Grafen Leopold und seine Dienerschaft versetzte der unerwartete glückliche Fund in die froheste Stimmung. Und man hielt es für sicher, daß der Ring seinerzeit in einen Gang der Maus gerollt und bis zu seiner Rückgabe durch das dankbare Tierchen darin verborgen war. Angeregt durch diese Offenbarung göttlicher Wundermacht, ließ Graf Leopold an dem Orte eine Kapelle erbauen und sie zu Ehren seines Schutzpatrons, des heiligen Leopold, weihen. Und kräftig und frisch sproßte das Geschlecht der Schaffgotsch fort, das blühende Bergreich der Ahnen beherrschend bis zum heutigen Tage.

Nach Aufz. von A. Groß, Greiffenberg. 1917.

IX.

Das Tier in der Steinrücke.

Vor sechzig Jahren lebte in seinem Hause gegenüber der Querbacher Oberschenke der Dreßler-Kramer. Er besaß neben seinen einzelnen Ackerstreifen auch ein Stück Rodland, das vormals zu Eckert-Bauers Gut gehörte und sich hoch an der Förstel-Grenze hinzog. Merkwürdig und unbegreiflich für die Leute aus Querbach und Förstel war es, daß dort mehrere Jahre lang eine Steinrücke (Haufen zusammengelesener Feldsteine) lag. Am meisten wunderte sich Nachbar Weichelt darüber und fragte schließlich den Dreßler-Kramer, warum er sein Rodland nicht abräume. Was ihm dieser darauf zur Antwort gab, waren Worte voll tiefer Klage. Schon längst hatte Dreßler, wie er berichtet, die Absicht, die unnütze Steinrücke zu beseitigen; aber immer, wenn er ihr nahetrat, brach daraus ein teuflisches Tier hervor, das auf ihn zudrängte und ihm nachjagte, bis er in sein Haus flüchtete.

Die Bedrängnis Dreßlers durch die seltsame Erscheinung dauerte auch in der Folgezeit fort, so daß er zuletzt ganz geistesgestört wurde. In höchster Not ging er dann schließlich zu dem Pfarrer Pietsch nach Giehren und klagte ihm sein Leid. Da dieser in der schwarzen Kunst erfahren war, so konnte er ihm ein Mittel weisen, den Geist auf seinem Acker zu bannen. Auf Pietsch' Rat kniete Dreßler mit Bezwingung seines Furchtgefühls vor der Steinrücke nieder und betete sieben Vaterunser. Jedesmal, wenn er dabei zur siebenten Bitte kam (Erlöse uns von dem Übel!), wiederholte er sie siebenmal.

Daß die fromme Beschwörung dem Dreßler-Kramer half, weiß jeder, der ihn kannte und nachmals davon erzählen hörte.

Nach Mitt. von Pauline Baumert (Witwe Ernst Weichelts),
Rabishau-Mühldorf. 1916 aufgez.



X.

Wie die Hexen vertrieben wurden.

In Querbach wurde eines Johannisabends bemerkt, wie oberhalb der Kaiser Wilhelm-Baude Hexen auf Ziegenböcken den Abhang herabgeritten kamen. Wie nun der Abend des nächstjährigen Johannistages hereinbrach, machte sich ein Mann aus dem Dorfe, dem das Hexengetriebe zuwider war, mit Heugabel, Dreschflegel, Harke und Spaten nach der betreffenden Stelle auf, legte die Geräte auf den Weg unterhalb des Hanges, sprach einige Beschwörungsworte und wartete nun des Augenblicks, da die reitenden Hexen herannahen und darüber zu Fall kommen würden. Nach einiger Zeit hörte er auch ein eigentümliches Pfeifen. Schnell rief er aus: »Ihr Hexa, ihr sed mein, an dos ganze Grempelzeug is dein!« Wie er ausgesprochen hatte, hörte er einen kräftigen Fall — und der abendliche Zauber war verschwunden. Von nun an ließen sich keine Hexen mehr am Kemnitzhange von Ober-Querbach verspüren.

Nach Mitt. von Frida Wagner, Rabishau-Mühldorf. 1912 aufgez.

XI.

Der Große Leuchter bei Querbach.

Wie eine brennende Schütte Stroh aufflammend, kam er vom Kohlen Berge herunter und wanderte bis zu Elsner-Pauls Wiesen. Auch hinterm Fischer-Bauer in der »Kirchlücke« hat man ihn häufig gesehen. Doch stets an Abenden in der Adventzeit. Der Kohlschulzer-Paulin' ging der Leuchter zuweilen nach und erhellte ihr den Weg bis ins Dorf. Einige der alten Querbacher meinen, daß in der gespenstischen Feuerscheinung das Licht dreier Steiger aufflammt, die zur Bergwerkszeit Querbachs in der Grube Anne-Marie verschüttet wurden.

Nach Mitt. von Pauline Baumert, Rabishau-Mühldorf. 1916 aufgez.

XII.

Noch etwas vom Großen Leuchter.

In Langwasser erscheint zur Adventzeit ein großer Leuchter, der verschiedenen Personen, die frühmorgens zu den Roratemessen gingen, sichtbar wurde. Die Gebäude in seiner Nähe waren von blendender Helle überflammt.

Nach Mitt. des Kantors Teige, Langwasser. 1917.

In warmen, irrlichternden Sommernächten sieht man den Großen Leuchter auch an der Höhe, auf der die Leopoldskapelle steht, hinziehen. Seinen Weg nimmt er von der Tumpfütze bei Groß-Stöckigt aus.

Nach Mitt. von Dorfleuten aus der Gegend bei der Leopoldskapelle. 1916.



XIV.

Der Vietzenteich.

Von der Giehrener Kirche ging's aus. Schon seit Jahren machte sich dort eine geisterhafte Erscheinung bemerkbar. Namentlich bei der Sakristei ließ sie sich blicken. Woher sie kam und warum sie umwandelte, das hatte man natürlich bald heraus.

Wie man bei einem Besuche des Kirchenraumes erkennen und vor allem aus der Pfarrchronik ersehen kann, wurden in der Gruft unter dem Gotteshause die ersten Geistlichen, die nach dem Kirchbau in Giehren wirkten, samt ihren Frauen beigesetzt. Die Ehre, die ihnen dadurch zu teil wurde, verdienten sie durchaus. Nicht der Fall war dies aber bei einer Pfarrfrau, die man nach ihnen in der Kirchgruft bettete. Und weil sie in der Gemeinschaft ihrer verdienstvolleren Vorgängerinnen keine Ruhe finden konnte, wanderte ihr Geist seitdem in der Kirche umher.

Den Giehrenern war die Erscheinung unheimlich. Und da sie sich in der Scheu vor einem Zusammentreffen mit ihm kaum noch allein in das Gotteshaus hinwagten, beschloß man endlich, den Geist zu verbannen.

Ein Bauer des Dorfes fuhr mit einem Kutschwagen vor die Kirchtür, während sich der geisterkundige Pfarrer Schmidt daran machte, den gespenstischen Störenfried zu beschwören. Es gelang ihm auch, ihn in die Kutsche zu bringen. Sobald er nun dort eingegangen war, schloß man die Tür des Wagens und fuhr mit ihm die östliche Straße hinauf, am Giehrener Friedhof vorbei und dem Vietzenteich zu. Dort machte der Wagenlenker halt und öffnete den Schlag der Kutsche, damit der entführte Geist in den Vietzenteich verbannt werden konnte. Bevor er dann wieder heimfuhr, bestimmte er, daß der Gebannte sich nicht eher wieder regen dürfe, als bis der Teich ausgetrocknet wäre.

Diese Beschwörung hatte lange Zeit hindurch Geltung. Seit etwa zehn Jahren aber erblickt man an Stelle des Teiches oberhalb der Straße nur noch eine flache, wasserleere Wiesenmulde, von Weiden-, Erlen- und Birkengesträuch umrahmt, in der die Geistermacht wieder ihre gespenstische Wirkung erlangt haben soll. Ja, schon bevor der Teich vollständig ausgetrocknet war, glaubte man Zeichen der unheimlichen Spukerscheinung zu spüren.

Es war in der Geisterstunde einer Sommernacht, als Friederike Weichelt aus Querbach, die mit ihren Kindern und Schwiegerkindern aus Flinsberg kam, am Vietzenteich vorüberging. In blendender Helle lag das Licht des Vollmondes über der schweigenden, einsamen Landschaft, und zauberhaft blitzten die Kreuze des Giehrener Friedhofes, den sie zu ihrer Rechten erblickten. Kein Lüftchen regte sich. Doch als sie in die unmittelbare Nähe des Vietzenteiches gelangten, nahmen sie zu ihrer schreckhaften Verwunderung wahr, daß ein heftiger Sturm über dem geheimnisvoll blinkenden Wasser tobte. Er war so gewaltsam, daß sich die jungen Büsche am Teichrande ordentlich bogen und sich



schier um sich selbst drehten. Das wilde Sturmgedränge war eine Erscheinung weniger Augenblicke. Als die Dahinschreitenden über die gespenstische Stelle hinausgelangten, war es um sie herum wieder so windstill wie vorher.

Ihre Überzeugung sagte ihnen, daß der wildtobende und wirbelnde Sturm am Vietzenteich durch den dorthin verbannten Geist bewirkt wurde. Die Erklärung, daß dort eine Stelle ist, wo der Wind von den Bergen heruntertollt und am Pfarrbusch entlang in das Tal einbricht, kam ihnen nicht.

Eine noch seltsamere Beobachtung als die fünf nächtlichen Wanderer machte die Lieb'g'n aus dem Rabishauer Mühldorfe. Sie war bei einer Schwester in Giehren auf Arbeit und ging gewöhnlich gegen die Mittagszeit nach Rabishau hinüber, um ihrem Mann das Essen zu besorgen. Als sie einstmals wieder zum Vietzenteich gelangte — es war zu hellichter Mittagsstunde, um punkt zwölf Uhr — erblickte sie dicht an der Oberfläche des Teiches einen merkwürdigen großen Fisch, der einen regelrechten Menschenkopf trug. Trotz der blanken Sonne, die über der Gegend lag, wurde sie doch von einem dunklen Schauer erfaßt, so daß sie eiliger denn je ihrem Ziele zustrebte.

Den in den Vietzenteich verbannten Geist hat man auch in der Gestalt eines großen, tiefschwarzen Hundes gesehen. So hatte Ernst Weichelt aus Querbach, der nun schon längst tot ist, die unwillkommene Gelegenheit, den gespenstischen Hund in nächtlicher Stunde kennen zu lernen. Weichelt kam spät mit seinem Wagen auf der breiten Straße von Giehren her. Obgleich müde gearbeitet, zogen die Pferde dennoch die geringe vierrädrige Last ohne viel Not hinter sich her. In der Nähe des Vietzenteiches aber machten sie mit einem Male halt und schnarchten wie mit Erzittern laut auf.

Nicht ahnend, daß sich der »scheechende« Hund den beiden kraftvollen Tieren hemmend entgegengestellt hatte, gab Weichelt ihnen ein paar kräftige Schläge mit der Peitsche. Als dies aber nichts half, kam der böse Zorn über ihn und zwang ihn, kräftigere Hiebe auszuteilen. Jetzt bäumten die Pferde hoch auf und stürzten dann mit großen, wilden Sätzen vorwärts.

Alle Bändigungsversuche waren vergeblich, zumal auch Weichelt schließlich, in Erkenntnis der schreckenden Ursache, die sichere Ruhe verloren hatte. Je näher er seiner Behausung zujagte, umso ungeberdiger warfen die scheu gewordenen Pferde den Wagen. Und als sie dann endlich schweißtriefend und keuchend am Ziel standen, war der ganze Oberteil des Gefährtes zerschlagen; die Achse war fast zerbrochen, die Räder hatten sich schief und locker gedreht, und die Ladung war verloren. Weichelt selbst sah wächsern wie eine Leiche aus.

Nach Mitt. von Pauline Baumert, Rabishau-Mühldorf. 1916.

XV.

Die beiden Gänse.

Ging da eines Abends ein Mann am alten Kunzendorfer Kirchhofe vorbei. Und wie er seine Augen, denen nichts von Schwach- oder Kurzsichtigkeit anhaftete, auf die dämmernden Grabhügel hinter Tor und Mauer richtete, gewahrte er auf einem derselben zwei schneeweiße Gänse. In dem Glauben, daß sie irgend jemand im Dorfe gehörten, rief er ihnen zu: »Nu, sedd ihr au noch hie?« und ging heimwärts. Zuhause angekommen, plauderte er unter anderem auch von seiner ungewöhnlichen Begegnung zu so später Stunde. Unmittelbar danach fiel er in eine Krankheit, von der er nicht so schnell wieder genas. Erst jetzt kam ihm die Gewißheit, daß es keine natürlichen Gänse waren, die er auf dem Friedhofe erblickt hatte.

Nach Mitt. von Frida Elger, Rabishau-Mühldorf. 1912.

XVI.

Das Flämmchen am Steinhaufen.

Ungefähr eine Viertelstunde von der Kesselschloßbaude entfernt lag ehemals ein Steinhaufen, über den ein Strauch seine Zweige breitete. In dem Steinhaufen war ein Behälter mit Gold vergraben. Ein Licht, das jeden Abend dort flimmerte, deutete den verborgenen Reichtum an. Als dann einst zur Abendzeit ein Schneider bei dem Steinhaufen vorüberging, gewahrte er die Flamme, grub an der betreffenden Stelle nach und hob den Goldschatz. Einige junge Fichten bezeichnen jetzt den Ort, wo es geschah.

Nach Mitt. von Elli Weber, Rabishau-Mühldorf. 1912.

XVII.

Beim Kochhäusel.

Wer den Weg zwischen Giehren und Krobsdorf abkürzt, kommt an dem einsamen, wetterdunklen Kochhäusel vorüber. Dicht dahinter rinnt silberklar ein schmales Wasser zu Tal. Auf einer Steinplatte überschreitet man es. Beim Kochhäusel und vornehmlich an dieser flachen Stelle des Baches geht es nicht immer mit rechten Dingen zu. Davon kann mancher erzählen, der zur Dunkelstunde in die Nähe des Kochhäusels kam.

Auch Karl Weichelt aus dem Rabishauer Mühldorf hatte hier ein seltsames Erlebnis. Als er eines Tages spät den Kochhäuselpfad wanderte, um über Krobsdorf und Ullersdorf weiter nach Flinsberg zu gelangen, sah er einen Mann aus Krobsdorf, der an dem Wasser auf- und ablief und anscheinend nicht hinüberkommen konnte. Von der Anstrengung und seiner großen Aufregung bedeckte ihn triefender



Schweiß. Weichelt wußte sofort, daß hier irgend ein »scheechender« Geist sein böses Spiel trieb. Und als ihm der Gepeinigte auf seine Fragen keine Auskunft gab und nur bat, ihm zum Weiterweg zu verhelfen, griff Weichelt ihn bei der Hand und zog ihn mit vieler Mühe nach dem andern Rande des Baches hinüber. Jetzt konnte er mit ihm ungehemmt fortschreiten. Welcher Art die Erscheinung war, die dem Krobsdorfer Landsmanne zum Hindernisse wurde, konnte Weichelt aber auch jetzt nicht erfahren.

Nach Mitt. des Stellenbesitzers Karl Weichelt, Rabishau-Mühldorf. 1915.

XVIII.

Das Schaumfloß.

Bei Ullersdorf grfl. strömt sein Wasser in das breite, steinige Bett des Queißflusses. Zur Zeit der heidnischen Sorben badete man darin, um sich von Sündenschuld zu reinigen, und darum wurde das Bächlein auch, »das heilige Bad« genannt. Wer seines Segens teilhaftig werden wollte, durfte aber nur in der Morgendämmerung, schweigend und unbelauscht, hineinsteigen. Andernfalls traf ihn die strafende Hand der Gottheit. Der unzeitig Badende erhielt einen schwarzen Körper, der Schwatzhafte wurde mit Stummsein und der Neugierige mit Blindheit geschlagen.

Heute ist das kleine unscheinbare Schaumfloß in Vergessenheit geraten. Doch nicht weit davon, in dem viel besuchten Kurorte Flinsberg, haben heilkräftige Quellen Weltruf erlangt.

Nach Aufz. von Lehrer a. D. A. Groß, Greiffenberg. 1917.

XIX.

Der große Pudel in Langwasser.

So groß wie ein Kalb ist der Pudel, der in Langwasser am Spritzenhause und in dem anliegenden Schulgarten geisterhaft herumstreift. Einer ganzen Reihe von Leuten ist er zu mitternächtlicher Stunde erschienen. Oft folgte er den verspäteten Dörflern dicht auf den Fersen, so daß sie ihm nur durch die Flucht in das nächstgelegene Haus entrinnen konnten. Die Langwasserer entsinnen sich noch gut des armen Schneiders, dem der große Pudel einmal arg nachsetzte.

Nach Mitt. von Kantor Teige, Langwasser. 1917.

XX.

Der Ottendorfer Pudel.

Das ist auch ein gespenstischer Pudel, tiefschwarz und mit großen, roten Augen. Und ordentlich das Fürchten kommt einem an, wenn man



ihn gewahrt. Immer taucht er an der Bahnbrücke bei Ottendorf auf. Dadurch, daß er vor den Leuten hergeht, macht er ihnen das schnelle Vorwärtsschreiten unmöglich. Schlägt jemand in mutiger Entrüstung nach ihm, so wird er immer größer. Und erst beim Spritzenhause verschwindet er wieder.

Nach Mitt. von Kantor Drescher, Ottendorf. 1917.

XXI.

Der Kalte Brunnen.

Dicht bei Schosdorf, unweit des Weges, der nach Welkersdorf führt, am Fuße eines steilen Hügels, strömt die Quellflut des Kalten Brunnens aus der Erde hervor. Sie ist kristallklar und eiskalt und quillt so kräftig, daß sie kleine Sandkegel mit emporwirft. In der Nähe des Bornes ist ein Sumpf, den das abfließende Wasser gebildet hat. Auf ihn verweist eine traurige Sage.

Ein armer Scherenschleifer war in die Gegend gekommen und hatte bei den Leuten des Dorfes stumpfe Messer und Scheren gesammelt, um sie auf seinem Radstein zu schleifen und zu schärfen. Des Wassers wegen, das er brauchte, stellte er seinen Schleifkarren beim Sumpfe des Kalten Brunnens auf. Ganz in seine Arbeit vertieft, merkte er garnicht, wie die schwere Karre langsam in den modrigen Grund sank und ihn zuletzt mit hineinzog. Ungehört verhallten seine Hilferufe, und bald war er spurlos im Sumpfe verschwunden. Noch jetzt heißt es im Munde der Leute, wenn der lenzliche Westwind vom Kalten Brunnen her über Schosdorf fegt und braust: »Es wird Tauwetter werden, der Scherenschleifer arbeitet!«

Nach Aufz. von A. Groß, Greiffenberg. 1917.

XXII.

In die Tumpfütze versunken.

Wenn du mir zum Ostausgange des Ortes Groß-Stöckigt folgst, so kann ich dir dort, wo die Grenzmarken der Gemeinden Krummöls, Ottendorf und Groß-Stöckigt zusammentreffen, die viel besprochene Stelle zeigen. Sie trug früher einen nun längst trocken gelegten Sumpf, der die »Tumpfütze« hieß. Noch jetzt sieht man dort in warmen Sommernächten eine nebelhafte Gestalt herumtappen und ein von unsichtbaren Händen getragenes Licht in der Richtung der Burgruine Greiffenstein allmählich verlöschen. »Der große Leuchter hat gebrannt!« sagen dann in Befürchtung eines bevorstehenden Unglücks die Leute nnd sie erinnern sich des folgenden Vorfalles:

Die Tochter des Klostermannes am nahen Buchberge und der Leibjäger des Grafen Schaffgotsch auf Greiffenstein liebten einander. Der Ort ihrer heimlichen Zusammenkünfte war ein mächtiger, von



dichtem Gestrüpp umwucherter Eichenstumpf in der Tumpfütze, zu der nur ein schmaler, verborgener Pfad führte. Oft hatten die Liebenden hier in stiller Zärtlichkeit gesessen, denn sicher trug sie ihr Fuß durch das Sumpfgelände hindurch. Eines Abends jedoch erwartete das Mädchen ihren Geliebten vergeblich. In Todesangst, suchte sie hier und dort. Aber umsonst. Auch ihr wiederholtes Rufen verhallte unbeantwortet. Und schon der nächste Tag zeigte, daß der Geliebte verschwunden war. Er hatte wohl in der Dunkelheit den Pfad verfehlt und im moorigen Grunde seinen Tod gefunden.

Nach Aufz. von A. Groß, Greiffenberg. 1917.

Zwei bisher unbekannte Sagen aus dem Bober-Katzbach-Gebirge,

Von Eberhard Goldmann.

Vor mir liegt eine alte von dem früheren hiesigen Kantor Förster im Jahre 1873 verfaßte Ortschronik von Harpersdorf, welche nicht nur mühsam zusammengetragene ortsgeschichtliche Nachrichten bringt und eine sorgfältige Beschreibung von Land und Leuten enthält, sondern auch zwei Sagen aufbewahrt hat, die bisher der Öffentlichkeit noch nicht bekannt geworden sind. Diese beiden Sagen — zur Zeit des Chronisten noch im Gedächtnis des Volkes lebendig und von ihm durch seine Chronik der Vergessenheit entrissen — ranken sich um die beiden Berge, welche sich zu beiden Seiten des oberen Teiles der bekannten „Langen Gasse“ dicht an der Grenze der beiden Kreise Goldberg-Haynau und Löwenberg erheben, den Heiligen Berg[1]) (330 m) und den Probsthainer Spitzberg (501 m). Auf dem ersteren hat in alter Zeit eine Wallfahrtskapelle gestanden, welche im Jahre 1428 von den Hussiten zerstört worden ist. Daran knüpft die Sage an und erzählt:

Während wilde Hussiten-Horden in unsere friedliche Gegend eindrangen, hatte sich eine nicht unbedeutende Anzahl frommer Pilger am Fuße des Heiligen Berges gelagert. Durch die Hussiten erschreckt eilen sie in die Wallfahrtskirche, werfen sich vor der Hl. Jungfrau auf die Knie und flehen sie um Errettung an. Die Hussiten umgeben den Berg, sperren die frommen Pilger in die Kirche, legen Feuer an und verbrennen so beides, Gotteshaus und Beter. Seit dieser

[1]) Die Karten verzeichnen „Heilige Berg“, das Volk sagt „Heiligenberg“ oder mundartlich „Hilgaberg“ und „Hilgerberg“.



Zeit hört man dort gegen Abend nach heißen Sommertagen im Innern des Berges ein leises Singen, und die Geister der frommen Pilger umschweben den Horchenden in Gestalt schwarzer geflügelter Ameisen. —

Die andere Sage betrifft den gegenüberliegenden Probsthainer Spitzberg und berichtet folgendes:

Vor langen Jahren gehörte das Dorf Probsthain einem Grafen von Rödern, der sehr strenge gegen seine Untertanen war und die Bauern bei ihren Frondiensten gar arg drückte. Mancher Seufzer entrang sich der Brust seiner Untertanen, manche Träne rollte über ihre Wangen herab, und manche Verwünschung wurde ihm heimlich nachgeschleudert. Denn alle Bitten um menschlichere Behandlung blieben erfolglos. Endlich wurden die gequälten Bauern erlöst, indem ihr strenger Gutsherr am Fuße des Spitzberges auf den sogenannten kleinen Spitzberg verbannt wurde. Von Zeit zu Zeit erschien er einem Vorübergehenden oder einem Holzmacher, der am Abend seiner Heimat zuschritt und neckte und foppte ihn; und bald fürchtete sich die ganze Umgebung vor dem kleinen grauen Männchen, das die Gegend unsicher machte. Einst saß in der Nähe des kleinen Spitzberges am Waldessaum der herrschaftliche Revierförster, hatte sein geladenes Gewehr neben sich hingelegt und verzehrte ein Vesperbrot. Da trat aus dem Gebüsch ein kleines graues Männchen keck an ihn heran und fragte ihn barsch: „Was beginnst du hier?“ „Ich verzehre mein Vesperbrot,“ war die Antwort. „Was wirst du dann tun?“ „Dann werde ich eine Pfeife Tabak anbrennen. Hier liegt meine Pfeife.“ Er zeigte auf sein geladenes Gewehr. Das graue Männchen warf einen Blick auf die Flinte und fragte: „Darf ich, während du issest, ein paar Züge aus deiner Pfeife tun?“ „Von Herzen gern,“ antwortete der Forstmann. Das graue Männchen nahm die Mündung des Gewehrs in den Mund und begann zu rauchen. „Warte, warte,“ sprach der Förster, „ich werde dir erst ein wenig Feuer machen, damit der Tabak anbrenne.“ Bei diesen Worten drückte er an den Hahn des Gewehrs, der Schuß knallte, und das graue Männlein war im Nu verschwunden und hat sich bis auf diesen Tag nicht mehr blicken lassen.

Verarmung und Wiedererweckung des Volksgesanges.

Von Wilhelm Schremmer.

Das alte Volkstum will dahinsterben. Man hört auf zu singen. Und daneben, schon halb im Abendscheine, stehen die herrlichen Schätze der Vergangenheit, steht auch der alte deutsche Volksgesang.

Noch immer ragt er in seiner Kraft und Naturfrische empor wie der deutsche Wald. Er hat dasselbe wunderliche Rauschen und dieselben unergründlichen Geheimnisse.

Bald bricht es aus der Ferne wie Orgelton und wilder Schlachtgesang, bald rauschen Töne tiefster Schwermut und quellender Heiterkeit. Dann wallt die Leidenschaft. Immer neue Stimmungen und Offenbarungen des deutschen Herzens halten uns gefangen; es weht zu uns wie ein Klingen, und jeder steht schweigsam und ihm deucht, als halte alle Welt den Atem an. Das sind die Augenblicke, da man fühlt, daß das menschliche Herz noch verschlungener und reicher ist als die laute Welt da draußen mit ihren Ländern, Strömen und Meeren.

Und trotz all der Fülle hat die Verarmung unseres Volksgesanges längst begonnen. Er verarmt, weil die Menschen verarmen. Je weiter sie sich von der Sonne, von Tannengrün und Buchenfrische entfernen, desto mehr bricht Stück um Stück der alten Herrlichkeit zusammen. Es wird von Jahr zu Jahr stiller in unserm Volke: die alten Lieder verklingen immer mehr. Damit aber stirbt, das lehrt die genaue Beobachtung des Volkes, viel wirkliche Sangfreudigkeit dahin.

Dabei ist wohl zu beachten, das Volk hört auf zu singen. Nicht darum handelt es sich, daß in dieser und jener Gegend, hier und da in der Familie noch Volkslieder gesungen werden. Es gilt, unser Augenmerk auf das Volk in der Gesamtheit zu richten.

Heute kann der Volksliedersammler mehr Erfahrungen von der Verarmung des Volksgesanges als Volkslieder sammeln. Es bedarf gar nicht der jahrelangen Beobachtungen des Sammlers. Horche hinaus in das fernste Walddorf, wandere über das Land, tritt ein in die Stadt, besuche die Werkstätten, die einzelnen Stände, die einstmals so berühmt durch ihr Singen waren, ziehe die einsamsten Straßen: es geht langsam mit dem Singen zu Ende.

Wohl singt noch hier und da der Bauer, der treueste Hüter der Lieder, der Handwerker, der Wanderer . . . Aber einzelne erfreuliche Erscheinungen können über die allgemeine Verarmung des Volksgesanges nicht hinwegtäuschen.

Sie greift viel tiefer, als man gemeinhin glaubt; es fehlt an der Kraft, Neues in Wort und Weise zu schaffen. Das Volk wird heute nicht mehr bis in die tiefsten Tiefen des Gemütes ergriffen. Leichte Ware wird als echtes Gut aufgenommen, und der Tingeltangel begeistert die Herzen. Man zersingt, verflacht alte Lieder, ohne ihnen von neuem frisches Leben verleihen zu können. Man hole eine einzige Ballade, wie sie etwa in unserer Zeit noch lebt, heraus, und vergleiche sie nach Wort und Weise mit dem gleichen Liede, wie es die Väter sangen. Welche Verarmung in 60 Jahren! Wieviel Lieder sind heute noch sicherer Singbesitz! Armut im Singen, im Aufnehmen, im Umgestalten, im Neuschaffen. Überall dasselbe trübe Bild.

Die Verarmung aber schreitet fort und wird von Jahr zu Jahr augenscheinlicher.

Nicht plötzlich ist es gekommen, daß unser Volk seine Lieder, die Kummer und Leid erhellten und immer neuen Glanz zur Freude legten, vergißt. Wir können die Spuren bis in die dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und noch weiter zurück verfolgen. Da beginnen die Klagen laut zu werden, die nicht mehr verstummen sollten.

Eine Zeit geht zu Ende, still und langsam, die Zeit der Postkutschen, der Volksfeste, der gemütvollen Gelassenheit. Eine neue unerklärliche Macht rückt mit Dampf und Elektrizität heran und packt die Menschen und faßt jeden Einzelnen bis zum ärmsten Manne hinab. Nichts hat die Geister vordem so bewegt. All die gelehrten Streitigkeiten bis hin zum Nationalismus rührten den gemeinen Mann nicht. Ein großer wirtschaftlicher Umschwung setzt



ein. Die Menschen ballen sich in Riesenstädten zusammen, eine Völkerwanderung hat begonnen, wie sie noch keine Welt sah, das Spinnrad steht still, der Dampfpfiff gellt durch die einsamsten Täler, eine fieberhafte Hast und Unruhe bemächtigt sich der Menschen. Alles gerät ins Wanken. Man sinnt und sinnt, als sollte eine Welt aus den Angeln gehoben werden. Mit dem alten Frieden ist es vorbei. Ungeheure Reichtümer werden gesammelt; das Geld gewinnt die Herrschaft über die Menschen. Es kommt das Zeitalter der Eisenbahnen, der Telegraphen, der Luftschiffe, die Zeit der Maschinen. Mit eisernen Armen wälzt es sich heran. Die Erde bebt, es kommt ein Zittern über den Wald der alten Mächte, es greift hinaus in die Natur, stürzt den heiligen Wald, läßt sich an allen Flüssen und Bächen nieder, schüttet die Leute durcheinander, es bindet alle an eine Kette. Ob die Menschen jubeln oder stöhnen, sie müssen alle mit.

Ein neuer großer, geschichtlicher Wind weht über unser Volk, über die ganze Erde. Es kommt etwas, was in Asien, Amerika ebenso aussieht wie in Europa. Es weht über alle Weltmeere, in alle Häfen, auf dem Lande und in den Bergen. Es kommt eine neue Form der Arbeit, des Besitzes, der Gesellschaftserscheinung, es kommt das Zeitalter der Großbetriebe, des Sozialismus, eine neue über die Erde hin sich ausbreitende Stimmung der Menschen, eine neue Art, Mensch zu sein. Wo ist der Kern der Bewegung, welches ist die treibende Kraft hinter den Einzelerscheinungen? Ist es der Kapitalismus? Wir ringen immer noch nach dem Ausdruck. Alle Erklärung entbehrt der Festigkeit. Selbst die vom Kapitalismus sprechen, sind äußerst schwankend, was es denn eigentlich ist, wovon sie sprechen. Wir fühlen alle den großen Wind, ein jeder wird selbst gestoßen, gehoben, geschüttelt, und keiner ist im Zweifel, daß eine einheitliche Kraft hinter den Erscheinungen steckt; wir empfinden den harten Zwang und können ihn doch nicht klar begreifen. Er aber ist mächtig genug, uns alle zu beunruhigen.

In dieser Zeit, in dem Aufgange der materiellen Kultur, da der Verstand obsiegt und die Quellen des Gemütes stocken, steht der Mensch, unser Volk. Dort steht der Mensch mitten unter den Maschinen! Hört, wie die Räder summen, wie die Eisenhämmer dröhnen! Die alten Lichter sind längst heruntergebrannt, und neue umgaukeln seine Sinne. Sie weisen dem Verstande neue Bahnen. Wie schnell der Mensch jetzt neben seinem eisernen Gesellen zu-

greifen muß, um das nötige Brot und rechten Gewinn zu erhalten, denn der andere, der neben ihm steht, guckt ihm alle Handgriffe ab und schafft mit tausend Händen. Der Mensch wird ein Handlanger der Maschine. Warum singt er nicht von der neuen Herrlichkeit? Es fehlt die Kraft sich emporzuheben. Die Maschine hebt die Persönlichkeit auf. Immer nur derselbe geistlose Handgriff! Das ist nicht mehr die Arbeit, die die Väter vollbrachten. Die neue Arbeit gibt wenig oder gar keine Freude. Ein Teilarbeiter, ein Teilmensch! Aber man hat auch keine Zeit zum Singen, redet sich wenigstens ein, keine zu haben, da es mit der Lust am Singen zu Ende ging. Der äußere Glanz ist gestiegen, das Gemüt ist verödet. Die große, heilige Natur redet nicht mehr zum Herzen wie ehedem zu den Herzen der Väter. Kaum, daß man den blauen Himmel noch über sich sieht! Seht, wie der größte Teil der Menschen heute wohnt, schaut hinein in das steinerne Meer der Großstadt, seht, dort eilen sie, über die die Unrast der Zeit kam, die die Nerven zerrüttet. Machen wir uns nur recht klar, wie sehr sich alles in kurzer Zeit wandelte, wie sehr z. B. die wirtschaftliche Entwicklung die Lebensweise änderte, wie gewaltig die Umschichtung der Bevölkerung ist! Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts betrug die landwirtschaftliche Bevölkerung in den deutschen Staaten etwa zwei Drittel der gesamten Bevölkerung, heute ist sie auf weniger als ein Drittel zusammengeschmolzen. Im Jahre 1800 gab es auf dem Gebiete des heutigen deutschen Reiches zwei Großstädte mit über 100000 Einwohnern; heute sind es 48. Die neue Kultur hat es verursacht, daß sich das Leben immer weiter von Licht und Luft entfernt. Die Industrie erfaßte auch die ländliche Bevölkerung, die Abwanderung in die großen Städte setzte ein; mit den Grammophonen und den andern Fortschritten wurde das Land mit Tingeltangelweisen überschwemmt, das Gift wurde wirksam, weil die innere Gesundheit schon angegriffen war.

Das Volkslied aber braucht zu seinem Gedeihen stille Zeiten, die große Natur und einen unverwüstlichen Glauben an alles Gute, Schöne unter dem Himmel. Es ist aus einem hochgemuten Herzen herausgeboren, das über den Leiden im Leben, die ehedem nicht kleiner als heute waren, die Freuden sieht. Man hatte noch nicht gelernt, sich wirklich zu freuen, da die Natur noch die alte Sprache redete, die Arbeit das Gemüt nährte und man noch Liebe und Treue und die großen Werte des Lebens achtete.



Es war noch ein anderes Singen, als man sang:

Herzlich tut mich erfrewen
die frolich summerzeit,
all mein geblüt vernewen,
der mei viel wollust geit.

Die lerch tut sich erschwingen
mit ihrem hellen schal,
lieblich die vöglin singen,
voraus die nachtigal.

oder:

Innsbruck, ich muß dich lassen

oder:

Schönster Herr Jesu, Herrscher aller Erden,
Gottes und Marien Sohn.

Da standen die Väter noch fest im Glauben, fest in der Sitte und fest in der Natur. Welch unerschütterliche Weltanschauung ruht nicht hinter dem Humor im alten Gesange! Das Leid und die Freude warf man getrost hinauf zum Himmel; vor nichts scheute man zurück, denn man blieb sich selbst treu.

Da, als die Einheit des Volkes längst verloren zu gehen droht, ist es erklärlich, daß auch das schlichte, innige Volkslied in das Gedränge kam, daß man es vergißt. Das Ohr liebt nicht mehr das Innige, Schlichte, sondern das raffiniert Technische. Das entspricht der seelischen Gereiztheit unserer Tage. Man greift zum Gassenhauer im übelsten Sinne des Wortes, zu den Varieté- und Operettenweisen. Heute singt man sie, morgen pfeift man sie. Es ist kein wahrhaftes Singen mehr, es ist ein hastiger Sport. Man singt die albernsten Worte und Strophen, auch wenn man weiß, daß sie albern sind. Wie eine Krankheit hat der Gassenhauer das Volk ergriffen. Der Boden war bereitet.

In dieser neuen Zeit mit ihrem großen wirtschaftlichen und geistigen Umschwunge liegen die tiefsten Gründe der Verarmung verborgen. Sie hat die Bevölkerung gesellschaftlich umgeschichtet und die Gelegenheiten zum Singen genommen. Die Spinnstube, die Dorflinde, die Dorfrundgänge, der Brunnen am Tore, die alte Schenke werden immer mehr eine alte schöne Sage.

Am ärgsten liegen die Dinge in der Großstadt. Sie ist der Tod des Volksliedes, und immer weiter greift sie in das Land hinaus. Früher führten die Straßen aus den Städten auf das Land, heute führen alle vom Lande in die Stadt. Draußen summen auch schon die Maschinen. Das Stilleben der Dörfer und kleinen Städte schwindet immer mehr.

Daß auch die Obrigkeit der Verarmung durch unverständiges Bekämpfen aller Singgelegenheiten Vorschub leistete, ist bekannt.



Die Singverbote haben sich gerächt. Die Behörden wissen das heute. Das Singen hat aufgehört, jeder Philister kann ruhig schlafen.

Durch verständige Pfleger hätten viele Singgelegenheiten für die Zukunft erhalten bleiben können.

An dem Niedergange der Instrumentalmusik auf den Dörfern ist die Geistlichkeit nicht frei zu sprechen. Sie hat aus den Dorfkirchen die Instrumente verbannt. Manches gute Talent bleibt nun unausgebildet. Feste und Musik waren früher gleichbedeutend. Heute sind sie es in bedingtem und schlechtem Sinne. Mochten es früher Geige, Hackbrett, Klarinette, Streichbaß sein, die alle Volksfeste verschönten, unbestreitbar bleibt, daß ihr Fortfall Verarmung auch im Singen nach sich zog. Die eigentliche Fortbildung im Singen ist mangelhaft; in den Schulen werden viel zu wenig Volkslieder gesungen. Es gibt nur noch selten Gelegenheit, Dorfmusik zu hören, seit die alten Musikanten gestorben sind. Männergesangvereine bestehen wohl, aber sie üben und singen nur Paradestückchen. Auch hat die Entvölkerung der kleinen Dörfer ständig zugenommen.

Man sagt, als das Spinnen aufhörte, hat die Spinnstubenherrlichkeit aufgehört. Das ist eine irrige Ansicht. Für das Spinnen hätte ruhig eine andere Arbeit eintreten können. So war es auch in vielen Dörfern der Fall. Freilich, die Verarmung des Volksgesanges war nicht aufzuhalten, wie man die alte Einheit des Volkes, wie sie gerade im Singen in Erscheinung trat, nicht bewahren konnte. Immer weiter lösten sich „bessere Kreise“ vom Volksganzen los.

Mit der Verarmung des Volksgesanges geht die Verarmung der ganzen deutschen Volksmusik Hand in Hand. Die alten Musikinstrumente, die alten Tänze verschwinden allmählich auch in den Bergen. Noch vor 50 Jahren z. B. wurde noch in den schlesischen Bergen musiziert mit Lauten, Geigen, Pfeifen. Von den Bergwiesen scholl der Schallmeienklang, der Pfeifenklang der Hirten. Manch fröhlicher Geselle zog mit seiner Geige und Flöte in die Ferne. Das hat aufgehört, da ganze Berufe, wie der der Schäfer, der echten Wanderbursche ausgestorben sind. Auf meinen vieljährigen Volksliedersammlungsreisen habe ich in den Bergen und auf dem Lande Zusammenstellungen von den alten Musikinstrumenten, die noch vorhanden waren, gemacht; es sind über 80% verschwunden. In einem großen Gebirgsdorfe, von dem der Chronist noch vor 100 Jahren rühmt, daß der Tag und der Abend hier von Gesang und Musik widerhalle, daß in jedem Hause, in jeder Stube mindestens



ein Instrument anzutreffen sei, sind heute, die Instrumente der Berufsmusiker, der städtisch gebildeten Leute abgerechnet, nur noch einige Mund- und Ziehharmonikas, eine Flöte, eine Geige vorhanden. Der Wegfall jedes einzelnen Musikinstrumentes bedeutet einen Verlust.

Heute läßt man sich von den Grammophonen, die sich wie eine Pest verbreitet haben, Musik vormachen, statt sie selbst zu üben. Überall herrscht die nützliche Verstandeskultur.

Und in diese Zeit hinein trat das Kriegserlebnis. Wird es alles ausgleichen, wird es zur Besinnung rufen und allen Einzelnen zum Bewußtsein bringen, den Herrschenden und den Dienenden, welchen Zielen wir zusteuern? Wird es die Kraft haben zu zeigen und in der gewonnenen Erkenntnis zu wirken, wieviel Hohlheit in unserer so oft gepriesenen Kultur liegt, daß der Mensch doch eigentlich nur bedarf, was die Natur fordert? Vor lauter eingebildetem Kulturreichtum waren wir bettelarm geworden. Wir sind es noch, und wir werden es bleiben, wenn wir nicht lernen wollen und bereit sind, mit allem Ernst und allen Mitteln nun gegen die Gefahren zu kämpfen, die unser Volkstum bedrohen.

Viele wissen es noch gar nicht und wollen es auch heute vielleicht noch nicht sehen, wie tief wir schon im Schlamm steckten, wie sehr der große Götze Geld schon über alle Ethik herrschte.

Wieder hat das Volk in den Tagen der Not gesungen, wahrhaft gesungen. Noch ist nicht alles verloren. Mir will es scheinen, als seien neue Kräfte, wie Stimmung und Gefühl im Aufwachsen. Jetzt sehen wir es: nur die Innerlichkeit hat wahren Wert.

Noch ist das deutsche Volkstum nicht gestorben. Dieser Krieg wird ihm helfen, Kraft in der Tiefe zu sammeln. Noch steht auch der deutsche Volksgesang. Es schien, als sei er schon vom Abendscheine umflossen und halb vergessen wie ein hoher Wald in der Ferne. Aber nun leuchtet er wieder zu uns herüber als ein Wahrzeichen einer Zeit, da das deutsche Gemüt eine Welt besiegte.

So hoffen wir auf die Zeit, da auf altem Boden neue Kraft in grünes Gezweige strömen wird. Die neue Zeit wird ihre Lieder haben und die alten auch lieben, die unsere Voreltern erquickten. Wir werden uns durch diese Zeit ringen und wollen nicht an der Zukunft unseres Volkes verzweifeln. Niedergang und Aufstieg füllt die Jahrhunderte; das deutsche Volk hat sich schon oft aus großen Tiefen emporgehoben.



Wir hoffen heute; die Zukunft wird es lehren. Aber zur Hoffnung wollen wir die Arbeit legen.

Mir ist, als müßten alle, die am Vaterlande hängen, heute einen großen Bund zur Abwehr aller Gefahren schließen, die das Volkstum gefährden.

So sollte gerade heute weniger von der Pflege der Volksdichtung geredet als vielmehr wirklich und mit Verständnis gearbeitet werden.

Für das Volkslied bemühte man sich schon seit Jahren. Wieviel Worte sind nicht um das unter hohem Schutze entstandene Liederbuch gemacht worden, und wie herzlich wenig ist doch dabei herausgekommen! Nicht einmal ein Volksliederbuch ist es geworden. Zum Volke wollte man zurück, den Dünkel der kleinsten Dorfgesangsvereine zog man groß. Weil man das Volk und sein Empfinden immer wieder außer acht läßt, haben wir an allen Ecken Fehlgriffe, nur kein nutzbringendes Schaffen. Unsere ganze Arbeit richtete sich gar nicht auf das Volk, sondern auf die Museen, in denen sich weiter Band an Band reiht. Wie löblich diese Bucharbeit auch ist, dem Volke wird damit wenig geholfen.

Der Weg, den wir bei der Pflege einzuschlagen haben, ist gezeichnet. Daran kann nur der allein zweifeln, der um die Bedürfnisse der breiten Masse nicht Bescheid weiß. Wie groß und gewaltig auch immer der Ruck sein mag, der in der Maschinenzeit auch den einfachsten Mann vorwärts riß, das Volk findet noch immer Gefallen an seinen Reimen, Sprüchen, Rätseln, Sagen, Märchen, es singt noch immer seine Lieder. Wie ein inneres Klingen geht es durch den Saal, wenn endlich für den Mann des Volkes nach vielen Kunstgesängen ein Volkslied erschallt. Das alles gibt uns die tröstliche Gewißheit, daß die alten Werte auch heute noch ihre große, Kraft üben können. Das Volk muß wieder ein Gefühl für das Wurzelechte bekommen, daß es aus eigener Kraft endlich all den Flitter von sich wirft.

Zu dieser Stärkung der Volkskraft tut ganze Arbeit not; es muß ein Schaffen von Grund auf sein. Und nur die sollen sich an die Arbeit heranwagen, die nicht nur die Natur des Volkes, sondern auch der Volksdichtung kennen.

Der Jugend sind die alten Schätze vor die Seele zu stellen; die Schule hat die vorbereitende Arbeit zu leisten. Heute fehlt uns noch die Schule, die die Volksdichtung mit aller Kraft pflegt. Daß



wir große erzieherische Wirkungen außer acht lassen, wird mehr und mehr deutlich werden, je weiter wir in der neuen Zeit vorwärts schreiten.

Wir wünschen für jede deutsche Schule, von der Volksschule herauf, geordnete Vertiefung in deutsche Märchen, Sagen, Sprüche, Lieder. Damit ist keine methodische Zerpflückung der Lieder gemeint, sondern Erziehung zur Freude und Erbauung an dem Schatze der Väter, Verständnis der Volksliedkunst, Aufnahmefähigkeit. Der Schüler soll einst allein den Weg in das Land des Volksliedes suchen und finden. Die Musikempfänglichkeit ist zu ergreifen. Das Lernen ist nicht die Hauptsache. Heute bleibt es ganz dem Zufall überlassen, wenn einzelne Schüler mit der Volksdichtung in Zusammenhang kommen. Mit dem Einsetzen von Kinderliedern und Sprüchen in Fibeln, mit dem vereinzelten Erzählen verstreuter Märchen und Sagen, mit gelegentlichen Hinweisen ist noch nichts getan. Wie sehr würden es uns die Kinder danken, wenn das Lesen ganzer Bücher der Volksdichtung eingeführt würde. Wir haben heute ein Tausenderlei zu einem Lesebuche. Daß es die Jugend nicht fesselt, ist nur zu natürlich. Wir müssen auch nicht allein die Schulzeit bedenken, sondern die Zeit, die hinter der Schulzeit steht. Es sollte fortan kein deutscher Schüler die Schule verlassen, der nicht neben unserer Kunstdichtung auch die deutsche Volksdichtung liebgewonnen hat.

Eine besondere Beachtung muß dem Volksliede geschenkt werden. Hier fehlt uns noch ein wahrhaftes Volksliederbuch für die Schule, das im Anhange auch volkstümliche und Kunstlieder enthält und der Jugend für immer Freude macht und nicht beim Schulaustritt in die Ecke fliegt. Der heutige Zustand des Schulgesanges ist jammervoll. Die Wirkungen zeigen es. Bei meinem jahrelangen Sammeln von Volksliedern habe ich mitten im Volke die Wirkungen des Schulgesanges zahlenmäßig festgestellt. Zwei Jahre nach dem Schulaustritt sind 75% der gelernten Schullieder aus dem Gedächtnis verloren! Das ist durchaus nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, daß viele Lieder niemals aufgenommen waren, und daß später die Singgelegenheit fehlte. Die heutige Volksmusik nährt sich von Operettenweisen. Nur wenige Volkslieder haben sich hinübergerettet. Das ist das Zahlenmaterial vom Lande, wobei ich stets mit dem Lehrplan der Schule verglich; in der Großstadt schnellt die Prozentzahl noch mehr in die Höhe.



Man konnte es in Deutschland nicht oft genug sagen: Volkslieder pflegen heißt singen. Jetzt sehen wir es alle Tage. Und auf das echte Volkslied, das mitten aus dem Volke herauswuchs, das von Ort zu Ort geweht Geschlecht um Geschlecht erfreut, das des persönlichen Charakters entkleidet ein Lied des Volkes wurde, kommt es allein an. Nicht auf die kläglichen, meist sentimentalen Nachdichtungen von Kunstdichtern.

Zu einer mächtigen Bewegung zugunsten des Volksliedes im besonderen muß es künftig bei unserer Militärerziehung kommen. Vordem trug der Urlauber meist neue Operettenmelodien hinaus in sein Dorf, und in vielen Kasernen erklangen Zotenlieder, weil es von Jahr zu Jahr mehr an guten Liedern mangelte. Es würde viel Gutes geschaffen, wenn man das Volkslied auch in unserem Heere überall stärkte, wo es nur geht; Volkslied und Soldaten gehören zusammen. Wer einmal Soldaten deutsche Volkslieder singen hörte, weiß, wie es klingt. Das Volkslied gibt dem Krieger alles, wonach er verlangt. Der Wetteifer der einzelnen Regimenter könnte bei verständiger Leitung leicht angefacht werden. Es fehlt dem deutschen Heer vor allem ein wirkliches Soldatenliederbuch voller Volkslieder. Jede einzelne Landschaft könnte sich ein Buch schaffen, das die schönsten Volkslieder neben besonderen, vielgesungenen Heimatliedern enthielte. Die deutschen Militärkapellen müßten überall mit gutem Beispiel vorangehen; davon kann aber heute noch keine Rede sein. Gerade das Heer darf die Wirkungen des echten Gesanges niemals vergessen. Das wußte Napoleon sehr wohl; lange Zeit hat er sich mit der Herausgabe eines Soldatenliederbuches beschäftigt.

Von Wien aus ist auch nach Deutschland der Ruf erklungen: Gründet Volksgesang-Vereine! Leider hat das löbliche Beispiel des Wiener Volksgesang-Vereins bisher wenig Nacheiferung gefunden. Gerade die Gesangvereine sollten die Pflegestätten des alten, deutschen Volkes werden. Hier aber schafft Hochmut und lächerliche Nacheiferungssucht Schaden. Der kleinste Dorfgesangverein übt die schwierigsten Kunstgesänge, um nur dem Nachbarvereine und den großstädtischen Sängerkreisen nicht nachzustehen.

Überall in Stadt und Land gilt es, heute in erster Reihe, nach Gelegenheiten zum Volksliedersingen zu suchen. Damit ist für die gesamte Volksdichtung oft alles erreicht. Die Spinnabende sind dahin, doch Gelegenheiten zum Singen gibt es noch oft genug. Nur der gute Wille darf nicht fehlen. Einen vortrefflichen Weg sah ich



einen Lehrer einschlagen, der allwöchentlich die schulentlassene Jugend zum Volksliedersingen um sich sammelt. Längst eilen auch die Alten herbei, um sich an den Gesängen zu erfreuen, und in dieser schweren Zeit sucht so mancher dort Trost und Aufrichtung.

Zu dieser Pflege gehört ein feines Verständnis und eine zarte Hand; der geistige Boden soll vorbereitet werden. Die wichtigste Zeit für die Pflege der Volksdichtung liegt in den Stunden nach der Schule. Hier aber fehlen heute Singgelegenheiten, auch Gelegenheit, wo auf gesanglicher und instrumentaler Grundlage die im Volke vorhandene Begabung ausgebildet wird. Das Land wird bald ganz entblößt sein von Musik. Gerade die Instrumental-Vereinigungen haben im 18. Jahrhundert das deutsche Musikleben so reich gefördert. Wir müssen zu einer neuen musikalischen Volkskultur hin. Die Familienmusik leidet heute durch die mechanischen Musikwerke, besonders unter dem Grammophon. Im Dorfwirtshause herrscht der Musikautomat.

Manche Lehrer und Pfarrer können hier gerade im freien Umgange mit der Jugend heute viel Gutes schaffen.

Pflege der Volksdichtung bleibt nicht beim Volksliede, beim Rätsel, beim Spruch — sie wird zur Pflege der Heimat überhaupt, vor allem auch der heimatlichen Mundart. Keiner sollte sich gering achten, sie zu sprechen. Mit der Heimatsprache gewinnt man oft am besten die Herzen.

Bei der Pflege der Volksdichtung packt schließlich das frei wirkende Beispiel am meisten. Geht heute überall mit gutem Beispiel voran, ihr Volkserzieher! Die bewußte Pflege hat immer die Nachteile des Künstlichen; was sich aber aus dem Herzen zu freier Wirkung herausringt, bringt den größten Segen.

Zwei alte schlesische Tänze.

Von Wilhelm Schremmer.

Von den alten Volkstänzen ist auch in den kleinsten Dörfern kaum noch etwas übrig geblieben. Der neuzeitliche Gassenhauer hat mit seinen Formen des Tanzes auch hier alles verdrängt. Ein Blick in den heutigen Tanzsaal zeigt, was wir alles verloren haben. Es



wäre ein hohes Verdienst der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, wenn es ihr gelänge, recht viele alte Tanzformen zu retten, sie in einer Volksausgabe dem Volk selbst wieder dienstbar zu machen. Dieser Weg ist durchaus gangbar. Die bisherigen Erfahrungen auf dem Gebiete des Volksliedes geben manche Hinweise.

Viele alte Tänze haben sich in das Volkslied, besonders in das Kinderlied gerettet. Ich weise hin auf: der saidł hōt kē brūt im haus[1]). In manchem Kinderliede haben sich bekanntlich uralte Volkstänze erhalten. Der Weg der Rettung ist keineswegs neu.

Im Eulengebirge werden noch heute zu Bauernhochzeiten zwei alte Tänze aufgeführt, die ich auch in der Ebene, z. B. im Ohlauer Landkreise, angetroffen habe.

1. Der Korbtanz.

Ein Stuhl wird an eine schmale Seite des Saales gestellt. Auf ihm nimmt ein Tänzer Platz, der in seiner rechten Hand einen Korb hält. Die Tänzerinnen treten vor dem Stuhle zu Paaren an, die Tänzer ebenso. Die Ordnung ihrer Reihen läßt Platz zum Tanzen. Sitzt eine Jungfer auf dem Stuhle, gehen die Tänzer unter den Klängen der Musik paarweise an ihr vorüber, neigen sich vor ihr, bleiben einen Augenblick stehen. Mit dem Auserwählten wird getanzt; der andere erhält den Korb, mit dem er auf dem Stuhle Platz nimmt.

Nun schreiten die Tänzerinnen an ihm paarweise vorbei. Das wird so häufig wiederholt, als nur die Musikanten blasen können und die Belustigung anhält.

2. Der Besentanz.

Jungfern und Junggesellen, Frauen und Männer treten einander gegenüber und bilden einen breiten Gang. Ein Überzähliger muß mit einem Besen den Gang einige Male nach dem Takte der Musik auf und ab tanzen und sich manche Neckereien und Spottrufe gefallen lassen. Im stillen hat sich der Bespöttelte eine ihm liebe Tänzerin ausgesucht; er läßt den Besen plötzlich fallen und ergreift sie. Das ist das Zeichen zu allgemeinem Tanz. Jedes Paar fliegt

[1]) Schremmer. Volkslieder a. d. Eulengebirge Nr. 159. Siehe weiter 161, 166, 170.



aufeinander zu, sucht sich zu retten, denn alle Listen und alle Wechsel sind erlaubt, und tanzt. Eine Person bleibt übrig. Sie muß den Besen ergreifen, in der Mitte des Saales stehen bleiben oder mit dem Besen tanzen.

Dann fängt der Reigen des Einzelnen mit dem Besen von neuem an.

Die Musik spielt folgende Weise in mehrmaliger Wiederholung, die sich dem Tanz anpaßt.



Hierin ist Reigen und Rundtanz miteinander verbunden.

Zum deutschen Soldatenlied.

Von Helmut Wocke.

Während des Weltkrieges ist von maßgebender Seite immer wieder darauf hingewiesen worden, wie wichtig es sei, die Lieder zu sammeln, die unsere Soldaten in der Heimat und an der Front singen. Neben der »Wörterbuchkommission«, die mit großen Vorarbeiten für ein Wörterbuch der Soldatensprache beschäftigt ist, hat die Bayrische Akademie der Wissenschaften nunmehr auch eine »Soldatenliedkommission« eingerichtet, die unter Leitung von Professor Arthur Kutscher in München steht und wieder mit dem Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. enge Fühlung hat.

Ich habe Soldatenlieder in den Hess. Bl. f. Volksk. XVI (1917) S. 81 ff und in den Mitt. des Vereins f. sächs. Volksk. VII (1918) S. 267 ff. veröffentlicht. Nachträglich sei folgendes bemerkt: Das Lied »Kommt ihr Lieben, hier die Hand« ist abgedruckt in der Zeitung des Landsturm-Infanterie-Bataillons Zittau 1915 N. 1; vgl. Die deutschen Schützengraben- und Soldatenzeitungen, R. Piper. München 1917, S. 71 Abweichungen: im Original heißt es Str. 1, Z. 5 's ist vielleicht das letzte Mal; Z. 7 blüh; Str. 2. Z. 8 der vergang'nen Stunden. Beim Argonnenlied, von dem ich mehrere Fassungen mitteilen konnte, hätte ich noch hinweisen sollen auf die Bayr. Hefte f. Volksk. IV (1917) S. 123. Zur Literatur vgl. noch: John Meier, Das Soldatenlied im Felde, Mein Heimatland, 2. Jahrg. 1915; Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volksk. 1915, S. 121 f; Joseph Beifus, Deutsches Soldatenlied, Bayr. Hefte f. Volksk. IV (1917), Heft 1—4, S. 46 ff.; Otto Maußer, Der Liederbestand bayrischer Truppen im Weltkrieg, ebendort S. 57 ff; Wilhelm Zemtner, Soldatenlied und Operette, ebendort S. 136 ff.; E. Mogk, Zur Geschichte unseres Volks- und Soldatenliedes, Mitteilungen des Vereins f. sächs. Volksk. VII (1917), S. 146 f.; Kuckei, Vom Soldatenlied im Felde, Das deutsche Volkslied XX (1918), S. 26—28 (aus der Kriegszeitung der 4. Armee); H. Commenda, Lieder der Kopal-Jäger, Das deutsche Volkslied XX (1918), S. 47 f.; Erich Schönberg, Unser Soldat und sein Lied, 67 S., Furche-Verlag, Berlin 1918; Hermann Tardel, Zur Biologie des deutschen Soldatenliedes, Gartenlaube-Kalender 1919, S. 155—164.

Wie eigene Nachforschungen ergeben haben, sind auch folgende Lieder gern gesungen worden: Im grünen Wald, da wo die Drossel singt; Weh, daß wir scheiden müssen; Es geht bei gedämpftem



Trommelschlag; Drunten im Thal, wo der Ostwind weht; Wenn zwei gute Freunde sind. In den Tagen der Revolution haben die Soldaten oft das Heckerlied[1]) angestimmt.

Die Soldatenlieder, die sich in meinen volkskundlichen Sammlungen noch gefunden haben, seien nun mitgeteilt.

I.

Mel: Vogerl, flieg zum Fenster raus. . . .

Aus dem Städtchen an der Elbe Strand
Zog ein deutscher Krieger fort ins Feindesland.
Ein Mädchen ihm zur Seite
Gab ihm das Geleite
Bis zum Bahnhof, wo der Zug
Ihn in weite Ferne trug.
Leise er zum Mädel spricht:
»Mädel, ach, verzage nicht!
·/. Wenn die Friedensfahnen wehn,
Werden wir uns wiedersehn.
Ich gedenk in Tränen dein,
O Mädel, bleibe mein.« ·/.

Von der Heimat fern, in stiller Nacht,
Steht ein deutscher Krieger auf der Wacht.
Bei dem Glanz der Sterne
Schaut er in die Ferne.
Sein Gewehr hält er im Arm.
Wie schlägt ihm das Herz so warm!
Leise er zum Mädel spricht:
»Mädel, ach, verzage nicht!
·/. Wenn die Friedensfahnen wehn,
Werden wir uns wiedersehn.
Ich gedenk in Tränen dein,
O Mädel, bleibe mein.« ·/.

Blitze zucken durch die finstre Nacht,
Auf den Feldern tobt die wilde Schlacht,
Die Todeswunden offen,
Liegt ein Held getroffen
— — — — — — (fehlt)
denkt er an sein Heimatland.
Murmelnd er die Worte spricht,
Bis der Tod sein Auge bricht:

---

[1]) Über Lieder auf Hecker handelt John Meier in den Volksliedstudien, Straßburg 1917, S. 214—246. Vgl. dazu Josef Pommer, Ein Rest des alten Heckerliedes, Das deutsche Volkslied 1917, 6/7 Heft, S. 76.

·/. Wenn die Friedensfahnen wehn,
Werden wir uns nicht mehr sehn.
Im Traum gedenke mein,
Es hat nicht sollen sein.« ·/.

Mittgeteilt von Erich Gabel in Jannowitz.

II.

Der Landwehrmann.

Am Bahnsteig steht ein Landwehrmann,
Gar traurig ist sein Blick.
Sein einzig Kind an seiner Hand,
Es bleibt allein zurück.
Sein Mütterlein, es lebt nicht mehr,
Drum fällt der Abschied ihm so schwer:
Ach Vater, laß mich nicht allein!
Mein Kind, es muß geschieden sein!

Die Pflicht, sie ruft, mein liebes Kind;
Der Feind bedroht das Land.
Und weil wir deutsche Männer sind,
So stehn wir Hand in Hand,
Dem Vaterland zu jeder Zeit,
Zu jedem Opfer stets bereit.
Leb' wohl, mein Kind, auf Wiedersehn.
In seinen Augen die Tränen stehn.

In Feindesland, in dunkler Nacht,
Da steht der Landwehrmann,
Er hält da draußen scharfe Wacht,
Der Feind schleicht sich heran.
Ein Schuß, ein Schrei, der Feind traf gut,
Im Sande rollt sein teures Blut.
Ein Flüstern leis' hört man im Wind:
Ach Gott, beschütze mir mein Kind.

Mitgeteilt von K. Scharfenberg in Haynau.

III.

Hell glänzt des Monden Schein
Vom Himmelsbogen,
Wo sanft die Lüfte wehn
Und sich erhoben.
Auf weitem Schlachtenplan
Liegt sterbend ein Ulan,
Von Blut bedeckt, ganz rot.
Bald naht der Tod.

Sein Rößlein ihm zur Seit',
Das nicht mehr weiter weiß,
Schaut an den Reitersmann,
Er schaut sein Rößlein an.
O du, mein gutes Tier,
Hast treu gedient bei mir.
Kann nicht belohnen dich,
Mein Auge bricht.



O Kamrad, höre Du,
Was ich Dir sagen tu.
Kehrst du zurück nach Haus,
Richte mir viele Grüße aus.
Grüß mir mein Mütterlein,
Sie soll nicht traurig sein.
Selbst auf dem Schlachtenfelde hier
Fällt mir der Tod nicht schwer.

Mitgeteilt von Wilhelm Hübner in Jannowitz.

IV.

Schon wegen seiner Zusammensetzung verdient das folgende Lied Beachtung; vgl. Kutscher, Soldatenlied S. 22 f. und 23 f.; zum Anfang vgl. Kutscher S. 24, Str. 6 und 7; in dem Liede »Heimat, ach Heimat, ich muß dich verlassen« (Kutscher S. 61 f.) lauten Str. 3 und 4: »Bruder, ach Bruder, sie haben mich geschossen, feindliche Kugeln, die haben mich getroffen. Führet mich geschwinde ins nächste Lazarett, daß meine Wunde verbunden wird. — Bruder, ach Bruder, ich kann dir nicht helfen, muß für das Vaterland tapfer weiter kämpfen. Helfe dir der liebe, liebe, liebe Gott, denn wir marschieren nach Frankreich fort.« In einer schlesischen Fassung desselben Liedes, die sich in meiner Sammlung befindet, heißen die entprechenden Verse:

Bruder, ach Bruder, ich bin schon geschossen,
Eine Kugel vom Feind hat mich getroffen.
Führ' mich, ich bitt dich, in mein Quartier,
Ist ja nicht weit, nicht weit von hier.

Herzlieber Bruder, ich kann dich nicht tragen,
Muß dem Hauptmann helfen Franzosen schlagen.
Möge dir helfen der liebe Gott!
Ich muß marschieren vielleicht in den Tod.

Zu Str. 4 sei verwiesen auf Kutscher S. 23 Str. 2 und auf das Lied »Es entsteht ja keine Rose ohne Dornen« (Lewalter, Deutsche Volkslieder aus Nieder-Hessen, Heft V S. 78 f.), dessen 2. und 3. Strophe folgenden Wortlaut haben:

Schönstes Mädchen, zu dir darf ich ja nicht kommen,
Denn die Leute haben alle falsche Zungen,
Sie abschneiden alle deine Ehr.
Schönstes Mädchen, zu dir komm ich nimmermehr.

Lasse du dir deine Ehre nicht abschneiden,
Trage alles mit Geduld im Leiden.
Trage alle deine Leiden mit Geduld,
Denn wir beide haben's gleiche Schuld.



Zu Str. 7 vgl. z. B. den 1. und 2. Vers der 3. Strophe in dem Liede »Stets in Trauer muß ich leben« (Lewalter, a. a. O. Heft II, S. 21 f):

Zeit und Stund kann ich nicht sagen,
Denn ich hör kein Glockenschlag.

Kam'rad, ich bin geschossen,
Eine Kugel hat mich getroffen,
Führe mich in mein Quartier,
Daß ich werd' verbunden allhier!

Kamerad, ich kann dir nicht helfen,
Helfe dir der liebe Gott selber,
Helfe dir der liebe Gott,
Morgen früh marschieren wir fort.

Morgen früh um halber viere
Müssen wir Soldaten marschieren,
Marschieren wir zum Tor hinaus,
Schönster Schatz, komm zu mir heraus.

Zu dir kann ich nicht kommen,
Denn es gibt gar falsche Zungen,
Die abschneiden mir ja meine Ehr',
Selber haben sie keine mehr.

Tun sie dir die Ehr abschneiden,
Tu alles geduldig leiden,
Leide alles in Geduld,
Schönster Schatz, bis ich wiederkomm'.

Wenn wirst du wieder heimkommen?
Im Winter oder im Sommer?
Sage mir die gewisse Stund,
Schönster Schatz, bis ich wiederkomm'. (sic)

Die gewisse Stund kan ich dich (sic) nicht sagen,
Denn wir hören die Uhr nicht schlagen.
Denn wir sind zu weit entfernt
Von des preußischen König sein Zelt.

Der König muß alles bezahlen
Mit seinen preußischen Talern,
Preußische Taler sind das schönste Geld
Auf der weit (sic!) und breiten Welt.

Mitgeteilt von Wilhelm Hübner in Jannowitz.



V.

Belgierlied.

(Mel: Wenn wir marschieren . . .)

Wenn wir marschieren, ziehn wir ins schöne Belgierland,
Wollen studieren mit Herz und Hand.
:,: Darum Mädel, Mädel, weine nicht,
Alle, alle Kugeln treffen nicht.
Und wenn eine treffen tut,
Stirbt ein treu Soldatenblut :,:

Ach Lüttich, ach Lüttich, das hast du dir wohl nicht gedacht,
Daß man dich nimmt so über Nacht.
:,: Darum Mädel . . .

Brüsseler Spitzen, die stehn auch deutschen Mädeln gut,
Sollen euch schmücken, wenn's gut gehn tut.
:,: Darum . . .

Schön ist Ostende! Seht euch die Badegäste an,
Deutsche Soldaten, zehntausend Mann.
:,: Darum . . .

Ja, bis Antwerpen geht unser froher Marschgesang,
Und dann hinüber bis Engelland.
:,: Darum . . .

Aus dem geschriebenen Liederbuche von A. Brauner in Jannowitz.

Bei Kutscher, Das richtige Soldatenlied S. 139 findet sich ein etwas abweichender Text mit Melodie; vgl. auch Bayrische Hefte für Volkskunde Jahrg. IV (1917) S. 117.

VI.

Schöne Blum' der Männertreu,
Wo bist du zu finden?
Such ich dich auf Bergeshöhn
Oder in den tiefsten Gründen?

Stelle du dein Suchen ein
Hier in diesen Gründen.
Denn die Blum' der Männertreu
Wirst du hier wohl nirgends finden.

Sieh, da kam ein schlankes Weib
Durch das Tal gegangen,
Schneeweiß war sie gekleidt
Tränen trug sie auf den Wangen.

Denn auch ich war jung und schön,
Ein Jüngling schwur mir Treue.
Männertreue, die ist schön,
Später aber kommt die Reue.

Darum traut den Männern nicht,
Wenn sie mit euch scherzen.
Keiner hält, was er verspricht,
Spielet nur mit Weiberherzen.

Mitgeteilt von Erich Gabel in Jannowitz.



VII

Ich wär so gern, so gern daheim,
Daheim in meiner stillen Klause,
Wie ist es doch dem Herzen wohl
Das süße traute Wort zu Hause.
Denn nirgends in der weiten Welt
Fühl ich so frei mich von Beschwerde,
:,: Ein braves Weib, ein herzig Kind,
Das ist mein Himmel auf der Erde. :,:

Gewandert bin ich hin und her,
Und mußte oft dem Schmerz mich fügen,
Den Freudenbecher setzt ich an
Und trank ihn aus in vollen Zügen.
Doch immer zog es mich zurück,
Zurück zu meinem heim'schen Herde,
:,: Ein braves Weib, ein herzig Kind,
Das ist mein Himmel auf der Erde. :,:

All-Abend, wenn der Tag zur Ruh,
Und ich mich leg zum Schlummer nieder,
So falt ich meine Hände fromm,
Es schließen sich die Augenlider.
Dann bet' ich zu dem Herrn der Welt,
Zum Herrn, der einstmals sprach »es werde«:
:,: »Du lieber Gott, erhalt recht lang
Mir meinen Himmel auf der Erde.«

Mitgeteilt von Erich Gabel in Jannowitz.

VIII.

Der Kanonier in der Batterie ist ein geplagtes Tier
Und wenn ihr mir's nicht glauben wollt, so fragt den Unteroffizier.
Ja, ja-ja, ja, so fragt den Unteroffizier.

Gefreite sind in der Batterie soviel wie Sand am Meer,
Und ist ein Kapitulant dabei, so ist ein Teufel mehr.
Ja, ja-ja, ja so ist ein Teufel mehr.

Der Unteroffizier die Tresse trägt und er ist stolz darauf.
Es ist nicht alles Gold, was glänzt; es ist nur oben drauf.
Ja, ja-ja, ja es ist nur oben drauf.

Der Herr Sergeant in der Batterie, er ist schon etwas mehr,
An jeder Seit' den Adlerknopf und 50 Pfg. mehr.
Ja, ja-ja, ja und 50 Pfg. mehr.



Der Vize ist ein Bösewicht, verheirat' ist er schon,
Und dreht er sich im Bett herum, kriegt seine Frau ein' Sohn.
Ja, ja-ja, ja kriegt seine Frau ein' Sohn.

Stillgestanden: Richt euch! Jetzt kommt der Feldwebel an,
Den Bleistift und das Meldebuch hat er stets bei der Hand.
Ja, ja-ja, ja hat er stets bei der Hand.

Der Hauptmann reitet vor der Front und sucht den Vordermann.
Und weil er ihn nicht finden kann, schnauzt er den Leutnant an.
Ja, ja-ja, ja schnauzt er den Leutnant an.

Und hundert Meter vor der Front, da reit't der Herr Major.
Ein'n Wams hat er sich angeschafft, ihm paßt der Rock nicht mehr.
Ja, ja-ja, ja ihm paßt der Rock nicht mehr.

Der Stabsarzt reitet vor der Front, den Säbel an der Seit',
Er hat schon manchen umgebracht in seiner Dämlichkeit.
Ja, ja-ja, ja in seiner Dämlichkeit!

Der Herr General, der inspiziert das ganze V. Korps.
Und hat das Ganze mal geklappt, dann gibt's 'ne Wurst dafor.
Ja, ja-ja, ja dann gibt's ne Wurst dafor.

Mitgeteilt von M. Katsch in Haynau.

IX.

Bei dem ersten Bataillon, bei der sechsten Batterie,
Da gibt's ein Zielverein.
Darfst nicht recken, darfst nicht mucken,
Ruhig durch die Kimme gucken.
Gibt im Durchschnitt eine Neun,
Und zu Hause angekommen,
Wird die Stellung eingenommen;
Und da geht das Plumpen,
Unser Vize an der Spritze
Läßt uns strecken, bis wir schwitzen.
Er versteht das Ding famos.
Ruck, zuck, strecket das Gewehr!
Das bringt Kräfte ein.
Wir brauchen keine Schützenschnur,
Wir sind im Zielverein.

Mitgeteilt von M. Katsch in Haynau. Einen ähnlichen Text (Mel: O Deutschland hoch in Ehren) gibt Imme, Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart, Dortmund. 1917, S. 80 f.



X.

Mel. Santa Lucia. . . .

Ei ja, auf dieser Welt ist alles Schwindel.
Glaub mir's, du wirst geprellt schon in der Windel.
Welt, o wie schön bist du, so heißt es immerzu.
Ist alles Schwindel, ist alles Schwindel.

Kaum bringt's dich angebracht, heißt auf der Erde,
's hätt dich der Storch gebracht. Na solche Märde,
Kommst aus 'nem tiefen Teich; glaub nicht das närr'sche Zeug.
Ist alles Schwindel usw.

Fängst du als Jüngling dann, Anfang der zwanzig,
Süßholz zu raspeln an, ei Gott verdamm mich,
Woll'n Sie belämmern dich, trau keinem Einzigen nicht.
Ist alles Schwindel usw.

Bist dann so peu à peu vierzig geworden,
Hast nichts im Portemonnaie, och noch kein Orden.
Brüderchen, gräm dich nicht, danach da geht es nicht.
Ist alles Schwindel usw.

Bist in die Sechzig dann du erst gestiegen,
Kriegst du das Zipperlein, ist kein Vergnügen.
Hin ist die Jugendzeit, aus alle Lebensfreud.
Ist alles Schwindel usw.

Drum immer Trullala, lustig mein Bruder.
Ist erst der Tatrich da, hilft dir kein Luder.
Strampelst du noch so sehr, 's gibt kein Gefiepe mehr..
Aus ist der Schwindel! Aus ist der Schwindel.

Mitgeteilt von Max Katsch in Haynau.

F. A. L. Jakob, ein Pfleger des Volksgesanges[1]).

Von Helmut Wocke.

Das Schulhaus in Konradsdorf bei Haynau in Schlesien trägt eine schlichte Gedenktafel: »In diesem Hause weilte vorübergehend in den Jahren 1829—1840 der Dichter des Liedes »Deutschland über alles«

[1]) Vgl. Fritz Günthers Buch und die dort verzeichnete Literatur. Ferner: Haynauer Stadtblatt, 24. April 1872; Der Erzähler, 24. April 1872; Schlesische Schulzeitung, 8. März 1878; Haynauer Stadtblatt, 24. Mai 1884; Liegnitzer Anzeiger, 28. Mai 1884 (Beilage); Euterpe 1884, Nr. 8; Schlesische Schulzeitung, 18. Juli 1884; Preußische Schulzeitung, 7. Januar 1899.



Hoffmann von Fallersleben bei seinem Feunde, dem Kantor Jakob.« Ein Kränzlein der Erinnerung sei ihm dargebracht, dem um die Pflege des volkstümlichen und kirchlichen Gesangs verdienten Schlesier.

Friedrich August Leberecht Jakob wurde geboren am 25. Juni 1803 zu Kroitsch bei Liegnitz als Sohn eines Kantors und Lehrers. Schon in seinem achten Lebensjahre verlor er seinen Vater. Dessen Amtsnachfolger nahm sich des Knaben an; er weckte in ihm die Lust zum Lehrerberufe und die Begeisterung für deutsche Art. Frühzeitig zeigte sich bei ihm die Liebe zur Musik, die ja sein Leben und Streben kennzeichnet. Im Herbst 1819 übernahm er in Herrndorf eine Hilfslehrerstelle, im folgenden Jahre trat er in das Seminar zu Bunzlau ein. Nachhaltigen Einfluß übte hier vor allem Musikdirektor Carow auf ihn aus. In Lobendau, Kreis Goldberg-Haynau, war er als Adjuvant tätig; schon 1824 kam er als Kantor, Organist und Lehrer nach Conradsdorf, und hier hat er 54 Jahre segensreich gewirkt. Er beabsichtigte, eine Zeit lang nach Berlin zu gehen, um sich dort unter Zelter dem Studium der Tonkunst zu widmen; dieser Plan wurde jedoch durch den Tod seines Gönners Bobertag vereitelt.

Mit seinen eigentlichen Zielen machen uns schon die einleitenden Worte zu der »Faßlichen Anweisung zum Gesangsunterricht in Volksschulen« (1828) bekannt. Der Gesang, heißt es dort, sei ein herrliches Bildungsmittel und gut geeignet, auf die Stimmung und Veredlung des Gemütes zu wirken, und deshalb »muß er nicht bloß als ein, manchem noch obenein unnötiges Anhängsel, sondern als ein Hauptunterrichtszweig dastehen.« In innigem Zusammenhange mit dem genannten Werk steht »Der Singschüler oder Singstoff.« Für das Volksleben sorgt er vor allem durch die Volkslieder. »In den sinnigen Volksliedern, die wohl von den Gassenhauern zu unterscheiden sind und ganz verschieden sind von dem Choral, dem moralischen oder gar moralisierenden Liede, spricht sich deutlich die Lebensrichtung des Volkes aus, dessen Eigentum sie sind; sie sind ein treuer Spiegel seines Charakters; sie sind Volksheiligtümer, die freilich in manchem einzelnen Liede zum Zerrbilde herabgesunken sind. Der Deutsche singt gern, insbesondere der Schlesier; bieten wir ihm durch die Schule nichts besseres, so werden auch jene schlechten Volkslieder noch fortgesungen.« Und dann folgen Worte, die Jakobs Bestrebungen trefflich kennzeichnen: »Gut wäre es, wenn man zu guten Volksweisen, auf welche das Volk schlechte Texte singt, bessere geben könnte; denn manches Lied wird bloß gesungen, weil die Weise des Liedes der im Gemüt herrschenden Empfindung durch Tonverbindung und Taktfall entspricht.«

Dem Zwecke, den Gesang zu einem allgemeinen Bildungsmittel zu machen, sollten auch andere Sammlungen dienen, »Der Mädchen Blumengarten« (1830) und »Vierundzwanzig deutsche Lieder für Volksschulen«. Eine Menge Volkslieder, im ganzen gegen 600, hat Jakob im Laufe der Zeit selbst gesammelt; ein Teil ist in Ludwigs Erks »Deutschen Volksliedern« abgedruckt. Großen Erfolg hatte der »Volkssänger« (1841):

die erste Auflage in einer Höhe von 5000 Stück war innerhalb drei Jahren vergriffen. Das Büchlein enthält echte deutsche Volksweisen mit alten und neuen Texten und bietet ein schlichtes, für Jakobs Art bezeichnendes Vorwort, das wir hier wiedergeben wollen. »In den blauen Höhen sang eine junge Lerche, und die Fluren waren entzückt von ihrem Liede, und der Mensch erquickte sich an ihren heitern Gesängen, die ihr kunstlos, aber rein aus der Kehle strömten, voll Empfindung und Seele. Also hatte die Lerche lange in stiller Selbstzufriedenheit gesungen, als sie das Lied eines Staares hörte, der nichtempfundene Worte schwatzte und Weisen pfiff, die ihm die Menschen gelehrt hatten. Da gefiel der jungen Lerche nicht mehr ihre einfache, freie Weise, sondern sie stieg herab von ihrer blauen Höhe und horchte emsig auf die Lieder des gelehrten Staares, und mühte sich, sie nachzuahmen. Und als sie dieselben erlernt hatte, stieg sie wieder hinauf in ihre Bläue, und begann verachtend ihre alten Lieder, kunstvoll, aber empfindungslos, die erlernten neuen Weisen zu zwitschern. Aber es wandte der Mensch sein Ohr hinweg von ihrem Liede, und ihre Gesänge gefielen Niemand mehr.

Da fragte die gekränkte Lerche die Mutter: »Wie kommt es, Mutter, daß die Menschen nicht meine mühsam erlernten Weisen hören wollen?« Ihr antwortete die Mutter: »Nicht die verschnörkelte Kunst, nur Natur spricht zum Herzen.«

Später folgten das »Liederwäldchen« und der »Liedergarten«. Mit Ernst Hentschel und Ludwig Erk gründete Jakob eine musikalische Monatsschrift, die »Euterpe.« Ein Unternehmen aber verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden: auf seinen Vorschlag hin traten die Dörfer um Haynau zu einem jugendlichen Sängerbunde[1]) zusammen. Jedes Jahr fand ein Sängerfest statt. Das erste wurde am 17. Oktober 1847 gefeiert; alle Lieder wurden auswendig gesungen. Die Zahl der Mitglieder wuchs rasch; aber schon von 1852 ab fehlen Nachrichten über den Sängerbund; es sollte ihm keine lange Lebensdauer beschieden sein.

Viele Freunde besitzt heute noch das Werk »Deutschlands spielende Jugend«; es ist eine Sammlung beliebter Jugend-, Turn-, Volks- und Gesellschaftsspiele, gibt Anleitungen zu Veranstaltungen von Wettkämpfen und enthält weiterhin Rätsel, Ab- und Auszählreime. Eine neue, fünfte Auflage hat 1911 Martin Gerste besorgt.

Große Verdienste hat sich Jakob auch um die Hebung des kirchlichen Gesanges erworben. Man denkt da an den »Festtagssänger«, den »Kirchlichen Sängerchor« (1845), vor allem aber an das »Reformatorische Choralbuch«, das er 1873 zusammen mit Ernst Richter veröffentlichte, und zwar »auf Grund einer reichen Erfahrung und langjähriger eifriger Studien und Forschungen auf dem Gebiete kirchlicher Musik, namentlich

---

[1]) Näheres bei Fritz Günther, Die schlesische Volksliedforschung, Breslau (1916) S. 49 ff.



des protestantischen Chorals.« Ein paar wichtige Sätze aus der Einleitung seien hervorgehoben: »Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wie in der evangelischen Kirche eine »Gesangbuchsnot« obwaltete, es auch eine »Choralbuchsnot« gibt. Ebensowenig als die bisherigen Kirchengesangbücher können die in demselben Geiste verfaßten und an analogen (so!) Gebrechen leidenden Kirchen-Choralbücher dem Bedürfnis der evangelischen Gemeinen genügen.« Und weiterhin heißt es: »Lied und Melodie . . . . stehen aber, was die Lieder mit Originalweisen anlangt, zu einander in unzertrennlicher Ehe, und doch hat man ein gut Teil dieser Melodien fallen lassen, und manchem Liede eine andere Melodie — gleichsam statt dem ebenbürtigen Weibe, eine aufgeputzte Buhldirne — beigesellt.«

Alle Werke Jakobs können wir hier nicht nennen, geschweige denn eingehend würdigen. Ihre Zahl ist sehr groß; viele von ihnen sind auch für uns heute ohne Wert. Aber sie zeugen insgemein von Jakobs unermüdlichem Streben. Erwähnung verdient die »Patriotische Liederharfe,« eine Sammlung von Kriegs- und Heldenliedern aus den Jahren 1864, 66 und 1870. Der »Abschied des Landwehrmannes« (Heft 1 und 2, Berlin 1868 Nr. 13), wird, wie eigene Nachforschungen[2]) ergeben haben, noch heute von unseren Soldaten im Felde gesungen.

»Arbeiten heißt leben,« lautete Jakobs Wahlspruch. Die Arbeit half ihm über die Sorgen des Daseins hinweg. Und Trost fand er auch in der Natur, zu der es ihn immer wieder hinzog. Auf zahlreichen Reisen, die ihm der Ertrag seiner Werke ermöglichte, lernte er die Schönheiten des deutschen Vaterlandes kennen und bewundern. Sein Streben fand reichlich Anerkennung; mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten stand er in schriftlichem Gedankenaustausch; leider hat er in einer trüben Stunde seinen »seit 1822 geführten, aktenmäßig gehefteten ausgebreiteten Briefwechsel bis auf weniges vernichtet.« »Kleine Biographien von mir,« gesteht er in demselben Briefe, »sind in verschiedenen Zeitschriften vorhanden — keine von mir verfaßt. Hätte ich nicht meine große Bibliothek (wohl über 5000 Schriften) an meinen Schwiegersohn abgetreten, so könnte ich Ihnen die Verfasser namhaft machen.«

Daß sein Lebenswerk nicht vergeblich war und daß er treue Freunde weit über die Grenzen seiner Heimatprovinz hinaus besaß, empfand Jakob dankbar vor allem bei der Feier seines 50jährigen Amtsjubiläums. Von nah und fern, von hoch und niedrig trafen Glückwünsche und Ehrungen ein, und Konradsdorf beging den 21. April 1872 wie einen Festtag. Hoffmann von Fallersleben, mit dem Jakob seit Jahren treue Freundschaft verband, sandte ihm von Schloß Corvey einen dichterischen Gruß; erfreut hat ihn gewiß auch Ernst Hentschels herzlicher Brief aus Weißenfels, der den Empfänger und den Absender in gleicher

[2]) Vgl. meinen Aufsatz »Das deutsche Soldatenlied der Gegenwart« in den Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde VII (1918).

Weise ehrt und in dem es heißt: »Was du über den engeren Bereich des Amtes hinaus für den Volksgesang und die kirchliche Tonkunst gewirkt hast, wird in weiten Kreisen mit hoher Anerkennung genannt und wird von Geschlecht zu Geschlecht dazu beitragen, die Jugend frisch, fröhlich und fromm zu machen, die schönen Gottesdienste der Christengemeinden zu verherrlichen.« Bis in sein hohes Alter blieb Jakob rastlos tätig. Im Jahre 1882 veröffentlichte er noch »Mitteilungen aus dem Leben Ernst Hentschels«; eine Lebensbeschreibung Ludwig Erks beschäftigte ihn bis zuletzt. Die letzten Jahre waren oft durch Krankheit getrübt; in einem Briefe an einen Freund klagte er, daß ein »rheumatisch-krampfhaftes, höchst schmerzhaftes Nervenleiden die ihm im hohen Alter noch etwa gebotenen Körper- und Geisteskräfte in so hohem Maße beschränke, daß er täglich im Durchschnitt nur noch eine Stunde, und zwar vormittags, zu arbeiten vermöge.«

In Liegnitz hat Jakob seinen Lebensabend verbracht; dort ist er am 20. Mai 1884 gestorben. Ein edler Mann voll ernsten Strebens ging mit ihm dahin, ein Mann, dessen Herz nur seinem Volke schlug.

Anhang: Werke von Jakob.

Ich nenne hier nur die Bücher, die ich selbst eingesehen habe; sämtliche Werke Jakobs — ihre Zahl beläuft sich nach seinen eigenen Angaben auf 68 — sind heute nicht mehr auffindbar. Das Erscheinungsjahr konnte, da es auf dem Titelblatt nicht angegeben ist, bei einzelnen Schriften nicht festgestellt werden. Diese Werke werden zuerst verzeichnet.

1. Der Festtagssänger. A. E. Fischer in Haynau. 2. 24 deutsche Lieder für Volksschulen. E. Pelz, Breslau. 3. Sangopfer an den Gräbern unserer Lieben. Breslau, Maruschke und Berendt. 4. Hundert drei- und vierstimmige Begräbnis-Arien. Essen, G. D. Bädeker. 5. Fünfzig Chöre, Hymnen und Motetten. Leipzig, E. Kummer. 6. Hundert 3stimmige Figuralgesänge oder sog. Arien. Leipzig, Gustav Mayer. 7. Myrtenzweige. Eine Sammlung von 25 Gesängen für Trauungen. Görlitz, H. Wollmann. 8. Patriotischer Sängerhain. Lieder über den deutschen Volkskrieg von 1870/71. Von L. Erk und A. Jacob. Berlin, A. Stubenrauch. 9. Teutonia. Lieder über den deutschen Volkskrieg. Von L. Erk und Jakob. Berlin, A. Stubenrauch. 10. Orgelklänge oder leicht ausführbare Präludien in den gebräuchlichsten Tonarten. Von G. Filitz, O. Fischer und A. Jakob. Leobschütz, C. Kothe. 11. Weihnachtswünsche für Kinder. Von A. Jakob und C. G. Hoffmann. Berlin, S. Mode. (Einzelne Wünsche von Hoffmann.) 12. Auserlesene Stammbuchverse. Von J. und C. G. Hoffmann. Berlin, S. Mode. 13. Kinderlieder im Freien zu singen und bei Schulfestlichkeiten. Von J. und C. G. Hoffmann. Berlin, S. Mode. 14. Jubiläumsgrüße! Von J. und C. G. Hoffmann. Berlin, S. Mode. 15. Zur Hochzeit! Von J. und C. G. Hoffmann. Berlin, S. Mode. 16. Polterabend-Vorträge. Von J. und C. G. Hoffmann. Berlin, S. Mode. 17. Festgesänge und Tafel-

lieder für Lehrerkreise. Von J. und C. G. Hoffmann. Berlin, S. Mode. 18. Worte der Weihe. Von J. und C. G. Hoffmann. Berlin, S. Mode. 19. Neujahrswünsche für kleine und größere Kinder. Von J. und C. G. Hoffmann. Berlin, S. Mode. Einzelne Verse von H. verfaßt. 20. Immortellenkränze auf Gräber geliebter Entschlafener. Von J. und C. G. Hoffmann. Berlin, S. Mode. 21. Palmenzweige. Von A. Jakob und A. Kretschmer. Strehlen, A. Gemeinhardt. 22. Cypressenzweige. Von A. Jakob und E. Richter. Verlag nicht festzustellen. Vertreten sind u. a. in dem Bande: E. M. Arndt, Heinrich Alberti, Matthias Claudius, Hoffmann von Fallersleben (»Tröste dich in deinem Leid, das dir Gott beschieden«), Hölty, Klopstock, A. Kretschmer, Rückert, Schiller (»Rasch tritt der Tod . . .«, »Dem dunklen Schoß der heiligen Erde . .«), Spitta. 23. Patriotische Liederharfe. Von E. Richter und A. Jakob. Berlin, A. Stubenrauch. 24. Der Praeludist. Sammlung von Choralvorspielen. Von A. Jakob und E. Richter. Breslau, C. F. Hientzsch. 25. Der Singschüler. Breslau, J. D. Grüson. Erstes Heft 1828, Zweites Heft 1830. 26. Faßliche Anweisung zum Gesangunterricht in Volksschulen. Breslau 1828. J. D. Grüson. 27. Der Mädchen Blumengarten. Neiße, 1830. Th. Hennings. 28. Feierklänge an den Gräbern der Vollendeten. Essen, 1842. Bädeker. 29. Der kirchliche Sängerchor. Essen, 1845. Bädeker. 30. Musikalischer Jugendfreund. Von L. Erk und A. Jakob. Essen, 1848. Bädeker. 31. Sang und Klang des deutschen Volkes. Eisleben, 1851. G. Reichardt. 32. Programm für das kirchlich-musikalische Werk: Der evangelische Kirchengesang Thüringens. Von Joh. Stangenberger und A. Jakob. Darmstadt, 1852. Ch. Kichler. (Abgedruckt aus der Allgemeinen Schulzeitung). 33. Neuester Festtagsänger. Leipzig, 1853. C. Merseburger. 34. Die Festfeier der Preußischen Volksschule am Krönungstage Sr. Majestät des Königs Wilhelm I. Königsberg, 18. Oktober 1861. Herausg. von A. Jakob. 5. Aufl., 1861. Im Verlage des Herausgebers. 35. Deutscher Liederborn. Leipzig, 1862. C. Merseburger. 36. Fünfundzwanzig neue Texte zu den Begräbnisarien: Auferstehn, ja auferstehn — und Wie sie so sanft ruhn. Breslau 1866, Maruschke und Berendt. 37. Reformatorisches Choralbuch für Kirche, Schule und Haus. Bearbeitet und herausg. von A. Jakob und E. Richter. Berlin 1873, A. Stubenrauch. 38. Deutschlands spielende Jugend. 3. Aufl., Leipzig 1883. Fünfte Aufl., besorgt von Martin Gerste. Leipzig 1911. E. Kummer. 39. Mitteilungen aus dem Leben Ernst Hentschels. Leipzig. 1882.

Schlesische Volkslieder.

Von Helmut Wocke.

In seinem Buche über die »Schlesische Volksliedforschung« (Breslau 1916) zu dem ich im Oktoberheft der »Oberschlesischen Heimat« Nachträge veröffentlicht habe, bringt Fritz Güntler auch eine Anzahl eigenartig zersungener Kunstlieder. Nach ihm hat Georg Amft im Guda Obend-Kalender 1918 neue Volkslieder aus der Grafschaft Glatz abgedruckt. Einige Nachträge, die letzten Endes auf Friedrich Graebisch in Kudowa zurückgehen, und die mir Georg Amft brieflich mitteilte, seien hier angefügt. Zum Winterliede vgl. Heinrich Tschampels Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart, 5. Aufl., Schweidnitz, S. 11 ff.; Urtext wenig verschieden; Strophe 3 hinter 4; zwischen 4 und 5 fehlt eine Strophe in der Erlitztaler Fassung, das Original hat also 11 Strophen. Zu dem Lied »Meine Haimt« vgl. »Meine Hejmcht«, Gedicht in Mergthaler Mundart (bei Zwickau in Böhmen) von Franz Richter, abgedruckt z. B. bei Franz Tieze, Unse liebe Hejmt, Humoristische Vorträge, Gedichte und Erzählungen in allen nordböhm. Mundarten, I. Teil, 2. Aufl. Warnsdorf 1899, S. 101—103. Das Gedicht hatte bei einem Preisausschreiben der »Abwehr« 1890 den ersten Preis erhalten; es kann auch nach der Weise »Traute Heimat meiner Lieben« gesungen werden. Urfassung wenig abweichend. Bisher unbekannte Texte aus Schlesien findet man weiterhin in meinem Aufsatze »Kunstlieder im Munde des Volkes«, Oberschlesien, Januar und Februar 1919.

Dem Herausgeber der von der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde seit Jahren vorbereiteten großen Ausgabe schlesischer Volkslieder werden die folgenden Lieder hoffentlich nicht unwillkommen sein.

Zum Teil habe ich sie während eines längeren Aufenthaltes in Jannowitz i/R gesammelt. Die Bewohner des Dorfes kannten mich von meinen Spaziergängen her, man sah sich fast täglich; ich unterhielt mich gern mit ihnen; im Mittelpunkt des Gespräches stand fast immer der Krieg, der auf allen schwer lastete. Sie waren anfangs gewiß nicht sehr zugänglich; sobald sie aber aufrichtig gemeinte Teilnahme spürten, erzählten sie von dem, was sie am tiefsten bewegte, von der schweren Zeit, von ihren häuslichen Sorgen, von ihren Angehörigen, die im Felde standen, und deren baldige Heimkehr sie sehnlich wünschten. Der Erfolg beim Sammeln von Volksliedern hängt oft von Glück und Zufall ab. Meist lautete die erste Antwort: ja, früher, da hätten sie gern und

viel gesungen; jetzt seien sie alt und vergeßlich geworden. Dann verstummten sie einen Augenblick, sie sannen ihrer Jugend nach, die so weit hinter ihnen zu liegen schien, und bald leuchtete ihr Auge auf, als erstände eine goldene, längst verflossene Zeit aufs neue vor ihrem Blick; sie erzählten von entschwundenen Tagen und auch manches Liedes, das bei der Arbeit, bei Zusammenkünften, bei Festen erklungen war, ward da gedacht. Nur selten waren meine Gewährsleute dazu zu bewegen, ein Lied vorzusingen; eine alte Frau meinte, sie schäme sich; früher habe sie wohl eine ganz gute Stimme gehabt. Freundliches Entgegenkommen habe ich zumeist gefunden; man wunderte sich, daß ich diese »alten« Lieder kennen zu lernen wünschte. Eine Bäuerin hatte aus ihrer Jugendzeit ein Büchelchen, in das sie Anfänge von Liedern eingetragen hatte; sie wußte meist nur noch die ersten Verse auswendig; aber sie suchte mich eifrig bei meiner Arbeit zu unterstützen; zu dieser und jener Nachbarin und Bekannten ging sie, und ihrer freundlichen Mithilfe verdanke ich manchen Text. Bei anderen Bewohnern klopft man wieder vergebens an; eine Frau z. B. teilte mir das bekannte Lied »Die Sonne sank im Westen« mit, das ich natürlich längst kannte; sie meinte dann, sie hätte mir nun »genug« gesagt und rief mir ein recht deutliches Abschiedswort zu. Nicht selten brachten die Dorfbewohner dem Sammler alte Schullesebücher; sie erzählten auch, viele Lieder hätten sie sich früher aufgezeichnet; sie besaßen noch bisweilen diese Niederschriften; sie wollten sie mir bei »Gelegenheit« geben; sie lägen zu tief unter anderen Sachen verborgen und jetzt hätten sie keine Zeit, die Hefte herauszusuchen. Ein solcher Bescheid bedeutet zumeist eine Ablehnung; und durch weiteres Drängen würde man nichts erreichen.

Der größere Teil der hier abgedruckten Texte stammt aus handschriftlichen Liederbüchern, von denen das eine, sehr reiche, sogar die Melodie aufgezeichnet hatte. Meinen Schülern, deren ich auch an dieser Stelle gedenke, verdanke ich sie zumeist. Im Unterricht berühre ich gern sprachliche und volkskundliche Fragen, und freundliche Teilnahme ist der Lohn für solche Hinweise. Ich glaube, auf diesem Wege könnte man noch manchem verschollenen Volkslied auf die Spur kommen, vielleicht folgt der oder jener Lehrer des Deutschen meiner Anregung. Den Wert der Liederbücher darf man nicht unterschätzen: sie geben auch wichtige Aufschlüsse über die Beliebtheit der einzelnen Lieder beim Volke, und aus diesem Grunde sei der Inhalt dreier Hefte abgedruckt, die ich selbst eingesehen habe und die mir wichtige Quellen geworden sind.

A) Geschr. Liederbuch der Frau Hoffmann in Jannowitz.

Eine Heldin stolz erzogen
Ach, ach Schatz, reise nicht . . .
Im Wald, im Wald ist's frisch und grün
Aus der Heimat, hinter den Blitzen rot
Es rauschen die Wipfel und schauern, als machten zu dieser Stund . . .



Die Heide ist rot, die Birke ist kahl
Lebe wohl, mein Herz, du meines (sic!) Lebenslicht
Oft sinn ich und wieder (sic)! was treibt mich zu ihr hin
Hinaus zu des Berges Gipfel
Als treulos ich das treue Land verließ
Du hast ja Diamanten und Perlen
Kennst du das Land, wo die Citronen blühn (nur Str. 1)
Wie die Ros' in deinem Haar

B) Geschr. Liederbuch von Laura Härtel in Haynau (Zu den einzelnen Liedern sind die Noten angegeben).

Sei doch nicht immer so trübe, Minna, du kränkest mich sehr
Mein Paradies, du Land, wo Liebe wohnt
Ach, was sind des Lebens Freuden
An des Rheines fernem Strande
Von dir geschieden, bin ich bei dir
Holdes Liebchen, dort in der Ferne
In der Heimat ist es schön
Ist denn Liebe ein Verbrechen
An der Quelle saß der Knabe
Leb wohl, mein Bräutchen schön, muß nun zu Kampfe gehn[1])
Ein Kaufmann, der sich Schulze nennt, lebt in Berlin noch heit
Ich wünsch mir ein Weibchen, recht niedlich und rein
Aus deinen schönen, blauen Augen strahlet Liebe
Ob ich dich liebe, frage die Sterne[2])
Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?
Wenn's Mailüftler weht, im Wald geht raus der Schnee
Fliege, Schifflein, durch die Wogen
Wenn die Schwalben heimwärts ziehn
Siehst du dort die Wolken eilen
Zerdrück die Träne nicht in deinem Auge
Ach aus dieses Thales Gründen (Schiller)
Wenn der Frühling kommt
Ich klags euch, ihr Blumen
Ich sah sie wohl sich freundlich neigen
Auf und an, auf und an, spannt den Hahn
Von meinen Bergen muß ich scheiden
's Herz ist ein gespaßig Ding
Kommt in die Näh mir ein Husar[3])
Als die Juden unsern Herrgott gefangen gehabt
Als der liebe Gott die Welt geschaffen
Thaddeus, denkst du daran[4])

---

[1]) Kriegers Abschied, von Th. Körner
[2]) Aus dem Buche der Liebe von C. Herloßsohn
[3]) Aus der Tochter des Regiments
[4]) Wechselgesang aus dem alten Feldherrn



Wenn das Herz voll Angst und Pein
Leb wohl, du teures Land, das mich geboren
Fordere Niemand, mein Schicksal zu hören
Schlummere sanft noch, an der Mutter Herzen
Schier dreißig Jahre bist du alt (Holtei)
Geiger und Pfeifer, hier habt ihr Geld (Schwäbisches Tanzlied, C. M. von Weber)
In einem Thale friedlich stille, sah eine Rose ich erstehn
Reich mit des Orients Schätzen beladen
Ein Vogel auf den Zweigen singt
Vom Wald bin ich führe, vom Wald bin ich her

C) Geschr. Liederbuch von Frau Johanna Konrad in Jannowitz.

Der Sturm bricht los, ihr lieben deutschen Brüder
Holde Nacht, ein dunkler Schleier
Falschheit bleibe dein Vergnügen
Dort, wo die klaren Bächlein rinnen
Des Abends, wenn es 6 Uhr schlägt

} Diese Lieder sind vollständig aufgeschrieben.

Und folgende Versanfänge:

Als ich an einem Sommertage
Komm, mein Mädchen, komm ins Grüne
Auf der Elbe bin ich geschwommen
Eine Heldin, wohl erzogen
Ich ging in mein Schlafkämmerlein
Die Reise nach Jütland
Soll ich euch mein Liebchen nennen
Ich ging einmal spazieren
Es ging einmal ein verliebtes Paar
Die Sonne sank im Westen
Und als die Schlacht bei
Bin ich doch mein Schätzchen
Schatz, ach Schatz, reise nicht
Ich wollte mich umschauen
Müde kehrt ein Wandersmann
Gott hat uns zur Liebe
Steh nur auf, steh nur auf
Jetzt ist die Zeit und Stunde da
In Böhmen liegt ein Städtchen
Was soll ich in der Fremde
O Straßburg
Holde Nacht, ein dunkler Schleier
Es zogen drei Burschen
Es war einmal ein Graf am Rhein
Der Mensch soll nicht stolz
Lebe wohl, es ruft die Stunde

O, wie traurig muß ich leben
Steh ich am eisernen Gitter
Lieben ist ein schönes Leben
Des Abends steig ich auf die Berge
Sag, wo sind die Veilchen
Von meinen Bergen muß
Wo die Schneekoppe hoch
Seht ihr drei Rosse vor
Das Leben ist ein Würfelspiel
In des Tales tiefsten
In des Waldes finstern
Ein Sträußchen am Hute
Ich hab mein Feinsliebchen
Ein reicher Edelknab
Wie die Blümlein draußen zittern
Träume hab ich viele, viele . . .

Diese Lieder, auch die, von denen nur die Anfänge genannt sind, hat Frau Konrad in ihrer Jugend in Jannowitz viel gesungen.

Zwischen Volksliedern und »volkstümlichen« Liedern mache ich keinen strengen Unterschied; mit Recht betont John Meier, dessen Arbeiten diese oft erörterte Frage endgültig erledigt haben sollten, in der Vorrede zu Carl Köhlers Volksliedern von der Mosel und Saar, Halle a/S 1896, S. IV: »Es gehört mit zu den Unklarheiten, die über den Begriff »Volkslied« noch herrschen, daß man »volkstümliche Lieder« des 16. Jahrhunderts ruhig als »Volkslieder« betrachtet, aber etwa 100—150 Jahre alte Kunstlieder, die ebenso wie jene gänzlich in den Volksmund übergegangen sind, nicht als »Volkslieder« ansieht.« Für Einzelheiten verweise ich auf meinen bereits erwähnten Aufsatz in der Zeitschrift »Oberschlesien«. Von der sonst üblichen Einteilung in religiöse, Standes-, Liebeslieder u. s. w. bin ich aus guten Gründen abgewichen; daß ich die Texte trotzdem nicht in bunter Folge veröffentliche, wird der aufmerksame Leser bald spüren. Die Volkslieder genau wiederzugeben, mit all ihren Fehlern und Unebenheiten im Texte, galt als oberster Grundsatz; nur die Zeichensetzung ist überall richtig gestellt.

1. Das Vaterunser.





2. Betet nicht nach Heuchler Art,
Die nur leere Worte sprechen,
Gottes Vaterherz ist zart,
Auch ein Seufzer kann es brechen (sic!).
Das Gebet, was Christus lehrt,
Wird gewiß von ihm erhört.

3. Vater unser! beten wir,
Der du in dem Himmel wohnest,
Und die Deinen, wenn sie dir
Treulich folgen, reichlich lohnest,
Deines Namens Herrlichkeit
Sei gelobt in Ewigkeit.

4. Zu uns komme, Herr, dein Reich
Wie im Himmel, so auf Erden.
Soll dein Wille auch zugleich,
Herr, von uns vollzogen werden,
Gib uns auch bis in den Tod,
Vater, unser täglich Brot.

5. Ach, vergib nach deiner Huld,
Milder Vater! alle Sünden,
Laß uns wegen unsrer Schuld,
Herr, bei dir Vergebung finden.
Und nach Maß, als wir verzeihn,
Wollst du uns auch gnädig sein.

6. In Versuchung führ uns nicht,
Laß uns niemals unterliegen.
Gib die Kraft, die uns gebricht,
Böse Lüste zu besiegen.
Vater! steh' uns gnädig bei,
Mach uns aller Fehler frei!

7. Wer mit fester Zuversicht
Glaubensvoll in Jesu Namen,
Diese sieben Bitten spricht,
Kann mit Freuden sagen: Amen,
Amen, ja es wird geschehn,
Was wir so vom Vater flehn.

Geschr. Liederbuch von Frl. Laura Härtel in Haynau.

2. **Das Gebet Jesu.** (Vater, den uns Jesus offenbarte . . .)

Der Text im geschriebenen Liederbuche der Frau Hoffmann in Jannowitz zeigt folgende Abweichungen von Amft Nr. 431: 2,1 Angebetet; 2,3 Und es ehre dich; 3,2 und durch Liebe blüht; 4,1 Es geschehe, Herr, dein Will' auf Erden: 4,3 Deine Wahrheit, deine Tugend machen; 5,1 Gib uns, ewig große Lebensquelle; 5,3 Ach, wir bitten nicht; 6,2 Vater, dann vergib die Missetat; 6,3 Sieh, auch wir, wir wollen gern verzeihen; Strophe 8 lautet:

Dein, Herr, ist das Reich, die Kraft, die Stärke,
Dein, Herr, ist das Reich der Ewigkeit,
Alle Himmel rühmen deine Werke
Von der Wiege bis zur Ewigkeit.

3.

1. Was ist das Göttlichste auf dieser Welt?
Was hält uns aufrecht im Gewand von Staube?
Was ist's, daß uns schon Engeln hier gesellt?
:,: Es ist das geistig herrlichste, der Glaube,
Der Glaube, es ist das geistig herrlichste, der Glaube :,:

2. Wodurch sind wir dem Schöpfer selbst verwandt?
Wie nennen wir den süßesten der Triebe?
Was ist der Zukunftsfreuden sichres Pfand?
:,: Es ist des Herzens Seligkeit, die Liebe,
Die Liebe, es ist des Herzens Seligkeit, die Liebe :,:

3. Was macht im Leiden sanft uns zur Geduld?
Wodurch sehn wir den Himmel hier schon offen?
Was ist des ew'gen Vaters Huld?
:,: Es ist der Seele reinste Labung hoffen, hoffen,
Es ist der Seele reinste Labung hoffen, hoffen. :,:

4. O möchten doch durch jeden Lebenskranz
Sich diese Blumen fromm und freudig winden,
In ihrem milden, unumwölkten Glanz
:,: Läßt sich das Paradies leicht wiederfinden, leicht finden,
Läßt sich das Paradies leicht wiederfinden, leicht finden :,:

Aus dem geschr. Liederbuche des Tischlers Stephan in Haynau.

4. Das Leben.

1. Ein Traum ist alles hier auf Erden,
Ja, selbst das Dasein ist ein Traum,
Kaum fängt man an, ein Mensch zu werden,
Da endet sich der Lebensbaum.

2. Wie bald muß man die Welt verlassen,
Eh' man genossen sie hat kaum,
Man wandelt die und jene Straßen,
Weil alles ist ein leerer Traum.

3. Es träumt dem Jüngling von der Liebe,
Dem jungen Mädchen ebenso,
Sie ahnen nicht die falschen Triebe
Und denken so, wir leben froh.

4. Und hat man endlich ausgeträumet,
Auf ewig sich das Auge schließt,
Wo dann kein Traum uns mehr umschäumet
Und alles lauter Wahrheit ist.



5. Dann fällt der Schleier vor uns nieder,
Wir sehn die frohe Ewigkeit,
Dann sehen wir uns alle wieder
Vereint in jener Herrlichkeit.

Geschriebenes Liederbuch der Frau Hoffmann in Jannowitz. Hoffmann-Prahl, Unsere volkstüml. Lieder N. 354; Böhme, Volkstüml. Lieder N. 671 (6 Strophen mit je 8 Versen). Meier, Kunstl. i. V. N. 396 (Verf. unbekannt); Amft. N. 701 bringt 2 Melodien und abweichenden Text mit 12 Strophen.

5. Myrtill.

Das im geschriebenen Liederbuche der Frau Hoffmann in Jannowitz verzeichnete Lied weicht von dem Haupttext bei Amft N. 692 in einigen Strophen ab. Nach Strophe 10 folgen die 2 Strophen:

Denkt, er lebe jetzund glücklich,
Kann im fremden Welltall sein,
Wüßt' ich, schifft' ich augenblicklich
Hin zur neuen Welt mich ein.
Oder läg er auch in Ketten,
O, dann wollt ich ihn erretten,
Hütte, Bett und alles drin,
Selbst mein Leben gäb ich hin.

Tränen mild wie Bäche flossen
Von des Vaters Angesicht,
Tränen stark wie Ströme gossen
Von der Mutter Angesicht.
Aus gepreßter Herzensfülle
Ringsum herrschte tiefe Stille,
Tiefe Stille wie im Grab,
Und die Tränenflut nahm ab.

Die vorletzte Strophe lautet:

Engel schreiben jetzt die schöne
Tat mit Strahlenschriften an,
Engel feiern jetzt die Scene,
Die kein Dichter schildern kann.
Walter schien das Herz zu brechen,
Er muß weinen, er muß sprechen,
Schluchzend und in halbem Ton
Sprach er: »Ich bin euer Sohn!«

Verf. des Liedes ist Schlotterbeck; Hoffmann-Prahl, Unsere volkst. Lieder N. 737; Meier, Kunstl. i. V. N. 184; dort auch Angaben über die Verbreitung des Gedichtes; Vierteljahrsschrift für Gesch. und Heimatskunde der Grafschaft Glatz VI, 81—83 (mit Melodie); Amft N. 692.

6. Der Weihnachtstag begann zu lichten.

Vierteljahrsschrift f. Gesch. und Heimatkunde der Grafschaft Glatz VII, 187—189 (2 Mel. und 12 Str.); Schlesien I, 451 f (ohne Melodie); Amft N. 695; Schremmer N. 61. Der Text im geschriebenen Liederbuche der Frau Kunzendorf in Haynau weicht von Amft und Schremmer in Str. 7 und 8 ab; hier heißt es:



Str. 7. O Balduin, hör meine Klagen,
Und handle doch nicht gar so hart,
Bedenke, daß in diesen Tagen
Der Heiland uns geboren ward.
Mögst im Gedächtnis du bewahren,
Wie ich dir sonst in frühren Jahren
Oft freundliche Geschenke bot.
Und du versagst mir Dach und Brot.

Str. 8, V. 5—8:

Er achtete nicht Bitten, Klagen,
Des Alters Ehre schreckt ihn nicht,
Und zog, der schändliche Barbar,
Den Vater noch am Greisenhaar.

Unser Text entfernt sich also weiter vom Original als Amft und Schremmer. Wir haben es — was man bisher nicht beachtet hat — mit einem in den Volksmund übergegangenen Kunstliede zu tun; der Verfasser ist A. F. E. Langbein; vgl. dessen Ges. Gedichte, Stuttgart 1854, Bd. II, S. 153—156 (»Die Roßdecke,« 12 Strophen). Zur Verbreitung des Stoffes vgl. Grimm, KHM Nr. 78, ferner Bolte und Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Bd. II, S. 135—140, wo auch die Lieder des H. Sachs angeführt werden, und Meusebachs Briefwechsel mit Jacob und Wilhelm Grimm, S. 320, Anmerkung zu N. 10.

7.

1. Es war ein Bauers sein jüngster Sohn,
Ein Knab von achtzehn Jahren,
Der mußte um sein Tagelohn
In die Stadt Hirschberg fahren.

2. Als er nun zurücke fuhr,
Kam er in mörderische Hände,
Es machte mit ihm einen Schluß,
Er nahm ein schnelles Ende.

3. »Ich setze dir das Messer an,
Du mußt des Todes sterben,
Du mußt mit deinem roten Blut
Deines Vaters Wagen färben.«

4. »Du böser Bub, du Henkersknecht,
Was hab ich denn verbrochen,
Daß du mich um so wenig Geld
Mit einem Messer erstochen?«

5. Sein Hund, das treue Tier,
Riß ihn von seine Mantel (sic)
Und brachte es den Eltern heim
Mit Schluchzen und mit Bellen.

6. Die Pferde brachten ihn ins Haus,
Von Blute überströmet.
Nun, Eltern, seht die grausame Tat,
Was mit eurem Sohn geschehn.

Mitgeteilt von Frau Ernestine Rolke in Jannowitz. Nach ihr ist das Lied im April 1810 von einem Blinden gedichtet worden, doch darf man auf Angaben des Volkes über die Entstehung eines Liedes

nicht viel geben; vgl. auch John Meier, Volksliedstudien, 108 ff. Der Bauerssohn hieß, wie mir mehrfach gesagt wurde, Oefler. Ein Stein zwischen Seifersdorf und Jannowitz (beim Zeisberg) erinnert noch heute an die Tat. Herr Reinhold Gebhardt in Jannowitz kannte Strophe 2 in folgender Fassung:

fiel er in mörderische Hände,
Um wenige paar Groschen nur
Ward ihm ein schnelles Ende.

Ich habe das Lied nirgends aufgezeichnet gefunden.

8a.

1. Ein trotziger Ritter im fränkischen Land,
In spielenden Waffen gar rühmlich bekannt,
Bestieg einst, umgürtet mit Panzer und Schwert,
Zum Streite zu lenken sein mutiges Pferd.
ti, rall, la la la la lala; a, ti ralllalalah.

2. Und als er im Felde manch traurige Nacht
Im Dienste der Waffen getreulich durchwacht,
Da kam in das Lager ein Bote gerannt.
Gott grüß Euch, Herr Ritter, vom fränkischen Land.

3. Gott grüß Euch, so sprach er und neigte sich tief,
Schnell kam ihm der Bote entgegen und rief:
Sag an mir, o Bote, was suchest du hier?
Im Waffengetümmel, was bringst du mir?

4. Ach leider, ich bring Ihn ja böses Bericht (sic).
Seid mannhaft, o Ritter, entsetzet euch nicht!
Denn sehet, das Fräulein daheim auf das (sic) Schloß,
Hat heimlich getragen ein Kindlein im Schoß.

5. Ach Mutter, der Jüngling, der ist ja so schön,
Mit dem möcht' ich wohl bis ans Weltende hingehn,
Ach Mutter, der Jüngling, der bleibt ja so lang,
Mir wird ja ums Herze so weh und so bang.

6. Kaum hörte der Vater die schreckliche Post,
So faßt' ihn ein Schauer. Auf! schrie er erblaßt,
Auf! Sattelt das Pferd mir, ich brenne vor Wut,
Ich brenne zu rächen mein adliges Blut.

7. Und als er nun abstieg vor sein (sic) einsames Schloß,
So sprang er voll Wut auf sein Töchterchen los.
Wo ist der Verführer, du Hurengezücht?
Wo ist denn der Bube? Verleugnet mir nicht! (sic)



8. Ach Vater, ach, glaube nicht dem lügenden Ruf.
Mein Herz ist so rein noch, als Gott es erschuf,
So sprach sie noch ferner manch bittendes Wort.
Umsonst — er erfaßte sie und schleppte sie fort.

9. Er schleppte sie fort in ein tiefes Gemach.
Komm, sprach er, du Reine, komm, folge mir nach.
O Vater, o Vater, wo führt ihr mich hin?
Ach Gott, sei mir gnädig; was habt ihr im Sinn?

10. Du sollst es erfahren, du sollst es wohl sehn,
So sprach er, und hieb sie trotz Bitten und Flehn
Mit Dornen und Geißeln gar bitterlich lang,
Bis stromweis das Blut aus den Adern ihr drang.

11. Jetzt sank sie wohl nieder ins finstre Gemach.
Ihr Auge war dunkel, ihr Atem war schwach.
Laßt ab, o mein Vater, erbarmet euch mein,
Der Himmel mög euch und dann mich (sic) es verzeihn.

12. Verwahret, verpfleget mein Kindelein gut,
Denn ach es Varamunds Königlichs Blut (sic!).
Da seufzte der Ritter: Gott sei es geklagt,
O Töchterlein, hättest du dies eher gesagt.

13. Und als nun der stürmische Winter verfloß,
Zog Varamund selber vor's einsame Schloß.
Gott grüß euch, Herr Ritter vom fränkischen Land,
In Waffen und Schlachten seid ihr gar rühmlich bekannt.

14. Dein schönes, dein liebliches Fräulein zu sehn,
Verließ ich mein Lager am strömischen (sic) Rhein,
Drum bist du zufrieden und führe sie hin
Und gib ihr ein Küßchen und lasse sie ziehn.

15. O wohl wär ich zufrieden, wohl ließ ich sie ziehn,
Doch leider, o König, mein Kind ist dahin.
Dort siehest du den Grabstein am Hügel hinauf,
Es wachsen schon gelbliche Blümlein darauf.

16. Und siehe, kaum redet der Ritter, so fährt
Aus Varamunds Scheide das blitzende Schwert.
Hoch fährt es empor aus des Königs Hand
Und streckte den Ritter dahin in den Sand.

17. Fahr hin, sprach der Ritter, du trotziger Maun,
So hast du es meiner Geliebten getan.
Drauf hob er das Kindlein zu sich auf das Roß
Und weinend verließ er das einsame Schloß.



Aus dem geschriebenen Liederbuche von Wilhelm Linke in Doberschau.

8 b.

1. Ein trotziger Ritter aus fränkischem Land,
Im Dienste der Waffen gar rühmlich bekannt,
Bestieg einst, umgürtet mit Panzer und Schwert,
Zum Streite gerüstet, sein mutiges Pferd.

2. Da kam einst ein Bote ins Lager gerannt,
Gott grüße dich, Ritter, aus fränkischem Land,
Gott grüße dich, sprach er und neigte sich tief,
Schnell lief ihm der Ritter entgegen und rief:

3. Sag an mir, o Bote, was suchest du hier?
Im Waffengetümmel, was willst du von mir?
Ach leider, ich bring' euch gar bösen Bericht,
Seid mannhaft, o Ritter, entsetzet euch nicht!

4. Denn euer hochadliges Fräulein im Schloß,
Hat heimlich getragen ein Kindlein im Schoß.
Auf, sattelt mein Pferd mir, ich brenne vor Wut,
Ich brenne, zu rächen mein adliges Blut.

5. Und als er nun abstieg vor'm einsamen Schloß,
So fuhr er voll Wut auf sein Töchterlein los.
Wo ist der Verführer, du Hurengezücht?
Wo ist denn der Bube? Verleugne mir's nicht!

6. Ach Vater, ach glaubt nicht dem lügenden Ruf,
Mein Herz ist so rein wie Gott es erschuf.
Du sollst es erfahren, du sollst es wohl sehn,
So sprach er, und hieb sie trotz Bitten und Flehn

7. Mit Geißeln von Dornen gar jämmerlich lang,
Daß stromweis' das Blut aus der Nase ihr drang.
Er schleppte sie fort in ein finster Gemach,
Ihr Auge ward dunkel, ihr Odem ging schwach.

8. Ach Vater, ach Vater, erbarmet euch mein,
Der Himmel mög' euch es, mög' mir es verzeihn,
Verwahret das Kindlein und pfleget es gut,
Denn wisset: s' ist Pharaoms (sic!) Königes Blut.

9. Ach, seufzte der Ritter, Gott sei es geklagt,
O Tochter, hätt'st du mir das eher gesagt.
Und als nun der grausige Winter verfloß,
Zog Pharamon (sic) König vor's einsame Schloß.



10. Dein hochadliges, dein sittliches Fräulein zu frein,
Verließ ich mein Lager am strömenden Rhein.
Und bist du's zufrieden, so führe mich hin
Und gib ihr den Segen und lasse sie ziehn.

11. Gern wär' ich's zufrieden, gern ließ ich sie ziehn,
Ach leider, o König, mein Kind ist dahin.
Dort siehst du den Grabstein am Hügel hinauf;
Auch wachsen schon gelbliche Blümchen darauf.

12. Kaum sagt' es der Ritter, noch zu Pferd,
Aus Pharaoms Scheide das blitzende Schwert,
Es fährt hoch empor aus des Königs Hand,
Und strecket den Ritter dahin in den Sand.

13. Sieh hier, sprach der König, du trotziger Mann,
So hast du es meiner Geliebten getan.
Er nahm das Kindlein zu sich auf sein Roß,
Und weinend verließ er das einsame Schloß.

Mitgeteilt von Frau Ernestine Kluge in Jannowitz.

Lewalter Heft V. S. 88 bringt nur vier Strophen, mit der Bemerkung, daß er das Lied sonst nirgends gefunden habe; Hoffmann-Prahl N. 355; Meier Kunstl. i. V. 82. (Verf: J. Frz. Ratschky, 1779); für Schlesien ist das Lied m. W. noch nicht aufgezeichnet.

9 a.

1. Ich habe den Frühling gesehen,
Ich habe die Blumen begrüßt,
Der Nachtigall Töne belauschet,
Ein himmlisches Mädchen geküßt.

2. Der freundliche Lenz ist entschlafen.
Die Blumen sind alle verblüht,
Ins Grab ist mein Mädchen gesunken,
Der Nachtigall Lied ist verstummt.

3. Jetzt blühet der Frühling bald wieder,
Die Blumen blühn alle zum Licht,
Die Nachtigall singt ihre Lieder.
Das Mädchen, ach, kehret mir nicht!

Aus dem geschriebenen Liederbuche von Wilhelm Linke in Doberschau.

Verf. unbekannt. Schremmer N. 135 (Melodie und 7 Str.); Knappe S. 105 (Melodie und 4 Strophen); Böhme, Volkst. Lieder S. 598 N. 4; Hoffmann-Prahl N. 625; Köhler-Meier N. 69 (5 Strophen mit Melodie).

9 b.

Text mitgeteilt von Frau Kluge in Jannowitz. Abweichungen von 9 a: 1, 2 Fluren; 1, 3 Stimme; 2, 1 verschwunden; 2, 3 das Mädchen; 2, 4 Und verstummt ist der Nachtigall Lied; Str. 3 und 4 lauten:



Dort liegt sie, mit Rasen bedecket,
Veilchen blühen auf ihrem Grab,
O könnt' ich sie wieder erwecken,
Sie, die einzige Rose mir war.

Der freundliche Lenz kehrt einst wieder,
Die Blumen erfreuen die Natur,
Die Nachtigall schlägt schöne Lieder,
Doch mein Mädchen kehrt nicht mehr retour.

9 c.

Text aus dem geschriebenen Liederbuch von Henriette Schuberth in Haynau. Abweichungen von 9 b: 1, 2 gepflückt: 2, 1 Verschwunden ist der Lenz und der Frühling; 2, 3 mein Mädchen; 3, 1 Hier liegt sie, mit Erde bedecket; 3, 2 Blumen; 3, 3 wiederum sehen; 3, 4 Wie sie einstens die Rose mir gab. Str. 4 und 5 lauten:

Jetzt kehret der Frühling schon wieder;
Denn die Blumen sind alle erfrischt,
Und die Nachtigall, die singet frohe Lieder,
Doch mein Mädchen kehrt nicht mehr zurück.

Du siehst es, (sic!) o Herr des Himmels,
Auf Menschen wie auf Tiere herab,
Doch so wie die Blumen verblichen,
So findet der Mensch auch sein Grab.

10. Einsam bin ich nicht alleine. . . .

Aus Preciosa (Text von P. A. Wolff, Musik von C. M. v. Weber); Böhme, Volkstümliche Lieder N. 255 (Mel. und drei Strophen); Hoffmann-Prahl N. 337.

Der Text im geschriebenen Liederbuche von Henriette Schuberth in Haynau hat 6 Strophen und weicht in Str. 1—3 von Böhme N. 225 in Einzelheiten ab. 1, 2 so süß; 2, 4 bleibt; 3, 3 Bist du mir auch noch so ferne; 3, 5 meine Seele. Strophe 4—6 lauten:

Da durchbebt ein neues Sehnen
Mir die bange, volle Brust.
Suche dich! Will dich umfangen,
Und umfange kalte Luft.

Und mit einigem Verlangen
Wandle ich auf Rosenduft.
Suche dich! Will dich umfangen,
Und umfange kalte Luft.

Klagt, ihr Töne, tönt, ihr Saiten,
Ach, ich fühl's mit trübem Sinn,
Daß ich in der fernen Weite
Einsam und alleine bin.



11 a.



2. Ach dein gedenk ich, bin ich erwacht,
   Du bist mein Stern in dunkler Nacht,
   Am blauen Himmel seh ich dein Bild,
   Im Sternenschimmer strahlst du mir mild.

3. Im dunklen Haine der Nachtigall
   Hör ich immer deiner Stimme Schall.
   Die Lüfte säuseln mir deinen Gruß
   Und Blütenbalsam haucht mir den Kuß.

4. Und muß ich weiter, muß weiter fort,
   Ich hör nicht mehr dein süßes Wort,
   O, selige Stunde, o kurzes Glück
   Ruft deine Sehnsucht mir dann zurück.

Aus dem geschr. Liederbuche von Laura Härtel in Haynau.

Köhler-Meier Nr. 175; Meier, Kunstl. i. V. Nr. 543 (Verf. unbekannt).

11 b.

Text im geschriebenen Liederbuche von Wilhelm Linke in Doberschau; Abweichungen von 11 a: 1, 2 weilst du bei mir; 2, 1 Nur; 2, 4 Am; 3, 1 der Nachtigallen; 3, 2 Hör' ich nur deine Stimme erschallen; 3, 4 Und Blütenbalsam mir deinen Kuß; 4, 1 Doch muß; 4, 2 f.:

O sel'ge Stunden, zu kurzes Glück
Ruft keine Sehnsucht mir zurück.

12.

1. Komm, mein Mädchen, komm' ins Grüne,
   Sieh, wie uns der Frühling lacht,
   Und der Schmetterling, die Biene,
   Saugt aus allen Blumen Saft.

2. Schöne Rosen woll'n wir pflücken,
Die auf grüner Heide stehn,
Ihren Busen damit schmücken,
Alles soll aus Liebe geschehn.

3. Und solang das Wasser rauschet,
Und die Felsen trocken sein
Und solang das Feuer brennet,
Sollst du jetzt mein eigen sein.

4. Sollt' ich aber unterdessen
Auf dem Sterbebette schlafen ein,
O, so pflanz auf meinem Grabe
Die schöne Blume: Vergiß nicht mein!

Mitgeteilt von Frau Ernestine Kluge in Jannowitz.

Meier Kunstl. i. V. N. 483 (Verf. unbekannt); für Schlesien noch nicht aufgezeichnet.

13. Wie wird mir so bang. . . .

Böhme, Volkstümliche Lieder N. 500 (Melodie); Hoffmann-Prahl N. 1290 b; Meier, Kunstlieder i. V. N. 322 (Verf. Stefan Schütze 1818). Für Schlesien noch nicht aufgezeichnet. Der Text im geschriebenen Liederbuche des Tischlers Stephan in Haynau zeigt folgende Abweichungen von Böhme N. 500: 1, 1 daß ich scheiden soll; 1, 3 Weil's Liebchen; 1, 4 Ich drüben am Fenster seh; 1, 5 Sie schwenkt das Tüchlein und winkt und nickt; 1, 6 Küsse; 2, 1 du an der Garonne Strand: 2, 2 eilest; 2, 3 in fernem Land, 2, 4 mein Mädchen so fromm und so gut; 2, 5 du Mädlein; 2, 7 Und flüstert ein stilles Ade; 3, 5 Im Morgenrot; 3, 6 Werd ich dein liebliches Bild ich schaun.

14 a.

1. Ob ich gleich keinen Schatz nicht hab',
Ich werd' schon einen finden.
:,: Ich ging die Gasse wohl auf und ab
Bis zu den Linden. :,:

2. Als ich zu der Linde kam,
Stand mein Schatz daneben.
:,: Gott grüß dich, herztausender Schatz,
Wo bist du gewesen? :,:

3. Wo ich gewesen bin,
Kann ich schon sagen.
:,: Ich bin gewesen im fremden Land,
Hab viel Neues erfahren. :,:

4. Was ich erfahren hab,
Kann ich Dir schon sagen,
:,: Ich hab erfahren im fremden Land,
Bei Dir zu schlafen. :,:



5. Bei mir schlafen kannst du schon,
Kann ich Dir nicht wehren,
:,: Aber, mein herztausender Schatz,
Aber nur in Ehren. :,:

6. Zwischen Berg und tiefem Tal
Saßen einst zwei Hasen,
Fraßen ab das grone, grüne Gras
Bis auf den Rasen.

7. Und als sie sich satt gefressen hatten,
Legten sie sich nieder,
Und wart'ten, bis der Jäger kam,
Der schoß sie nieder.

8. Zwischen Berg und tiefem Tal
Fließt ein helles Wasser,
Und wenn mich keine haben mag,
So muß sie's bleiben lassen.

Mitgeteilt von Wilhelm Kluge in Jannowitz.

Mit Str. 6 beginnt ein ursprünglich selbständiges Lied, das Lewalter Heft V Nr. 46 abdruckt; zur Vergleichung des ganzen Liedes vgl. Günther S. 215.

14 b.

Der Text im geschriebenen Liederbuche von Wilhelm Linke in Doberschau bietet nur 4 Str.; Abweichungen von 14a: 1,2 Werd ich bald einen; 2,1 an die; 2,3 Sei gegrüßet; 3,2 Das will ich wohl sagen; 3,3 ins weite, breite Feld; 3,4 Und habe was erfahren. Str. 4 lautet:

Bist du gewesen ins weite Feld,
Und hast was erfahren,
Ei bitte, herzenstausender Schatz,
Bei dir zu schlafen.

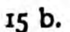
15 a. Teurer, brichst den Schwur.

Amft N. 685 (Mel. und 9 Str.); Schremmer (Mel. und 8 Str.); Köhler-Meier N. 41; über die Verbreitung des Liedes vgl. Meier Kunstlieder i. V. N. 532 (Verfasser unbekannt) und Schremmer S. 106; Böhme, Volkstümliche Lieder N. 474 (Mel. und 4 Str.). Abweichungen des Textes im geschriebenen Liederbuche des Tischlers Stephan in Haynau von Böhme N. 474: 1,1 Teurer, brichst; 1,3 Doch Geduld trifft sich die Reue (sic!); 1,4 Warum schlägt für mich dein Herz nicht mehr? 2,3 der Unschuld sanfte Tugend; 2,4 war damals dein Beginn; 3,1 Einst war ich mein (!) alles dir im Leben; 3,2 an deiner heißen; 3,4 Zank und Streit war dir niemals bewußt. Strophe 4 und 5 lauten:

Führt dich einst der Weg zu meinem Grabe,
Fordre deinen Leichenstein von mir,
Ach, so gönne mir die letzte Tugend,
Weine eine heiße Träne mir.

Nimmermehr will ich mein Herz verschenken,
Weil mir Liebe nicht mehr möglich ist,
Und solange werd' ich dein gedenken,
Bis der Tod mir einst das Auge bricht.





15 b.

Text im geschr. Liederbuche von Henriette Schuberth in Haynau; Abweichungen von Amft Nr. 685: 1,3 Nur Geduld, es trifft dich; 1,4 Dann schlägt dein Herz von Vorwurf immer schwer. 2,4 mein Gewinst von dir; 3,4 niemals mir; 4,2 Riefest; 4,3 ist die Liebe; 4,4 O, sieh; Str. 5—8 lauten:

O, warum mußte ich dich kennen,
O, warum schlug dein Herz so heiß für mich!
O, warum tust du mich im Stillen hassen!
O, warum bin ich jetzt nicht mehr für dich!

So ist mir das schwere Los beschieden,
Daß ich wirklich von dir scheiden muß.
So lebe wohl, so leb in Frieden!
So lebe wohl, o Teurer, lebe wohl!

Lieg ich einst in meinem Todesschlummer,
Decket mich die kühle Erde zu.
Doch frei von Sorgen und von Kummer,
Dann genieße ich die süße Ruh.

Führt dich einst der Weg zu meinem Grabe,
Siehest einen Leichenstein vor dir,
O, gönne mir die allerletzte Ruhe
Und weine heiße Tränen hier.

16. Einst verliebte sich ein Jüngling . . .

Amft N. 81 (Mel. und 5 Str.); Schremmer N. 88 (Mel. u. 5 Str.) Abweichungen des Textes, den mir W. Kluge in Jannowitz mitteilte, von Amft: 1,1 Einst verliebte sich; 1,2 Kaum noch; 1,4 Schön und lieblich Str. 2:

Mädchen, ach verweile!
Dir geschieht dein Schicksal hier,
Mädchen, ach verweile,
Nimm mein Herz, ich schenk es dir.

Unsere Str. 2 fehlt bei Amft; unsere Str. 3, 4, 5, 6, entsprechen also bei Amft den Str. 2,3, 4, 5. — 3,1 Allhier werden sie; 3,2 Segenhand: 3,4 Als er sie im Elend; 4,1 Täglich wurd' es immer; 4,2 um sie her; 4,4 hungert gar so sehr; 5,1 Als nun der Mann; 5,2 Eilt er nach dem; 5,4 Nur der Tod gewährt mir Ruh; 5,1 O ihr lieben, jungen Leute; 6,4 Und der Gram noch viel zu früh.

17. Gutgemeinter Rat für Mädchens.

1. Mädchens, laßt euch nur nicht küssen,
Folget meinem klugen Rat,
Denn so viel' es gar nicht wissen,
Was ein Kuß für Folgen hat.

2. Küßt ihr heut und morgen wieder,
O, dann ist's mit euch vorbei.
Schüchtern blickt ihr auf das Mieder
Und euer Herz ist nicht mehr frei.

3. Rings umflattern oft den Mädchen,
Liebesbriefe sind sein Spiel.
Er sucht sich ein Jägerständchen,
So ganz leise ist sein Spiel.

4. Mädchen, sagt, hab ich gelogen?
O, gewiß spricht jedes: »nein«.
Ihr seid nah und fern betrogen,
Hintergangen klar und rein.

5. Liebe Mädchens, laßt euch sagen,
Trauet nur den Männern nicht.
Ein' Schelm im Herz tut jeder wagen,
Der zu euch von Liebe spricht.

6. Mädchens, tut mir den Gefallen,
Kommt so einer euch ins Haus,
Werft ihn nur sogleich vor allen
Gleich zur Tür und Tor hinaus.

7. Mädchens, glaubt nur meinem Worte,
Liebe ist kein Kinderspiel.
Denkt, es gibt an allen Orten
Verdorbne Männer gar zu viel.

8. Unter hundert ist kaum einer,
Der euch gibt der Liebe Lohn.
Kommt zu mir, denn ich bin keiner,
Der euch lohnt mit Spott und Hohn.

9. Drum die Männer heutzutage,
Die der liebe Gott beschert,
Sind, so hört man meist die Klage,
Alle kaum ein Dreier wert.

10. Ungetreu in jedem Falle
Sind die Männer, glaubt es mir,
Flatternhaft, doch nein, nicht alle,
Denn ein braver schreibt dies hier.

Aus dem geschr. Liederbuche des Tischlers Stephan in **Haynau**.



18 a.



2. Keine Hoffnung ist Wahrheit geworden,
Selbst des Jünglings hochklopfende Brust
Hat im liebeblühenden Norden
Seiner Liebe entsagen gemußt.
Zu des Vaterlands Rettung berufen,
Schwer verwundet, von Feinden umringt,
:,: Blieb mir unter den feindlichen Hufen
Nur die Ehr' und dies alternde Haupt :,:

3. In Amerika sollte ich steigen,
Und in Polen entsagt ich der Welt,
Laßt mich meinen Namen verschweigen,
Ich bin nichts als ein sterbender Held.

O mein Vaterland, dich nur beklag ich,
Ja, du bist deines Glanzes beraubt.
:,: Dich beweinend zum Grabe hin trag ich
Meine Ehr' und dies alternde Haupt. :,:

Aus dem geschriebenen Liederbuche von Laura Härtel in Haynau.

Vgl. Fritz Heeger, Polenlieder aus der Rheinpfalz, Blätter z. bayr. Volksk. (1917) V, 13 f. ohne Melodie. Heeger vergißt zu erwähnen, daß sich das Lied in Karl v. Holteis Liederspiel »Der alte Feldherr« findet; vollständiger Klavierauszug von C. W. Henning, Stuttgart bei G. A. Zumsteeg o. J. S. 10 f; Josef Pommer bringt in seiner Ztschr. »Das deutsche Volkslied« eine studentische Umformung des Liedes mit Melodie, Dezember 1917 S. 125. Vgl. noch Hoffmann-Prahl N. 450.

18 b.

Text im geschriebenen Liederbuche von Wilhelm Linke in Doberschau; Abweichungen von 18 a: 1, 4 die der Asche vom besseren umschlingt (sic!); 1, 6 Schwer verwundet, von Feinden umschnaubt; 2, 4 Seine Liebe entsagend gewußt (sic!); 2, 6 Aus dem Kampfe mit Lorbeer umlaubt; 3, 5 Armes Vaterland.

19.





Lagienka

2. Denkst du daran, wie wir bei Krakau schlugen
Den Bären gleich, die keine Wunde scheun,
Wie wir den Sieg durch alle Feinde trugen,
Von dir geführt, nach Krakaus Stadt hinein?
Wir hatten keine kriegsgerechten Waffen,
Die Sense nur schwang jeder Ackersmann,
Doch machten wir dem kühnen Fried (sic!) zu schaffen.
O, Feldherr, sprich, gedenkst du noch daran?

Thaddeus

3. Denkst du daran, wie stark wir im Entbehren
Die Ehre allem wußten vorzuziehen,
Gedenkst du an das tückische Verschwören
Meineid'ger Freunde dort bei Sykopin?
Wir litten viel, wir darbten, doch wir schwiegen,
Die Träne floß, das treue Herzblut rann —
Und dennoch flogen wir zu kühnen Siegen.
O, sprich Soldat, Soldat, denkst du daran?

Lagienka

4. Denkst du daran, wie in des Kampfes Wettern
Mein Säbel blitzte stets in deiner Näh',
Als du verlassen von des Sieges Göttern
Und sinkend riefest: Finis Poloniae?
Da sank mit dir des Landes letztes Hoffen,
So vieler Heil in einem einz'gen Mann.
Daß damals mich dein treuer Blick getroffen,
O großer Feldherr, denkst du noch daran?

Thaddeus

5. Denkst du daran, weh, meine Stimme zittert
Und hier erblüht der Freude letzter Glanz.
Ich sah im Strom der Zeiten schon verwittert,
Den ich geflochten, unsern Lorbeerkranz.

Geh du mit mir, und sinkt mein Haupt darnieder,
Empfang ich einst den Tod als Held und Mann,
Dann schließe mir die müden Augenlieder
Und scheidend sprich: — Soldat, denkst du daran?

Aus dem geschriebenen Liederbuch von Laura Härtel in Haynau.

Böhme, Volkst. Lieder N. 96; Hoffmann-Prahl N. 185; Heeger, Polenlieder aus der Rheinpfalz, a. a. O. S. 10; der Wechselgesang stammt aus Holteis Liederspiel »Der alte Feldherr;« vollständiger Klavierauszug von C. W. Henning. Stuttgart o. J. S. 20 f.

20.



2. Viel tausend sonnten sich in seinem Blute
Und dankten seiner Güte, Ehr und Glück,
Doch kaum verläßt der Sieg des Helden Schritte,
So zogen die Treulosen sich zurück.
Ich blieb ihm treu, und will mich ganz ihm weihn,
:,: Ich war im Ruhm usw.

3. Ich bin Soldat, mein höchstes Gut die Ehre,
Ich liebe sie ganz ohne Glanz und Thron.
Nicht daß mein Name einst unsterblich werde,
Folgte ich dir dahin, Napoleon.
Ich folgte dir im wilden Waffentanze,
Ich teilte mit dir Ehre, Ruhm und Glück.
:,: Ich war Gefährte dir im höchsten Glanze,
Gern teil ich auch dein hartes Mißgeschick :,:

4. Ein nackter Fels fern von Europas Küste
Wird zum Gefängnis ewig ihm bestimmt.
Nicht Freundes Trost dringt je in diese Wüste,
Kein Wesen ist, das Teil am Schmerz hier nimmt.
Doch wenn ich Tröster meinem Tröster werde,
So wird mein Schicksal dennoch herrlich sein.
:,: Ich war im Ruhm usw.

5. Ist ihm die Siegesbahn gleich hier verschlossen,
Winkt ihm kein Lorbeer mehr und keine Kron,
Hat ihn die Welt aus ihrem Schoß gestoßen,
Wird dieser Fels sein Grab und auch sein Thron,
Vergebens ruft die Welt mich dann zurücke,
Ich kann ihm nur des Herzens Triebe weihn.
:,: Ich war Gefährte ihm im höchsten Glücke,
Ich will auch treu ihm überm Grabe sein. :,:

Aus dem geschriebenen Liederbuche von Laura Härtel in Haynau.

Böhme, Volkst. Lieder N. 95 (Mel. u. 4. Str.; unsere 3. Str. fehlt bei ihm); Hoffmann-Prahl N. 809; Meier, Kunstl. i. Volksmunde N. 486; Fritz Heeger, Polenlieder aus der Rheinpfalz, a. a. O. S. 12 f. (ohne Melodie).

21. (Dort liegt ein junger Soldat).

Text mitgeteilt von Ida Bertermann in Jannowitz; Abweichungen von Schremmer N. 46 (Dort Melodie): 1, 3 in; 1, 4 In dem deutschen Vaterland; Str. 2:

Dort liegt sein Säbel und Gewehr
Und alle seine Kleider;
Und er geht nicht mehr einher,
Und er ist kein Kriegermann mehr.



3, 2 Verbind mir; 3, 3 Meine Leidenszeit; 3, 4 Denn ich muß ins Totenhaus; 4,1 Und wenn ich werd gestorben sein; 4,2 Dann tut man; 4,3 f. Drei Schuß! Ins kühle, kühle Grab / Senkt man meinen Leib hinab.

22. Jägerlied.



2. Auf und an!
Wo er hält, in das Feld
Haben wir den Fried' bestellt.
Aus dem Wald, wo es knallt,
Treiben wir ihn bald.
Auf Trara, durch Korn und Dorn
Schallt das muntre Jägerhorn.
Darum frei, Jägerei stets gepriesen sei.

3. Auf und an!
Rücken wir ins Quartier,
Pürschen wir wie im Revier,
Und mit Lust, bst, bst, bst
Mädel unser ist.
Ja, so manches schöne Kind
Sich der Jägersmann gewinnt.
Darum frei, Jägerei stets gepriesen sei.

4. Auf und an!
Nebenbei, frank und frei,
Schießen wir mit unserm Blei
Im Revier; manches Tier
Das erlegen wir.
Hirsche, Rehe, Dachse, Füchse
Schießen wir mit unsrer Büchse.
Darum frei, Jägerei stets gepriesen sei.

Aus dem geschr. Liederbuch von Laura Härtel in Haynau.



23. Das Schifflein.



2. Würze, Lüfte, kommt geflogen,
Bringet schnell mein Liebchen mir.
Murmelt lauter, klare Wogen,
Sagt von meiner Liebe ihr.
:,: Wiederkehret Freud und Ruh,
Lächelt Liebchen mir nur zu. :,:

3. Dort am lustgen blauen Haine
Taucht ein weißes Segel auf.
Ja, sie ist, sie ist die Meine.
Fliege, Schiflein deinen Lauf.
:,: Lüfte, ach wie zögert ihr,
Bringet schnell mein Liebchen mir. :,:



Aus dem geschriebenen Liederbuch von Laura Härtel in Haynau.

Nach Hoffmann-Prahl N. 448 ist Verf. wahrscheinlich Adolf Licht.

24. Fischerlied.





2. O Fischlein, hab acht,
Sei der Freiheit bedacht.
Fischlein so jung,
Spiel auf dem Grund.
Wird das Netz ausgespannt,
In die Tiefe gesandt,
In die Tiefe gesandt,
Droht euch sicher der Tod.
Und laut der Fischer singt,
Daß es durch die Lüfte dringt:
Tralala, tralala, tralalalala, tralala,
tralalala.

Mitgeteilt von Frau D. Bulnheim in Haynau.



25 a Das ländliche Leben.



2. Die Wachtel singt in dem Getreide,
Die Nachtigall schlägt in dem Hain.
Die Lerche auf grünender Heide
:,: Stimmt fröhlich ihr Liedchen mit ein :,:

3. Warum sollt' ich den Städter beneiden,
Den Ehrgeiz und Luxus umgibt,
Das sind nur vergängliche Freuden,
:,: Die werden durch Kummer getrübt :,:

Mitgeteilt von Frau D. Bulnheim in Haynau.

25 b.

1. Wie schön ist das ländliche Leben,
Ein Häuschen auf grünender Flur,
Vom Schatten der Bäume umgeben
Und freun sich der schönen Natur.
Triallalala.

2. Die Schwalbe weckt mich aus dem Schlafe,
Stimmt fröhlich ihr Morgenlied vor,
Da hör ich, sobald ich erwache,
Der singenden Vögelein Chor.
Triallalala.

3. Die Städter, sie gehn zum Vergnügen
Hinaus auf die ländliche Flur
Und sehn, was der Schöpfer beschieden
Und freun sich der schönen Natur.
Triallalala

4. Sie pflücken die Königskerzen,
Kehr'n wieder in ihre Heimat zurück
Und denken dabei im Herzen:
Der Landmann hat ein schön' Glück.
Triallala

5. Was nützen dem Fürsten die Schlösser,
Dem König die Kron' und das Land?
Sie tragen die Sorgen weit größer
Und wünschen sich öfter mein'n Stand.
Triallala

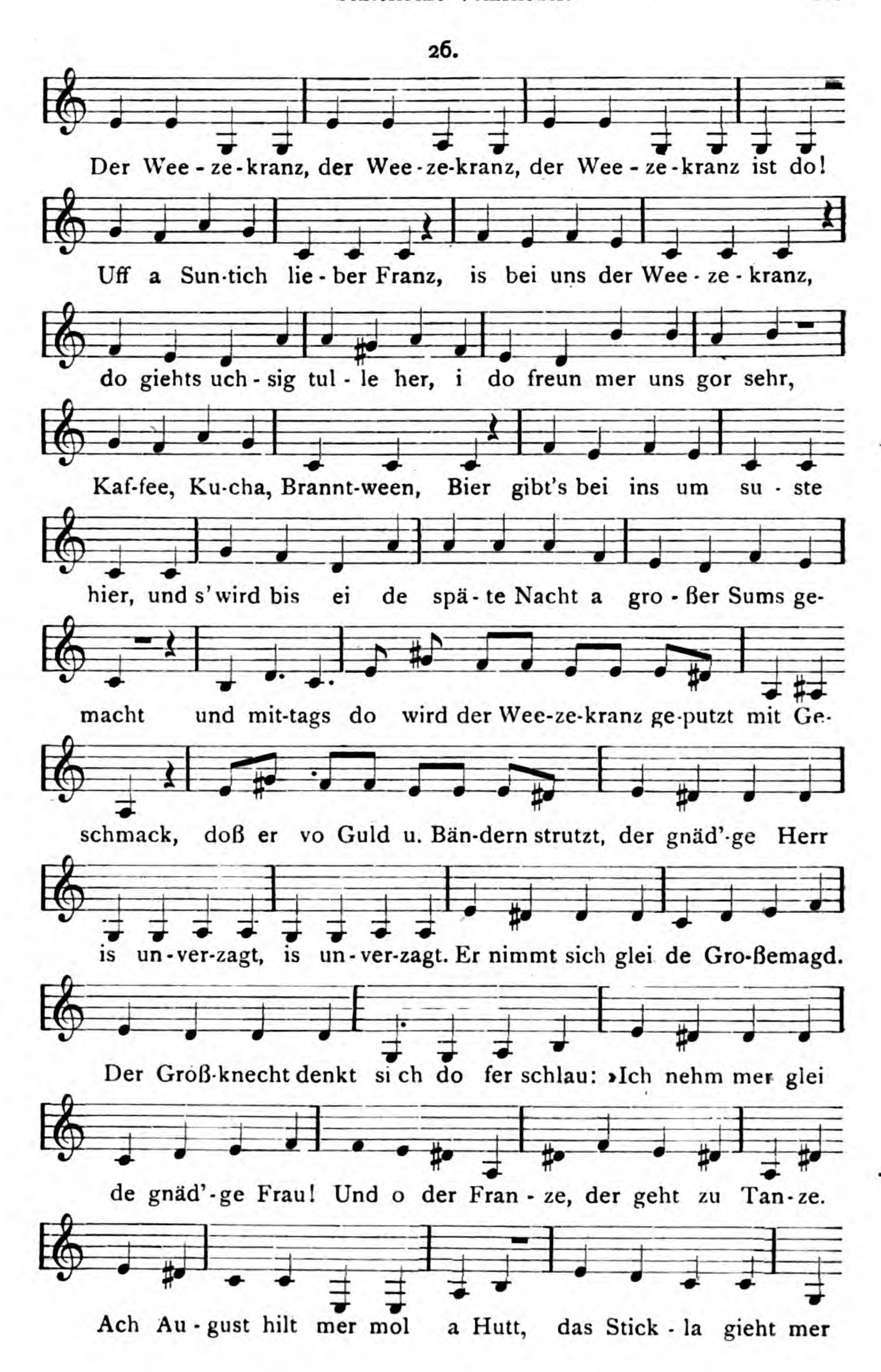
6. So leb ich ganz still und zufrieden
Und bau mir ein Häuschen ins Feld
Und laß mich mit wenig begnügen
Und achte nicht Lockres der Welt.

Mitgeteilt von Frau Ernestine Kluge in Jannowitz.

Das Lied (ohne Melodie, 12 Str.) bei Oscar Scholz, der Spinnabend zu Herzogswaldau, abgedruckt in den Mitt. d. Schl. Ges. f. Volksk. 1897, Heft IV, S. 95 f; Böhme, Volkst. Lieder N. 610 (Mel. u. 4 Str.); Meier, Kunstlieder i. V. N. 447. Verf. unbekannt.



26.


Der Wee - ze - kranz, der Wee - ze - kranz, der Wee - ze - kranz ist do!
Uff a Sun-tich lie - ber Franz, is bei uns der Wee - ze - kranz,
do giehts uch - sig tul - le her, i do freun mer uns gor sehr,
Kaf-fee, Ku-cha, Brannt-ween, Bier gibt's bei ins um su - ste
hier, und s' wird bis ei de spä - te Nacht a gro - ßer Sums ge-
macht und mit-tags do wird der Wee-ze-kranz ge-putzt mit Ge-
schmack, doß er vo Guld u. Bän-dern strutzt, der gnäd'-ge Herr
is un - ver - zagt, is un - ver - zagt. Er nimmt sich glei de Gro-ßemagd.
Der Groß-knecht denkt si ch do fer schlau: »Ich nehm mer glei
de gnäd'-ge Frau! Und o der Fran - ze, der geht zu Tan - ze.
Ach Au - gust hilt mer mol a Hutt, das Stick - la gieht mer



Der Kiehraus kimmt, der Kihraus kimmt,
Dar Weezekranz is aus.
Ach, du lieber Augustin, mei Ruck und o mei Stuck is hin,
Ach, wie brummt mer jetzt mei Kupp,
Schier, als wär's a hohler Tupp,
'S schmeckt kee Branntwein, schmeckt kee Bier,
Ich bin als wie benebelt schier,
Und die Karline spricht: »O lieber Franz,
Du bist beduselt ganz.«
Dann nimmt se mich
Fest ungern Arm, fest ungern Arm,
Und führt mich heem
So liebewarm.
Der Mond der macht a schief Gesicht,



Mitgeteilt von Frau D. Bulnheim in Haynau.

27.

1. Zwien Pauern gingen ei die Staod,
Wo's lauter schiene Sacha hot,
Um sich an rechte Lust zu macha
Und amol aus Herzensgrund zu lacha.

2. Und do sie komma ei dos Stadla,
Da hots an Monn und dar verkaufte Katla.
Aso a Katla möcht ich mir wull keefa.
Das werd a Geldsack nee siehr reefa.

3. Na Hons, wos wilste mit dam Katla?
Dos scheßt der ja uf jedes Bratla,
Deine Ale werd a schiene Floppe ziehn
Und werd dich heßa mit dam Katla giehn.

4. Nu Hons, do macho wos de Lust hust
Und freu, wos su a Katla kust,
Dos mir kinn wetter giehn
Und nee beim Katlamonne bleiba stiehn.

5. Ihr Monn do ei dam bloa Jackla,
Was kust es hie vo dann Katla?
A Biehma kust ees vo a ruta,
Sechs Gröschlan ees mit schwarza Pfuta.

Aus dem geschr. Liederbuche von A. Brauner, Jannowitz.
Amft N. 185 (Mel. und 7. Str.); Schremmer N. 154 (Mel. u. 9. Str.)

28. Das 45 fache Lied. (Mel.: Ein freies Leben . . .)

1. Ein freies Leben führen wir
Im Wald und auf der Heide.
Nach Frankreich zogen zwei Grenadier
Und morgen muß ich fort von hier!
Mädl, ruck an meine Seite.

2. Es steht ein Wirtshaus an der Lahn
In einem kühlen Grunde.
Laurentia, liebe Laurentia mein
Dir möcht ich meine Lieder weihn,
Nachts um die zwölfte Stunde.

3. Mein Lieb ist eine Alperin
Im Kreise froher Zecher.
Ein frommer Knecht war Fridolin
Und wenn die Schwalben heimwärts ziehn,
Es lebt sich gut beim Becher.

4. Allons enfants de la patrie.
Im Herbst, da muß man trinken.
Das Trinken macht mir keine Müh,
Und mich ergreifts, ich weiß nicht wie,
Du Schwert an meiner Linken.

5. Bemoster Bursche zieh ich aus,
Sing, wem Gesang gegeben.
So leb denn wohl, du stilles Haus,
Grad aus dem Wirtshaus komm ich raus,
Reich mir die Hand, mein Leben.

6. Wenn ich mich nach der Heimat sehn,
Auf, Brüder, laßt uns wallen;
Denn in der Heimat ist es schön,



Dort sah ein Knab ein Röslein stehn
In diesen heil'gen Hallen.

7. Schier dreißig Jahre bist du alt,
Ach, wenn du wärst mein Eigen!
Im Wald, im Wald, wo's Echo schallt,
Es regt sich was im Odenwald.
Viola, Baß und Geigen.

8. Steh ich in finstrer Mitternacht
Zu Straßburg auf der Schanz,
Ich hab darüber nachgedacht.
Die linden Lüfte sind erwacht,
Heil, dir im Siegerkranze.

9. Ich nehm mein Gläschen in die Hand,
Bringt Blut der edlen Reben.
Steh fest, steh fest, mein Vaterland.
Die Gläser füllet bis zum Rand,
Das Vaterland soll leben!

Aus dem geschr. Liederbuch des Herrn Gebhardt in Jannowitz.

Das Lied ist aus den verschiedensten Gedichtanfängen zusammengesetzt; mein Gewährsmann versicherte mir, in seiner Jugend sei es sehr beliebt gewesen. Ich habe es nirgends aufgezeichnet gefunden.

29 a. **Lied des Schulze.** (Mel: »Da streiten sich die Leut' herum«, aus Raimunds »Verschwender«.

1. Ein Kaufmann, der sich Schulze nennt,
Lebt in Berlin noch heut,
Er ist von jedem Kind gekennt,
Ist fleißig und gescheut.
Des Tags sitzt er am Arbeitstisch,
Und arbeit't fest drauf los,
:,: So sitzt Herr Schulz im Unterfrisch
Und sein Geschäft ist groß :,:

2. Des Abends schließt er sein Comptoir,
Will einmal gehen aus.
Er sucht sich Hut und Stock hervor
Und geht ins Kaffeehaus.
Dort trinkt er dann, wie es bekannt,
Wohl 10 bis 12 Glas Grog,
:,: Und geht im allergrößten Brand,
Wenn zwölf Uhr schlägt die Glock. :,:

3. Und als er einst nach Hause geht,
Es regnet fürchterlich,
Man keine Hand vor Augen sieht,
Die Straß der Sintflut glich.
Und als er kommt ans Trottoir
Der Friedrichsstraßen Eck,
Da fällt Her Schulz, so lang er war,
In allergrößten Dreck. :,:

4. Denselben Abend hatte auch
Gekneipet ohne End,
Nach altem braven Burschenbrauch
Ein Hallischer Student.
Und als auch der nach Hause geht
Und kommt an diese Eck',
:,: Zum Unglück Schulz ein Bein erhebt,
Plumps, liegt er auch im Dreck. :,:

5. Potz Wetter! ruft in seinem Grimm
Ganz wütend der Student.
Ich glaub, es liegt was neben mir,
An was bin ich gerennt?
Herr Schulz, als ein erfahrener
Mann,
Spricht: Seien sie doch still,
:,: Was geht, mein Herr, denn sie
das an,
Was ich hier machen will. :,:

6. Wer sind sie, ruft in seinem Brand
Ganz wütend der Student.
»Der Kaufmann Schulz« werd ich
genannt,
Ein jedes Kind mich kennt.
Der Kaufmann Schulz? Der Studio
spricht:
Das freut mich, lieber Mann,
:,: Weil ich dann den Empfehlungs-
brief
Gleich übergeben kann. :,:

6. Nun kam wohl der Empfehlungsbrief
Nicht in die rechte Hand.
Bei angeschwollnem Gassenstein
In allergrößten Brand.
Doch hat der Spaß erfreuet mich,
Als er mir ward bekannt.
:,: Ja, edle Seelen finden sich
Zu Wasser und zu Land. :,:

Aus dem geschr. Liederbuch des Tischlers Stephan in Haynau.
Hoffmann-Prahl N. 321 (Verf. unbekannt).

29b.

Text im geschriebenen Liederbuche von Laura Härtel in Haynau; Abweichungen von 29a; 2,1 Um 7 Uhr; 2,2 Ruht dann ein Stündchen aus; 2,3 Dann sucht er; 2,5 Da; 2,6 Zehn bis zwölf Groschen; 2,7 Geht dann nach Haus im größten Brand; 3,1 So wollt er jüngst nach Hause gehn; 3,3 Man sah die Hand vor'm Auge nicht; 3,5 kam; 3,8 Im größten Gassendreck; 4,2 Gesoffen; 4,3 gutem, bravem; 4,5 Und als nun der nach Hause schwebt; 4,6 Kommt an dieselbe Eck; 5,1 ff.

Wer, Donnerwetter, liegt denn hier?
An wen bin ich gerannt?
Ich glaub, es liegt was neben mir,
Ruft wütend der Student.

5,5 Als bescheidner Mann, 5,7 Sprach: Seien Sie doch nur still; 5,7 Mein Herr, was geht denn; 6,1 Wie heißt er denn mit; 6,2 Das sag er mir geschwind; 6,3 Ich werde Kaufmann Schulz; 6,4 Mich kennt hier jedes Kind; 6,5 Herr Schultze? So, das freut mich sehr. Sie sind ein lieber Mann; 6,7 Empfehlgsschein; 6,8 überreichen. 7,1 So kommt denn der Empfehlgsschein; 7,2 gleich; 7,4 Und fürchterlichem; 7,5 Gefreuet hat das Späßlein mir (sic); 7,6 es; 7,7 schöne.



30 a.

1. Warum ist denn die Heiratslust
Bei Männern jetzt so rar?
Die Mädchen werden bei der Zeit
So ganz verlegne War'.
Die Männer werden mit der Zeit
Jetzt aus Erfahrung klug.
Denn Heirat, bringt fast nur Betrug,
Darum, darum, darum.

2. Warum trägt denn die Damenwelt
Die Kleider all so lang und weit?
Und obendrein noch Steifröcke
Und so entsetzlich weit?
Weil sie dann die Magerkeit
Recht gut verbergen kann,
Und so betrügen sie einen Mann,
Darum, darum, darum.

3. Warum putzt manche Mutter denn
Ihr Töchterchen so sehr?
Und oft ist an den Töchterchen
Kein Quentchen Schönheit mehr.
Das Töchterchen hat Haus und Hof
Und so was hat Gewicht.
Da sieht man weiter nicht aufs Gesicht.
Darum, darum, darum.

Mitgeteilt von Frau Ernestine Kluge in Jannowitz.

30 b.

1. Warum wird denn die Heiratslust
Bei Männern gar so rar, warum,
Die Mädel werden auch dabei
So leicht verleg'ne War',
Die Mädel werden bei der Zeit
Jetzt aus Erfahrung klug,
Und sprechen! Heirat ist Betrug,
Darum . . .

2. Warum putzt manche Mutter denn
Die Tochter gar so sehr, warum,
Und führt auf Promenaden sie
Hübsch fleißig hin und her?
Es brächte jede Mutter halt
Die Tochter gerne an
Und suchte gerne einen Mann,
Darum, darum, darum.

3. Warum bringt manche Mutter denn
Die Tochter schnell an Mann, warum?
Und ist doch an dem Töchterlein
Kein Quentchen Schönheit dran.
Die Tochter kriegt a Haus und Geld
Und so was hat Gewicht,
Da schaut man weiter nicht auf's Gesicht,
Darum, darum, darum.

4. Warum zieht denn beim Kegelschieb'n
So manches Stutzerlein
Sein Modefrackel niemals aus,
Mag ihm auch warm drin sein?
Er hat zwar einen Modefrack,
Doch unten — welch ein Graus!
Schaut's nackte Fleisch zum Hemd heraus,
Darum, darum, darum.

5. Viel Mädel hängen Köpfchen jetzt
Und sehen traurig aus, warum?,
Sie seufzen, weinen auch sogar,
Was glaubt man wohl, wird draus?
Man hat halt 24 Jahr,

Die Liebe, die greift an,
Sie möchten gerne einen Mann,
Darum, darum, darum.

6. Warum trägt denn die Damenwelt
Die Kleider jetzt so weit
Und in die Ärmel Reifen drin
Und so entsetzlich weit?
Daß man die Magerkeit darin
So recht verbergen kann
Und so die Männer täuschen könn',
Darum, darum, darum.

Aus dem geschr. Liederbuch des Tischlers Stephan in Haynau. Das Lied ist weder bei Günther noch bei Meier, Kunstl. i. V verzeichnet; auch in anderen Sammlungen ist es mir nicht begegnet.

31. I, keine Idee.

1. Sonst gingen die Leute im ehrsamen Kleid,
Der Schnitt angemessen, vollkommen und weit.
Schaut jetzt einen Stutzer, er geht wie verzwickt
Und hat ein klein Guckglas ins Auge gedrückt.
Das Ehrenwort war sonst als Darlehn ein Pfand,
Man ehrte Gesetze und Rechte im Land.
In jeglichem Haus eine glückliche Eh
:,: Besteht denn das jetzt noch? I, keine Idee :,:

2. Vor Zeiten, da wurden die Eltern geehrt.
Und oft von den Kindern viel Freude beschert,
Jetzt darbt mancher Vater, hat Sorgen und schwitzt,
Indes sein Herr Sohn bei der Weinflasche sitzt.
Solidität war sonst beim Tanz zu spüren,
Jetzt rasen sie, daß sie die Schuhe verlieren.
Mit Glockenschlag 10 nahm ein Jeder ade,
:,: Besteht — — — —

3. Sonst war jede Wirtschaft gedrechselt und nett,
Jetzt liegt manche Hausfrau bis 10 Uhr im Bett,
Und geht sie zu Markte, so ist es ein Glück,
Wenn sie schon $^3/_4$ auf zwölfe zurück.
Ein Schnurrbart war früher natürlich und fein
Jetzt schmieren sie ein Halbpfund Bartwichse hinein.
Es gab Sitt' und Anstand im Corps de Ballet.
:,: Besteht — — — —

4. Ostindische Schnupftücher, die England gebracht,
Die werden jetzt alle in Deutschland gemacht.
Reell war die Leinwand, doch jetzt, welch ein Graus,
Guckt unten und oben Baumwolle heraus.
Sonst wurde freimütig beim Bier diskuriert
Und nicht von den Nachbarn am Tisch denuriert.
Es gab Lieb und Freundschaft vom Kopf bis zur Zeh
:,: Besteht denn . . .



5. Musik war vor Jahren noch einfach und zart,
Bei uns aber wird nicht das Messing gespart.
Schauspieler verstanden, was Ton und was Schall.
Jetzt brüllen sie wie die Ochsen im Stall.
Sonst krönte man Dichter. Was jetzo geschieht,
Das wird sich gleich zeigen am Ende vom Lied.
Denn fragt man, nun hats denn gefallen Euch, heh?
:,: Da schrein's gewiß alle: »I, keine Idee. :,:

Aus dem geschr. Liederbuch des Tischlers Stephan in Haynau. Mir ist das Lied sonst nirgends begegnet.

Inhaltsübersicht.



Volkslieder und Sagen aus der Umgegend des Zobtengebirges.

Von Karl Olbrich.

Drei Volkslieder.

I. Nachstehendes Volkslied verdanke ich einer gütigen Mitteilung des Herrn Hauptlehrers Kleiner in Zobten. Seine Frau hat es in ihrer Jugend gelernt und, als einmal eines ihrer Kindchen gestorben war, immer mit tiefer Wehmut gesungen; so gewann es durch ein entsprechendes Erlebnis Leben und Bedeutung. Herr Kleiner bezeichnete es als ein »sehr altes« Lied, das jetzt wohl verschollen sei. Wie ich feststellte, steht es weder bei Fritz Günther: »Die schlesische Volksliedforschung« noch in Erck-Böhmes »Deutschem Liederhort« oder Böhmes »Volkstümlichen Liedern« Auch findet es sich nicht unter den handschriftlichen, auf der Breslauer Stadtbibliothek aufbewahrten, schlesischen Volksliedern Es lautet:



1. Das macht das dun - kel - grü - ne Laub, daß's im Wald
2. Mein Rös - lein, das ist mei - ne Freud', das da blü - het
3. Und da ging die hol - de Mai - en - zeit und mein sü-



1. so fin - ster, ist, und das macht die hol - de Mai - en- zeit,
2. zur Som-mers-zeit! und der Wald, der dun - kel-grü - ne Wald,
3. ßes Lieb zur Ruh', und da fielen die Blät - ter all her - ab



1. daß so rot mein Rös-lein blüht, und das macht die
2. nimmt all mein Ge - dan - ken ein, und der Wald, der
3. und deck - ten mein Rös - lein zu, und da fielen die



1. hol - de Mai - en - zeit daß so rot mein Rös - lein blüht.
2. dun - kel - grü - ne Wald nimmt all mein Ge - dan - ken ein.
3. Blät - ter all her - ab und deck - ten mein Rös - lein zu.

Der innige Zusammenklang von Natur- und Menschenleben, vor allem die ansprechende Weise lassen das Lied als eine wertvolle Bereicherung des schlesischen Liederschatzes erscheinen.

Unter O. Roquettes Liedern findet sich ein Gedicht, das mit obigem solche Ähnlichkeit besitzt, daß eine Übernahme sicher ist[1]). Andererseits ergibt ein Vergleich der Texte die überraschende Tatsache, daß das Zobtener Volkslied unzweifelhaft höheren dichterischen Wert besitzt. Zwei Erklärungen sind möglich: entweder ist Roquettes Dichtung in das Volk gedrungen und hat dort eine schöne Umdichtung erfahren — was aus verschiedenen Gründen fast ausgeschlossen ist — oder Roquette ist das schlesische Volkslied in einer schlechteren Fassung zu Ohren gekommen. Die dritte Möglichkeit, daß er es selbst umdichtete, halte ich bei Roquettes feinem dichterischen Empfinden für ausgeschlossen. Da beide Breslauer Bibliotheken keine vollständige Ausgabe von Roquettes Werken besitzen, ist es mir leider unmöglich, festzustellen, ob der Dichter selbst sich über den Ursprung des Gedichtes geäußert hat; doch finde ich in seiner Selbstbiographie »70 Jahre« (S. 38) die Angabe, daß Hanna, das 25 Jahre in der Familie seiner Eltern dienende Dienstmädchen, in Sprache, Gewohnheiten, Volkstracht eine »echte Schlesierin« war und die »schönsten Geschichten erzählen und die lächerlichsten Volkslieder singen konnte«. Robert Franz hat das Lied »im Romanzenton« durchkomponiert. (R. Franz-Album I, 21); aber neben seiner künstlerischen Vertonung besitzt die oben mitgeteilte Volksweise doch ihren eigenen Wert.

(zu Roquettes Vorliebe für Volkslieder vgl. a. O. S. 173 und 199; über seine Bekanntschaft mit R. Franz ab. 287).

II. Ebenfalls einer Mitteilung des Herrn Kleiner verdanke ich den vollständigen Text des folgenden Liedes, von dem ich Bruchstücke aus dem Munde beerensuchender Kinder vernahm und aufzeichnete.

Zehntausend Mann, die zogen ins Manöver,
Zehntausend Mann, die zogen ins Manöver!
Wiediewum, wiediewum, wiedirallala!
Die zogen ins Manöver! Wiediewum!

---

[1]) »Das macht das dunkelgrüne Laub,
Daß der Wald so schattig ist,
Das macht die liebe Maienzeit,
Daß so rot das Röslein ist.
Meines Schatzes Lieb war das Röslein rot,
Das blühet am Waldesrain,
Und das grüne Laub, das grüne Laub,
Wie all die Gedanken mein. (?)
Nun ging die schöne Mainzeit
Und die schöne Lieb' zur Ruh',
Nun fallen die Blätter all herab
Und decken das Röslein zu.«





Bei einem Bauer ließen sie sich nieder :,:
Wiediewum usw.
Da ließen sie sich nieder, wiediewum!

Der Bauer hatt' eine wunderschöne Tochter :,:
Wiediewum usw.
Eine wunderschöne Tochter' Wiediewum!

Der Ritter (!) sprach: »Die Tochter möcht ich haben.« :,:
Wiediewum usw.
Die Tochter möcht ich haben! Wiediewum!

Der Bauer sprach: »Was ist dein lieber Vater? :,:
Wiediewunm usw.
Was ist dein lieber Vater? Wiediewum!

Der Ritter sprach: »Ist König von Italien! :,:
Wiediewum usw.
Ist König von Italien! Wiediewum!

Der Bauer sprach: »Was ist denn dein Vermögen? :,:
Wiediewum usw.
Zwei Stiefeln und zwei Sporen! Wiediewum!

Der Bauer sprach: »Da kannst du sie nicht haben!« :,:
Wiediewum usw.
Da kannst du sie nicht haben! Wiediewum!

Das Lied fehlt bei Günther und bei Erck und Böhme. Dagegen findet es sich in der handschriftlichen Sammlung der Stadtbibliothek unter den von Oberlehrer Dr. Martin Klein gesammelten Volksliedern (Lissa i/P., Rawitsch) in vierfacher Aufzeichnung. Die Texte weichen nur in Kleinigkeiten von einander ab, nicht unwesentlich aber von dem meinen*). Zunächst setzen sie für das auffällige »Ritter« (Strophe 4 ff.) »Reiter,« dann stellen sie die Strophen 5, 6 und 7, 8, 9 um und fügen noch vier

*) Kleinscher Text. Stadtbibl. V. M. 72 r. 4. (Lissa, 1902). 1) ebenso 2) Sie kehrten ein bei einem reichen Bauern. 3) ebenso. 4) Ein Reiter sprach: »Kann ich die Tochter haben?« 5) Der Bauer sprach: »Was ist denn dein Vermögen!« 6) Der Reiter sprach: »Zwei Stiefel und zwei Sporen.« 7) Der Bauer sprach: Dann kannst du sie nicht haben!« 8) Der Bauer sprach: »Was ist denn dein Vater?« 9) Der Reiter sprach: »Der König von Italien!« 10) Der Bauer sprach: Dann kannst du sie wohl haben!« 11) Der Reiter sprach: »Jetzt will ich sie nicht haben!« 12) »In unserm Land gibts noch viel schönre Mädchen!« 13) Schwarzbraunes Haar und rosenrote Wangen!«

hinzu. Infolge dieser Anderungen verläuft das Zwiegespräch anders. In der Zobtener Fassung geht die Frage nach dem Stande des Vaters der Erkundigung nach den Vermögensverhältnissen vorauf: der schlaue Bauer traut offenbar dem mit seiner hohen Abstammung flunkernden Reitersmann nicht und schließt deshalb unmittelbar daran vorsichtig die Frage nach dem Vermögen, deren zweifelhafte Beantwortung die abschlägige Antwort nach sich zieht. Anders verläuft die Handlung in den von Klein mitgeteilten Texten: Hier fragt der Bauer erst nach den Vermögensverhältnissen und weist daraufhin den Freier ab; dann aber erkundigt er sich nach dem Stande des Vaters, und die hohe Abkunft bestimmt ihn nunmehr, den Freier anzunehmen. Jetzt aber will der Reiter die Tochter nicht mehr haben, da er gemerkt hat, daß es der schlitzöhrige Bauer nur auf das Vermögen des Freiers abgesehen hat, und eilt mit spöttischen Worten davon. — Man sieht, beide Fassungen geben einen Sinn; die Zobtener ist mehr der Denkart des schlesischen Bauern angepaßt; die Kleinschen legen die Vermutung nahe, daß die erste Strophe in Soldatenkreisen einem älteren Liede (von der Werbung eines vom Stegreif lebenden Raubritters um eine Bauerntochter?) später vorgesetzt wurde. Nach einer Randbemerkung in einem der Kleinschen Texte wurde das Lied von durchmarschierenden Soldaten gesungen, nach einem Zusatz Günters auch von Kindern. Vielleicht haben es die Zobtener Kinder von einer einquartierten Truppe einst übernommen. Die Weise ist in muntrem Marschtempo gehalten, was mir lebhaft zum Bewußtsein kam, als die Kinder auf dem Hindenburgwege, wacker mitmarschierend, es mir vorsangen.

III. Das dritte Lied hörte ich von pilzesuchenden Kindern singen, die sich im Walde (in der Höhe des Kreuzsteins) zutraulich dem städtischen Konkurrenten gesellten, der auch Galuschel, Schälpilzla und Graslatscherl suchte. Auf meine Bitte haben sie mir es dann aufgeschrieben und zwar mit einer so staunenswerten Gedächtnistreue, daß ihre Aufzeichnung wörtlich mit einer später von Herrn Kleiner erbetenen übereinstimmt. Das Lied wird überall am Zobten von Jung und Alt gern gesungen.



2. »Gib her dein Geld, dein Leben ist verloren!
Gib her dein Geld, dein Leben ist dahin!«
»Ich hab kein Geld, kann leider dir keins geben!
Komm selber her und öffne mir die Brust!«

3. Da blieb der Räuber plötzlich vor ihm stehen:
»Was trägst du hier an deiner blanken Brust?«
»Das ist das Bild von meiner lieben Mutter,
Das trag ich schon zwölf Jahr an meiner Brust!

4. Zwölf Jahr sind's her, daß ich sie nicht gesehen!«
»Zwölf Jahre sind's, daß ich ein Räuber bin!
Und hier als Räuber muß ich vor dir stehen.
Verzeih, verzeih, daß ich dein Bruder bin!«

Die Zeichensetzung stammt von mir und deutet meine Auffassung des Sinnes an. (vgl. die Verteilung der Verse IV. 1. 2. auf die Sprechenden). Schlicht, wie die eintönige, stark an den Bänkelsängervortrag gemahnende Weise, ist die Erzählung: Der Wegelagerer greift nach der Geldtasche des Reisenden, der sich willig nach Geld untersuchen läßt, und findet auf seiner »blanken« (schlesisch für »bloßen«) Brust statt der gesuchten Beute das dort verwahrte Medaillonbild der Mutter, das alsbald zum Wiedererkennen des Bruders führt. Gleich nachdem der Bruder in die Fremde zog, ist er selbst Räuber geworden und muß nun reuig erkennen, wie nur eine gütige Vorsehung ihn vor dem Entsetzlichsten, dem Brudermorde, bewahrt hat: Moritat — der unerkannt aus der Ferne Heimkehrende — Schicksalsdrama mit einem, in dem gemütlichen Schlesierlande üblichen, glücklichen Ausgange!

Das Lied fehlt bei Erck, Böhme und in der Sammlung der Stadtbibliothek. Doch gibt es bereits zwei gedruckte Texte (G. Amft: »Volkslieder der Grafschaft Glatz.« N. 684. und E. Schönbrunn: »Volkslieder aus dem Eulengebirge.« N. 58. Amfts Text zerrt den Stoff, ohne neue Gedanken zu bieten, lang und langweilig in sechs Strophen zu je acht Versen auseinander. Dem entsprechend ist die Weise völig anders, gekünstelt und wenig volkstümlich. Die im Zobtener Texte beinahe ganz fehlende Reim- oder Assonanzbindung ist hier peinlich, aber ungeschickt durchgeführt. Man glaubt die »verschönernde« Hand eines Umdichters zu spüren! Schönbrunns Text aber, dessen Weise an die Zobtener anklingt und der mit dem Zobtener Text auch die Verse 1—6 gemeinsam hat, ist sonst eine verballhonisierte Kürzung der Amftschen Dichtung auf 5 Strophen zu je 4 Zeilen und teilt mit ihr gerade die schlimmsten Stellen: z. B. »ich morde dich, sowahr ich Räuber bin, ermorde mich, tu mich nicht lange quälen (Amft: II, 6. 7 ich werde mich nicht länger mit dir quälen!«), ermorde mich und triff das Herz recht gut.« (= Amft III, 6). Da blieb der Räuber ein wenig (! Amft »betroffen) vor ihm stehen und sprach: »Zu morden hab' ich keine Lust« (!), doch halt! was muß ich plötzlich an (Amft: bei) dir sehen,

was hängt bei dir an deiner bangen (! Amft: bloßen) Brust?« Die beiden nächsten, sinnlosen Verse hat Schönbrunns Text allein: »Es ist das Bild von meiner Mutter Tagen (!), es ist das Bild von meiner Mutter Herz!» (!) Dann folgen wieder an Amft anschließende Verse: »Zwölf (Amft V, 5 zehn) Jahre haben wir uns nicht gesehen, und jetzt muß ich als Räuber vor dir stehen« (Amft V, 7). Die rührselige Schlußstrophe: »Bald küßt er ihn, bald küßten sie sich beide (! Amft IV, 3), »Ach, großer Gott, was hab ich heut getan (Amft V, 8), nun wollen wir uns wieder Brüder nennen, und lieben, wie sich Brüder lieben tun!« (! Amft VI, 3 »wir lieben uns als Brüder herzlich wieder«) weist dasselbe Zusammenstellen getrennter Verse aus Amfts Texte auf. Das Wichtigste, die in der Zobtener Fassung so wirksam vorbereitete Wiedererkennung, ist, wie wir sehen, in den beiden anderen plump entstellt. Dramatische Knappheit neben großer Anschaulichkeit kennzeichnen dagegen das Zobtener Lied als echte Volksballade.

Zwei Sagen.

Ein längerer Ferienaufenthalt in Zobten a/B. ließ mich auch einige Sagen entdecken, die in Kühnaus schlesischem Sagenbuche noch nicht verzeichnet sind.

I. Der Reiter ohne Kopf.

Bei Silbitz Kr. Nimptsch im sumpfigem Gelände führt eine Brücke über einen kleinen Wasserlauf. Dort zeigte sich nach allgemein verbreitetem Glauben des Landvolkes öfters ein Reiter ohne Kopf. Im Jahre 1875 (76?) ging in der Abenddämmerung ein Arbeiter hier Gänsefutter stehlen. Plötzlich sah er den Reiter ohne Kopf vor sich. Er wurde darüber irrsinnig, lief am hellen Tage, nur mit dem Hemde bekleidet, herum, schlug mit Stangen die unreifen Früchte von den Bäumen und mußte schließlich in die Irrenanstalt in Brieg gebracht werden, wo er schon nach wenigen Monaten starb.

Mitteilung des Hauptlehrers Kleiner in Zobten.)

II. Der Bankwitzer Geist.

In der Mitte des Weges zwischen Striegelmühl und Bankwitz führt eine Brücke über einen Graben. Rechts hinter ihr erhebt sich der »Burghübel«, ein schön erhaltener Ringwall aus slavischer Vorzeit. Bei dieser Brücke soll in der Abenddämmerung ein Geist sein Wesen treiben; die Landbevölkerung vermied es früher, zur Nachtzeit die Gegend zu betreten, oder eilte möglichst schnell vorbei.

(Mitteilung eines alten Landmanns.)

Über Brücken als Spukstätten spricht Kühnau im Sagenbuche I, 324 f.; über gespenstische Reiter vgl. die im Sachregister (Band VI) s. v. Reiter angegebenen Sagen. O. Vugs Beobachtung, daß mit »Heidenschanzen« stets Gespenstersagen verbunden sind, wird durch obige Sage II. bestätigt, (vgl. Vug: »Schlesische Heidenschanzen« und Kühnaus Sachregister s. v. Schanzen.)



Aus einem oberschlesischen Dorfe[1].

Von Alfons Perlick.

1. Nachträge zur Volksliedforschung.

Im besonderen ist der Liederschatz Oberschlesiens noch nicht zusammengestellt worden, doch findet er, soweit er aus der Literatur bekannt ist, in Günthers Arbeit gleiche Berücksichtigung mit anderem schlesischen Material. Zu den Nachträgen von Dr. Helmut Wocke[2]) gestatte ich mir auch noch einige kleine Hinweise bezüglich Oberschlesiens zu liefern. Zu dem Liede »Es hat in den Dienst der Herr mich genommen» (Oberschles. Heimat 14, 1918, 101) und dem Nachtrage: Ein lettisches Lied, S. 116, vergleiche man am Urquell 5, 1894, 49; hier gibt A. Treichel denselben Text aus Westpreußen (»Służylem u pana na piernwsze lato . . .«) und die Übersetzung des siebenstrophigen Liedes nebst einer Vorbesprechung. In der Montagsbeilage zum Berliner Tageblatt (1893, n. 38), der Zeitgeist, ist der Aufsatz »Die Volkslieder der Oberschlesier« von Hermann Menkes enthalten. Beim Liede »Spinn, spinn, spinn, Tochter mein« (Tam na błoniu) in der Oberschlesischen Heimat 3. 1907, 208 gibt Günther nicht an, wo es in dieser Zeitschrift zu finden ist. In der Oberschles. Heimat wären ferner noch zu beachten: »Co sie smiescz głupi Jydzie. . . »Was lachst du dummer Jude« (6, 1910, 151), ein sehr verbreiteter Spottsang und »Christkindel Umgang« (8, 1912, 178). Bemerkungen zum polnischen Volkslied Oberschlesiens gibt J. Gregor in »Oberschlesische Neujahrsgebräuche« (2, 1906, 6). Einen kurzen Hinweis enthält auch Böckel, Psychologie der Volksdichtung, Anmerkg. S. 213. Weiter herangezogen werden müssen: Ludomir, Ozbiorach pieśni ludowych na Gornym Slasku (Über die Sammlung polnischer Volkslieder in Oberschlesien), Beuthen 1914; Ksiadz, Polska pieśń nabożna na Górnym Śląsku (Polnische Andachtslieder in Oberschlesien), Beuthen 1911; K. Prus, Jósef Lompa, Beuthen 1918; E. Grabowski, Land und Leute in Oberschlesien, Breslau o. J., S 36:

[1]) Zur Einführung in unsere dörflichen Verhältnisse, die auch die Eigenart der hier folgenden volkskundlichen Beiträge besser verstehen lassen, vergleiche man meine »Materialien zur Heimatkunde des Dorfes Rokittnitz«, Gleiwitz 1919 (Verlag des Oberschlesischen Museums).

[2]) Dr. Helmut Wocke, Zur Geschichte der schlesischen Volksliedforschung (= Oberschlesische Heimat 14, 1918, 99); vgl. auch Kunstlieder im Munde des Volkes (= Oberschlesien 17, 1918—19, 308).



»Weine nicht Mädchen — laß doch die Tränen« (Hochzeitslied in Koslowagora), S. 38: »Es war ein schöner Garten« (Brautlied), S. 39: »Polka tanz ich . . . «, » . . . Herr Schmied, Herr Schmied. . .« (Tanzlieder)[1]), S. 66: »Mein Strauch ist grün und schön geziert« (Roßberg, Gleiwitz, beim Austragen des Osterbäumchens), »Sind sie gebeten . . .« (Jakobswalde), S. 158: »Rote Rosen, rote . . . «, »Kleine Fische, kleine . .« (Sommerliedchen[2]); Oskar Klaußmann, Oberschlesien vor 55 Jahren., Kattowitz) [1911]. S. 142: »Eine Schwalbe macht keinen Sommer« (Soldatenlied von 1866), S. 152: »Hier in dieses Haus treten wir hinein« (Sommerliedchen), S. 162: » . . . Herodes, der schaute zum Fenster heraus« (Lied der hl. drei Könige[3])), S. 171: Die Kempner Judenstücke: »Das war der Benedek« (1866), »Mac- Mac . . . Mahon« (1870), »Der Krach, der große . . .« (1873[4]).

2. Verzeichnis der Lieder, die im Dorfe gesungen werden[5]).

Als ich an einem Sommertage. (185)
An einem Bach, der rauschend floß. (186)
Auf dem Kirchhof still und klein.
Blumen blau, der Männer Treu. (187)
Christinchen saß weinend im Garten. (185)
Der Himmel ist so trübe. (189)
Ein Kind kaum sechs Jahre alt. (198)
Ein Schifflein sah ich fahren[6]).
Ein stolzes Schiff stand einst am Indierstrande.
Es stand ein Fräulein vor der Himmelstür.
Es stand ein Schloß in Österreich. (196)
Es war einmal eine Müllerin.
Es war einmal' ne Jüdin. (197)
Es war einmal ein Graf am Rhein. (197)
Es war einmal ein kleiner Mann. (197)
Es wollt ein Mann nach seiner Heimat reisen. (199).
Groß-Glogau, eine wunderschöne Stadt. (201)

---

1) Günther 202: Herr Schmidt; siehe Lewalter-Schläger, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, Kassel 1911, 22 (41).

2) Günther 220: Sommersonntagslieder (s. Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien, von Paul Drechsler (= Schlesiens volkstüml. Überlief. II, 1) S. 73 ff.)

3) Günther 191: Dreikönigsspiel (ebenda 53).

4) Günther 218; Nachtrag zu den Scherzreimen aus Klaußmann: S. 155 (Aprilschicken), S. 243: »Ix, fix, Gliwice, . . . Vicatorum, Toszek.«

5) Die Sammlung ist zur Zeit noch nicht abgeschlossen; auch sind die polnischen Texte und der größere Teil der Soldatenlieder nicht in diese vorläufige Zusammenstellung mit aufgenommen worden. Ich verweise hier nur auf Günther (Seitenzahl), da die Sammlung unserer Dorflieder demnächst selbständig erscheinen soll.

6) Bereits mit Anmerkungen in »Oberschlesien« 18, 1919—1920, 91 mitgeteilt (1890 schon in Hindenburg von den Schuljungen gesungen).

Horch, was nähert sich dem Schlosse?
Hier liegt ein Soldat von 22 Jahren. (203)
Im Feldquartier, auf hartem Stein.
In Böhmen (Baden) einem Städtchen. (207)
Leise tönt die Abendglocke. (195)
Maria ging in' Garten. (212)
Mariechen saß weinend im Garten. (212).
Mädchen, laß dich noch einmal küssen.
Meine Mutter kümmert sich.
Müde kehrt ein Wandersmann. (213)
Nach der Heimat möcht' ich eilen.
Nach Sibirien muß ich jetzt reisen.
Nichts Besseres kann mich erfreuen. (195)
Rokittnitz, ein schönes Dörfchen.
St. Katharina eine Christin war.
So nimm denn meine Hände.
Sollte mir das Herz nicht bluten.
Still rauschend fließt der Bach hinab.
Von der Wanderschaft zurück. (223)
Weit tief im Walde, in einem grünen Tale.
Zu Baden, ein Städtlein, ein stilles Haus. (207)

3. Das Lied des Verbannten: Nach Sibirien muß ich jetzt reisen[1]).



[1]) Die Aufzeichnung der Weisen hat in freundlicher Weise Herr Organist August Dudek-Rokittnitz übernommen.

2. Von den Meinen gewaltsam entrissen,
Von den Meinen gewaltsam getrennt.
Kann im Leben mich nimmer mehr küssen,
Die mich Gatte, mich Vater genannt.
Ach, wer trocknet den Meinen die Tränen,
Die der Liebe, der Hoffnung beraubt.
Mit der Rache will ich mich versöhnen,
Nenne mir, o Schicksal, den Traum.

[= Rokittnitz; aus dem Dorfe habe ich vier Belege zur Hand, davon drei schon vor dem Kriege bekannt waren. Die vierte, oben mitgeteilte Form, stammt von einem Sergeanten des Ulanen-Regt. Nr. 2, Gleiwitz, der es 1917 bei der Truppe in Frankreich gelernt hatte. Die anderen Fassungen sind stark, an vielen Stellen sehr sinnlos, zersungen, was aber hinsichtlich des nicht volksmäßigen Textes leicht erklärlich ist; z. B. 1 Str., Zeile 7 und 8: »Wo sein Aug' seine Hoffnung beglücket, wo das Aug' seine Menschheit beglückt.«

Köhler-Meier[1]) hat dieses Lied nur aus Buchenschachen und Püttlingen, Krs. Saarbrücken, Winter 1891, mit noch einer dritten Strophe verzeichnet; auch seine Weise weicht von der unsrigen sehr ab. Nach John Meier[2]) ist das Lied ein Kunstlied, dessen Verfasser bis jetzt noch nicht zu ermitteln gewesen war. Robert Riediger hat es für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte vertont (Verlag von Hermann Augustin, Berlin). Bei Meier wird das Lied noch aus Prahls Mpte. (Westpreußen) belegt.]



4. Das Scherzlied: Zwei Graupenwürste tanzten . . . (Tańcowały dwa krupnioki . . .[3])

---

[1]) Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar, I. Bd., Halle 1896, 196 (189).

[2]) nr. 4 u. 5 Beiträge zur oberschles. Kinderspielforschung; vgl. weiter: Anmerkungen 3, 4, 5, 6, 13 u. 14; Wunschik, Meine Erinnerungen





Es tanzten zwei Graupenwürste,
(Und die) Leberwurst spielte dazu.
Eine Graupenwurst brach das Bein,
Die zweite lachte dazu.
Zwei Graupenwürste tanzten
Bis sie die Beine brachen;
Dann weinten sie.

[- Rokittnitz, doch auch überall in Oberschlesien sehr verbreitet. Wie eine Leberwurst bei einer Blutwurst zu Gast war und beinahe von ihr erstochen wurde, weil die Blutwurst eine Mörderin war (Bolte — Polívka, Anmerkungen zu den KHM der Brüder Grimm I, 375, Der Herr Gevatter nr. 42) — Die Personifikation der Wurst und besonders der Graupenwurst findet man in slavischen Liedern und Reimen sehr häufig.]

5. Das Kreisspielliedchen: Ein Bauer zog den Berg hinab.



Was macht er mit der Lein?
Er geht damit zum Schneiderlein.
Guten Tag, guten Tag, Herr Schneiderlein!
Machen sie mir daraus ein Röcklein klein,
Er geht damit zum Ännchen.
Wie paßt denn mir mein Röckelein?
Es paßt ja schön und doch nicht fein.
Ich geh' gleich damit zum Schneiderlein.
Guten Tag, guten Tag, Herr Schneiderlein,
Sie haben verpfuscht mein Röckelein.
Den Schneider soll der Geier holen,
Er hat verpfuscht mein Röckelein.

Die Kinder bilden einen Kreis. Zwei der mitspielenden Kinder stellen sich als Esel und Bauer in die Mitte des Kreises. Im Laufe

---

an mein frühestes Deutsch (= Die zweispr. Volksschule 26, 1918) S. 168 (Auszählreim): 1, 2, Polizei . . . ; . . . ława Bank, powróz Strang, . . . ; (Tanzliedchen): Auf dem Berge saß ein Zając . . . ; Zagrejcie mi länder . . . ; Ruzala komm . . . ; S. 179 (Singreime): Auf dem hohen Bergelein — siedzi zając . . . ; Pepuczku, podwiedzmi — Was hast du gemacht . . . ?



des Spieles treten noch Schneider und Ännchen dazu. Bei der letzten Strophe hauen Esel, Bauer und Ännchen den Schneider hinaus.

[= Rokittnitz; die entstellte Beziehung der ersten zur zweiten Strophe ist zu merken. Das vorliegende Spiellied ist eine Variante des bei Lewalter-Schläger, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, Kassel 1911, nr. 275 aufgezeichneten Spieles: Es zog ein Mann durch Asienland. . Prof. Schläger kann sich dort schon auf Bolte's Angaben in: Der Bauer im deutschen Liede S. 128, nr. 214. berufen. Weitere Ergänzungen dazu liefert dann Bolte noch in der Zeitschrift d. V. f. Volksk. 26, 1916, 94, wo Karl Haller das »Joppenlied« mit Melodie aus Oberösterreich mitteilt (Da Bau'r vakauft sein Ack'r und Pfluag, daß a da Bäurin Jopp'n kauf'n tuat . . .) .]

6. Zwei Rätsel.[1])

1. Was rumpelt und pumpelt in einer hölzernen Kapelle? Soldaten Granaten, das ist leicht zu erraten. (= Butterfaß).

[= Rokittnitz, Tarnowitz — Oberschlesien 2, 1903—4, 577 (Lassoth, Krs. Neiße): Was rumpelt und pumpelt ei der hilzernen Kopalle?; Mittlg. d. Schles. Ges. f. Volksk. 1, 1894—96, H. II. 53 (nr. 3): Was rumpelt und pumpelt in der hölzernen Kopall? (Dr. P. Drechsler, Jugendbrauch und Jugendspiel (= Streifzüge, durch die schles. Volksk.): Leobschütz, Katscher, Liebenthal. Peter, Volkstümliches aus Österreich-Schlesien, Troppau 1867, I, 126 (367); Mittlg. d. V. f. sächs. Volksk. 2, 1900—2, 212: Es rumpelt und pumpelt mit eisernen Ketten, Soldaten, Granaten, kann's niemand erraten? (Richter, Kinderreime aus der Schweinsburger Pflege; ohne Auflösung). Vgl. Böhme, deutsches Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1897, 692 (nr. 130: Finger und nr. 131: Schublade).

2. Ich kenne ein kleines Tierchen,
Hat kein Herz und hat kein Nierchen;
Und kommt von Würgelwitz
Nach Nagelwitz;
Dort findet es den Tod.

[= Rokittnitz, Tarnowitz; bei Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Wismar 1897, I. Rätsel S. 21 (nr. 28 a—y) mit Anmerkungen S. 276 (vgl. a. Brodbissen S. 176 nr. 882 a) verzeichnet (Ndd. 15 ×; 10 hd. ×; französ. b. Rolland Eugène: Devinettes ou énigmes populaires de la France, Paris 1877, 41 (79); Frischbier; Die Tierwelt in Volksrätseln aus der Provinz Preußen (= Zeitschr. f. deutsch. Philologie XI, 1880, 358 (100): Von Buckau nach Kuckau; Englien-Lahn, der Volksmund in der Mark Brandenburg, Berlin 1868, 209 (132): va Kikersch vör Käkersch.); Blätter f. pommersche Volksk. 6, 1898, 42

[1]) Vgl. Perlick, Der Mann mit der Ziege, dem Wolf und dem Kohle. Ein Beitrag zur schlesischen Kinderspielforschung (= Sonntagsbeilage der Schles. Volkszeitung Nr. 17, Juli 1919.) —

(Dr. A. Brunk, Volksrätsel aus Pommern): Es kam ein Schwarzer hergegangen, zwei Weiße nahmen ihn gefangen. Sie führten ihn nach Wirwelwitz, von Wirwelwitz nach Nagelspitz; hier wurde er getötet; auch 6, 1898, 76 (A. Knoop, Volksk. a. d. Tierwelt); Zeitschr. d. V. f. Volks- 7, 1897, 302 (154): Bukowina, Galizien; Böhme 692 (137, ohne Quellenangabe): Es kamen fünf gegangen, die nahmen einen gefangen, zu Rivelbach, zu Nagelbach, da wurde sein Gericht gemacht; so auch Lewalter 221 (792, ohne Anmerkung); Simrock, Deutsches Rätselbuch S. 45: Es kamen 2 gegangen, die bringen einen gefangen: Sie bringen ihn nach Würgelstatt, von Würgelstatt nach Nagelstatt, von Nagelstatt, auf Todtenschlag.]

7. Von der Butterblume (Caltha palustris) und dem Vergißmeinnicht (Myosotis palustris)[1].

Die Kinder nennen die im Frühling an den Ufern den Rokitnica goldgelb leuchtende Dotterblume kwiat na oko = Augenblume[2]. Man darf die Blüten nicht ansehen, weil sonst die Augen krank werden; mitunter bilden sich sogar Beulen in der Augengegend. Überall da, wo eine solche Blume steht, ist auch eine Froschwohnung; denn der erste Frosch auf der Welt suchte zuerst eine »Augenblume« auf. Und sowie die Butterblumen stehen gelassen werden, hat auch der Frosch darunter Ruhe. Viele gelbe Blumen auf der Wiese verderben das Heu; besonders darf man es dann nicht als Ziegenfutter verwenden[3].

---

[1]) John Meier, Kunstlieder im Volksmunde (Materialien und Untersuchungen), Halle 1906, 78 (503).

[2]) Zur oberschlesischen Volksbotanik liegen bereits drei kleine Arbeiten vor: Wunschik, Gundermann und Schafgarbe (= Die zweisprachige Volksschule 26, 1918, 91); Perlick, Pilzforschung und Pilznamen in Oberschlesien (= Oberschlesien 17, 1918, 44); Perlick, Vom Gänseblümchen (= Oberschlesische Heimat 15, 1919, 52) und dem Abzupfreim: Er liebt mich von Herzen . . . (S. 54). Ich füge diesem letzten Beitrag noch folgende Anmerkg. bei: Vgl. 2. Brief Mariannens von Willemer an Goethe (Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, 2. Bd., Weimar 1915, S. 176 u. Anmerkg. S. 192). L'Adultera, Roman von Theodor Fontane (Fischers Bibliothek) S. 62 »Und sie bückte sich nieder, um an einer Wiesenranunkel die Blätter und Chancen ihres Glücks zu zählen«. Einige Formulettes de la marguerite bringt nach Schweizer Volksk. 3, 1913, 16 (Hier zählen die Knaben): Elle m'aime un peu, beaucoup, par fantaisie, par jalousie, rien du tout; u. a. mehr.

Zur Butterblume (Paul Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien II, 2: S. 215: (Bei Kreuzburg wird Leontodon Taraxacum Augenblume genannt; bei uns führt der Löwenzahn eine andere Bezeichnung); S. 296: (Böse Augen von den Samenfäden der Maiblume)) und zum Vergißmeinnicht (bei Drechsler nicht angeführt) vergleiche Heinrich Marzell, Frühlingsblumen im Volksglauben. Eine volksbotanische Skizze (= Natur und Kultur 8, 1910—11, 417—422).

[3]) E. Majewski, Słownik nazwisk zoologicznych i botanicznych polskich, Warszawa 1894, 154: Byči oči (= Jan Bystroń. O mowie



Zwischen der Butterblume und den hier vorhandenen ebenfalls gelbblühenden Hahnenfußgewächsen (Ranunculaceae) wird nicht unterschieden[1]). So gilt das von Caltha Gesagte auch für diese Pflanzen[2]).

Weit lieber haben die Kinder das himmelblaue Vergißmeinnicht: Zabie ócka = Froschaugen[3]). Aus der blühenden Pflanze werden schöne lange Kränze gewunden und Blumensträuße (= bukette) zusammengestellt. In Lenkau legen die Kinder mit Vorliebe einen solchen blauen Kranz in einen mit Wasser gefüllten Suppenteller, damit sich die Blüten recht lange halten[4]). Dazu wachsen sie bald senkrecht in die Höhe, während der untere Teil schon zu faulen beginnt. Hat jemand böse Augen, so bestreicht er die Augenlider mit Vergißmeinnichtblüten und es hilft alsbald. Man darf aber beim Pflücken dieser Blumen von keinem Frosche gesehen werden; denn dieser zählt sonst dem Pflückenden die Zähne und danach richtet sich's dann der Tod ein (auch in Hindenburg bekannt).

(polskiey w dorzeczu Stonawki i Łucyny w ksieztwie Cieszyńskiem), Tilsz = A. Treichel, Polnisch-Westpreußische Vulgärnamen von Pflanzen, 1881, Schriften der Naturforsch. Gesellschaft zu Danzig, Bd. V) und Wołe oko, kaczeniec, kniat, knieć, łatoć, łotoć, łotocian, łotocie, łotasz, majówka . . . (bei uns so die Maiblume (Leont. Taraxacum) genannt).

[1]) Vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch II, 583 = Wenn die Kühe davon fressen, wird die Butter gelb.

[2]) Eugène Rolland, Flore populaire ou histoire naturelle dans leurs rapports (avec la linquistique et le Folklore) I—II, Paris 1896, S. 91: L'ancienne nomenclature a souvent confondu sous ce nom (caltha) le populage et le souci (calendula: Ringelblume = Caléndula arvensis, Bei uns viel im Garten zu finden, führt auch einen besonderen Namen). Les fleurs de ces deux plantes sout jaunes.

[3]) Rolland berichtet u. a. noch weiter von Caltha: »On se sert des fleurs. de Caltha pour jaunir le beurre. — La première fois, au printemps, qu'on trait les vaches en pleins champs, ou met dans le pot du lait une fleur de caltha. Parsuite le beurre réussira toute l'année et les sorcières ne pourront le voler; Danemark. — Vers le 1er mai, le pâtre du village distribue aux paysans propietaires de bétail, des croix faites avec la fleur de caltha, une croix par chaque vache en signe que les pâturages sont à leur disposition. Ces croix sont suspendues aux poutres du plafond pour le reste de l'année; Suède.«

[4]) E. Majewski S. 509; Żabie oczka = Schlesien; błotna nieczapominajka; niezabudka; niezapominajka, zabioczy, żabie očko usw.

[5]) Grimm 12, 445: Ringe von Vergißmeinnicht; nach Grimm: Oken, Naturgesch. 3, 1090 . . . Läßt sich im Wasser lange frisch erhalten.



Schlosel und schloweiß.

Von Karl Rother.

In Volkmer-Hohaus Geschichtsquellen der Grafschaft Glatz 3,87 findet sich über die Unterhaltung des „Lazarets" zu Glatz zum Jahre 1462 folgende Stelle: Ferner wirdt gereichet daß Jahr vber, im Früling Ein Schlossel Puter vnndt zu Michaeli ein Schlosell vnd dann zu Martini Ein schlosel. Dass wirdt vnter sie getheylet, daß ein jedess desto bass sein ausskommen haben kan.

Die Grafschaft Glatz 1917 Nummer 1/2 S. 12 bringt folgende Erklärung von Volkmer: Zum Verständnis fügen wir bei, daß bei dem Worte „Schlosel" an „Butterschlagen", oder wie es in der Grafschaft heißt, „Putterschlon" zu denken ist. Ein Schlosel ist der Ertrag des einmaligen „Putterschlons", in unserem Falle wohl das Quantum an Butter, das sich ergab, wenn alle dem Hospital zinspflichtigen Bauern und Viehbesitzer zu drei Terminen im Jahre den Ertrag einer Butterbereitung an das Hospital ablieferten.

Umfragen meinerseits ergaben, daß „Schlosel" da und dort, besonders in der Grafschaft, z. B. in Altwaltersdorf, heut noch lebendig ist, zum mindesten aber sofortiges Verständnis findet. In Martinsberg findet sich dafür die Form „Schlofel", was als Schlagvoll, ein voller Schlag (Butter) zu deuten ist. Vgl. die Zusammensetzungen mit voll, Mitt. XV.

Obige Erklärung legte nun die Entstehung von schloweiß aus schlagen nahe. Tatsächlich haben unsere Krieger in Polen und Galizien, wohl auch in Rumänien und Serbien, genugsam beobachten können, wie dort die Weiber die Wäsche zum Zwecke der Reinigung auf einem platten Steine am Bache mit einem Stück Holz schlagen, anstatt sie wie bei uns mit den Händen zu reiben. Auch in Frankreich und in Italien soll diese Art der Reinigung noch üblich sein;



sicher ist sie es früher auch in Schlesien gewesen. Man kann also die Wäsche auch durch Schlagen, schlesisch šlōn, „blütenweiß“ bekommen; sie ist dann in diesem Falle schlageweiß = schloweiß. Wir zweifeln nicht, daß dies die einzig richtige Ableitung des bisher verschieden gedeuteten Wortes ist. Das Obersächsische Wörterbuch von Müller-Fraureuth erwähnt die Formen schlohweiß, schlorweiß, schlorschneeweiß, schleerweiß, schlörweiß, schleierweiß, schloßweiß, schlußweiß, schloßkreidaweiß, schlooßeweiß, schlosewis, und auch schlägerweiß.

Wolf von Unwerth †.

Einen sehr schmerzlichen Verlust hat unsere Gesellschaft, die Volkskunde und die germanistische Wissenschaft durch den vorzeitigen Tod des außerordentlichen Professors für germanische Philologie an der Greifswalder Universität Dr. Wolf von Unwerth erlitten. In Schlesien geboren und erzogen, außer einigen Leipziger Studiensemestern in Breslau germanistisch ausgebildet, hat er auch später, als Marburger Privatdozent wie als Greifswalder Professor, einem geliebten Heimatlande Anhänglichkeit und Interesse gewahrt und die Ziele, denen die Volkskundegesellschaft dient, in hervorragender Weise wissenschaftlich gefördert. Schon seine Erstlingsarbeit, mit der er sich an der philosophischen Fakultät seiner heimatlichen Universität einen wissenschaftlichen Preis und die Doktorwürde erwarb, „Die Schlesische Mundart in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt“ (1908 als Heft 3 unserer Sammlung „Wort und Brauch“ gedruckt), bedeutete einen Gewinn für die schlesische Volkskunde. Aus dem bunten Vielerlei mundartlicher Einzelerscheinungen, deren örtliche Verbreitung durch Wencker-Wredes Sprachatlasarbeit für jeden Fall im einzelnen festgestellt ist, wird hier mit klarem Blick zusammengefaßt, was durch sein gemeinschaftliches Auftreten zum Merkmal einer geographisch fest begrenzbaren gemeinschlesischen Mundart wird, während andererseits innerhalb dieser Umgrenzung wieder die Hauptscheidelinien der Untermundarten nach entsprechender Methode gezogen werden. Als eine wichtige Ergänzung dieser Darstellung steuerte v. Unwerth, von anderem abgesehen, i. J. 1911 zu der Festschrift unserer Gesellschaft für das Breslauer Universitätsjubiläum die Abhandlung „Das Entwicklungsgebiet der Schlesischen Mundart“ bei.

Aber nicht auf Schlesien und nicht auf die sprachwissenschaftlichen Aufgaben beschränkte sich sein volkskundliches Interesse. Auf den verschiedensten Gebieten der germanistischen Wissenschaft be-



wandert, neben der deutschen Philologie besonders auch auf dem der skandinavischen, hat er das Studium germanischen Volksglaubens, germanischer Mythologie und Sagenkunde durch eine glückliche Verbindung scharfsinniger und streng philologischer Interpretation mit weiten volkskundlichen Gesichtspunkten wesentlich gefördert. In dieser Richtung bewegen sich vor allem seine schönen „Untersuchungen über Totenkult und Odinverehrung bei Nordgermanen und Lappen“ (Germanist. Abhandlungen Heft 37, Breslau 1911), in denen er, dem Vorgange nordischer Forscher folgend, im lappischen Heidentum alte Einflüsse nordgermanischer Religion nachweist und danach auch die Bedeutung lappischer Reise- und Missionsberichte als Quellen für die Kenntnis gewisser heidnischer Vorstellungen und Gebräuche bei den Nordgermanen feststellt. So werden hier aus Nachrichten über lappische Vorstellungskreise des Totenglaubens Zeugnisse für entsprechende germanische Anschauungen und Sitten gewonnen, und insbesondere werden in dem Kult eines lappischen Pestgottes Rota germanische Züge aufgezeigt, die auf Odin als Totengott deuten und den Verfasser zu einer eindringenden Erörterung des Odinkultes und der verschiedenen Gestaltung der Odintradition in altnordischer Kunstdichtung und Volkssage führen.

Mit dieser Abhandlung hatte sich v. Unwerth als Privatdozent für germanische Philologie an der Universität Marburg habilitiert. Seine Vorlesungen aus dem Gebiete der älteren und neueren deutschen und skandinavischen, gelegentlich auch der angelsächsischen Sprache und Literatur bildeten für uns Ältere eine sehr willkommene Ergänzung unserer Lehrtätigkeit. Schriftstellerisch wurde er besonders durch die Übernahme der Neubearbeitung der althochdeutschen Literaturgeschichte für den Grundriß der germanischen Philologie in Anspruch genommen, deren verheißungsvolles Fortschreiten durch die Veröffentlichung einiger eindringender Einzeluntersuchungen bezeugt wurde. Aber auch seine nordischen Studien, die besonders der Thidrekssaga und ihren deutschen Quellen galten, führten zu einzelnen, durch die oben gekennzeichnete Methode ausgezeichneten Veröffentlichungen. Unter ihnen berührt besonders der kleine Aufsatz „Über Namengebung und Wiedergeburtsglauben bei Nordgermanen und Lappen“ die Volkskunde, und auch seine Ausgabe und Untersuchung von Christian Weises Dramen Regnerus und Ulvilda (Germ. Abh. Bd. 46. Breslau 1914), bei der ihn Beziehungen zur schwedischen Literatur und deren Vermittlung durch fahrende Komödianten reizten,

bringt wenigstens nebenbei mancherlei Volkskundliches, darunter auch ein wertvolles Rübezahlzeugnis.

Der Weltkrieg rief auch den jungen Privatdozenten für kurze Zeit zum Waffendienst. Es zeigte sich, daß ein Herzfehler ihn zur Ertragung der körperlichen Anstrengungen unfähig machte, aber seine wissenschaftlichen Studien traten mit unter das Zeichen der Zeit, als er im J. 1917 im Auftrage und mit Unterstützung der deutschen Kommission der preußischen Akademie der Wissenschaften nach dem Schema des Wenckerschen Sprachatlas Dialektaufnahmen an deutsch-russischen Kriegsgefangenen vornahm. Das Ergebnis waren seine i. J. 1918 in den Abhandlungen der Akademie veröffentlichten „Proben deutschrussischer Mundarten aus den Wolgakolonien und dem Gouvernement Cherson", die er zugleich auf Grund des Sprachatlas auf ihren Ursprung teilweise aus dem Vogelsberg und Spessart, teilweise aus Hessen, der Pfalz uud dem nördlichen Elsaß mit sicherer Hand zurückführte.

Inzwischen war ihm auch eine neue Lehraufgabe aus den Zeitverhältnissen erwachsen. Die vom Landtag freudig begrüßten Bestrebungen des preußischen Unterrichtsministeriums zur Förderung der Auslandskunde an den preußischen Universitäten hatten zur Gründung eines nordischen Instituts und eines Lehrstuhls für skandinavische Sprachen in Greifswald geführt, für das v. Unwerth berufen wurde. Der Erteilung des Lehrauftrages folgte bald die Ernennung zum außerordentlichen Professor für germanische Philologie. Seine weitreichende und gründliche Kenntnis der nordischen Sprachen und Literaturen und mancherlei persönliche Beziehungen, die er schon früher mit nordischen Gelehrten angeknüpft hatte, konnte er nun mit Eifer und Erfolg in den Dienst der vielverheißenden Aufgabe stellen, ohne dabei auf die Betätigung als Lehrer und Forscher in der deutschen Philologie zu verzichten. Dem von tiefem Nationalgefühl Durchdrungenen, der in entscheidender Stunde schon den schwedischen Löwen in einem poetischen Aufruf zum gemeinsamen Kampf mit dem deutschen Adler gemahnt, der hoffnungsvolle Blicke auf Finnlands Befreiung und seine Freundschaft mit Deutschland gerichtet hatte, mußte das Wirken für engere geistige Beziehungen zwischen den Ostseegermanen in zukunftsfreudiger Zeit doppelt willkommen und befriedigend sein. Um so schmerzlicher mußte er dann unsern schmählichen nationalen Zusammenbruch empfinden. Er war keine agitatorische Natur. Im persönlichen Verkehr zurückhaltend,



als Dozent und Forscher schlicht sachlich und zuverlässig ohne alle Rhetorik und anspruchsvolle Aufmachung in Rede und Schrift, hatte er sich dem politischen Treiben ferngehalten. Jetzt aber drängte ihn die Not der Zeit zur politischen Werbearbeit, um wenigstens für die Wahlen zur Nationalversammlung zu retten, was noch zu retten war. Mitten in dieser ungewohnten Tätigkeit durch die Grippe niedergeworfen, raffte er sich am Wahltage fiebernd vom Krankenlager auf, um seine Stimme noch in die Wagschale zu werfen; vier Tage später, am 23. Januar endete er, kaum 33jährig, sein Leben. Auch er starb für das Vaterland.

Marburg. F. Vogt.

Paul Drechsler †.

Am 5. April 1919 starb der Direktor des staatlichen Königin Luise-Gymnasiums zu Zaborze in Oberschlesien, Dr. Paul Drechsler, eines unserer rührigsten und um die Erforschung schlesischen Volksbrauches verdientesten Mitglieder, ein tüchtiger, hochangesehener Schulmann, ein gründlicher Gelehrter, ein gediegener Mensch.

Paul Drechsler wurde am 6. Mai 1861 zu Leobschütz geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bestand dort Ostern 1880 die Reifeprüfung. Er bezog alsbald die Universität Breslau, um sich der katholischen Theologie zu widmen, aber bald zog ihn die Philologie in viel höherem Maße an, und so studierte er denn weiterhin vor allem Deutsch, daneben auch die alten und neueren Fremdsprachen. Im September 1886 wurde er zum Dr. phil. promoviert. Von Michaelis 1886—87 genügte er seiner militärischen Dienstpflicht beim Oberschlesischen Infanterieregiment Nr. 62 in Ratibor. Im Juli 1889 bestand er die Staatsprüfung für das höhere Lehramt und erwarb die Lehrbefähigung im Deutschen für die Oberstufe, im Lateinischen, Griechischen und Französischen für die mittleren Klassen. Sein Seminar- und Probejahr leistete er von Ostern 1890 bis dahin 1892 am Königlichen Gymnasium zu Leobschütz ab, erlangte darnach die Anstellungsfähigkeit und arbeitete als Hilfslehrer noch bis Oktober 1893 an derselben Anstalt, dann bis Ostern 1895 am Lehrer-



seminar in Liebenthal, bis 1. Juni 1895 am Gymnasium in Ohlau, bis Ostern 1897 am Gymnasium in Jauer, bis Michaelis 1898 am Progymnasium in Sprottau, bis Ostern 1899 am Matthiasgymnasium in Breslau. Zu diesem Zeitpunkt wurde er als Oberlehrer an die damalige städtische Realschule in Beuthen O./Schl. berufen und schon ein Jahr später zum Leiter des in Entwicklung begriffenen neugegründeten öffentlichen Progymnasiums in Zaborze gewählt, dem Orte, in dem er seine endgiltige Lebensstellung finden sollte. Drei Jahre später erhielt die Anstalt die staatliche Anerkennung und er selbst den Titel Direktor. Unter seiner geschickten und umsichtigen Leitung erfolgte sehr bald in dem damals mächtig emporblühenden Industriebezirk der Ausbau der Schule zur Vollanstalt, sodaß er schon 1906 zum Königl. Gymnasialdirektor ernannt wurde. Seitdem leitete er die Anstalt mit Erfolg, aber unter mancherlei Schwierigkeiten, die die besonderen Verhältnisse mit sich brachten, bis zu seinem Tode. Inzwischen hatte er noch 1896 und 1898 durch zwei Erweiterungsprüfungen seine Lehrbefähigungen um die für Englisch erst für die mittlere, dann für die oberen Klassen erweitert und zahlreiche militärische Übungen als Leutnant der Reserve abgeleistet. Im Herbst 1913 wurde ihm der Rote Adlerorden vierter Klasse verliehen.

Als der Krieg ausbrach, war er leidend und konnte sich nicht sofort, wie er gewünscht hatte, dem Vaterlande mit der Waffe zur Verfügung stellen. Aber im Januar 1915 meldete er sich freiwillig und wurde als Oberleutnant und Kompagnieführer beim Landwehr-Ersatzbataillon Cosel eingestellt. Im September wurde er zum Hauptmann befördert und tat nun noch in verschiedenen Stellungen in Neuhammer und in Oppeln Dienst. Am 30. November 1917 erhielt er aus Gesundheitsrücksichten die Entlassung aus dem Heeresdienst. Ein Schlaganfall, der ihn betroffen, hatte die Kraft des starken, blühenden Mannes gebrochen. Er sollte sich nicht mehr erholen. Die Versuche, eine Heilung herbeizuführen, hatten keinen Erfolg. Am 5. April 1919 erlöste ihn der Tod von seinen Leiden.

Drechsler war ein ungemein arbeitsfreudiger Mensch und dabei wissenschaftlich gut begabt. Der hervorstechendste Zug seines Wesens war seine glühende, begeisterte Liebe zu seiner schlesischen Heimat, zu ihrer Natur, zu ihrem Volke in allen seinen Äußerungen in Sprache und Lied, Sage und Dichtung, Sitte und Brauch, Glauben und Aberglauben. Schon seit der Studentenzeit lockt es ihn, all diesen Er-



scheinungen wissenschaftlich nachzugehen und während seiner Wanderjahre als Hilfslehrer lernt er einen großen Teil Schlesiens aus eigenster Anschauung aufs genaueste kennen, überall sammelt er unermüdlich volkstümliche Überlieferungen und weiß auch seine Schüler mit bestem Erfolge dazu anzuregen; der deutschen Sprache und Dichtung und Volkskunde widmet er seine beste Kraft und seine ganze reiche literarische Tätigkeit, für die er sich die Zeit mühsam von den starken Anforderungen seiner Berufspflichten abspart.

Schon seine Doktordissertation „Wencel Scherffer von Scherffenstein. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 17. Jahrhundert", die auf seines Lehrers Weinhold Anregung entstanden war und 1886 erschien, hatte ihn auf sein eigenstes Gebiet geführt, dem er sein Leben lang treu bleiben sollte. Während er in dieser Schrift vorwiegend Leben, Persönlichkeit und die literargeschichtliche Stellung dieses seines engsten Landsmannes behandelte — Scherffer war um 1603 in Leobschütz geboren —, beschäftigte er sich in seinem größeren Werke „Wencel Scherffer und die Sprache der Schlesier. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache" (= Heft 11 der von F. Vogt herausgegebenen „Germanistischen Abhandlungen", Breslau 1895) wesentlich mit sprachlichen Fragen und kam dabei zu sehr ansehnlichen Ergebnissen. Denn Scherffer war bis dahin kaum beachtet worden und ist mit seinen Dichtungen, die z. T. rein mundartlich gehalten sind, eine wahre Fundgrube für die Erforschung der älteren schlesischen Sprache. Drechsler gibt in seinem Buche eine Grammatik und ein Wörterbuch seiner Sprache und zieht zum Vergleich in weitem Umfange auch andere schlesische Schriftsteller jener Zeit heran. (Vgl. Mitteilungen II, 44).

Als im Jahre 1894 unsere Gesellschaft gegründet wurde, trat ihr Drechsler, damals Hilfslehrer in Liebenthal, sofort bei, setzte sich mit dem Vorsitzenden, Professor Vogt, in Verbindung und berichtete ihm von seinen Neigungen und seinen reichhaltigen Sammlungen, von denen unsere Mitteilungen fortan häufig Proben brachten, so gleich der erste Jahrgang 1895/96 im ersten Heft die „Sagen vom Wassermann aus der Gegend von Katscher" (S. 25—26 ff.), die „Alb- und Geistersagen aus der Gegend von Leobschütz" (S. 46), die „Streifzüge durch die schlesische Volkskunde" (Heft II S. 22 ff., 45 ff.), „Geistliche Volkslieder aus mündlicher Überlieferung in Katscher (II S. 74 ff. 99 ff.) — 1895 erschien ferner das Büchlein „Albert von Hoditz, der Wundergraf von Roßwald. Ein Lebensbild."





(Leobschütz) und 1896 die Abhandlung „Handwerkssprache und -Brauch“ in den „Beiträgen zur Volkskunde. Festschrift für Karl Weinhold“ (Germanistische Abhandlungen, Heft 12). Die Mitteilungen bringen dann folgende Beiträge: Bd. II, Heft 3 S. 49 ff.: „Ich mag sie nicht“. Bd. III, Heft 5 (1898) S. 49 ff. weitere „Streifzüge durch die schlesische Volkskunde“ (aus Sprottau). Heft 6 (1899) „Des schlesischen Bauern Werkzeug und Hausgerät“ (S. 57 ff.) „Liebesklage“ S. 86 ff. Heft 7 (1900): S. 11 ff: „Schlesisches Kretschamleben“, S. 43 ff.: „Der Zippelpelz“, S. 45 ff.: „Das Rückwärtszaubern im Volksglauben“; S. 61 ff. und 8 (1907), S. 8 ff.: „Beiträge zum schlesischen Wörterbuch“, 8, S. 87 ff.: „Volkstümliche Orts- und Zeitbezeichnung“. — 1901 erschien in der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens Bd. 35 „Pancracii Vulturini Panegyricus, die älteste Landesurkunde Schlesiens“, und in de Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Zaborze „Das Verhältnis des Schlesiers zu seinen Haustieren und Bäumen“, 1902 an derselben Stelle „Mythische Erscheinungen im schlesischen Volksglauben I. Der wilde Jäger und Frau Holle“, 1904 der II. Teil ebenda „Die Druck- und Quälgeister“. 1903 erschien ein Bändchen Gedichte „Heimatlust und Jugendglück“ und der erste Band seines großen, grundlegenden Werkes „Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien“, dem 1906 der zweite folgte (= Schlesiens volkstümliche Überlieferungen, Bd. II, 1 und 2), der erste, vortrefflich gelungene und ungemein wichtige Versuch einer zusammenfassenden Behandlung des weiten Gebietes. (Vgl. die Besprechungen in den Mitteilungen 12, S. 108 und 14, S. 108 ff.)

Die Mitteilungen bringen weiter 1905 Heft 13, S. 63 ff.: „Der schlesische Bergmann unter und über Tage“, 1908 Heft 15, S. 144 ff.: „Breslauer Küchenzettel aus dem Jahre 1732“, Heft 16, S. 60 ff.: „Flurnamen aus dem Kreise Sprottau“, 1907 Heft 17, S. 95 ff.: „Das auslautende -e im Schlesischen“, 18, S. 115 ff.: „Zur Wortbildung im Schlesischen“, 1908, Heft 19, S. 1 ff.: „Die Seele nach dem Tode in der Anschauung des Volkes“. S. 81 ff.: „Schlesiens Vogelwelt in der Sprache und im Glauben der Heimat“, Heft 20, S. 71 ff: „Sprachliche Erstarrungen im Schlesischen“, S. 104 ff.: „Volkslieder“; 1909, Bd. 11 S. 94 ff. „Märchen und Sagen aus Oberschlesien“, S. 99 ff.: „Scherz- und Ernsthaftes über besondere Zusammensetzungen mit aus und be im Schlesischen,“ S. 208 ff.: „Ein alter Vertragsbrauch“, 212 ff.: „Oberschlesisches vom Wassermann“. Dasselbe

Jahr 1909 bringt auch wieder ein Buch „Bergbau und Bergmannsleben in Schlesien. Ein Lesebuch für den schlesischen Bergmann" (Kattowitz), s. Besprechung in den Mitteilungen Bd. 11, S. 218. —

Die Festschrift zur Jahrhundertfeier der Königl. Universität zu Breslau (= Bd. 13 u. 14 der Mitteilungen) enthält S. 648—684 wieder einen wertvollen „Beitrag zum Wörterbuch der schlesischen Mundart: Die Präpositionen im Schlesischen".

Außerdem schrieb er noch einige kleine Besprechungen für die Mitteilungen und die Zeitschrift des Vereins für Volkskunde und gab die Jahresberichte der von ihm geleiteten Schule in Zaborze heraus, in denen die Geschichte seiner bedeutsamen Berufstätigkeit als Schulman enthalten ist.

So hat denn Paul Drechsler Zeit gefunden, neben seiner verantwortungsvollen und anstrengenden Amtsarbeit, die gerade im Industriebezirk mit seinen eigenartigen Verhältnissen nicht immer ganz leicht war, noch eine reiche wissenschaftliche Ernte einzubringen, und es ist ihm in vollem Maße gelungen, das zu erreichen, was er in verschiedenen Vorworten zu seinen Schriften immer und immer wieder betont: der Erforschung und der vertieften Erkenntnis seiner geliebten schlesischen Heimat nach besten Kräften dienen zu wollen. Seine Bücher, Aufsätze und Sammlungen sind und bleiben eine ungemein wertvolle, unentbehrliche Grundlage für alle, die auf dem Gebiete der schlesischen Volkskunde weiter arbeiten wollen, und ein kaum je versagender Führer und Berater für diejenigen, die Belehrung darüber suchen. Die Heimat aber sollte ihm, einem ihrer getreuesten Söhne, die ihr erwiesene Liebe durch ein dankbares und ehrendes Andenken vergelten, und sicherlich wird ihm dieses unsere Gesellschaft bewahren, der er so Vieles gegeben hat.

Breslau. H. Jantzen.



Literatur.

Indische Märchen. Herausgegeben von Johannes Hertel. Die Märchen der Weltliteratur, herausgegeben von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert. Buchausstattung von F. H. Ehmcke.) Jena, Eugen Diederichs. 1917.

Den Märchensammlungen, die wir früher (Band XVIII, S. 229) besprochen haben, reiht sich dieses Werk würdig an. Es enthält Erzählungen der nichtbuddhistischen Inder, übersetzt von einem der besten Kenner indischer Sprache und Literatur. Den Märchen sind Abbildungen beigegeben, die der großen Münchener Mahabharatahandschrift entliehen sind. In einer trefflichen Einleitung unterrichtet uns der Herausgeber über religiöse Anschauungen der Inder und über ihre Auffassung des Märchens sowie über dessen prosaische und strophische Formen. Die Märchen, von denen einige aus der wedischen Literatur, die große Menge aber aus der Sanskritliteratur und der Literatur der Volkssprachen entnommen sind, liegen hier in einer sachlich und stilistisch ausgezeichneten Übersetzung vor. Eine Sammlung buddhistischer Märchen wird vorbereitet.

Siebs.

Heimatblätter. Zeitschrift des Vereins für Glatzer Heimatkunde. Nachdem seit Mai-Juni 1918 alle Mitglieder des Alt-Herren-Verbandes der Glacia der „Vereinigung für Glatzer Heimatkunde" angeschlossen sind, hat auch die Vereinigung den Verlag der „Heimatblätter" übernommen. In einer trefflichen Sondernummer, die am 1. Januar 1919 herausgegeben ist, sind die heimatkundlichen Ziele und Wünsche der Vereinigung ausgesprochen; Studienrat Dr. Maetschke setzt in einem geschichtlichen Vortrage auseinander, wie die Grafschaft deutsch geworden ist, und tritt mit historischer Begründung etwaigen tschechischen Ansprüchen entgegen; Friedrich Graebisch handelt über den sogenannten „Böhmischen Winkel", der im westlichen Teil der Grafschaft die Kirchspiele Lewin und Tscherbeney umfaßt; Rechtsanwalt Boese spricht über die unberechtigten tschechischen Ansprüche auf die Grafschaft, Dr. Futter über ihre geographische Zugehörigkeit zu Deutschland; Amtsgerichtsrat Knittel fordert zu einer allgemeinen Kundgebung und dem Treugelöbnis für die deutsche Sache auf.

Mit den besten Wünschen und Hoffnungen begleiten wir die Arbeiten des „Vereins für Glatzer Heimatkunde"; mögen sie dem wissenschaftlichen Fortschritt der Volkskunde dienen.

Ss.



Guda Obend! Glatzer Volkskalender für das Jahr 1919. Herausgegeben von R. Karger. Mittelwalde. A. Walzel. M. 1,50.

Der neunte Jahrgang des trefflichen Almanachs bringt nach dem eigentlichen Kalender, der auch die Kriegsereignisse des verflossenen Jahres berücksichtigt, mancherlei Unterhaltendes: Erzählungen in Prosa und ansprechende Gedichte in Schriftsprache und in Glatzer Mundart. Bei diesen bedauern wir nur, daß die einsichtigen und trefflichen Vorschläge zur Rechtschreibung von Friedrich Graebisch nicht berücksichtigt worden sind. Von Sonstigem sei der Aufsatz des Professor Klemenz über „Grafschafter Lehrerdichter" (Adam Langer, Hermann Stehr, Paul Frieben, Robert Karger) erwähnt; ferner eine Sammlung von Grafschafter Sprichwörtern und von Pflanzennamen, die Friedrich Graebisch mitteilt; M. Hellmich endlich handelt über „Steinerne Zeugen mittelalterlicher Gerichtsbarkeit in der Grafschaft Glatz." Wir wünschen dem trefflichen Kalender weitere Erfolge. Ss.

Schlesischer Musenalmanach. Begründet und herausgegeben von Wilhelm Wirbitzky. 5. Jahrgang. 2. Vierteljahrsband. Beuthen OS., Verlag von Th. Cieplik 1919.

Der schon im letzten Bande geäußerten Absicht, auch die Kunst der Musik zu pflegen, ist der Musenalmanach treu geblieben: ein „Schlesierlied" von Maria Brugger und ein „Kinderlied" von Bernhard Fischer werden in Wort und Weise mitgeteilt. Unter den Gedichten steht als erstes das bekannte Strachwitz'sche „Der Himmel ist blau"! — es war ein guter Griff, die prächtigen, für unsere Tage so treffenden Verse voranzustellen. Verschiedene literarische Abhandlungen (vor allem eine über Eberhard König, von Treblin) und eine Novelle von Wirbitzky seien besonders genannt. Ss.

Mitteilungen.

Zum 28. Juni 1919.

Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen, seitdem am 28. Juni 1894 in der Universität zu Breslau unsere „Schlesische Gesellschaft für Volkskunde“ gegründet wurde. Eine reiche Zeit segensvoller Arbeit liegt hinter uns. In glücklicheren Tagen, als sie uns jetzt beschieden sind, hätten wir mit stolzer Freude und froher Zuversicht unser Fest gefeiert. Heute, wo das Vaterland darniederliegt und Schlesien von schwerstem Unheil bedroht wird, ist jedem Fühlenden unter uns die Freude genommen; uns bleibt nur die Hoffnung, in weiterer treuer Arbeit erfolgreich im ungeteilten Schlesierlande der Wissenschaft zu dienen.

Am Freitag den 10. Januar 1919 hielt die Gesellschaft in der Universität ihre diesjährige Hauptversammlung ab. Der Vorsitzende, Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Siebs gab zunächst einen Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft im letzten Jahre. Trotz des Krieges ist die Zeitschrift „Mitteilungen“ wie bisher, ja sogar in erweitertem Umfange erschienen; die Sitzungen und Vorträge haben ihren ungestörten Fortgang genommen; die Sammlung der Volkslieder und die Wortsammlung für das Schlesische Wörterbuch sind sachgemäß fortgeführt worden. Nach der Rechnungsablage, die Professor Dr. Hippe für den verhinderten Schatzmeister Dr. v. Eichborn erstattete, wurde auf Vorschlag des Rechnungsprüfers Geh. Regierungsrat Professor Dr. Appel Entlastung erteilt. Bei der dann folgenden Vorstandswahl wurde zum Vorsitzenden gewählt Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Siebs, zu seinem Stellvertreter Geheimrat Hillebrandt, zum Schriftführer Professor Dr. Hippe, zu seinem Stellvertreter Professor Dr. Seger, zum Schatzmeister Dr. Kurt v. Eichborn; weiterhin die Herren Geheimrat Feit, Schrader, Professor Dr. Dr. Kühnau, Olbrich, Klapper, Geheimrat



Jantzen und Kroll. Späterhin ward Taubstummenlehrer Rother in den Vorstand gewählt.

Nach diesem geschäftlichen Teile hielt Dr. Klapper einen Vortrag über „Zauberbücher in Schlesien." Wie aus allen deutschen Gebieten, so sind auch aus Schlesien viele Zauberformeln älterer Zeit überliefert. Wo sie in schriftlichen Quellen erscheinen, ist es bedeutsam festzustellen, wie sich der Schreiber zu seinen Aufzeichnungen stellt, ob er naiv gläubig sie mitteilt, ob er als Geistlicher sie bekämpft usw. Unter diesen Gesichtspunkten wurden als wichtigste Quellen zunächst die Kampfschriften der Kirche besprochen, die uns mit den Zauberformeln bekannt machen, und zwar die sogenannten Summen (Wilhelm von Auvergne), ferner die Aberglaubentraktate, die Beichtbücher und vor allem die für diese Dinge wertvollen Predigten, die gar manche Formeln in der Volkssprache enthalten. Dann kommen als nichtpolemisch die kirchlichen Agenden mit ihren vielen Benediktionen in Betracht. Als halbgelehrte Aufzeichnungen können sodann die Kabbalistik, die Aufzeichnung der Höllenzwänge und ähnlicher Äußerungen des Zaubers gelten. Viel bedeutsamer als alles dieses sind für uns die naiv gläubigen Aufzeichnungen älterer Zeit. So stehen die mittelalterlichen Zaubersprüche vielfach mitten unter Rezeptformeln, teilweise aber auch auf Einbanddeckeln der Handschriften oder am Rande der Seiten nachgetragen. Zusammenhängende Reihen solcher Zauberformeln sind in älterer Zeit selten, finden sich aber später in den Zauberbüchern in Schlesien. Der Vortragende besprach nun eine große Anzahl von handschriftlichen Aufzeichnungen; bei ihnen ist wichtig festzustellen, ob die Zaubersprüche zur Zeit der Niederschrift noch als lebendiger Volksglaube empfunden wurden, oder ob sie uns nur als mechanische Abschriften vorliegen. In den schlesischen Volkssagen spielen nun auch vielfach zusammenhängende Zauberbücher eine Rolle, die gehören aber erst in die neuere Zeit. Der Vortragende legte solche in größerer Zahl vor: verschiedene geschriebene Hefte, die Höllenzwänge zur Geisterbeschwörung enthalten und aus dem 18. Jahrhundert stammen; ferner gedruckte Zauberbücher, die heute noch in Schlesien verbreitet sind, z. B. das sogenannte sechste und siebte Buch Mosis und das ziemlich häufige Albertus-Magnus-Büchlein. Diese Drucke enthalten Formeln für Heil- und Schutzzauber, während Mittel zu schädigendem Zauber in der Überlieferung recht selten sind. Eine reiche Fülle von Stoff legte der Vortragende in seinen dankenswerten Mitteilungen vor, und es ist nur zu wünschen, daß die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde von weiten Kreisen bei der wichtigen Sammlung solchen altertümlichen Brauches unterstützt werde.

Am 21. März 1919 starb der ordentliche Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Breslauer Universität Geh. Regierungsrat Dr. phil. u. Dr. iur. h. c. Otto Schrader. Er war seit langen Jahren Mitglied unseres Vorstandes und hat unserer Gesellschaft durch Vorträge und Schriften wertvolle Mitarbeit geleistet: es sei nur an seinen Aufsatz „Aus griechischer Frühzeit" (Band XIII/XIV, 464 ff.) erinnert, in dem er Schlüsse aus dem homerischen Wortschatz für die Beantwortung ethnologischer Fragen verwandte, sowie auf seine Schrift „Begraben oder Verbrennen". In Otto Schrader haben wir einen bedeutenden Gelehrten verloren; durch sein Werk „Sprachvergleichung und Urgeschichte" war er der bahnbrechende Führer auf dem Gebiete der indo-

germanischen Altertumskunde, der linguistischen Archäologie geworden, auf dem er die Arbeit von Viktor Hehn fortgesetzt und vertieft hatte. Die reichen Ergebnisse seiner Forschungen hat er in dem bedeutsamen und einzigartigen „Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde“ zusammengefaßt. Mögen auch Methodik und letzte Ziele der vergleichenden indogermanischen Altertumsforscher verschieden bewertet werden, so werden doch Schraders Arbeiten durch die Fülle des Stoffes und den Geist der Darstellung ihren hohen wissenschaftlichen Wert bewahren, und die volkstümliche Forschung wird ihnen stets reiche Belehrung und Anregung danken.

Als Mitglieder sind der Gesellschaft beigetreten

in Breslau: August Görlich, Mittelschullehrerin Margarete Doelle. Prokurist Bertrand Deutsch, Universitätsprofessor Dr. Mollison, Rechtsanwalt Dr. E. Bohn, Kandidatin des höheren Lehramts Margarete Glatzel, Oberlehrerin Emma Sonke, stud. phil. Paul Scholz, stud. phil. Herbert Hirschberg, stud. theol. kath. Johannes Kustos, wissenschaftliche Lehrerin Ilse von Falkenstein, stud. rer. pol. Dorothea Kische, Schriftleiter der Breslauer Zeitung Dr. Bodo Langenstraßen, Oberlehrer Dr. Rodehau, Frau Geheimrat Vera Frech, Oberlehrer Dr. Paul Oczipka, stud. phil. Kurt Zarnewski, Evangelisches Konsistorium der Provinz Schlesien, Fabrikbesitzer W. Neumann, Frl. Magdalena Stephan.

von auswärts: Katholische Kreislehrerbibliothek in Wohlau, Erzpriester Völkel in Deutschkamitz, Kreis Neiße, Schriftsteller Wilhelm Müller-Rüdersdorf in Charlottenburg, wissenschaftliche Lehrerin Else Sonntag in Oswitz, Lehrer und Kantor Moritz Maier in München, Rittergutspächter Wilhelm Scheller in Kammendorf bei Canth, stud. phil. Gerhard Klein in Langenbielau i./Schl., Dr. med. Avenarius in Meißen, Provatdozent Dr. Klose in Hirschberg, Amtsrichter Joksch Ditze in Prausnitz Bez. Breslau, Dr. Hans Bächthold in Basel, Kaplan Kurt Zimmermann in Albendorf, Kreis Neurode, Volksschullehrer Alfons Perlick in Rokittnitz, Kr. Beuthen O./S., Schriftstellerin Magdalene Stahn in Faulbrück bei Reichenbach in Schles., Lehrer und Organist Joseph Rücker in Camenz, Lehrer Heinrich Gabriel in Schweidnitz.

Alle diejenigen, denen es gegeben ist, in jetziger Zeit für die Aufzeichnung von **Soldaten-** und Kriegsliedern zu wirken, bitten wir, der Bestrebungen unserer Gesellschaft zu gedenken. Wort und Weise in allen ihren Besonderheiten und Abweichungen sind für die Volksliedforschung wichtig. Auch bemerkenswerte Erlebnisse und Erfahrungen in Freundes- und Feindesland bergen manche volkskundlich wertvollen Dinge; und für Sammlung und Mitteilung solcher Erinnerungen, mögen sie Sitte und Brauch, Volkslied oder Mundart betreffen, wissen wir Dank.

Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, gegründet im Jahre 1894, verfolgt den Zweck, der Wissenschaft der Volkskunde zu dienen und das Interesse für volkstümliche Überlieferungen zu beleben und zu pflegen; auch will sie möglichst alles, was sich von solchen Überlieferungen in Schlesien erhalten hat, sammeln.

Der Eintritt in die Gesellschaft erfolgt durch Anmeldung bei dem Schatzmeister Dr. **Kurt von Eichborn**, Bankier, Breslau, Blücherplatz 13 II. oder bei dem Schriftführer **Direktor der Stadtbibliothek Professor Dr. Max Hippe**, Breslau, Brandenburgerstr. 48.

Der Vorstand besteht aus folgenden Herren:

Vorsitzender: Universitätsprofessor Geheimer Regierungsrat Dr. Theodor Siebs.

Stellvertreter: Universitätsprofessor Geheimer Regierungsrat Dr. Alfred Hillebrandt.

Schriftführer: Direktor der Stadtbibliothek Professor Dr. Max Hippe.

Stellvertreter: Direktor am Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altertum Prof. Dr. Hans Seger.

Schatzmeister: Dr. Kurt von Eichborn.

Kgl. Gymnasialdirektor Geheimer Studienrat Professor Dr. Paul Feit.

Oberlehrer Professor Dr. Karl Olbrich.

Oberlehrer Dr. Josef Klapper.

Oberlehrer Professor Dr. Richard Kühnau.

Provinzialschulrat Geh. Reg.-R. Dr. Hermann Jantzen.

Universitätsprofessor Geheimer Regierungsrat Dr. Wilhelm Kroll.

Taubstummenlehrer Karl Rother.

Schluß der Schriftleitung: 20. September 1918.

Buchdruckerei A. Favorke, Breslau II.

